

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden

beschreibende Statistik

Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Heidelberg - (Kreis Heidelberg)

Oechelhäuser, Adolf

Tübingen, 1913

Heidelberg

[urn:nbn:de:bsz:31-330185](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-330185)

Grabplatte Im Chor eine einfache *Grabplatte* mit einem Kreuz in der Mitte.
 Fachwerkhäuser Der Ort besitzt eine Anzahl alter kunstloser, aber recht malerischer *Fachwerkhäuser*, unter denen das Haus Nr. 18 vom Jahre 1665 eines der ältesten zu sein scheint. Das in der Nähe des Rathauses befindliche Haus ist laut Inschrift am Eckposten 1763 erbaut worden.

In dem erstgenannten Hause befindet sich eine Ofenplatte mit der üblichen Darstellung der Hochzeit zu Kanaan vom Jahre 1601, eine andere im Hause Nr. 42.

Das Haus Nr. 21 trägt folgende Inschrift:

ALLES ALLES WAS WIR SEHEN
 DAS MVS FALLEN VND VERGEHEN
 WER GOTT FVRCHT WIRD EWIG STEHN.

An der Scheuer bei der Kirche steht:

17 IOHANNES REIBOLTD 58

Ruine Oberhalb Heddesbach finden sich die Überreste der ehemaligen *Harfenburg*, welche von der erwähnten, nach dieser Burg benannten Seitenlinie der Herren von Neckarsteinach gegründet worden ist. Nur noch Trümmerhaufen und Erderhöhungen sichtbar.

HEIDELBERG



Fig. 49. Ältestes Siegel der Stadt Heidelberg.

A. DIE STADT

(Die erst unlängst eingemeindeten Orte Handschuhsheim und Schlierbach sind gesondert aufgeführt und beschrieben.)

Schreibweisen: Heidelberch, Heidelberg oder Heidelberg 1196, 1217, 1218, 1234, 1254, 1279, 1284, 1338 etc. etc.; Haydilberg 1282; Haidelberch 1284, 1320 etc.; Heidelberg 1305.

Quellen und Literatur: Die Quellen und die äußerst umfangreiche Literatur zur Topographie und Geschichte der Stadt Heidelberg und deren Umgebung finden sich

im II. Band der Badischen Bibliothek, bearbeitet von O. Kienitz und K. Wagner, Literatur der Landes- und Volkskunde des Großherzogtums Baden (Karlsruhe 1901), von S. 370 bis 389 verzeichnet. Anstatt hier eine Wiederholung oder eine auszugsweise Aufzählung der Hauptwerke zu geben, sind die für die einzelnen Abschnitte, Ereignisse und Gegenstände hauptsächlich in Betracht kommenden Quellen und Arbeiten jedesmal an den betreffenden Stellen angeführt. Hierbei kommt auch die neueste Literatur, die in dem obengenannten, am 1. Januar 1900 abgeschlossenen Literaturwerke noch nicht enthalten ist, zur Berücksichtigung. Ebensowenig kann eine Aufzählung der alten Ansichten der Stadt hier angebracht erscheinen. Kienitz und Wagner haben auch hierfür den Versuch eines Verzeichnisses unternommen (a. a. O. S. 389 ff.), aber gerade dessen Unzulänglichkeit läßt die Schwierigkeiten erkennen, die sich einer einigermaßen vollständigen Aufzählung entgegenseetzen.

Erklärung der Abkürzungen:

- Adamus, Apographum = Apographum Monumentorum Heidelbergensium . . . Anno MDCXII Heidelbergae. In officina Andreae Cambierii. Als Verfasser unterschreibt die Dedicatio: Haidelb. prid. cal. Septemb. 1612 Melchior Adamus.
- Fundstätten und Funde = Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, von E. Wagner mit Beiträgen von F. Haug, II. Teil, Tübingen 1911.
- GLA. = Großherzogliches General-Landes-Archiv zu Karlsruhe.
- Heidelberger Festchronik = Ruperto-Carola, illustrierte Fest-Chronik der V. Säkularfeier der Univers. H., Heidelberg 1886.
- Mitteilungen des Schloßvereins = Mitteilungen zur Geschichte des Heidelb. Schlosses, herausgeg. vom Heidelberger Schloßverein, Heidelberg 1886 ff.
- Neues Archiv = Neues Archiv f. d. Geschichte d. Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz, im Auftrage des Stadtrats und der Kommission für die Geschichte der Stadt herausgeg. von Albert Mays und Karl Christ, Heidelberg 1890 ff.
- Oberrheinische Zeitschrift = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.
- Pfälzer Regesten = Regesten der Pfalzgrafen vom Rhein I (1214 bis 1400), bearbeitet von A. Koch und J. Wille, Innsbruck 1887 bis 1890.
- Pfaff, Heidelberg = Heidelberg und Umgebung, von Dr. Karl Pfaff, Heidelberg 1. Aufl. 1897, 2. Aufl. 1902, 3., umgearbeitete Auflage besorgt von Rudolf Sillib 1910.
- Winkelmans Urkundenbuch = Urkundenbuch der Univers. H., herausgeg. von E. Winkelmann, 2 Bände, Heidelberg 1886.
- Wirths Archiv = Archiv f. d. Geschichte der Stadt Heidelberg, Heidelberg 1. Jahresband 1868, 2. Jahresband 1869, 3. Jahresband, Heft 1 und 2, 1870.
- Wundt = F. P. Wundt, Geschichte und Beschreibung der Stadt H., Band I Mannheim 1805.

Heidelbergs Ursprung und Aufbau

von R. Sillib.

Heidelbergs Name erinnert an die grünen Wälder seiner Berge. Heidenberg mag er ursprünglich gelautet haben, kaum in Anlehnung an die Heiden, die vorgeschichtlichen Bewohner der Gegend, vielmehr an die Heide, die einst hier Berg und Tal bedeckte. Seit der Mitte des 15. Jhs. ist die volksetymologische Deutung nachweisbar, als hätte die Heidelbeere der Stadt den Namen gegeben. Humanisten und Poeten, zuerst Peter Luder und ein gut Jahrhundert später Paulus Melissus, erkannten der Heidelbeere diesen Preis in wohlgefügteten lateinischen Versen zu. Auch im Volksbewußtsein fand die

Beziehung zur Heidelbeere mancherlei Ausdruck. In einem Spottlied auf die Aufforderung Tillys, im Herbst 1622 die Stadt zu übergeben, heißt es:

»Also trag ich noch mit Ehren,
Es sey euch lieb oder leyd,
Über mein Jungfräwlichen Kleyd
Ein Kränzlein von Heydelbeeren.«

Sicher ist so viel, daß die Farben der Stadt im Zusammenhang mit diesen Erklärungen stehen. Ganz neuerdings ist darauf hingewiesen worden, daß das St. Galler Wappenbuch von 1488 das Heidelberger Wappen in gespaltenem Schild überliefert, den Pfälzer gelben Löwen mit roter Zunge und Krallen auf schwarzem Feld und daneben an Stelle der pfälzisch-bayerischen blauweißen Rauten merkwürdigerweise solche in grün und weiß. Grün war neben gelb die charakteristische Stadtfarbe, die Farbe von Heidelbergs Wäldern.

Ihr eigenartiges Gepräge geben unserer Gegend zwei Berge: der Heiligenberg und der Königstuhl. Sie beherrschen nicht nur das Landschaftsbild, sie sind auch die Mittelpunkte ihrer frühesten historischen Entwicklung geworden. Weisen die Denkmäler des Heiligenbergs in die graue Vorzeit und in die Frühzeit kirchlich-klösterlichen Lebens, so leiten die Burgen der Vorberge des Königstuhls, des kleinen Gaisberges und des Getten- oder Jettenbühls zur Entstehung des Gemeinwesens an ihrem Fuß, zur Geschichte Heidelbergs über. Beide Berge stehen als Wahrzeichen an der Ausmündung des Neckartales in die Ebene, als Rückhalt einer geradezu idealen Siedelstätte, deren Bedeutung schon Sebastian Münster in seiner 1550 zuerst erschienenen Kosmographie richtig eingeschätzt hat. Er sagt: *„dise hoffstat ist gar ein lustig ort, do der Necker auß den hohen bergen auff die ebne hārauß laufft, vnd darumb zu glauben ist, daß sie nie on menschlich wonung gewesen sey, die weil Teutschland von den menschen bewonet ist.“* Diese auf Grund der natürlichen Lage ausgesprochene Überzeugung Münsters ist durch die wissenschaftlichen Untersuchungen und Ergebnisse der beiden letzten Jahrzehnte genugsam erwiesen worden.

In altdiluvialen Schichten der weiteren Umgebung sind Reste des ältesten bis jetzt bekannten Menschentypus gefunden worden. Denkmäler jüngerer Stufen menschlicher Entwicklung sind zahlreich am Ausgang des Neckartales, wo die Berge in fruchtbaren Lösshängen zur Ebene abfallen, nachgewiesen worden. Namentlich an den Hochgestaden des Neckars darf verhältnismäßig starke Besiedelung angenommen werden. Reiche Funde zeigen, daß hier seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. keineswegs mehr ein nomadisierendes Geschlecht wohnte, das nur durch Jagd seinen Lebensunterhalt erkämpfte, dem vielmehr schon Viehzucht und Ackerbau wohl vertraut war. Diese Steinzeitbauern fertigten mit großer Gewandtheit ihre steinernen Waffen, auch Schmuck, sie spannen und woben buntfarbiges Gewand. An der verlängerten Mönchhofstraße wurde in der Nähe des Neckars ein ganzes Töpferlager mit einer unendlichen Menge von Scherben dieser Epoche aufgedeckt, deren lineares Ornament von hochentwickeltem Formensinn zeugt.

Es geht nicht an, hier im einzelnen auf die wertvollen Ergebnisse der von Karl Pfaff im Auftrag der städtischen Verwaltung in den Jahren 1899 bis 1907 durchgeführten Grabungen einzugehen, es soll nur erwähnt werden, daß Heidelbergs alter Kulturboden den Beweis ununterbrochener Besiedelung restlos erbracht hat. Bedeutsame

Zeugnisse der Bronzezeit aus Brand-, aber auch Skelettbestattungen, weniger der Hallstattperiode, reichliche Funde der La-Tène-Stufe, Reste des stolzen Kulturbesitzes der Römer wie die eiserne Wehr ihrer Überwältiger, der Germanen, füllen die Schränke der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung der Städtischen Sammlungen. Eindringlicher redet zu uns von dem Werden und Vergehen aller dieser Völker das unvergleichliche Freiluftmuseum unserer Stadt, der Heiligenberg, vor allem seine in ihren Trümmern noch monumentalen Ringwälle und Ringmauern. In doppelter Umwallung, eine hervorragende vorgeschichtliche Feste bildend, umgeben sie die beiden Bergeskuppen. Das heute noch sichtbare Geröll ihrer Walkörper war einst zu einer Trockenmauer geschichtet, die um die Wende des 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. von einem Volksstamm der ältesten Hallstattzeit erbaut wurde. Die fester gefügten Mauern des vorderen Heiligenberges, unter deren Fundamenten ebenfalls Hallstattscherben zutage traten, gehören der La-Tène-Epoche an und erweisen sich damit als keltisches Bauwerk. Als letztes Reduit war seit grauer Vorzeit, seit dem 3. Jahrtausend v. Chr., die Kuppe des hinteren Heiligenberges besiedelt, deren südlicher Abhang durch doppelten Wall gesichert war. Grabungen Max Wippermanns haben hier oben Scherben aller Kulturstufen von der jüngeren Steinzeit in ununterbrochener Folge bis zum späten Mittelalter ergeben. Nur in Zeiten der Not scheinen die Wälle den Bewohnern der Ebene mit ihren Herden ursprünglich zur Zuflucht gedient zu haben; erst die Kelten mögen, wie die in regelmäßigen Abständen nachweisbaren Wohngruben zeigen, dauernd hinter den schützenden Wällen gewohnt haben. Hauptsiedlungsstätte blieb dennoch das Keltendorf unten in Handschuhshheim, wenn auch die Rückzugsmöglichkeit in die Bergbefestigungen zunehmende Bedeutung gewann.

Wandernde Cimbern und Teutonen beunruhigten das Land; bald folgten andere deutsche Stämme von Norden und drängten endgültig die keltischen Helvetier nach Süden ab. Dauern vermochten auch diese Germanen sich hier nicht als Herren zu halten. Um die Mitte des 1. Jhs. n. Chr. erscheinen römische Legionare an den Abhängen des Odenwaldes; wenige Jahre später gehört unsere Gegend zur römischen Provinz Germania superior. Die deutschen Neckarschwaben — es ist auch anzunehmen, zurückgebliebene Reste der keltischen Bevölkerung — erliegen dem übermächtigen Einfluß der Römer. So vereinigte die allerdings nicht unbestritten überlieferte civitas Sueborum Nicretum in sich neben dem römischen gallo-germanische Kulturelemente.

Unterhalb der heutigen neuen Brücke erstet auf dem rechten Neckarufer ein römisches Auxiliarlager, dessen strategische Bedeutung am Kreuzungspunkt von fünf wichtigen Militärstraßen wie als Sperrfort des Tales deutlich gekennzeichnet ist. In unmittelbarer Verbindung mit diesem Neuenheimer Kastell wird alsbald eine feste Neckarbrücke mit einer Neptunkapelle gebaut; nordöstlich auf dem Gelände an der heutigen Ladenburger Straße bildet sich ein Lagerdorf mit lebhaftem Verkehr, in dem Römer, romanisierte Kelten und Germanen friedlich nebeneinander wohnen. Eine rein bürgerliche, römische Niederlassung ist auch jenseits des Kastells nachgewiesen. Oben auf der Höhe des Heiligenberges erhebt sich, wo einst die Kelten ihren Visucius und die deutschen Stämme Wotan im heiligen Hain verehrt, vermutlich unter dem Schutz eines Wachtpostens ein römischer Merkurtempel; zahlreich aufgefundene Votivsteine, darunter auch ein Jupiteraltar, zeugen von der dauernden Bedeutung der alten Kultstätte. Aber auch unten am Fuß des Berges entsteht ein Heiligtum. Im Dämmerchein einer Höhle vereinigten sich hier die Gläubigen »des unbesiegtens Gottes« zu feierlichen Mysterien des persischen

Lichtgottes Mithras. Die Denkmäler dieses Neuenheimer Mithräums, viele aufgedeckte Grab- und Votivsteine, namentlich auch die Trümmer eines monumentalen Grabmals vom nahen Rohrbach, künden heute noch von der Kunstfertigkeit der römischen Steinmetzen.

Auch diese Kultur sank dahin, seit dem 3. Jh. mehr und mehr von Barbaren, landsuchenden alamannischen Stämmen bedroht und größtenteils vernichtet. Nach kurzer Besetzung der Neckarlandschaft erliegen die Alamannen den von Westen machtvoll vordringenden Franken und werden, wie einst die Kelten, gezwungen, südwärts auf die schwäbisch-schweizerische Hochebene zu flüchten. Reste alamannischer Bevölkerung scheinen sich gleichwohl hier gehalten zu haben; ihre Spuren lassen sich heute noch im Handschuhsheimer Dialekt nachweisen. Daß sogar römischer Einfluß nicht völlig erloschen war, ergeben die Funde der fränkischen Reihengräber bei Kirchheim und des kleineren Gräberfeldes am Hainsbachweg bei Handschuhsheim, deren älterer Bestand Anklänge an spätrömische Formen und deshalb vielleicht noch alamannischen Ursprung verrät. Meist auf dem Boden der alten Siedelstätten entwickeln sich nun die Frankendörfer, deren Namen uns zuerst die Lorscher Geschichtsquellen überliefern: Handschuhsheim seit 752, Neuenheim seit 765, Bergheim seit 769.

Als neue Kulturmacht war mit den fränkischen Eroberern die christliche Lehre eingezogen. Zentrale Bedeutung für die früheste kirchliche Entwicklung unserer Gegend gewann das 764 von der Gräfin Williswind auf einer Weschnitzinsel gestiftete Benediktinerkloster Lorsch. Weit und breit sicherte es sich durch Kirchengründungen und kolonisationsartige Tätigkeit für die ersten Jahrhunderte seines Bestehens eine beherrschende Stellung, so voran in Handschuhsheim, das in enges Patronatsverhältnis zu ihm tritt. Gleich dem Kloster war seine schon 765 genannte Kirche dem hl. Nazarius geweiht. Unmittelbaren Einfluß auf unsere nächste Umgebung gewann die mächtige Abtei durch ihre Klostergründung auf dem Heiligenberg. Nachdem Kaiser Ludwig der Deutsche i. J. 882 aus seinem Königsgut die obere Fläche des Berges, dazu sonst noch reichlich Land verliehen, errichteten die Söhne Benedikts an der Stelle, wo die versunkenen und umgestürzten Altäre an heidnische Dämonen erinnerten, eine Kirche zu Ehren des streitbaren Helden des deutschen Volkes S. Michael. Die Klosteranlage war im wesentlichen schon kurz vorher unter dem Lorscher Abt Thiotroch (863 bis 875) vollendet worden. Offenbar nach dem Vorbild des Benediktinermutterklosters von Monte Cassino gründete das Michaelskloster zwei Jahrhunderte später, i. J. 1094, auf der Kuppe des vorderen Heiligenberges ein den Heiligen Stephanus und Laurentius geweihtes Tochterkloster. Beide Klöster erreichten nur lokale Bedeutung; nur das Michaelskloster entwickelte sich im Mittelalter zum vielgesuchten Wallfahrtsort; vor allem am Allerheiligentag zogen Prozessionen die uralten Wege hinauf zum weit in das Land hinausschauenden Heiligtum. Eine weitere Lorscher Klostergründung, die Erbauung von Stift Neuburg im Neckartal, erfolgte um das Jahr 1130; ursprünglich Benediktinerkloster, wandelte es Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen 1195 in ein Nonnenkloster derselben Regel um. Doch der Glanz der einst so blühenden, nun alternden Mutterabtei war verblichen.

Es war eine andere Macht, die von jetzt an in kirchlicher wie wirtschaftlicher Beziehung unsere Gegend zu beherrschen berufen war, der Bischof von Worms, namentlich seitdem Kaiser Heinrich II. i. J. 1011 Bischof Burkhard I. mit dem Lobdengau vom Rhein bis in die Gegend von Eberbach a. N. beschenkt hatte. Wieder war es eine Kloster-

gründung, durch die nun das Hochstift sich Einfluß zu sichern wußte. Auf der schönen Aue im Steinachtal stiftete Bischof Burkhard II. i. J. 1142 ein Kloster. Unter der Führung eines Abtes sandte das Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau zwölf Mönche zu seiner Begründung. Schon wenige Jahrzehnte später stand Schönau auf hoher Entwicklungsstufe in vielfachen Beziehungen zum politischen Mittelpunkt der Gegend, zur jungen Stadt Heidelberg. Die Pfalzgrafen wurden Vögte des Klosters und fanden in dieser frühen Zeit dort ihre Begräbnisstätte.

Die geistlichen Burgen S. Michaels und der heiligen Märtyrer Stephanus und Laurentius auf dem Heiligenberg haben wir festgestellt. Jenseits des Tales deckten die Berge damals noch tiefe Waldungen. Nun entstand — wann, ist unbekannt — auch am Nordabhang des Königstuhls, auf der Höhe des Kleinen Gaisbergs, eine vermutlich vom Hochstift Worms erbaute Burg zur Beherrschung des uralten Plättelsweges und der Straße, die vom Elsenzgau über die Paßhöhe des Berges zum Klingenteich herunter an das Neckarfahr führte. Wormser Dienstmannen werden zunächst hier oben gesessen haben. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß mit der Burg gleichzeitig eine bürgerliche Niederlassung geplant war, so steht die bald aufblühende Siedelung unten im Tal in ursächlichem Zusammenhang mit jener. Über ihre Entstehung sind wir nicht unterrichtet; erstmals erwähnt wird Heidelberg i. J. 1196, in einer Urkunde des Pfalzgrafen Heinrich für das Kloster Schönau, in deren Zeugenreihe ein Cunradus plebanus in Heidelberg erscheint. Es steht also fest, daß damals in Heidelberg ein Leutpriester seines Amtes waltete, ohne Zweifel in der Peterskirche, der Tochterkirche der Pfarrkirche des nahen Bergheim, wie Maximilian Huffschild nachgewiesen hat. Diese Tatsache ist entscheidend für den Ursprung unserer Stadt. Es waren wohl Fischer und Schiffer von Bergheim, die sich hier unter dem Schutz der Wormser Burg auf eigenem Grund und Boden angesiedelt hatten. Denn »die Bergheimer Mark lag nicht etwa nur in der Ebene, sondern umfaßte auch einen Teil des ‚Gowinberches‘, d. h. des zwischen Heidelberg, Nußloch und Neckargemünd liegenden Gebirgszuges des Odenwaldes, woran noch der Name des am südöstlichen Abhange befindlichen Dorfes Gaiberg erinnert«. An eine Stadtgründung durch die Pfalzgrafen ist nicht zu denken. Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen, der Halbbruder Kaiser Barbarossas, mag als Klostersvogt von Schönau gewiß gelegentlich in unserer Gegend gewelt haben, urkundlich ist er für Heidelberg nicht nachzuweisen; er stirbt und findet in Schönau seine Ruhestätte ein Jahr bevor uns der Name Heidelbergs 1196 entgegentritt. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb die alte Peterskirche, die spätere »parochialis ecclesia sancti Petri extra muros« nicht innerhalb der doch wohl erst von den Pfalzgrafen errichteten Stadtmauer läge, wenn sie nicht schon vor deren Erbauung gestanden hätte.

So reihte sich den alten Siedelungsstätten am Abhang des Odenwaldes zur Ebene eine neue im Tal an, die bald die Frankendörfer der Bergstraße überflügeln sollte. Die wachsende Bedeutung des jungen Gemeinwesens kam in seiner kirchlichen Organisation deutlich zum Ausdruck. An Stelle des plebanus, des Leutpriesters in Heidelberg, wird seit 1223 ein archipresbyter (Dekan) genannt, Beweis genug, daß die Peterskirche von ihrem Filialverhältnis zur Bergheimer Mutterkirche entbunden war. Auch ihre politische Unabhängigkeit von Bergheim muß wohl schon damals die junge Gemeinde erreicht haben durch Abgrenzung ihres Gebiets durch den »alten Graben«, die Linie, die heute die Sophienstraße zieht. Die Heidelberger Gemarkung bestand somit ursprünglich nur

aus der eigentlichen Stadt und dem westlich davon bis zum »alten Graben« sich erstreckenden Gelände.

Unter dem Schutz der Wormser Burg war die Stadt entstanden, in ihre Befestigungen ist sie zunächst offenbar nicht mit einbezogen worden. Die Stadtmauern sind vermutlich erst nach der i. J. 1225 vollzogenen Belehnung Herzog Ludwigs von Bayern mit Burg und Burgflecken in Heidelberg durch Bischof Heinrich von Worms gebaut worden. Welche der beiden erstmals i. J. 1303 genannten Burgen die ältere ist, die obere auf der Höhe des Kleinen Gaisberges oder die untere auf dem Jettenbühl, unser heutiges Schloß, ist mit völliger Sicherheit nicht nachzuweisen trotz der Aufdeckung der Fenstergruppe mit spätromanischem Gepräge in der östlichen Giebelmauer des Friedrichsbaues und des damit erbrachten Beweises für die Existenz eines Bauwerkes aus dem beginnenden 13. Jh. an diesem Ort. Dieser Tatsache steht gegenüber, daß die Erbauung einer zweiten Burg erst zwischen 1294 und 1303 urkundlich festzulegen ist. Die auffallende Verschiedenheit der monumental und archivalischen Urkunden wird aufgehoben, wenn die i. J. 1897 aufgedeckte Fenstergruppe nicht einem profanen, vielmehr einem kirchlichen Bauwerk zuerkannt werden könnte. In diesem Zusammenhang gewinnt eine wenig beachtete Stelle der Annalen des gelegentlich freilich mit Vorsicht aufzunehmenden Hubert Thomas Leodius an Bedeutung. Thomas erzählt, er selbst habe noch die Trümmer der Jettakapelle gesehen, an deren Stelle Kurfürst Friedrich II. den »neuen Hof« erbaut habe. So ist die Annahme, die Fenster gehörten letzten Endes einer alten Kapelle an, nicht abzuweisen. Schließlich darf noch daran erinnert werden, daß auch anderwärts die höher gelegenen Burgen älteren Ursprungs als die tiefer gelegenen sind, daß seit dem Beginn des 16. Jhs. die obere Burg in den Quellen als das »alte Schloß« bezeichnet wird.

Wie die untere Burg allmählich zur wohlbefestigten und prunkvollen Residenz der Pfalzgrafen und Kurfürsten der rheinischen Pfalz herangewachsen ist, zu dem Bild, vor dessen künstlerischem Eindruck und Stimmungswert wir heute bewundernd stille stehen, dies festzustellen bleibt der beschreibenden Darstellung der Kunstdenkmäler vorbehalten. Im engen Rahmen dieser einleitenden Bemerkungen ist es auch ausgeschlossen, entwicklungsgeschichtlich die Geschehnisse des Schlosses, der Stadt und Universität zu verfolgen. Es sei nur der Versuch gemacht, das Stadtbild im Wandel der Zeiten in knappen Strichen hier festzuhalten und jeweils die geschichtlichen Bedingungen des Wachstums und des Niedergangs der Stadt wenigstens anzudeuten.

Den Ausgangspunkt zur Betrachtung der mittelalterlichen Stadt mag die erste topographisch wertvolle Abbildung von Heidelberg, der große Holzschnitt in Sebastian Münsters Kosmographie von 1550, liefern (s. Fig. 50). In sicheren Umrisslinien beschreibt er das von Norden gesehene Stadt- und Landschaftsbild, getreu seiner Vorlage, »wie sie der hochgeboren und durchleuchtigst Fürst und Herr, Herr Otthenrich Pfaltzgrave bey Rhein zu eim Gezierd« des Werkes Sebastian Münster »gantz gnediglich zugeschickt hat«. Hoch oben am Berg liegt das durch Blitzschlag i. J. 1537 zerstörte Schloß in Trümmern. Lichte Kastanienwaldung zieht den Berghang herunter zum unteren Schloß. Es sind unruhig gedrängte Linien, denen wir hier folgen. Wichtige Mauern, niedere feste Türme, überragende Wohnbauten zeigen, daß die pfalzgräfliche Residenz keine planmäßige Burganlage war, daß schon Geschlechter an ihr gebaut. Einheitlich liegt die Altstadt vor uns, durch Fluß und Berg eingeeengt, ein typisches Bild der Abgeschlossenheit einer mittelalterlichen, von festem Mauerring umschlossenen Stadt. Ein Gewirr von

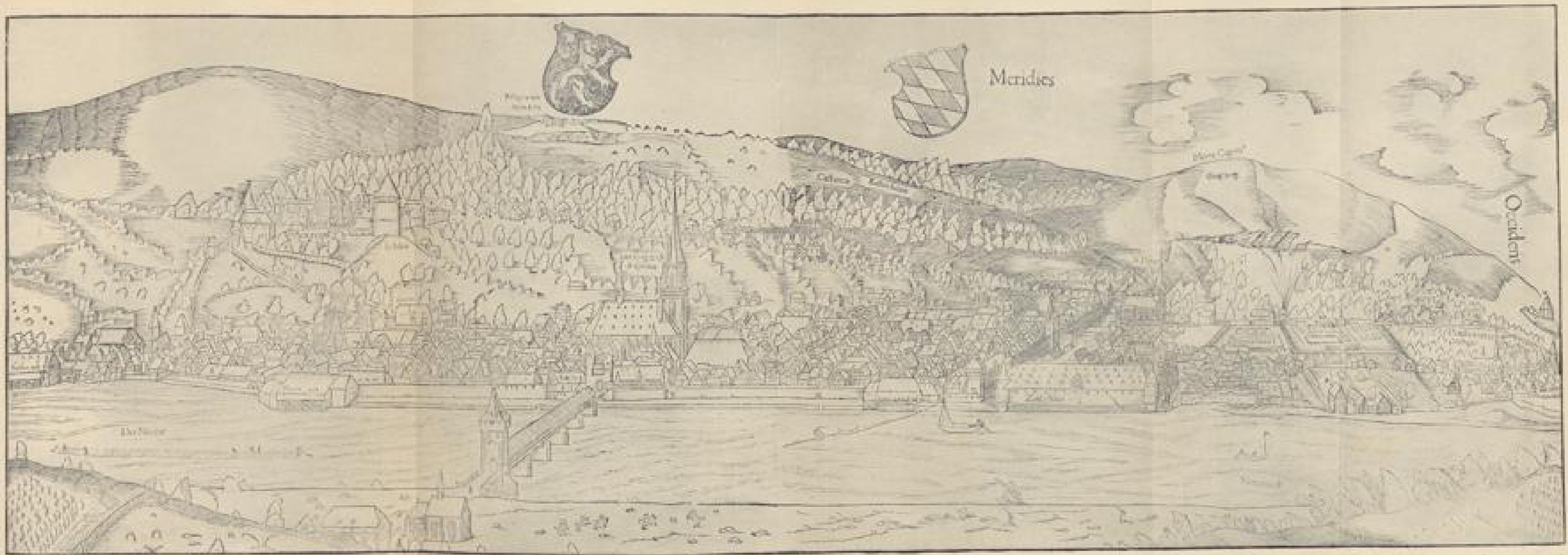


Fig. 10. Stadt von ...
 von ...

Badische Landesbibliothek



engen Häusern und Gassen, geradezu dramatisch bewegt erscheint auf den ersten Blick der Grundriß der Stadt. Und doch erweist er sich von seltener Regelmäßigkeit. Das Straßennetz ist bedingt durch die Obere (Haupt-) Straße und die Untere Straße, die, dem Durchgangsverkehr dienend, notwendig der Richtung des Tales zu folgen hatten; sie bilden das Rückgrat der Stadtanlage und nehmen die ausnahmslos von Nord nach Süd orientierten Seitengassen rechtwinkelig auf. Vom Klingenteich die heutige Grabengasse und Marstallstraße herunter zieht in gerader Richtung die Stadtmauer und vor ihr her der breite Graben. Feste Türme, das Klingentor, der gleichzeitig als Gefängnis dienende Diebs- oder Hexenturm, am Ende der damaligen Hauptstraße der ursprünglich Speierer Tor genannte Mittelorturm, unten an der Mantelgasse der Frauenturm schließen die Stadt nach Westen, ihrer Hauptangriffsseite, wirksam und wuchtig ab. In scharfem Eck wendet sich hier die schon für das Jahr 1235 bezeugte Mauer talaufwärts nach Osten, nur durch das Judentor und das von Doppeltürmen flankierte Brückentor unterbrochen bis zum Tränktor und Leyertor, von dort im Bogen am Neckarmünzgräßchen hinauf zum Oberen Tor der Hauptstraße und zu ihrem Ende, zum späteren Pulverturm am Berg. Die südliche Stadtseite bleibt zunächst unbefestigt, ihre natürliche Grenze bildet der Berg, ihren Schutz die obere Burg.

Unabhängig von der Bürgerstadt im Tal entstand im 14. Jh. im Zusammenhang mit der Erbauung des unteren Schlosses die Bergstadt. »Die vor dem Berge zu Heidelberg« hatten sich am westlichen Abhang des Schloßberges angesiedelt und als sogenannte »arme Leute« unter den Schutz der Burg gestellt als eigene, von der Gerichtsbarkeit der Stadt freie Gemeinde. Ihr Gerichtsherr war der Pfalzgraf, später als dessen Vertreter der Obristburggraf. Ein Rathaus, in den letzten Jahren ihres Bestehens, vor ihrer Auflösung i. J. 1743, die Führung eines eigenen Gerichtssiegels weisen deutlich genug auf die politische Selbständigkeit der Berggemeinde. Heute erinnern noch die steinernen Rechtsdenkmäler ihres Rathauses in den Städtischen Sammlungen an die Eigenart dieser mit allerlei Freiheiten ausgestatteten Gemeinde der Hofbediensteten. Beil und Hand warnten jeden, im Bereich der Burgfreiheit den Frieden zu brechen. Auch durch die scharfe Abgrenzung gegen die Talstadt fand die Selbständigkeit der Schloßberggemeinde deutlichen Ausdruck. Mauer und Graben an Stelle der heutigen Zwingerstraße, am Südeinde der Kettengasse das Marckbronner- oder Kettentor, am westlichen Ende des Schloßberges der starke Keltorturm bildeten die Grenze der beiden Städte.

Die Ausdehnung der Altstadt und Bergstadt bot hinreichende Entwicklungsmöglichkeiten bis gegen das Ende des 14. Jhs. Noch zur Zeit des Kurfürsten Ruprecht I. (1353 bis 1390), des eigentlichen Begründers des pfälzischen Kur- und Kulturstaates, des weitschauenden Gründers der Universität (1386), schien die Stadt zu genügen. Schon wenige Jahre nachher, offenbar unter der Einwirkung der aufblühenden Universität, wurde indessen, und zwar aus den Reihen der Bürgerschaft, der Wunsch nach Ausdehnung laut, so daß Kurfürst Ruprecht II. auf eine Erweiterung des Stadtgebietes Bedacht nehmen mußte. Er vereinigte i. J. 1392 die Bergheimer Mark mit dem Heidelberger Stadtgebiet in der Weise, daß er die Bewohner Bergheims zum Aufgeben ihres Dorfes zwang und ihnen zwischen der Altstadt und der bisherigen Grenze, dem »alten Graben«, unter Gewährung von Steuererlaß Gelände zur Ansiedlung überließ. So entstand die »neue Stadt«, die bald darauf als die Vorstadt bezeichnet und durch Überbrückung des Grabens und Fortführung der Hauptstraße mit der Altstadt verbunden wurde. In

ihr Verteidigungssystem wurde die Vorstadt sofort einbezogen durch Erbauung einer Mauer nach Süden, die vom Friedhof der Peterskirche auf der Nordseite der heutigen Anlagen bis zum alten Graben, dann hinter diesem in rechtem Winkel abbiegend bis zum Neckar gezogen wurde. Auf dem Punkt, wo die verlängerte Hauptstraße die neue Westgrenze der Stadt erreichte und dann als Landstraße der Richtung nach Speier folgte, erhob sich das äußere Speierer Tor. An der Nordseite der Vorstadt kam keine einheitliche Befestigung zu stande, der Neckar schien hier genügend Schutz zu bieten. Dagegen wurde, allerdings erst in der zweiten Hälfte des 15. Jhs., die südliche Befestigungslinie der Vorstadt durch zwei Schanzen am Abhang des Gaisberges, den Trutzbayer und den Trutzkaiser, die spätere Sternschanze, wesentlich verstärkt.

Die Bebauung des neuen Stadtteiles ging zunächst nur langsam von statten, der Schwerpunkt der Entwicklung lag nach wie vor in der Altstadt. Daran änderte auch die Gründung der Universität nichts. Ihrem Raumbedürfnis entsprach Kurfürst Ruprecht II. nicht etwa durch planmäßige Errichtung von Kollegien und Kontubernien, er beseitigte es vielmehr durch eine äußerst gewaltsame Maßregel. Er vertreibt die Juden, denen sein Oheim einst ein ernster Beschützer war, und zieht ihre liegenden Güter zugunsten der Universität ein. Er läßt die Judenschule am südlichen Ende der heutigen Dreikönigstraße durch den Bischof Eckard von Worms zum christlichen Marienkirchlein weihen, damit es fortan als Universitätskapelle diene; die ansehnlicheren Judenhäuser werden zu Kollegien und Bursen umgewandelt. In Zusammenhang mit dem Wachstum der Universität steht auch die Erbauung der Heiliggeistkirche. An Stelle einer älteren Kirche läßt Kurfürst Ruprecht III., der deutsche König, mitten auf dem Markt i. J. 1400 den Bau beginnen und die Kirche zum Kollegiatstift mit 16 für die Magister und Doktoren der Universität bestimmten Kanonikaten erheben. Durch diese Umwandlung zur Stiftskirche wird Heiliggeist alsbald von der Parochie S. Peter losgelöst; gleichzeitig geht das Patronat der Peterskirche vom Hochstift Worms auf die Universität über, die ihrem Patronatsverhältnis auch bei dem Neubau der Kirche i. J. 1485 durch Erbauung einer südlich angefügten Universitätskapelle Ausdruck verleiht. Heidelberg erhält zunehmend den Charakter einer geistlichen Stadt nicht nur durch sein Generalstudium, dessen Lehrer anfänglich insgesamt aus den Reihen der Kleriker hervorgingen, nicht nur durch das Stift von S. Jakob unten am Friesenberg, das als Collegium Jacobiticum, als eine Art Konvikt für die hier studierenden Zisterzienser diente, es waren vor allem auch die Klöster der drei großen Bettelorden, die das Stadtbild wesentlich beeinflußten. Etwa gleichzeitig, um das Jahr 1270, siedelten sich die Augustiner und schon etwas früher die Franziskaner an, jene in stattlichen Gebäuden an der Stadtmauer auf dem Gelände des heutigen Ludwigsplatzes, diese zunächst in der Nähe des späteren Marstalles, dann vom Beginn des 14. Jhs. am Karlsplatz, beide von den Pfalzgrafen viel begünstigt. Besonders klosterfreundlich erwies sich Friedrich I., die kraftvollste Erscheinung unter den pfälzischen Kurfürsten. Mit der Rücksichtslosigkeit seiner Politik, die Pfalzgrafschaft zum mächtigsten weltlichen Kurfürstentum zu entwickeln, verbindet er lebhaftes Verständnis für die seine Zeit bewegenden kirchlichen Fragen; er betätigt es durch Klosterreformen wie durch die Gründung des Dominikanerklosters in der Vorstadt von Heidelberg kurz vor 1467. Sein stark religiöses Empfinden kommt bei seinem Tod seltsam zum Ausdruck, als er, der Schrecken seiner Feinde, sich im Gewand des Armen von Assisi in der Klosterkirche der Franziskaner, die er prächtig gebaut, beisetzen ließ.

Schließlich ist hier noch der geistlichen Höfe in der Stadt zu gedenken, der Klösterhöfe von Lorsch, Maulbronn und Schönau, der Höfe der Bischöfe von Worms und Speier; sie dienten zunächst den persönlichen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Eigentümer, sie bildeten aber auch ein verkehrsförderndes Element für die städtische Entwicklung.

Eine Steigerung des in Zünften organisierten Gewerbebetriebes setzt mit der wachsenden Bedeutung der kurfürstlichen Residenz und der Universität ein. Handel und Wandel konzentrieren sich zwischen Haspel- und Pfaffengasse im großen Kaufhaus und um der Krämer Zunfthaus in der Krämergasse. Vier Mühlen, die Herrenmühle, die Schönauer Mönchmühle, die Pfistermühle und die gleichfalls dem Kloster Schönau gehörige Bergheimer Mühle, beleben glücklich das Stadtbild am Neckar, vor allem aber das Wahrzeichen der Altstadt, die erstmals 1276 genannte Brücke. Ihre holzgedeckte Fahrbahn ruht auf acht Steinfeilern, auf deren zweitem nördlichen sich der feste Brückenturm mit dem »eisernen Pfahl«, der Grenze zwischen Stadtgebiet und Schriesheimer Cent, erhebt. Das Brückentor vermittelt den Zugang zur Steingasse und durch diese zum einzigen freien Platz der Altstadt, zum Markt. Um ihn sind von alters her eine Reihe stattlicher Gebäude gruppiert. Hier ragt »das Steinhaus«, seit 1403 Hofapotheke und kurpfälzisches Erblehen des Königs Ruprecht. Dem Chor von Heiligeist gegenüber steht, wie heute, das Rathaus, ein stattlicher gotischer Giebelbau mit Altan und zwei Toren, südlich angebaut das städtische Salzhaus, nördlich die vornehmste Herberge der Stadt, »Zum Hirschen«, durch ihre bunten Malereien die Gäste zur Einkehr ladend.

Über den Stand der Bevölkerung in den beiden ersten Jahrhunderten des Bestehens der Stadt sind wir nicht unterrichtet; erst auf Grund eines Steuerregisters von 1439 ist annähernd die Einwohnerzahl zu berechnen, und zwar mit etwa 5500 Seelen. Die rechtliche Stellung der Bürgerschaft und insbesondere ihr Verhältnis zum pfalzgräflichen Haus war schon von Ruprecht I. i. J. 1357 in einer »Ordnung« festgelegt worden; eingehender regelte 1465 Kurfürst Friedrich der Siegreiche in 63 Artikeln »Der von Heidelberg Freiheit«. Oft genug war das städtische Regiment dennoch auf das Einschreiten der Kurfürsten angewiesen, zumal bei den häufigen Spannungen zwischen Studenten und Bürgerschaft, von denen die Universitätsannalen vielfach zu berichten wissen.

Schwer heimgesucht wurde die Stadt mehr als einmal durch verheerende Krankheit, wenn der schwarze Tod durch die Gassen lief und danach die finsternen Geißelbrüder unter Bußgesang durch die Stadt hinauf zum Heiligenberg zogen. Von andern düsteren Bildern hören wir durch den Chronisten Friedrichs des Siegreichen, Matthias von Kemnat, wenn er von Hexen und Unholden berichtet und erwähnt: »Die hab ich vil sehen verbrennen zu Heidelberg.«

Glanzvolle Tage sah die Stadt im Sommer des Jahres 1384, als der Reichstag hier zusammentrat und die Stände des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation mit gewaltigem Troß einritten. Außer den gewohnten Kirchen- und Universitätsfeiern gaben prunkvolle Empfänge von Kaisern und Fürsten, zumal die häufig vom pfalzgräflichen Hof für die rheinische Ritterschaft im Herrengarten in der Vorstadt veranstalteten Turniere, auch den Bürgern reichlich Gelegenheit zur Entfaltung festlichen Gepränges. Seit den Tagen Kurfürst Philipps des Aufrichtigen (1476 bis 1508), seitdem die lebensfrohe Schar der Humanisten und Poeten eingezogen war und in ihrem Gefolge die laute Gesellschaft ihrer Scholaren und Bachanten die Gassen durchschwärmte, gewann auch das Alltagsstraßenbild ein bewegteres Aussehen. Die freie Lebensführung der Humanisten

stand in bewußtem Gegensatz zur mittelalterlichen, kirchlich gebundenen Weltanschauung; ihre ernster gerichteten Geister waren aber auch die Träger neuer religiöser Tendenzen und reformatorischer Bewegungen. Als Luther im Frühjahr 1518 im Augustinerkloster in Heidelberg disputierte und mit aller Schärfe die Scholastik bekämpfte, fand er Verständnis bei Lehrern und Lernenden der Universität, aber auch am pfalzgräflichen Hof.

Jahrzehnte dauerte es noch bis zur Einführung der Reformation in den pfälzischen Landen. Inzwischen wurden die schon vorher verödeten Klöster der Stadt in zu Unterrichtszwecken dienende und wohltätige Stiftungen umgewandelt, das Augustinerkloster 1555 nach römischem Vorbild in ein Collegium sapientiae, das Franziskanerkloster in ein Pädagogium, das Dominikanerkloster 1551 in das »Reiche Spital«. Die kurze Regierung des letzten Pfalzgrafen der alten Heidelberger Kurlinie, Ottheinrich (1556 bis 1559), genügte zu einer völligen Umgestaltung des kirchlichen und wissenschaftlichen Lebens, zur Reformation der Kirche im Sinne Luthers, zur Reformation der Universität mit Hilfe Melancthons, zur Renaissance der Künste. Manch altes Kunstwerk, die Gezierden der Schloßkapelle, alles, was an den katholischen Meßkultus erinnerte, fand freilich als »Götzenwerk« seinen Untergang; dafür wurden aber neue Kunst- und Kulturgüter von eminenter Bedeutung geschaffen, der Ottheinrichsbau des Schlosses, das köstliche Grabmal des Kurfürsten, seine mit unerhörtem Eifer gesammelte Bibliotheca Palatina auf den Emporen der Heiliggeistkirche. Ottheinrichs Nachfolger in der Kur, der glaubensstrenge Friedrich III. aus der Linie Pfalz-Simmern, führte das Werk der Reformation in der Pfalz zum Ende, allerdings mit einem Bekenntniswechsel. Fortan beherrschte die Pfalz, von der kurzen Regierungszeit Ludwigs VI. abgesehen, die reformierte Lehre Calvins, deren Symbol, der 1562 entstandene Heidelberger Katechismus, sich als die die calvinistische Welt zusammenhaltende Bekenntnisschrift erwiesen hat. Mit zunehmenden Jahren neigte Friedrich III. dem gemilderten Calvinismus zu; zur Härte hat sein religiöser Eifer ihn nur einmal getrieben, als er offenbar unter dem Druck seiner Theologen den arianisch gesinnten Johann Sylvan auf dem Marktplatz in Heidelberg 1572 durchs Schwert hinrichten ließ.

In den beiden ersten Jahrzehnten des 17. Jhs. hatte Heidelberg den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Das Bild der Stadt zur Zeit ihrer Blüte ist uns in mehreren gleichzeitigen Darstellungen überliefert, vor allen in drei Bildern, in dem großen Ölgemälde, das Jacques Fouquières zwischen 1616 und 1618 hier gemalt hat (s. Abbildung Fig. 51), in dem Stich Matthäus Merians nach dieser Vorlage und in Merians Panorama vom rechten Neckarufer aus, das auf Grund einer Zeichnung vom Sommer 1619 entstanden und i. J. 1620 Kurfürsten Friedrich V., dem König von Böhmen, gewidmet erschienen ist. Dieses Meisterwerk Merianscher Kunst (s. Abbildung Fig. 52) hat sicherlich geringeren Stimmungswert als seine späteren Veduten, es hat dafür den Vorzug des historisch treu herausgearbeiteten Architekturbildes der Stadt. Der optische Schwerpunkt ist an den Berg mit dem nun ausgebauten Schloß verlegt. Die Renaissancepaläste Ottheinrichs, vor allem Friedrichs IV., der auf dem Nordwall in streng Palladianischen Formen errichtete mächtige Englische Bau, das Wunderwerk des terrassenförmig aufgebauten Hortus Palatinus, künden weithin die Residenz der kunstliebenden Pfalzgrafen bei Rhein. Das Schloßbild wirkt um so geschlossener, als die überragenden Höhen des Königstuhls und des Gaisbergs nur als gewölbte, von scharfen Konturen umzogene Flächen erscheinen, deren Bewaldung aus strategischen Gründen niedergelegt war. Der Umfang der Stadt ist derselbe geblieben; noch umzieht sie die alte türmereiche Befestigung, an der südlichen Mauer der Vorstadt



Fig. 20. Panorama von Heidelberg.
 (Nach dem Kupferstich von Matth. Merian von Jahr 1684.)

Badische
Landesbibliothek

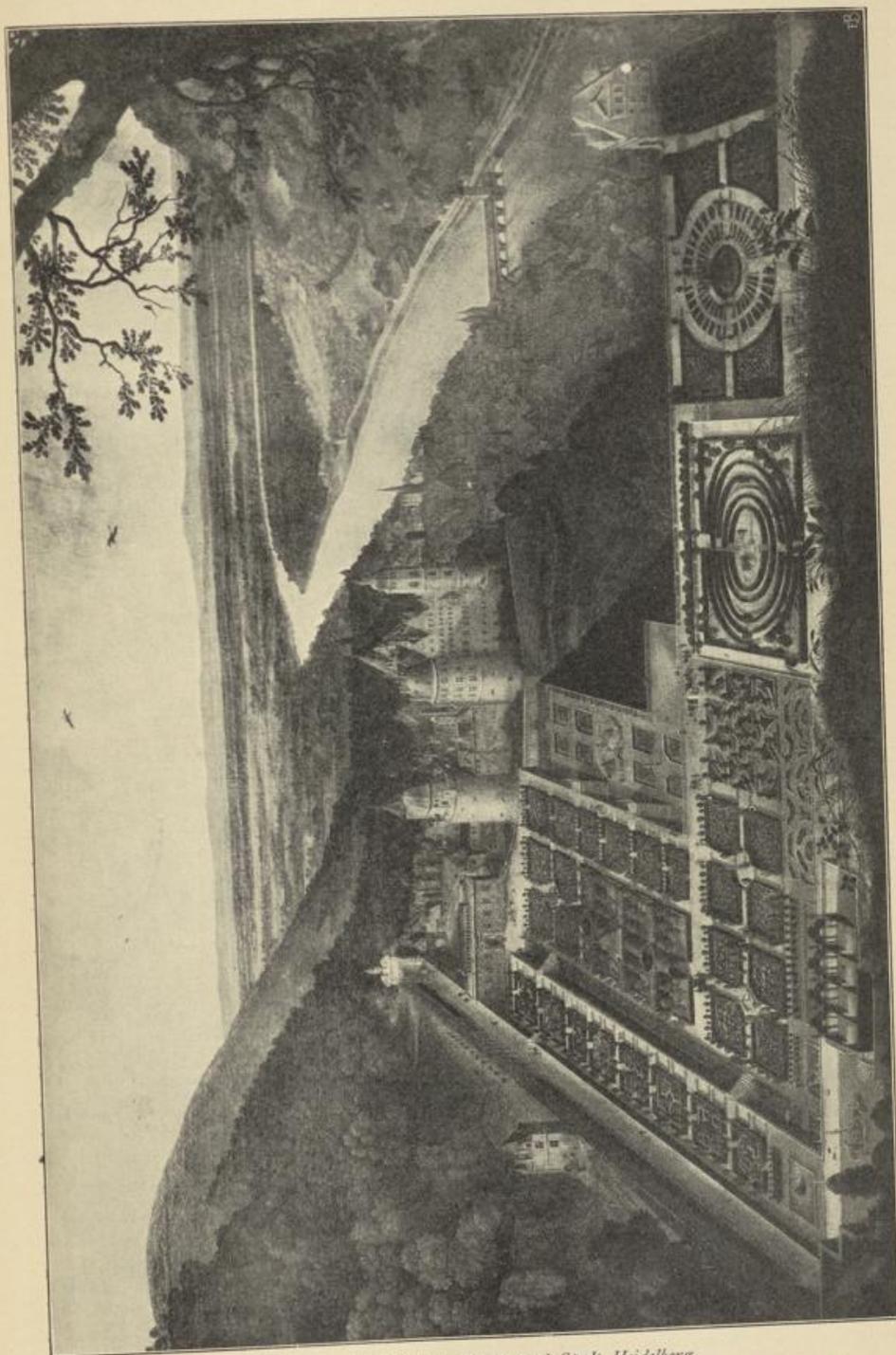


Fig. 51. Ansicht von Schloß und Stadt Heidelberg.
 (Nach dem Gemälde von Jacques Fouquières [zwischen 1616 und 1618] in den städt. Sammlungen.)

seit dem Jahre 1600 noch verstärkt. Das Gelände der Vorstadt ist mehr ausgenutzt; ihre Gärten, der Herrngarten und der Garten des Schomberger Hofes, sind prunkvoll entwickelt im Stil der älteren italienischen Gartenkunst. Unter dem Einfluß der Schloßbauten hat sich die Bauweise in der Stadt freier entfaltet. An Stelle der unscheinbaren Fachwerkhäuser des Mittelalters sind vielfach hohe, dreigeschossige Giebelbauten mit vorkragenden Stockwerken getreten. Trotzdem beherrscht noch das Stadtbild die überragende Heiliggeistkirche, nach wie vor unterbrechen die Dachreiter der ehemaligen Klöster das Häusergewirr der engen Gassen. Stattliche Gebäude, der südlich vom alten Zeughaus am Neckar gelegene Marstall mit fünf hochstrebenden Zwerchhäusern, das Gießhaus und das Ballhaus in der Vorstadt, das 1591 als Ersatz für das Dionysianum errichtete Collegium Casimirianum, die Kanzlei mit Hofgericht und die Münze am Fuß des Schlosses zeugen von der Bautätigkeit der Kurfürsten auch im Gebiet der Stadt. Allenthalben erheben sich stolze Adelshöfe der Ritterschaft der Umgebung — um nur einige zu nennen —, die Höfe der Bettendorf, Handschuhshaus, Helmstadt, Hirschhorn, Landschad von Steinach, Leiningen, Sickingen, Ulmer von Dieburg und Venningen, die beiden Höfe der Deutschherren und die des zugezogenen Adels, der Barby, Solms u. a. Alle diese überstrahlten aber an Pracht die Bürgerhäuser des reichen Handelsherrn Charles Belier, der heutige »Ritter«, und des Ratsverwandten Jonas Kistner, der mächtige Giebelbau in der Hauptstraße südwestlich vom Mittelorturm, den später der Professor der Medizin, Peter von Spina, sich erworben.

Über die Einwohnerschaft, die i. J. 1588 auf 6380 Seelen gestiegen war, geben die verdienstvollen Veröffentlichungen Karl Christs erschöpfende Auskunft. Etwa die Hälfte aller Einwohner bestand aus Gewerbetreibenden, dazu kamen die kurfürstlichen Beamten und die Masse der kleinen Leute, namentlich Weingärtner und Fischer. Im letzten Drittel des 16. Jhs. macht sich, von Kurfürst Friedrich III. und Johann Casimir begünstigt, starker Zuzug vom Ausland bemerkbar; namentlich Hugenotten und Wallonen fanden in der Hochburg des Calvinismus freundliche Aufnahme. Aus Tournai wanderten die bürgerlichen Beliers und die altadelige Familie von Landas ein; unter den 17 Goldschmieden der Stadt waren die bedeutendsten hugenottischer Herkunft, Claude de la Cloche und der kurfürstliche Münzmeister Guillaume du Hamel; im Buchdruckergewerbe nahmen Jérôme Commelin und der Kupferstecher Jacques Granthomme führende Stellungen ein.

Größeren Glanz wie zu den Zeiten Friedrichs V. hat Heidelberg nimmer gesehen. Von der unerhörten Prachtentfaltung bei der Einholung des Kurfürsten und seiner jungen Gemahlin Elisabeth aus dem Haus der Stuart berichtet ein seltenes, in Heidelberg 1613 gedrucktes Buch in Wort und Bild, die »Reißempfangung Herrn Friederichen des Fünften, Pfalzgrafen bey Rhein«. Universität und Stadt überboten sich in endlosen Feierlichkeiten, in Aufführungen von Ballets, Feuerwerken, Maskeraden und antikischen Götterspielen; die Calvinistenstadt schwelgte in pompösen barocken Launen. Die Schützenfeste, die einst im 16. Jh. die Bürgerschaft in der alten Schießstätte im Graben gefeiert, sie verblühen im Glanz der grotesk alamodischen Kurzweil am Hofe Friedrichs V.

Die Blütezeit Heidelbergs fand ein jähes Ende, als »die Pfalz nach Böhmen zog« und die Katastrophe am Weißen Berg bei Prag das Schicksal des Winterkönigs, aber auch das seines Stammlandes besiegelte. Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges stehen vor der Stadt; um sie vor dem drohenden Einfall der Spanier zu schützen, läßt

der Gouverneur der Besatzung, Heinrich van der Merven, im Westen der Stadt in aller Eile Vorwerke aufwerfen, auch Schanzen im Osten und das Neckargemünder Tor errichten (s. Abbildung Fig. 73). Auf die Dauer konnten sie dem Ansturm des Feindes nicht standhalten. Im Herbst 1622 erlag Heidelberg dem ligistischen Heer unter Tilly, hinfort in wechselvollem Schicksal den Bayern, den Schweden, den Kaiserlichen preisgegeben. Als wertvollste Beute sandte Herzog Maximilian I. von Bayern im Februar 1623 die Bibliotheca Palatina in den Vatikan Papst Gregor XV. zum Geschenk; die Universität ward in katholischem Sinn erneuert, erlosch aber schon nach wenigen Jahren. Nach dem kulturvernichtenden Krieg erstand der unglücklichen Pfalz und ihrer Residenz und Universität in Kurfürst Karl Ludwig ein genialer Wiederhersteller. Durch äußerste Sparsamkeit in der staatlichen Verwaltung, durch Begünstigung aller vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte gelang es Karl Ludwig, sein Land einem neuen Aufschwung entgegenzuführen. Die gewaltige Kulturarbeit des Kurfürsten kam zunächst der aufstrebenden Handelsmetropole Mannheim zugute; in Heidelberg beschränkte sich seine Fürsorge im wesentlichen auf die Universität, die er im Geiste religiöser Toleranz neu begründete und zu einer kurzen Blüte brachte. Der jungen lutherischen Gemeinde errichtete er auf dem nördlichen Teile des Herrengartens 1659 bis 1661 die Providenzkirche. Auch unter seinem dekadenten Sohn, Kurfürst Karl, erfuhr das Stadtbild keine größere Veränderung. Einzig die Karlsschanze am Schloß und die den unteren Schloßberg horizontal allerdings stark betonende kurfürstliche Kaserne halten die Erinnerung an den letzten Sproß der Pfalz-Simmernschen Linie wach.

Die folgenden Kurfürsten des katholischen Hauses Pfalz-Neuburg residierten in ihren jülich-bergischen Erblanden in Düsseldorf. Der Regierungswechsel bedeutete für Kurpfalz und Heidelberg nicht nur den Verlust der Residenz, auch den Beginn der katholischen Restauration. Ihre erste Tat war die Erbauung des Kapuzinerklosters in der Vorstadt von Heidelberg. Weitere Maßnahmen in dieser Richtung vereitelten der Ausbruch der Orléansschen Kriege, die Zerstörungen von Schloß und Stadt in den Jahren 1689 und 1693. Was in Jahrhunderten ein hochgemutes Fürstengeschlecht und eine tüchtige Blürgerschaft aufgebaut, ward auf Befehl des französischen Königs in wenigen Tagen niedergerissen, ein Opfer des Brandes, den seine zügellose Soldateska angelegt. Zum Gedächtnis der Vernichtung der alten Kulturstätte ließ Ludwig XIV. eine Denkmünze schlagen mit seinem Bildnis und der Umschrift: Ludovicus magnus rex christianissimus; die Kehrseite zeigte die brennende, vom Stromgott und der Stadtgöttin beweihte Stadt mit der von Boileau epigrammatisch kurz und roh geprägten Siegeskunde: Heidelberga deleta (s. Abbildung Fig. 53a).

Erst nach dem Frieden von Rijswijk i. J. 1697 begann der Wiederaufbau der Stadt. Ihr Lageplan erfuhr kaum eine Änderung, als sie unter Kurfürst Johann Wilhelm sich langsam aus Schutt und Asche erhob. Großenteils war die alte Bevölkerung zurückgekehrt, doch fand auch starke Einwanderung, namentlich aus den Stammländern der neuen Kurlinie, aus der Oberpfalz und Neuburg, aber auch aus Österreich statt. Verheißungsvolle Perspektiven eröffnete Johann Wilhelm den Heidelberger Bürgern durch seine Absicht, die Residenz nach Heidelberg zu verlegen und hier ein gewaltiges Barockschloß zu erbauen. War es Kurzsichtigkeit oder Furcht vor weiterer konfessioneller Zersplitterung oder das Unvermögen, die erforderlichen Mittel aufzubringen, jedenfalls scheiterte der Plan des Kurfürsten an der Haltung der Bürgerschaft. Der Bruder und

Nachfolger Johann Wilhelms, Karl Philipp, residierte wieder in Heidelberg, indessen nur wenige Jahre, bis ihn kirchliche Streitigkeiten i. J. 1720 zum endgültigen Aufgeben von Heidelberg und zur Verlegung der Residenz nach Mannheim veranlaßten. Heidelberg sank zur Landstadt herab, zumal auch die Universität im 18. Jh. nur geringe Bedeutung erlangte und schließlich ihr Dasein nur kümmerlich fristete.

Dennoch entwickelte sich die Stadt zu jenem behäbigen Bild, das Peter Friedrich von Walpergen in einer großen Federzeichnung aus dem Jahr 1763 (s. unten Fig. 53 b) überliefert hat. Im Vordergrund der wiederum von Norden genommenen Ansicht, in den Neuenheimer Weinbergen, steht der bezopfte Künstler in langem, weitem Mantel, den Dreispitz auf dem Kopf, eifrig bemüht, auf der vor ihm ausgebreiteten Rolle das Bild der Stadt



Fig. 53 a. Denkmünze auf die Zerstörung Heidelbergs i. J. 1693.

in all ihren Einzelheiten festzuhalten. Wir sehen das Schloß im Zustand nach der Zerstörung mit der Bedachung, die Johann Wilhelm ihm gegeben, gerade ein Jahr vor dem verhängnisvollen Blitzschlag, der es erneut und nun auch die Wohnbauten in Flammen aufgehen machte. Die Physiognomie des Stadtbildes ist völlig verändert. Die Umfassungsmauern und mit ihnen ein Teil ihrer Türme sind gefallen; die gedeckte Brücke ist wiederhergestellt, der Brückenturm fehlt, während das doppeltürmige Brückentor die Zeiten der Zerstörung überdauert hat. Der Marstall liegt noch in Trümmern. Beherrschender denn je überragt die Stadt die Heiliggeistkirche durch die interessante Silhouette ihres barock ausgebauten Turmes; die Peterskirche, nur notdürftig bedacht, tritt zurück in den Schatten des Berges; dafür belebt den Vordergrund des Stadtbildes der Providenzkirche graziöser Turm aus dem Jahr 1738.

Allenthalben stehen wir unter dem Eindruck einer neuen Formenwelt; jegliche künstlerische Tradition war abgebrochen. An Stelle der hohen deutschen Giebelbauten treten in behaglicher Dehnung weiträumige Häuser im Stil des italienisch-österreichischen Barock, den hier einige Meister der Vorarlberger und Tiroler Schule sehr beachtenswert vertreten. Durch die Anlage von freien Plätzen, des Korn- und Heumarktes, vor allem durch den Paradeplatz, der einst die Bauten der Augustiner getragen, wird die modische



Blatt 1001. 1/2 Blatt 10.

Fig. 224. Panorama von Heidelberg.
 Vervielfältigung von P. H. von Wittmann mit dem Jahr 1850 (Original in der öffentlichen Sammlung in Heidelberg).

Badische
Landesbibliothek

Forderung der bienséance auch im Aufbau der Stadt erfüllt. Von öffentlichen Gebäuden ist zunächst das 1701 bis 1703 in strengem italienischem Barock erbaute Rathaus und die Universität, die Domus Wilhelmana, zu nennen. Eine Folge der zielbewußten katholischen Restauration erstehen eine Reihe neuer Klosterbauten, vor allem auf dem Gelände zwischen Ketten- und Augustinergasse, das schon 1693 den Jesuiten zugewiesen wurde; 1703 wurde der Grundstein zum Jesuitenkollegium, 1709 zur prächtigen Jesuitenkirche gelegt; bald folgten Jesuitengymnasium und Karlskonvikt. Im Osten der Stadt erhebt sich, namentlich von dem General von Freudenberg begünstigt, an Stelle des alten S. Jakobsstiftes das Karmeliterkloster. In der Vorstadt treten zu dem noch stehenden Kapuzinerkloster die Niederlassungen der Augustinerinnen und Dominikanerinnen und 1714 das katholische Spital mit der S. Annakirche in wuchtiger Barockarchitektur. Auch Statuen, auf dem Kornmarkt die schöne Madonnengruppe, auf dem Markt der Herkulesbrunnen, ein hl. Nepomuk auf der Brücke, als figürlicher Schmuck der Eckhäuser viele Darstellungen der hl. Jungfrau oder des hl. Michael mit dem besiegten Teufel oder Drachen der Ketzerei zu Füßen erinnern noch heute an jene intolerante, aber kunstfrohe Zeit. Neben bescheideneren, teilweise mit interessanten Architekturmotiven ausgestatteten Bürgerhäusern der Seitengassen entstehen schon im ersten Viertel des 18. Jhs. einige vornehme Herrschaftshäuser, namentlich in der Hauptstraße: das pompöse Haus des Obristjägermeisters Eberhard Friedrich von Venningen, der heutige »Riese«, der herrliche Barockbau des kurpfälzischen Revisionsrates Johann Philipp von Moras, der jetzt die Städtischen Sammlungen aufgenommen hat, an der Nordseite des Karlsplatzes das Haus der Freiherren von Hundheim, das heutige Großherzogliche Palais, gegenüber das von Sickingensche, später von den Boisserées mit ihren altdeutschen Bildern bezogene Haus, gegen Ende der Hauptstraße der ausgedehnte Bau des Generals von Freudenberg und das später im Louis-XVI-Stil umgebaute Haus der von Copetschen Familie. Am Klingentor erbaut sich der kurfürstliche Leibarzt von Jungwirth einen Barockpalast. Das Stadtbild am Neckar bereichern die Pflege Schönau und auf dem ehemaligen Zimmerplatz die Barionsche Häusergruppe. An den Enden der Hauptstraße erheben sich monumentale Torbauten, im Westen seit 1756 das eingeschossige Mannheimer Tor, im Osten das Karlstor, 1775 bis 1781 in klassizistischem Geschmack als »ein ewiges Denkmal des besten Fürsten« von den Vätern der Stadt erbaut. Den Namen des Kurfürsten Karl Theodor trägt auch die Brücke, die 1786 bis 1788, nachdem die alte holzgedeckte dem Eisgang von 1784 zum Opfer gefallen war, auf den alten Pfeilern nun in steingewölbten stolzen Bogen den Neckar überspannt. Als Symbol der »geistigen und materiellen Blüte der Pfalz« stehen auf den westlichen Brückenbalkonen die Standbilder der Pallas Athene und des Kurfürsten Karl Theodor.

Trotz aller wohlwollenden Fürsorge dieses letzten Kurfürsten der Pfalz konnte Heidelberg nur in bescheidenem Maß an dieser Blüte teilnehmen. Für die verlorene Residenz suchte Karl Theodor durch Anlagen und Begünstigung von industriellen Unternehmungen die Stadt zu entschädigen; eine Seidenmanufaktur, Kattun-, Krapp- und Tapetenfabriken entstanden und gingen ein als allzu künstliche Schöpfungen des fürstlichen Absolutismus. Auch die städtische Verwaltung schien ihren Aufgaben nicht gerecht zu werden; eine kleine Bürgerrevolution wurde im Herbst des Jahres 1789 gegen das partiische Stadttregiment in Szene gesetzt; das große französische Vorbild mochte die Bürger zu ihrem freilich nur papierenen Protest ermutigt haben.

Durch die Verlegung der Residenz von Mannheim nach München erschien das Eigenleben der Pfalz bedroht, unter dem Einfluß der Napoleonischen Staatsumwälzung wurde der Kurstaat aufgelöst und geteilt. Mit der rechtsrheinischen Pfalz fiel Heidelberg an Baden und erlebte unter Großherzog Karl Friedrich einen verheißungsvollen Anfang neuer Entwicklungen, die Säkularisation der Klöster und vor allem die Reorganisation seiner Universität, die Grundlage seiner heutigen Blüte. —

Wir haben versucht, das historische Stadtbild in äußersten Umrisslinien zu beschreiben. Es waren zwei Entwicklungselemente, die Heidelbergs Wachstum beförderten: die kurfürstliche Residenz und die Universität; nun tritt als neues Moment die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit hinzu. Die harten Linien der Ummauerung sind längst gefallen; die Stadt nimmt Fühlung mit der umgebenden Natur. Ans enge Tal gebunden ruht die Altstadt, die Häuserreihe des idyllischen Schloßberges strebt bergauf, der Vorstadt grüne Gärten klingen rhythmisch nach der Ebene aus. Landhäuser entstehen um die Stadt, ihr herrlichstes vor dem Karlstor am steilen Berg gelagert, das ein Engländer sich erbaut, das Kaiser Alexander I. von Rußland i. J. 1815 zur Wohnung begehrt und erhalten hat, »das Haus mit den versunkenen Säulen«. Heidelberg wird die Stadt der Romantiker. Matthißen und Max von Schenkendorf besingen die schwermütige Ruinenwelt des Schlosses, Clemens Brentano träumt auf der alten Brücke sein Lied von eines Studenten Ankunft, Hölderlin preist dithyrambisch »der Vaterlandsstädte ländlich schönste«. Über dem neugeschaffenen Karlsplatz hängt schwer »die gigantische, schicksalskundige Burg«. Poetisch in Form und Farbe empfinden und schildern das Bild ihrer Heimat: Karl Fohr, Ernst Fries, Karl Rottmann. Ein französischer Edelmann, Karl Graf von Graimberg, der Hüter des Schlosses, verkündigt dies Bild in zahllosen Stichen und Lithographien aller Welt.

Goethe gab sich bewußt dem Zauber Heidelbergs hin; er richtete seinen Blick auf die Gesamterscheinung, die wunderbare Einheit und Vollkommenheit von Stadt und Landschaft; er erkannte »Heidelberg und seine Gegend in zwei völlig heiteren Tagen mit Verwunderung, mit Erstaunen« und schrieb in sein Tagebuch: »Die Ansichten nähern sich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehreren glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet.« Heidelberg ward Goethe zum persönlichen und künstlerischen Erlebnis, zum Kunst- und Naturdenkmal.

Prähistorisches

Prähistorisches. (Die nachstehenden Angaben und Abbildungen sind hauptsächlich dem II. Teile des oben verzeichneten Wagnerschen Buches: *Fundstätten und Funde* entnommen, woselbst auch die Literaturnachweise ausführlich angegeben sind.)

A. Jüngere Steinzeit

Wie die vom Heidelberger Professor Dr. Karl Pfaff (gestorben 1908) seit Anfang dieses Jahrhunderts betriebenen Nachforschungen und Ausgrabungen unzweifelhaft ergeben haben, ist das ganze linke Hochgestade des Neckar und ebenso das rechte von der neuen Friedrichsbrücke abwärts, einerseits bis Wieblingen, andererseits bis gegen Ladenburg hin, bereits in der jüngeren Steinzeit von Angehörigen eines uns bis jetzt unbekanntes Volksstammes verhältnismäßig dicht besiedelt gewesen. Von Fundstätten und Funden,

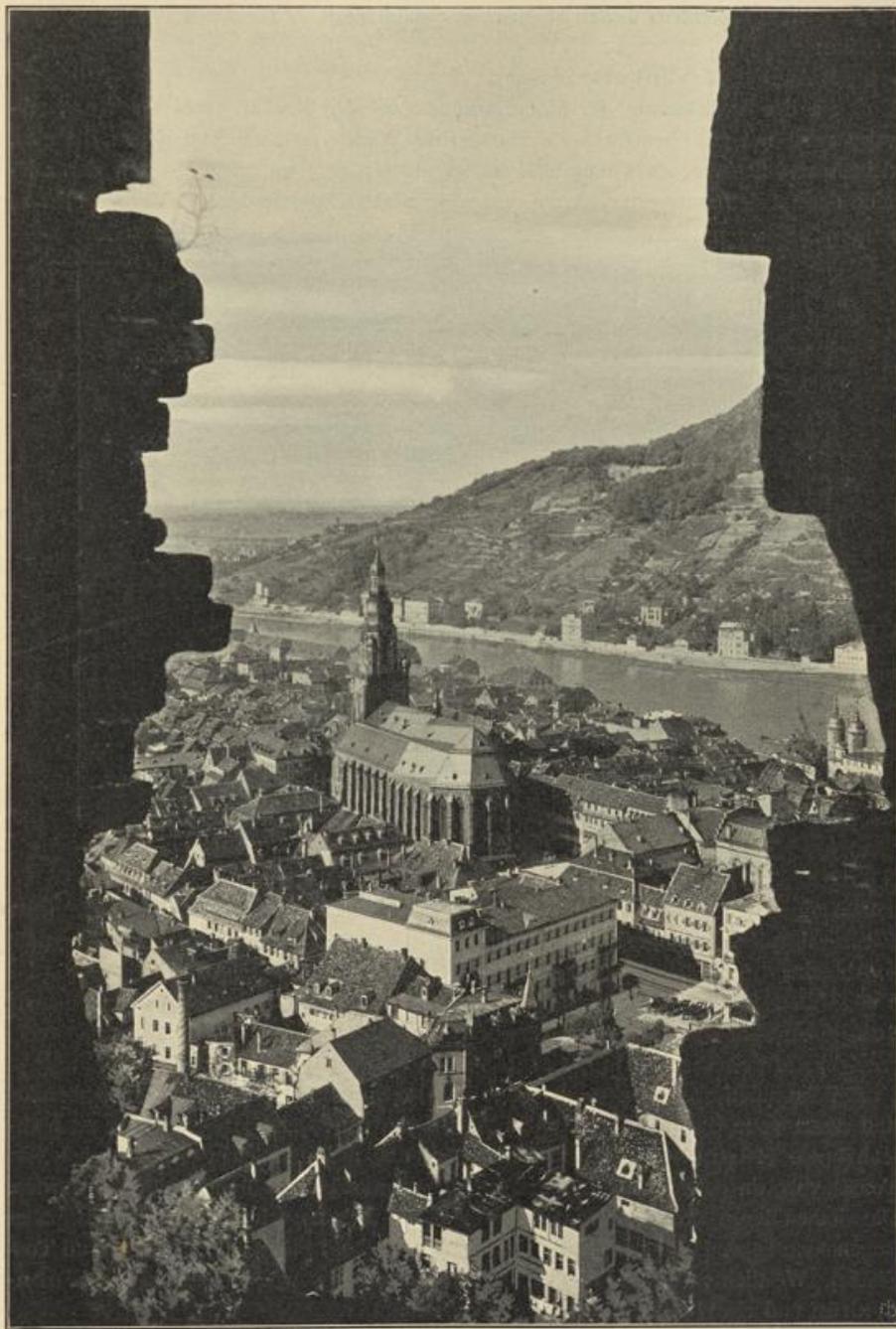


Fig. 54. Ansicht der Altstadt Heidelberg vom Schlosse aus.

6*

die sich jetzt größtenteils in den städtischen Sammlungen zu Heidelberg befinden, seien erwähnt:

a) Auf der Neuenheimer Seite:

An der Ausmündung der Mönchhofstraße auf den Neckar zwei Gruben, teilweise noch mit gelb bemaltem Stuckbewurf der Wände versehen, von denen die eine, kleinere und flachere, als Wohngrube, die andere, größere und tiefere wegen der zahlreich darin aufgefundenen verzierten und unverzierten Tonscherben als Vorratsgrube zu



Fig. 55. Tongefäße.
(Aus »Fundstätten und Funde«.)

betrachten sein dürfte. Die Tongefäße sind sämtlich schwarzgrau, ihre Ornamente (Zickzackbänder, Dreieckfriese, Sparrenmuster u. dgl.) mit weißer Kalkmasse ausgefüllt (s. Abbildung Fig. 55).

Mitten im Stadtteil Neuenheim (Ladenburger Straße Nr. 53) Baugrube mit Scherben der Bogenband- und Rössener Keramik.

b) Auf der Bergheimer Seite:

Beim städtischen Grubenhof, ca. 30 Minuten unterhalb der neuen Friedrichsbrücke, sind zuerst 1902 drei neolithische Wohngruben, später (1904) weitere 20 neolithische Hüttenstellen von elliptischer Form mit zahlreichen und gut erhaltenen Tonscherben, in der Hauptsache der Bogenbandkeramik angehörend, gefunden worden. Dazwischen lagen drei Erdbestattungen, ein Männergrab und zwei Kindergräber (sogenannte liegende Hocker) mit Beigaben (Messerchen, Pfeilspitze, Pflriemen und Tongefäße). Westlich von dieser Siedlung kamen 1905 sechs weitere neolithische Wohngruben und ein Hockergrab zum Vorschein.

Auch unter den Fundamenten der alten Bergheimer Kirche (s. unten) kamen bei deren Abbruch i. J. 1899 einige neolithische Wohngruben mit zahlreichen Tonscherben zu tage.

In dem Gebirge im Osten der Rheinebene, an den Abhängen des Gaisbergs und auf dem Heidelberger Friedhofe, ebenso wie auf der Höhe des Königstuhls und »Bei den drei Eichen« sind ebenfalls vereinzelte Funde steinzeitlicher Art gemacht worden.

B. Bronzezeit

a) Auf der Neuenheimer Seite:

In der Werderstraße (zwischen Mönchhof- und Weberstraße) fand Pfaff i. J. 1900 zwei Brandbestattungen der jüngeren Bronzezeit mit Resten von Tonurnen

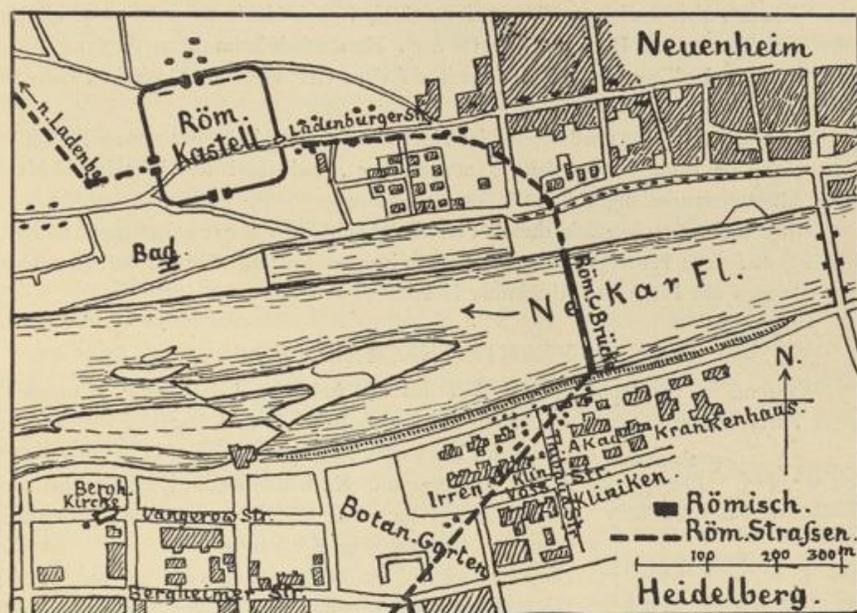


Fig. 56. Römisches Kastell.
(Aus »Fundstätten und Funde«.)

und bronzenen Beigaben (Ringe und Nadeln). Eine dritte Brandurne fand sich in der Nähe (Moltkestraße), dabei eine zierliche (Spiralscheiben-) Bronzenadel. Ähnliche Funde auf dem Grundstück der Ladenburger Straße Nr. 25.

b) Auf der Heidelberger Seite:

Unweit des Güterbahnhofes, dicht neben der Speierer Straße, wurden i. J. 1900 fünf Brandbestattungen eines spätbronzezeitlichen Urnenfriedhofes festgestellt.

Auf dem Grubenhof fanden sich inmitten der erwähnten neolithischen Wohngruben eine Skelettbestattung der Bronzezeit und dicht daneben eine Brandbestattung, beide mit charakteristischen bronzenen Beigaben.

C. Hallstattzeit

Die Funde aus dieser Periode sind noch seltener. Unter den zahlreichen Gegenständen, die gelegentlich des Umbaus der akademischen Krankenhäuser in der Bergheimer Straße

in den Jahren 1876 bis 1878 entdeckt worden sind, befanden sich auch einige Tonscherben der Hallstattzeit; vorher war dort auch ein Bronze-Armring (jetzt in der Großh. Sammlung in Karlsruhe) gefunden worden. Auf dem Gelände der akademischen Frauenklinik (Voßstraße) fand sich eine Skelettbestattung der mittleren Hallstattzeit mit Beigefäßen.

D. La-Tène-Zeit

Auch aus dieser Periode verhältnismäßig wenig Reste; die meisten auf der Bergheimer Seite (beim städtischen Grubenhof und auf dem Gelände der akademischen Krankenhäuser), aber auch auf Neuenheimer Gebiet, vom Hochwasser teilweise zerstört, fanden sich vier runde Hüttengruben (s. auch Handschuhheim oben S. 31). Tonscherben der La-Tène-Periode sind auch auf dem Gelände des städtischen Gas- und Elektrizitätswerkes gefunden.

Keltische Silbermünzen, im Neckar kurz unterhalb der neuen Friedrichsbrücke gegen die Neuenheimer Seite zu ausgebaggert, sind durch K. Christ in die Mannheimer Altertumssammlung gelangt.

(Über die wahrscheinlich dieser Periode angehörigen Befestigungsanlagen [Ringwall] auf dem Heiligenberge oberhalb Neuenheim und über die dort gemachten Funde s. unten am Ende des Abschnitts Heidelberg.)

Römisches

Römisches.

A. RECHTES NECKARUFER

Während in vorgeschichtlicher Zeit das alte keltische Lopodunum (Ladenburg) als der Vorort dieser Gegend erscheint, trat wahrscheinlich in Römerzeit die am Ausgange des Neckartales gelegene Militärstation immer mehr in den Vordergrund. Nach den ersten Entdeckungen Karl Christ's in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelang es Baurat Wippermann in Verbindung mit Karl Zangemeister und Schötensack, i. J. 1896 auf dem rechten Hochufer des Neckar das römische Kastell wieder zu entdecken, das, zum Schutze des Überganges über den Neckar angelegt, von der nach Ladenburg führenden Römerstraße durchschnitten wurde (s. Abbildung Fig. 56). Vom Kastell aus scheint dieser Flußübergang anfänglich über die Insel bei der Bergheimer Mühle geführt zu haben, wenigstens ist die von Ladenburg kommende Straße auf eine Länge von 50 bis 60 m gerade auf diesen Punkt führend freigelegt worden; später aber ist weiter oben beim akademischen Krankenhause eine Holzbrücke erbaut worden, von der i. J. 1877 einige Eichenholzpfähle mit Eisen Schuhresten (jetzt in der städtischen Sammlung zu Heidelberg) aus dem Flußbett herausgezogen und von welcher in Abständen von je 34,50 m fünf Pfeiler festgestellt worden sind. Auch das Mauerwerk eines Landpfeilers, ca. 9 m lang, ist i. J. 1894 bei Legung der Wasserleitung auf der Uferstraße zum Vorschein gekommen. Vorher (1876) war auch schon das Postament einer Neptunstatue mit Inschrift — später auch die



Fig. 57. Postament.
(Aus »Fundstätten und Funde«.)

in die Vertiefung des Postamentes genau hineinpassende Basis mit dem rechten Fuß des Gottes und den Resten eines Delphin — gefunden, die offenbar einst auf dem Mittelpfeiler der Brücke gestanden hatte. Dies Postament mit der Inschrift gibt Fig. 57 wieder. Postament und Basis jetzt in der städtischen Sammlung zu Heidelberg.

Das Kastell — ursprünglich Erd-, dann Steinkastell — hat ungefähr quadratische Form (Seitenlänge 185 m) mit abgerundeten Ecken bei einer Mauerstärke von 1,80 m. Auf der Innenseite scheint eine Fußmauer parallel der Außenmauer im Abstand von 7 m ringsherum gelaufen zu sein. Das Innere hat bis jetzt nicht untersucht werden können. Die Front war nach Norden ins Rheintal gerichtet, die Prinzipaltore (4,50 m weit) lagen nur 55 m von der Rückseite entfernt, also derselben noch näher, wie beispielsweise beim Saalburg-Kastell. Die porta praetoria (im Norden) ließ bei 3,50 m lichter Weite noch zwei Türme und die gut erhaltene Schwelle erkennen. Auch an den Ecken scheinen Türme auf starker Betonfundamentierung gestanden zu haben. Der von K. Christ schon früher entdeckte Baurest mit Hypokausten unweit der Südwestecke hat sich als das Militärbad herausgestellt.

Die Anlage dieses kleinen Lagers, das für zwei Kohorten (zu 500 Mann) Raum geboten hat, ist, aus den vorgefundenen Ziegelstempeln zu schließen, von der 8., 14., 21. und 22. Legion im 1. Jh. vorgenommen worden. Zwei Exemplare dieser Ziegel tragen den Namen der Ziegler. Auch von der 2. cyrenäischen Kohorte und der 24. Kohorte (voluntarium civium Romanorum) haben sich Ziegelstempel gefunden. Zwei Fragmente der Grabschrift eines Soldaten dieser Freiwilligenkohorte fanden sich an der Römerstraße, die nach Ladenburg führte (jetzt in der städtischen Sammlung zu Heidelberg, welche im Verhältnis zur Mannheimer Altertümersammlung nur einen kleinen Teil dieser Stempel enthält).

In der Nähe des römischen Kastells, besonders auf dessen östlicher und südlicher Seite, sind zahlreiche Trümmer des Lagerdorfes (canabae) aufgegraben worden, zum Teil mit interessanten Fundgegenständen. »Hier liegt Fundament an Fundament ein- oder mehrgelassiger Kellergeschosse, solides schönes Mauerwerk« (Pfaff).

Hervorzuheben ist ferner die Aufdeckung der Grundmauern zweier größerer Baulichkeiten unweit der Ostfront des Kastells zwischen der Ladenburger Straße und Furchgasse, wobei sich Tonscherben, Kohortenziegel und eine skulptierte Sandsteinkonsole fanden. Auch sonst in der Keplerstraße Mauerreste eines Kellers und sonstiger Baulichkeiten, in der Helmholtzstraße ein Töpferofen, vier weitere in der Ladenburger Straße; im ganzen sind bis jetzt 15 Töpferwerkstätten gefunden. Aus einem weiträumigen Gebäude an der Römerstraße nach Ladenburg stammt auch der i. J. 1882 ausgegrabene wohlerhaltene viereckige römische Pfeiler (w. S.) mit skulptierten Weinreben, Ranken und Vögeln in der städtischen Sammlung zu Heidelberg (Mays Nr. 16), ebenso aus Neuenheim stammend das jetzt in der Mannheimer Sammlung befindliche Fragment eines zierlichen Hausaltärs aus Ton mit weißen Farbenresten. Unter den Kleinfunden sind künstlerisch am wertvollsten die i. J. 1890 dicht am Neckar, unterhalb der römischen Brücke, auf einer alten römischen Baustätte gefundenen zwei in der städtischen Sammlung zu Heidelberg befindliche Bruchstücke von Statuen: ein Juppiterkopf (r. S.) und der Oberteil einer Attisstatuette, welche nach von Duhn (Westdeutsche Zeitschrift XI [1892] S. 26) möglicherweise von dem nicht allzu weit davon entfernten Mithreum (s. unten) stammen.

Weitaus das bedeutendste Kulturdenkmal aus Römerzeit, das die Nachforschungen in dieser Gegend geliefert haben, ist das

Mithreum von Neuenheim,

über das Creuzer i. J. 1838 den ersten Fundbericht gegeben, K. B. Stark wertvolle archäologische Untersuchungen veröffentlicht hat. In der wissenschaftlichen Erforschung des Mithraskults hat es seither eine hervorragende Rolle gespielt (Literatur in »Fundstätten und Funde« S. 274 f.).

Nachdem zu Anfang des Jahres 1838 einige »Vorboten«, d. h. Ziegel, Inschriftfragmente, Architekturstücke u. dgl. zu tage gefördert waren, stieß man im April bei der

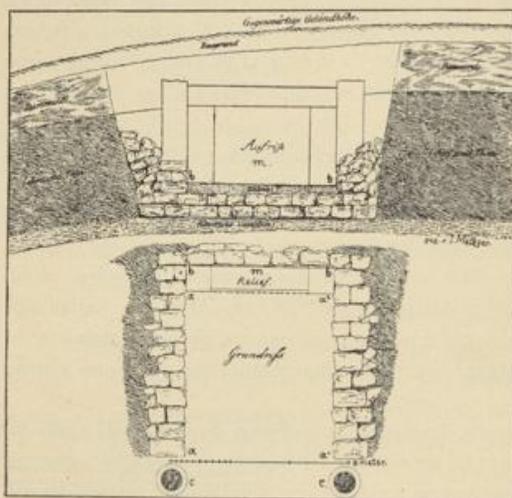


Fig. 58. Mithreum von Neuenheim.
(Aus »Fundstätten und Funde«.)

Ausschachtung der Baugrube für einen Neubau »am Südwestabhänge des Heiligenbergs, dicht an der Landstraße, an einer früher durch Böschungsmauern gefestigten Stelle beim Eintritt in Neuenheim« neben einer Quelle, die den Boden stark versumpft hatte, auf ein in Trümmer gefallenes Mithrasheiligtum, wie solches sich seither fast regelmäßig bei den römischen Lagern in Germanien gefunden hat.*) Die Anlage des Bauwerks ist aus der von Metzger damals angefertigten Zeichnung (s. Abbildung Fig. 58) zu ersehen. Der Abstand der beiden parallel laufenden Seitenmauern des Heiligtums, die noch ca. 1 m hoch und in einer Länge von 3,30 m erhalten waren, betrug 2,80 m; sie endigten an einer ebenfalls aus Bruchsteinmauerwerk hergestellten Rückwand. (Die von Creuzer vermuteten und von Metzger aufgezeichneten Säulen vor den Stirnwänden dieser Seitenmauern haben sich nicht nachweisen lassen.) Das kleine Heiligtum, dessen Sohle etwa 3 m »unter der damaligen Gebäudehöhe« gelegen und wie fast alle »Mithrasgrotten« entweder höhlenartig oder kellerartig angelegt war, scheint mit einem Ziegeldach bedeckt gewesen zu sein. Vorraum und Treppe fehlten, ebenso auch die Banketts, die sich neben den Seitenwänden hinzuziehen pflegten.

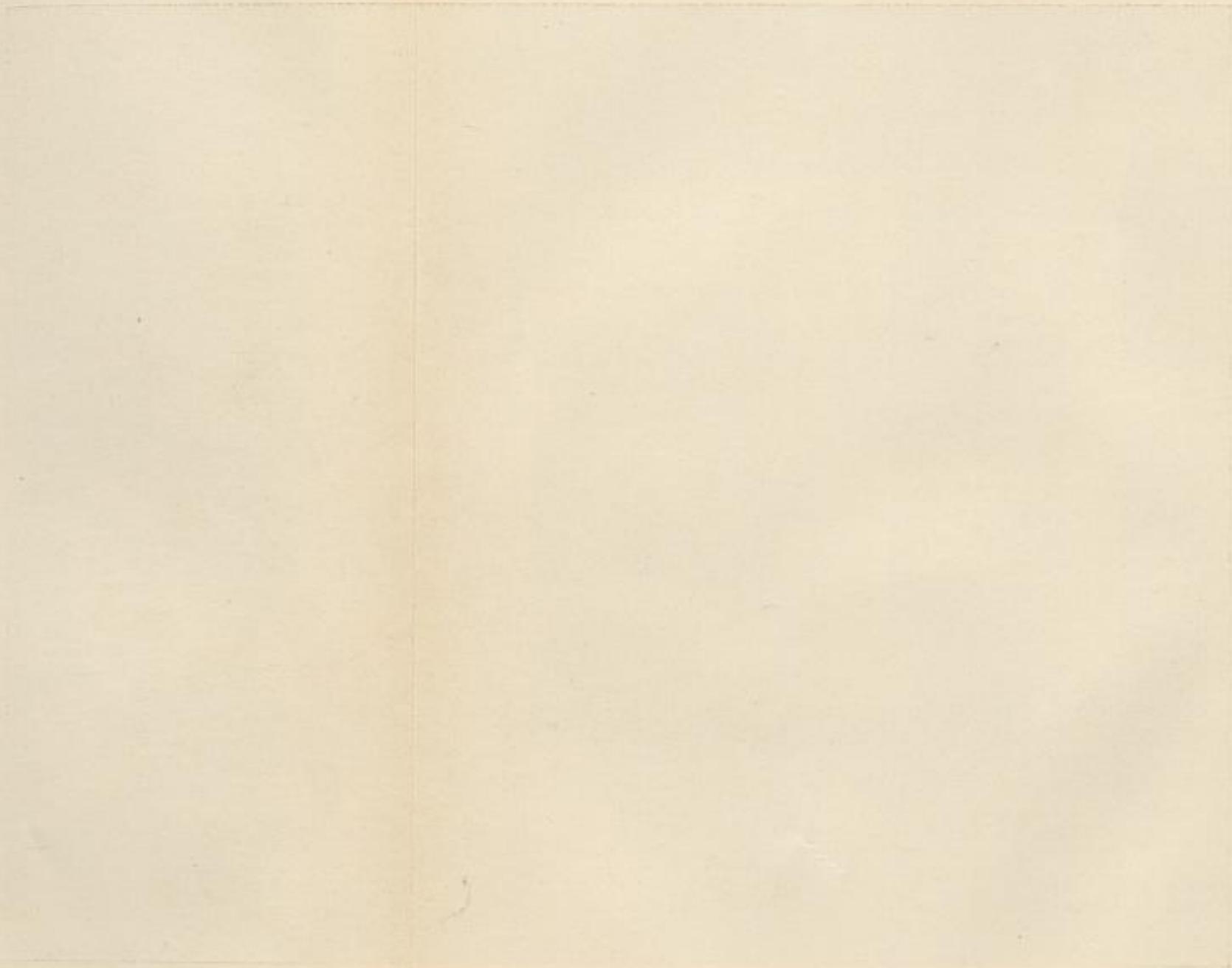
Vor der Rückwand sprang ein Sockel vor zur Aufnahme des Kultbildes. Dieses besteht aus fünf Stücken aus rotem Sandstein: dem Sockel, Mittelstück, der Deckplatte

*) Die Fundstätte des Mithreums ist an der Neuenheimer Landstraße, wo jetzt die Albert-Uberle-Straße abzweigt, beim Haus von Unterleiter, worin auch die gefundene Quelle als Brunnen dient. Bei Mithreen befanden sich gewöhnlich Wasserbecken zu rituellen Waschungen. Die Bildwerke des Tempels, der wohl nur ein Fachwerkbau war, lagen bei der Auffindung alle mit der Vorderseite nach unten gekehrt, was wahrscheinlich schon durch die Römer bei ihrem Abzug geschah. Der Boden, worin die Höhlengrotte tief eingeschnitten war, besteht aus Löß. Der unterirdische Raum hatte keine Kellerfenster, sondern wurde durch Lampen oder Feuerbecken erhellt. (K. Christ.)



Band VIII. Zu Seite 89.

Fig. 59. Fundgegenstände aus dem Mithraeum von Neuenheim.
(Aus »Fundstätten und Funde«.)



Badische
Landesbibliothek

und zwei Seitenstücken, die mit Ausnahme des Sockels alle skulptiert sind und zweifellos einst auch bemalt waren. Gesamthöhe ca. 2,16 m bei einer Breite von 2,45 m oberhalb des Sockels. Das Mittelbild (s. Abbildung Fig. 59) zeigt in Hochrelief den persischen Lichtgott, wie er mit flatterndem Mantel auf dem Rücken des niedergebrochenen Stieres kniet, dessen Kopf er, mit der Linken in die Nüstern greifend, hintenüberreißt, während die Rechte den Stahl in die Seite bohrt. Der aufwärts geringelte dünne Schwanz des Tieres endigt in einen Büschel von sieben Ähren, ein Skorpion beißt ihm in die Hoden, ein vorn an ihm heraufspringender Hund leckt das herabrinne Blut auf. Zu Füßen ringelt sich eine Schlange, den Kopf über einem Gefäß erhebend, hinter dem der Kopf eines Löwen hervorschaut. Die Szene geht scheinbar in einer Felshöhle vor sich. Links unten hinter dem Stier erscheint eine kleine stehende Figur mit gesenkter Fackel, gegenüber, etwas höher stehend infolge von Raummangel, eine solche mit erhobener Fackel, beide, wie Mithras, als Jünglinge dargestellt mit phrygischer Mütze auf dem Kopfe, in kurzem Chiton und eng anliegenden Hosen. In den beiden oberen Ecken links die Sonne als männliches, rechts der Mond als weibliches Brustbild dargestellt und durch Strahlenkrone bezw. Mondsichel gekennzeichnet. Dazwischen sind auf dem Felsengrund Bäume oder Gesträuch angedeutet.

Die beiden Seitenteile enthalten je vier Felder mit Darstellungen aus der Mithraslegende: links (von unten nach oben) 1. der Gott kniend die Sonnenscheibe(?) tragend, 2. eine auf einem Felslager ruhende bärtige Gestalt, 3. zwei stehende Männer mit einem Altar(?) zwischen sich, der eine ein Zepter(?), der andere den Blitz haltend, und 4. der aus einem Felsen emporwachsende Gott mit einem Messer in der Linken, in der Rechten die Weltkugel(?) emporhaltend. Rechts (von oben nach unten) sind dargestellt: 1. der Stier, 2. Mithras den Stier auf beiden Schultern tragend, 3. Mithras auf dem Rücken des Stiers davongetragen, und 4. Mithras den Stier auf dem Rücken davonschleppend.

Die sechs Darstellungen des oberen Querbalkens zeigen (von links nach rechts) 1. Mithras mit dem Messer Zweige abschneidend; gegen ihn bläst aus der Ecke der Wind in Gestalt eines geflügelten Kopfes, 2. Mithras kniend und mit einem Bogen nach einer Wolke(?) schießend, 3. der Sonnengott mit Mithras auf einem Viergespann emporfahrend, 4. die Mondgöttin (allein) ihr Viergespann abwärts lenkend, 5. ungefähr dieselbe Darstellung wie auf 2. und 6. wieder ein Windkopf gegen Mithras blasend, dessen Oberkörper oberhalb eines Baumes(?) erscheint.

Auf die mannigfachen mystisch-symbolischen Deutungen der auf diesem Steine dargestellten Szenen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Bekannt ist, daß der aus Persien stammende uralte Mithraskult, mit griechischen und chaldäischen Elementen vermischt, hauptsächlich durch die aus den östlichen Provinzen des Römerreiches stammenden Soldaten in das Heer und dadurch nach Rom und in die westlichen Provinzen des Reiches, besonders auch nach Germanien, eingeführt worden ist. Durch kaiserliche Gunst getragen, hat diese Religion im 3. Jh. eine Machtstellung erlangt, die erst ganz allmählich dem Christentum gewichen ist. Die Untersuchungen von Fr. Cumont und Alb. Dieterich haben das über dem Mysterienkult des »unbesiegtten Gottes« ruhende Dunkel noch nicht völlig zu lichten vermocht, und so bleibt auch die Erklärung der Bilder auf diesen ikonographisch im ganzen treu übereinstimmenden Kultdenkmälern — es sind deren etwa 400 bisher bekannt geworden — vorläufig nach manchen Richtungen hin noch problematisch. Nur die Grundgedanken sind klar. Auf Geheiß des Sonnengottes verfolgt,

ereilt und tötet der göttliche Held den Urstier, dessen Tod die Ursache alles Entstehens auf Erden ist. Mithras ist der Repräsentant des alles belebenden himmlischen Lichtes, zugleich aber auch der inneren Erleuchtung, die die Menschheit brüderlich einander nähert. Seine stetige Erneuerung und Wiederkehr beruht auf dem sich stetig erneuernden Opfer des Stieres im Kreislauf der Jahre, wobei der Urstier als Repräsentant der aus dem Chaos erzeugten finstern Gewalten nicht nur in naturalistischem, sondern auch in moralischem Sinne aufzufassen ist.

Unser Stein, der bald nach seiner Entdeckung in den Besitz des Großherzogs Leopold nach Karlsruhe gelangt ist (jetzt in den Vereinigten Sammlungen daselbst), gehört neben dem in Osterburken gefundenen (jetzt ebenfalls in Karlsruhe, s. Band IV dieses Werkes Abt. III S. 185 ff.) zu den besterhaltenen und inhaltsreichsten Denkmälern des Mithraskultus. Offenbar liegt bei der Hauptgruppe, die mit verhältnismäßig geringen Abweichungen fast überall wiederkehrt, die Tradition eines vortrefflichen Vorbildes zugrunde. Die Figur des Gottes in ihrer energischen Bewegung und meisterhaften Linienführung, ebenso wie die Lage und Kopfhaltung des niedergebrochenen Stieres weisen auf einen hervorragenden Künstler als Schöpfer dieses Typus hin, während die Ausführung der Reliefs am Neuenheimer Mithrasstein die Hand eines handwerksmäßig geschulten, immerhin aber tüchtigen Provinzialkünstlers verrät. Stark setzt die Entstehung des Werkes um die letzte Zeit der Antonine (gegen 180 n. Chr.).

Die übrigen auf unserer Abbildung (Fig. 59) dargestellten und jetzt in der Karlsruher Sammlung befindlichen Gegenstände stammen nach Creuzer ebenfalls aus den Trümmern des Neuenheimer Mithrasheiligtums: 1. eine mit Rebengewinden und Vögeln verzierte, im ganzen 4,50 m hohe Säule mit Akanthuskapitäl und einer aus zwei Wulsten gebildeten Basis, 2. verstümmeltes kleines Relief (0,88 m hoch) eines bärtigen Herkules, der sich auf die Keule stützt, Fragment eines Viergöttersteines, 3. kleiner Block, felsenartig behauen, wahrscheinlich der untere Teil einer Statuette des felsenbornen Mithras, von der sich die vordere Kopfhälfte und eine die Kugel haltende Hand (vgl. oben das betreffende Relief) ebenfalls gefunden haben, 4. ein Sandsteinaltar mit Motivinschrift, der vielleicht zu der Säule und dem Viergötterstein gehört hat. Außerdem ist 5. ein kleines, wohl erhaltenes Sandsteinrelief abgebildet, das etwas später weiter oberhalb an der Neuenheimer Landstraße gefunden worden ist (jetzt in der Heidelberger Sammlung) und Mithras auf einem galoppierenden Pferde reitend zeigt. Creuzer erwähnt schließlich zahlreiche kleinere Fundgegenstände, darunter drei Münzen von Mark Aurel und der jüngern Faustina, Terra-sigillata-Scherben, kleine Bronzeleuchte u. a. m.

Die bereits von Marqu. Freber (Orig. Palat. [1613] Kap. 7) erwähnten römischen Funde, darunter eine vielbesprochene Merkurstatue, die vom Heidelberger Schlosse i. J. 1763 nach Mannheim gebracht worden, seither aber verschwunden sind (während der aus Rohrbach stammende Motivstein, oberhalb dessen die Merkurstatue auf dem Heidelberger Schlosse aufgestellt gewesen ist, sich noch im Mannheimer Antiquarium befindet), scheinen ebenfalls aus der Nähe des Mithreums zu stammen.

Auf der rechten Neckarseite aufwärts nach der Alten Brücke zu zog eine geplattete römische Straße, die einen Meter tief unter der jetzigen Neuenheimer Landstraße bei Legung von Gasröhren zum Vorschein kam. (K. Christ.)

B. LINKES NECKARUFER

Nachdem im Bergheimer Stadtteil schon in früheren Jahren zahlreiche Einzelfunde gemacht und Bauwürmer gefunden worden waren, kam anlässlich des Baues der neuen akademischen Krankenhäuser in den Jahren 1876 bis 1878 hauptsächlich durch die Bemühungen des Bauinspektors Schäfer allmählich eine größere römische Niederlassung zu tage, die durch eine von der Brücke aus nach Speier führende Straße in einer Breite von 8,70 m schräg durchschnitten wurde (s. Abbildung Fig. 60). Außer den Kellern von 16 römischen Gebäuden, deren Sohle 2 m unter der römischen Straße

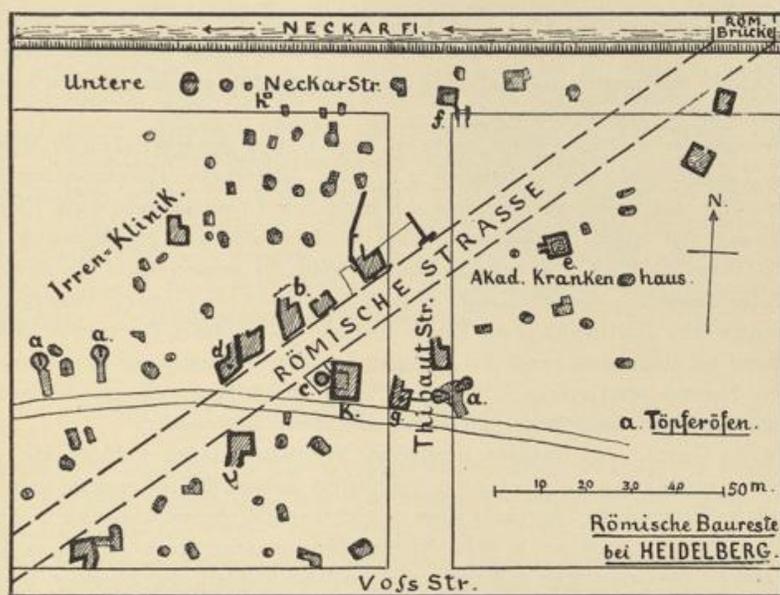


Fig. 60. Römische Baureste.
(Aus »Fundstätten und Funde«.)

liegen und die teilweise noch die alte Bemalung mit rotem Fugenstrich und dunkelgelben Friesen auf dem weißgelblichen Bewurf erhalten zeigten (im Garten des Hygienischen Instituts ist ein solcher zugänglich gemacht), und außer einem Brunnen und einigen Abfallgruben haben vier wohlerhaltene Töpferöfen (zwei in der Thibautstraße und zwei westlich davon) genauen Aufschluß über die Anlage ergeben. Diese auf beiden Seiten des Flusses auffällig zahlreich vorkommenden Töpferöfen scheinen die ganze Gegend mit ihren Waren versorgt zu haben. Die Fundstücke sind die üblichen: Tonscherben, darunter zahlreiche Sigillata-Stücke, Messer, Fibeln, Speerspitzen und sonstige Metallstücke, Tierknochen, Muscheln u. dgl., daneben Münzen von Domitian, Trajan und Hadrian.

Am wichtigsten sind die Inschriftenfunde, deren erster bereits i. J. 1822 im Winkel der beiden Römerstraßen nach Wiesloch und Speier in der »Seelengewann« 1,60 m tief unter der Oberfläche gemacht worden ist (jetzt in der Heidelberger Sammlung, Nr. 12 des Maysschen Verzeichnisses). Der Stein zeigt in einer Nische die stehende Gestalt eines

»mit dem keltischen Sagum bis zum Knie« bekleideten Mannes, mit einem Winkelmaß in der Rechten und einem Lineal in der Linken, also wohl eines Zimmermannes oder Baumeisters, den die Grabschrift auf der darunter befindlichen, von einem geflügelten Genius getragenen Inschrifttafel Volcius Mercator nennt. Ein Hündchen sitzt ihm zu Füßen. Der Name der Stifterin-Gattin ist jedenfalls keltisch. (Ausführlich besprochen von K. Christ in Bonner Jahrbücher LXIII S. 60 ff.) Der Stein war als Deckplatte eines fränkischen Grabes verwendet worden, ebenso wie eine Anzahl weiterer, i. J. 1872 entdeckter römischer Grabsteine, die als Chausseematerial zertrümmert worden sind.

Hervorzuheben ferner ein i. J. 1875 gefundener, an den Ecken stark abgestoßener Juppiteraltar aus rotem Sandstein (städtische Sammlungen, Mayssches Verzeichnis Nr. 7), welcher der Inschrift zufolge neben einer Jupitersäule gestanden haben muß, die leider nicht mit zu tage gekommen ist.

Weitaus der wichtigste Fund wurde im August 1877 gemacht: sieben Meilensteine (Leugensäulen), durchschnittlich 2 m hohe zylindrische Trommeln aus rotem Sandstein, die auf einem gemeinsamen quadratischen Unterbau gestanden zu haben scheinen und mit einem im folgenden Jahre in einem Brunnen gefundenen achten Meilenstein in die Karlsruher Sammlungen gebracht worden sind. Zu Ehren der aufeinander folgenden Kaiser Elagabal, Severus Alexander, Maximinus, Gordianus III., Philippus sen., Decius(2) und Valerianus-Gallienus errichtet, verzeichnen sie übereinstimmend die 4 Leugen betragende Entfernung von Lopodunum und den Namen der Civitas Ulpia S.N.*) als der Stifterin dieser offenbar beim Regierungsantritt der betreffenden Herrscher errichteten Ehrensäulen.

In der Gegend des einstigen Bergheimer Friedhofes fanden sich (im Mai 1901) vier weitere römische Grabsteine, von denen weitaus der interessanteste aus der Mitte des 2. Jhs. stammt. Unterhalb einer im giebelartigen oberen Abschluß hockenden geflügelten Sphynx erscheinen in einer Nische nebeneinander sitzend drei Personen in Vorderansicht, zwei männliche und eine weibliche (beim Mahle?), und darunter vier etwas kleiner dargestellte tanzende Figuren in lebhafter Bewegung. Den untersten Teil des über 2 m hohen Cippus (r. S.) nimmt die sechszeilige etwas unklare Inschrift ein, in welcher die oben dargestellten Personen: der im Alter von sieben Jahren verstorbene Vigellius, dessen Bruder Julius Tertius und die Gattin des Stifters (Candidia?), denen zu Ehren der Grabstein von Nonnus, des Blandus Sohn, errichtet worden ist, genannt werden.

Ein zweiter, noch etwas höherer Cippus zeigt den Toten in voller Rüstung zu Pferde, ebenfalls in einer Nische mit Inschrift darunter. Auch hier kommt wieder der Name der civitas S. N.***) vor, welcher der Verstorbene als Reiter in einem numerus exploratorum (Kundschafterkorps) angehört hatte. Auch dieser interessante Stein befindet sich mit dem vorigen jetzt in den Heidelberger Sammlungen. Dasselbst auch die beiden übrigen Steine: ein hoher bildloser Grabstein mit zwei Giebeln, dessen Inschrift durch

*) Nach Zangemeisters Erklärung ist Sueborum Nicretum (Neckarschwaben) zu lesen, während K. Christ Septimia Nemetum ergänzt (s. Bonner Jahrbücher LXI [1877] S. 16 ff. und LXIV [1878] S. 62 ff., sowie Mannh. Geschichtsbl. 1910 Nr. 11 und 12 und 1911 Nr. 1 und 3).

**) Das N über dem S, das Zangemeister auch hier gesehen haben will, ist heute freilich nicht mehr zu entdecken, so daß vielleicht richtiger mit K. Christ: Sequano zu lesen ist.

die darin vorkommenden germanischen Vollnamen Masvetinca und Ungario interessant ist,^{*)} und ein Bruchstück mit dem unteren Teil einer Gewandfigur, die in der rechten Hand ein Henkelkrügelchen trägt. (Über die neuesten vorläufigen Entdeckungen die alte Römerstraße betreffend s. Neues Archiv IX (1911) S. 71 f.)

Germanisches

Germanisches. Außer den obenerwähnten fränkischen Plattengräbern, zu denen römische Grabsteine benutzt worden sind, haben sich auch sonst in dieser Gegend auf beiden Seiten des Neckars Reste aus der fränkisch-alamannischen Periode gefunden. Zuerst auf der Neuenheimer Seite i. J. 1890 auf dem Weberschen Grundstück neben dem »Grünen Laub«. Hier handelte es sich um ein alamannisches Frauengrab, dessen reicher Inhalt an Schmuck- und Gebrauchsgegenständen in die Karlsruher Sammlungen gekommen ist. Vier Jahre später kam in der Ladenburger Straße (Nr. 54) ein zweites alamannisches oder fränkisches Grab zu tage mit einem Scramasax und Messer als Beigabe. Über das Reihengräberfeld in Handschuhsheim s. oben S. 32.

Auf der Bergheimer Seite gab die Bloßlegung der Fundamente der alten Kirche i. J. 1899 Anlaß zur Aufdeckung eines römischen Töpferofens, der, nach den drei enthaltenen Gefäßresten zu urteilen, noch in fränkischer Zeit benutzt worden ist.

In demselben Jahre kamen neben dem Verwaltungsgebäude des städtischen Gaswerkes zwei Gräber zum Vorschein und in der Bergheimer Straße dicht beim Schlachthaus der Keller eines Wohnbaues in Quadermauerwerk, nach Schumacher aus karolingischer oder frühromanischer Zeit stammend.

BEFESTIGUNGEN, TORE UND BRÜCKE

Wie oben ausgeführt worden ist, gehörte das Weichbild der im 12. Jh. entstandenen Fischer- und Schifferstadt Heidelberg ursprünglich zur Gemarkung des schon 769 vorkommenden fränkischen Dorfes Bergheim, dessen Name sich noch in den Bezeichnungen »Bergheimer Mühle« und »Bergheimer Straße« erhalten hat. Dieses neue Gemeinwesen scheint von Bergheim von vornherein durch einen Grenzgraben geschieden worden sein, der seit 1364 als der »Alte Graben« urkundlich häufig erwähnt wird. (Neues Archiv I, 250 f., und VII, 86 f.) Dieser Graben — im Zuge der heutigen Sofienstraße — bildete also die westliche Grenze der Gemarkung der neuen Stadt, deren Häuser und Straßen aber schon viel weiter östlich am »Stadtgraben« im Zuge der jetzigen Graben- und Marstallgasse endeten. Das zwischen diesen beiden Gräben liegende Gelände war unbebaut und behielt seinen ländlichen, gartenartigen Charakter, bis Kurfürst Ruprecht II. i. J. 1392 die Marken von Heidelberg und Bergheim vereinigte und die Bewohner des letzteren zwang, sich hier in dieser Gartenstadt anzusiedeln. Hierdurch entstand die »Neue Stadt« oder »Vorstadt« (1593 »Speierer Vorstadt« genannt) im Gegensatz zur »Alten Stadt«, deren Befestigungen zunächst auch noch nicht auf diesen neuen Stadtteil ausgedehnt worden sind.

^{*)} Nach K. Christ handelt es sich hier keineswegs um germanische Namen, sondern Masvetinca ist ein römisches cognomen Mansuetinca aus mansuetus abgeleitet, während der Name Ungar, der erst im Mittelalter vorkommt (s. Förstermann, Altdeutsches Namenbuch I, 2. Aufl. 1879), bloß eine Zusammensetzung aus dem Partikel un und einem abgekürzten Vollnamen wie Garibald etc. darstellt. Der Name der Ungarn, slawisch Ugri, hat natürlich nichts damit zu tun.

I. Ältere Stadtbefestigung

Über die Befestigung der Altstadt geben uns die alten Abbildungen ziemlich genauen Aufschluß. Den natürlichen Ausgangspunkt für deren Beschreibung bietet das Schloß, in dessen Schutze die Stadt entstanden und herangewachsen ist.

Wir beginnen auf der Ostseite. Die Stadtmauer ging hier vom Glockenturm des Schlosses aus, dem später das Zeughaus Ludwigs V. und die Karlsschanze mit Karlsturm vorgelegt worden sind, und zog sich fast in gerader Linie den Bergabhang hinunter bis an den Neckar, die östlich davon gelegene »Obere oder Neckargemünder Vorstadt« von der Altstadt trennend. Sie war durch Graben und vier Türme geschützt, von denen der oberste, der von seinem Schieferdach den Namen »Blauer Hut« führte, später durch den Karlsturm ersetzt wurde. Es folgte zunächst der »Eselpfadurm«, so genannt von den Eseln, die hier herauf das Mehl aus der Herrenmühle auf das Schloß trugen, der »Kalttalturm« an der Ecke der Plankengasse und jetzigen Karlstraße und schließlich als Mittelpunkt der östlichen Stadtmauer der Turm, der das »Vordere oder Innere Obertor«, am Schnittpunkt der jetzigen Hauptstraße und Plankengasse (Fundamente 1893 ausgegraben), enthielt. Auf dem Münsterschen und Merianschen Panorama (s. oben Fig. 50 und 52), ebenso auf dem Foucquièreschen Ölbilde (Fig. 51) sind sie alle, besonders auch der Torturm mit seinem spitzen hohen Dache, deutlich sichtbar.

Vom Obertor aus, vor dem eine Brücke über den Graben führte, lief die Stadtmauer noch ein Stück geradeaus weiter nach Norden, um dann in sanftem Knick (ohne Eckturm!) allmählich nach Westen umzubiegen. Wenige Schritte weiter lag hier das »Leyertor« im Zuge der Leyergasse mit dem üblichen Fachwerkaufbau darüber. Der ursprüngliche Name war »Lawertor«, nach den Lotüwern oder Löhern, d. i. Lohgerbern, die in der Lawergasse wohnten (s. Neues Archiv I, 170). Der kleine östlich davon bei Merian sichtbare und in Resten im Hause Neckarmünzgasse Nr. 4 noch vorhandene sogenannte Münzturm ist nach K. Christs Ansicht (s. Neues Archiv II, 115, Anm.) der zum Jahre 1750 erwähnte Pulverturm, während A. Mays darin den Treppenturm der Kleinen oder Unteren Schöneck erblicken möchte (s. Neues Archiv I, 244 f.)

Etwas weiter nach Westen sprang hier der Schönauer Mönchshof mit der Mönchsmühle aus der Mauerflucht heraus, jenseits deren die Mauer etwas näher an den Fluß vorgeschoben war. Eine zweite Pforte auf der Flußseite war das »Tränktor«, welches als gewölbter Gang unter der Neckarschule hindurch ging und seinen Namen führte von der Tränke, zu der das Vieh hier hinaus geführt wurde. Das nächste Tor war das Brückentor, zwischen zwei stattlichen Gebäuden, der erwähnten Neckarschule und dem Kornhaus, gelegen, die sich hier an die Stadtmauer anlehnten.

DAS BRÜCKENTOR

Bei Münster und Merian ist der ehemalige Zustand deutlich sichtbar: zwei hohe Rundtürme mit Kegeldächern schließen eine rundbogige Durchfahrt mit zweigeschossigem Fachwerkaufbau darüber ein. Auf der Walpergenschen Zeichnung (Fig. 53b) noch ebenso, nur sind inzwischen »wälsche Hauben«, d. h. Glockenhelme, dem Zeitgeschmack entsprechend, statt der alten Kegeldächer auf den Türmen angeordnet worden. Seine jetzige Erscheinung (s. Abbildungen Fig. 61 u. 62) erhielt das Brückentor durch einen Umbau

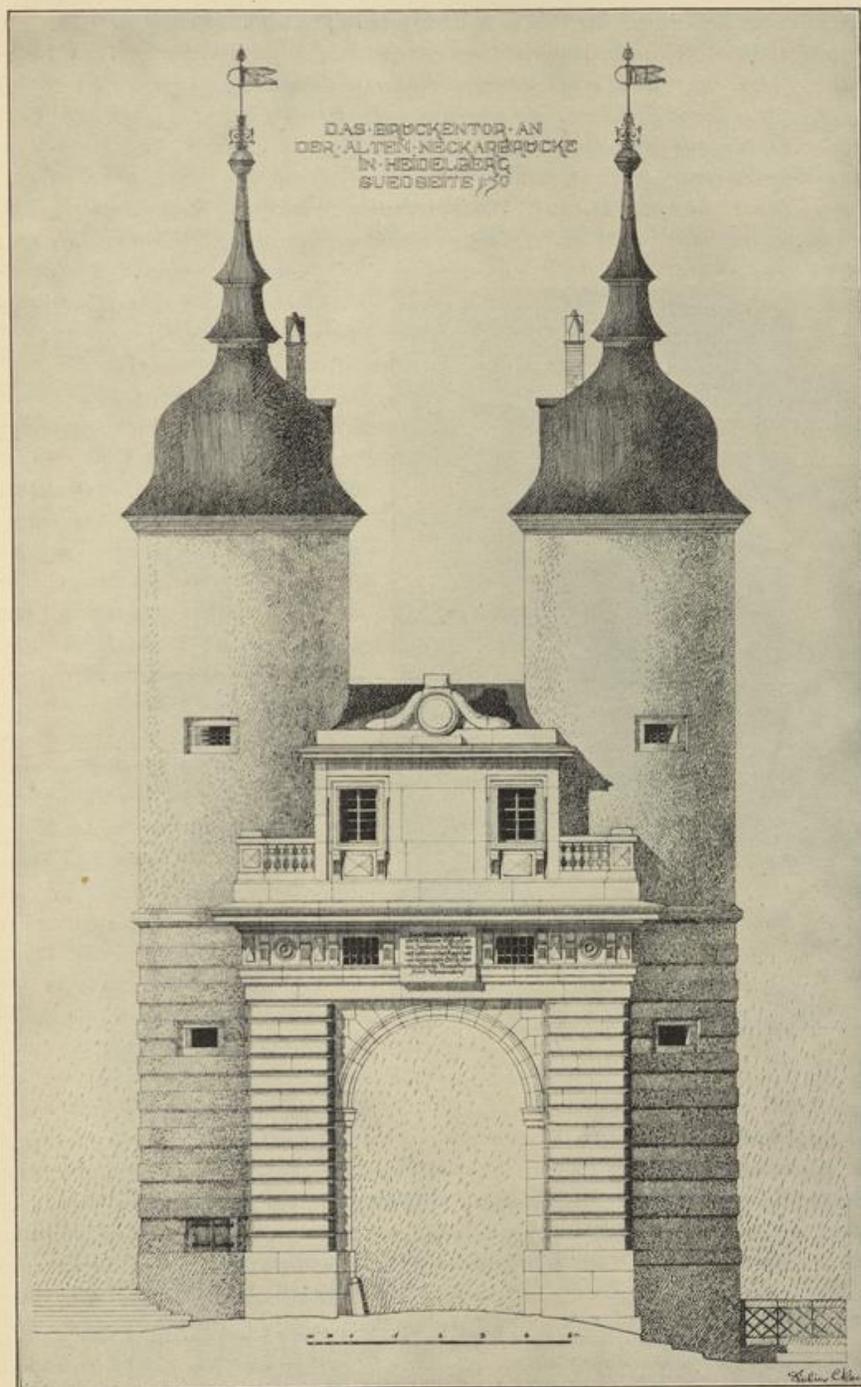


Fig. 61. Brückenturm (Stadtseite).

gelegentlich der Erneuerung der Brücke in den Jahren 1786 bis 1788 unter Karl Theodor. Eine Inschrifttafel auf der Außenseite über der Durchfahrt meldet darüber: „Beinahe hundert Jahre war hier eine gedeckte hölzerne Brücke gestanden. Im Jahre 1784 den 27 Hornung führten sie ungeheure Eisfelsen hinweg. Churfürst Carl Theodor befahl auf dieselbige Stelle eine Steinerne zu setzen.*) Sie wurde in zween Sömern unter der Staatsverwaltung des Freiherrn von Oberndorf und Führung Lamb-Babo wirkl. geh. Rat durch den Bauinspect- Math- Maier glücklich erbauet im Jahre 1788 als C-Sartorius Stadt Director, J-Sieben, L-Metzger Bürgermeister waren.“ Als Gegen-



Fig. 6a. Brückenturm (Außenseite).

stück befindet sich auf der Innenseite eine neue Inschrifttafel, welche meldet, daß am 16. Oktober 1799 das österreichische Ulanenregiment Fürst Schwarzenberg die Brücke gegen den Ansturm der Franzosen mit heldenmütiger Tapferkeit und siegreichem Erfolge verteidigt habe. Die Kugelspuren dieses Kampfes sind an den Türmen als Andenken hieran noch zahlreich sichtbar (s. R. Salzer, Der Kampf um die Neckarbrücke . . ., Heidelb. Programm 1880).

Wie unsere Abbildungen zeigen, unterscheiden sich die äußere und innere Ansicht des Brückentores nur im Aufbau oberhalb des Türbogens: die Außenseite weist dort einen Giebel auf, während die Innenseite dafür einen reich detaillierten Fries mit Konsolen und Schildern erhalten hat. Ferner sind statt der Baluster, welche auf der Innenseite den mittleren Aufbau flankieren, auf der Nordseite gelagerte Löwen angebracht, aber nur in Bossen ausgeführt, ebenso wie das Wappen im Giebelfelde und die Bekrönung obenauf (aus Geldmangel?) nicht vollendet, sondern nur in rohem Umriß ausgehauen versetzt worden sind. Die alten mit Glockendächern versehenen Türme sind im unteren Teile in Übereinstimmung mit dem neuen Mittelbau mit vortretenden Schichtenstreifen verziert und mit neuen breiten Schießscharten versehen worden, sonst aber unberührt geblieben. Im Innern birgt der westliche Turm drei niedrige Gelasse, der östliche enthält die Wendelstiege, welche zu den in den beiden Geschossen über der Durchfahrt

*) An diesen Eisgang erinnert auch folgende Inschrifttafel am Hause Neckarmünzgasse 6: Den 2te Februar | die Jahrzahl 1784 wahr | daß Wasser ist gestiegen auf | wer Sehen wil an diesem Haus | dar blicke nur auf diesen stein | so siecht ers deutlich klar und rein.

*) An diesen Eisgang erinnert auch folgende Inschrifttafel am Hause Neckarmünzgasse 6: Den 2te Februar | die Jahrzahl 1784 wahr | daß Wasser ist gestiegen auf | wer Sehen wil an diesem Haus | dar blicke nur auf diesen stein | so siecht ers deutlich klar und rein.

liegenden beiden Räumen führt. Letzterer soll für Unterbringung der Schuldhäftlinge gedient haben; die übrigen Räume waren ebenfalls Arrestlokale.

DIE NECKARBRÜCKE

Literatur: A. Mays, Die Brücken und Fähren über den Neckar bei H., Festschrift 1877. — K. Christ in Mannh. Geschichtsbl. 1911 S. 184.

Die vielbewunderte und -besungene alte steinerne Brücke, welche mit ihren neun Rundbögen den Fluß überspannt, ist die fünfte an dieser Stelle. Anfänglich scheint nur eine Fähr vorhanden gewesen zu sein, aber bereits zum Jahre 1284 wird eine, jedenfalls hölzerne Brücke erwähnt (s. Pfälzer Regesten Nr. 1109), und unter Ruprecht III. findet sich die erste Erwähnung eines Brückengeldes, welches der Stadt als Entgelt für die Wiederherstellung dieser vom Eis zerstörten Brücke verliehen worden ist. Diese neuhergestellte, also zweite Brücke ist übereinstimmend auf dem Holzschnitt des *Calendarium Hebraicum* vom Jahre 1526 (s. Abbildung Fig. 63), ferner auf der großen Münsterschen Stadtansicht vom Jahre 1550 (s. oben Fig. 50) und der Stuttgarter Zeichnung (zwischen 1559 und 1590 entstanden [Z. 18]) als bedeckte Holzbrücke mit dem großen Brückenturm und einem vorn an der Neuenheimer Seite den Zugang schützenden zweiten hohen Torturm, sowie mit Zugbrücken vor beiden Türmen dargestellt.

Dem Text zum Merianschen Panorama zufolge (s. Mitteil. des Schloßvereins II [1890] S. 288) ist diese zweite Brücke „im Jahr 1565 den 2. Februar durch eine eisschwelung und daherrührende gewaltige Wasserfluth zerrissen und hinweg geführt worden“. Die an deren Stelle getretene dritte Brücke lassen das genannte Panorama (1620), das Fouquièresche Ölbild und der zweite Meriansche Stich aus dem *Theatrum Europaeum* in allen ihren Einzelheiten deutlich erkennen. Danach war sie ebenfalls aus Holz errichtet und ganz bedacht bis auf den dem Brückentor zunächst gelegenen Teil, der als Zugbrücke konstruiert war. Vor dem jenseitigen Brückenturm setzte sich die Bedachung fort und endigte hier mit einem hohen Renaissancegiebel, an dem das kurfürstliche Wappen — wahrscheinlich das Friedrichs IV. — angebracht gewesen zu sein scheint. Hoch am Turme, unterhalb des Bogenfrieses, der unter der Türmerstube herum lief, ist das berühmte, schon von Seb. Brant zitierte Wahrzeichen Heidelbergs, der »Brückenauff«, zu sehen, der folgende Inschrift trug: „Was thustu mich hie angaffen? | Hastu nicht gesehen den alten Affen | Zu Heidelberg sieh hin und her | Findestu wohl meines gleichen mehr.“ Daß hier unter der Bedachung die früher vorhandene zweite Zugbrücke beibehalten worden, ist unwahrscheinlich.

Der Text zu Merians Panorama rühmt von dieser zweiten Brücke ferner, sie sei „so künstlich gehenckt und ineinander gefugt, daß sich ein königlicher Gesandter



Fig. 63. Älteste Ansicht von Heidelberg vom Jahre 1526.

(Aus dem *Calendarium Hebraicum* des Seb. Münster.)

vor etlichen Jahren nicht genugsam über dero kunstreichen Architectur verwundern können“. Am 16. Februar 1689 ist sie von Melac in Brand gesteckt, der auf ihr stehende Affenturm gesprengt worden.

An ihre Stelle ist hierauf in den Jahren 1709 bis 1711 eine vierte Brücke getreten, die die Walpergische Zeichnung vom Jahre 1763 (s. oben Fig. 53b) und die Skizze im Thesaurus Palatinus (s. Abbildung Fig. 64) deutlich zeigen. Inzwischen hatte eine Schiffbrücke etwas weiter unterhalb den Verkehr vermittelt. Der oben mitgeteilten Inschrift zufolge ist sie aber bereits am 27. Februar 1784 nach kaum hundertjährigem Bestande

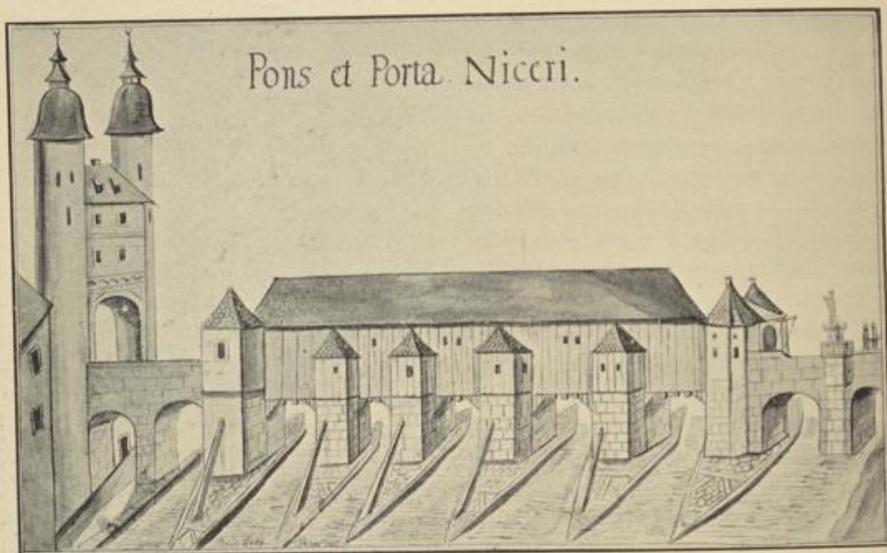


Fig. 64. Die ehemalige (vierte) Neckarbrücke.
(Nach der Zeichnung im Thesaurus Palatinus.)

von den Eismassen wieder verwüstet worden. Auch hier handelt es sich um eine bedeckte hölzerne, aber an den Seiten ganz geschlossene Brücke auf den alten acht Steinpfeilern. (Vgl. auch die Beschreibung in Aloys Schreiber, Heidelberg 1811, S. 61.) An Stelle des Affenturms sind beiderseitige kleine Torhäuser getreten. Als ihre Erbauer nennt Pfarrer J. F. Miege in seiner Dankrede (1793) den damaligen Brücken-Obristleutnant Mayer. Wegen ihrer »künstlichen Hängarbeit« sei sie als »ein Meisterstück in ihrer Art« angesehen worden. (Das GLA. enthält einen dicken Faszikel mit Akten über diesen neuen Brückenbau. Siehe auch E. F. Deurer, Umständliche Beschreibung der im Jänner und Hornung 1784 . . . H. betroffenen großen Not, 1784.)

S. Nepomuk-
Statue

Auf dem letzten Strompfeiler stand die *S. Nepomuk-Statue*, die bei der Erbauung der jetzigen Brücke schräg gegenüber am Lande Aufstellung gefunden hat. Der Heilige erscheint in Priestertracht mit dem Kreuzifix in den Armen in Lebensgröße auf einer von Engelsköpfen umgebenen Weltkugel stehend, die von zwei auf Wolken knienden Engeln gehalten wird. Am hohen Barocksockel an der Vorderseite das kurpfälzische Wappen, auf den drei übrigen Seiten Kartuschen mit Inschriften, die von Wickenburg im Thesaurus

Palatinus (s. Mitteil. des Schloßvereins III [1896] S. 81) wörtlich wiedergegeben worden, jetzt aber nur noch teilweise zu lesen sind. Das i. J. 1885 renovierte charaktervolle und fein durchgearbeitete Werk hat durch Verwitterung besonders im figürlichen Teil arg gelitten.

In den Jahren 1786—88 (s. obige Inschrift) ist die fünfte, d. i. die jetzige steinerne Brücke, ebenfalls unter Wiederverwendung der alten Strompfeiler, entstanden, nicht ohne lange heftige Verhandlungen innerhalb der Bürgerschaft, von der damals ein Teil einen Neubau im Zuge der Haspelgasse aufs eifrigste befürwortet hat. Die Baudaten und die beim Bau beteiligten Persönlichkeiten sind in der oben wiedergegebenen Inschrift urkundlich festgelegt. Die Kosten betragen 165 283 fl. 13 kr. Eine besondere Ehrung wurde dem kurfürstlichen Bauherrn zu teil durch Errichtung seines Standbildes (s. Abbildung Fig. 65) auf einem Ausbau des ersten Landpfeilers der Brücke i. J. 1788. Dem Kurpfälzischen Geschichtskalender (1789) zufolge war der Urheber desselben der Hofbildhauer und Professor an der Mannheimer Zeichnungsakademie Konrad Linck, ein in Speier 1732 geborener Künstler, der sich in Wien und Berlin gebildet hatte. Karl Theodor, in Überlebensgröße, ist stehend in ritterlicher Tracht, barhäuptig mit Allongeperücke und nach dem Brückentor blickend dargestellt. Der von



Fig. 65. Standbild Karl Theodors auf der alten Brücke.

den Schultern unter dem Hermelinkragen hervorwallende lange Kurmantel, der die Rückseite ganz verhüllt, wird von der linken Hand an die Hüfte gezogen und von dem mit einladender Geste ausgestreckten rechten Arm auf der rechten Seite ebenfalls emporgehoben, wodurch eine malerische und zugleich elegante Drapierung entsteht (Modell von 1788 in den städtischen Sammlungen). Der quadratische Unterbau, der an der Vorderseite das Wappen des Kurfürsten trägt, ist von vier ruhenden Gestalten, die die vier pfälzbayerischen Hauptströme Rhein, Donau, Neckar und Mosel darstellen, umlagert. Die Anbringung dieser antiken Mustern nachgebildeten, aber recht minderwertig ausgefallenen Flußgottheiten ist unorganisch und gibt dem unteren Teile des sonst so vortrefflichen

Denkmals eine unharmonische und unruhige Note. Die Inschrift unten vorne am Sockel lautet:

PALATINORVM PATRI
CAROLO THEODORO
HOC PIETATIS MONVMENTVM POSVIT
SENATVS POPVLVSQVE HEIDELBERGENSIS
ANNO MDCCLXXXVIII

Nachträglich sind dann »an dem Tage der sanftmütigen 50jährigen Regierung« (29. Dezember 1792) unten am Sockel drei weitere Marmortafeln mit entsprechenden



Fig. 66. Standbild der Pallas Athene auf der alten Brücke.

Inschriften (Text in Pfaff, Heidelberg S. 130) und darüber am Postament drei Marmorreliefs angebracht worden, welche die Vereinigung von Pfalz und Bayern (1777), das 400 jährige Universitätsjubiläum (1786) und das 50. Regierungsjubiläum Karl Theodors (1792) versinnbildlichen sollen.

Als Gegenstück wurde zwei Jahre später auf dem entsprechenden Landpfeiler am Ende der Brücke ein Standbild der Pallas Athene, ebenfalls von K. Linck herührend, aufgestellt, das »auf die damalige geistige und materielle Blüte der Pfalz hinweisen« sollte. Auch hier umlagern vier Figuren: Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Ceres (Ackerbau) und Merkur (Handel) den Witrfel, auf dem sich die lässig auf den Schild gelehnte, behelmte Statue der Göttin erhebt. Die vier Reliefs am Sockel beziehen sich mit ihren Puttendarstellungen

auf Architektur, Skulptur und Malerei, denen sich als vierte »Kunst« die Astronomie zugesellt. Die Inschrift lautet:

CAROLO THEODORO
PIETATIS IVSTITIAEQVE PATRONO
AGRICVLTIVRAE ET COMMERCII FAVTORI
MVSARVM AMICO
MDCCXC



Fig. 67. Blick auf die alte Brücke vom Schloß aus.

Ein höherer Kunstwert ist diesen beiden Standbildern nicht eigen. Als dekorative Arbeiten in minderwertigem Material (w. S.) verdienen sie immerhin größere Beachtung, als ihnen gemeinhin zu teil zu werden pflegt.

Der Hauptreiz dieser alten Brücke (s. Abbildung Fig. 67) liegt weniger in der ungleichen Spannweite ihrer Bogenöffnungen, die einen gewissen Rhythmus abgeben, als in der gefälligen Linienführung, die durch das ungleichmäßige Ansteigen der Fahrbahn von beiden Ufern aus bewirkt worden ist. Durch die verschiedene Höhenlage der Bogenscheitel ist die langweilige horizontale Linie vermieden worden, an der die meisten älteren und modernen Brückenanlagen, insbesondere die Holzbrücken, zu kranken pflegen. Mögen auch hierfür in erster Linie Rücksichten auf die Schifffahrt maßgebend gewesen sein, ästhetische Erwägungen haben aber sicher mitgespielt. So erscheint denn die Heidelberger Brücke in der Tat so harmonisch und so schön in das Landschaftsbild eingefügt, daß Goethes Ausspruch vom Jahre 1797: »Die Brücke zeigt sich hier (vom Karlstor aus) in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt,« gar nicht so sehr übertrieben erscheinen dürfte. (Cl. Brentanos und Gottfr. Kellers Verse zum Lobe der Brücke abgedruckt bei Pfaff, Heidelberg S. 131.)

Von dem sich westlich an das Brückentor anschließenden herrschaftlichen Kornhaus aus, das nach dem Stadtbrande für andere Zwecke nur teilweise wiederaufgebaut worden war (wie das Walpergensche Panorama zeigt) und später ganz abgerissen worden ist, zog sich die Stadtmauer in mäßigem Abstände vom Flusse weiter nach Westen bis zum Ende der Altstadt, wo der Mantelturm oder Frauenturm, auch »Käfig« genannt wegen der darin befindlichen Frauengefängnisse, die Ecke am Stadtgraben schützte. Etwa in der Mitte dieses Mauerzuges lag im Zuge der Judengasse das Judentor, durch das man zu dem hier vor der Mauer am Flusse liegenden Holzplatze, ferner zur Pferdeschwemme und zur Pfistermühle gelangte. Der Münstersche Stich von 1550 und die Merianschen Stiche von 1620 und 1622 zeigen übereinstimmend südlich hinter dem Mantelturm einen zweiten kleineren, gleichartigen Turm, ebenfalls mit Fachwerkaufbau, und zwischen beiden ein Haus, an der Stelle der jetzigen Heuscheuer, das nach dem Graben mit Schießscharten versehen erscheint. Diese wichtige Ecke scheint also damals in doppelt starker Weise geschützt gewesen zu sein. Von der Pfistermühle aus zog sich eine zweite, äußere Mauer am Neckar entlang bis zum Mantelturm, und auch über den Graben hinweg war eine bis an das Zeughaus reichende Mauer gezogen, den Zugang zum Graben von der Wasserseite aus abschließend.

Die fast schnurgerade dem Stadtgraben entlang laufende westliche Abschlußmauer der Altstadt enthielt ungefähr in der Mitte, im Zuge der jetzigen Hauptstraße, das *Mitteltorturm* *Niedere Tor* oder *Innere Speyerer Tor*, später *Mitteltor* genannt, das allem Wechsel der Zeiten stand gehalten hatte und erst i. J. 1827 den »Verkehrsrücksichten«, wie so unzählige andere ehrwürdige Baudenkmäler, zum Opfer gefallen ist. Den Zustand der Außenseite des alten Torturmes vor dem Abbruch gibt unsere Abbildung Fig. 68 (vgl. auch unten die Ansicht aus dem Thesaurus Palatinus). Die weite spitzbogige Durchfahrt und die ebenfalls spitzbogig geschlossene Gatternische darüber verraten den mittelalterlichen Ursprung des Bauwerks, das nach F. Mone zwischen 1370 und 1400 entstanden ist und bei Merian bis oben hin viereckig aufgeführt und mit einem vierseitigen spitzen Dach bedeckt erscheint (s. auch Wundt I, 118). Nach dem Stadt-

brande ist es, wie der Turm der Heiliggeistkirche, i. J. 1714 mit einem von einer wälschen Haube bekrönten achteckigen Aufsatz versehen und oben zum Uhr- und Glockenturm eingerichtet worden. Die Grenze, bis wohin der mittelalterliche Turm erhalten geblieben



Fig. 68. Ehemaliger Mitteltorturm (Außenseite).

(1827 abgerissen.)

war, zeigt sich auf unserem Bilde deutlich an den Buckelquadern, die die Ecken umsäumen. Die Rückseite nach der »Oberer Speierer Straße« zu war ursprünglich in üblicher Weise offen. Sie erscheint aber auf dem Merianschen Panorama bereits zugemauert.

Die Akten des GLA. aus dem Jahre 1813 geben einen interessanten Einblick in die langwierigen Verhandlungen über den Abbruch des Torturmes. Dieser hindere nicht

allein die freie »Coication« in der Stadt, sondern trage auch dazu bei, die Häuser in dem unteren Teile der Stadt feucht zu machen, da er den Luftzug in der Hauptstraße verhindere. Die Bürgerschaft erbot sich, für 15 000 fl. einen Ersatzturm zur Unterbringung der »Hochwache« (gegen Feuers- und Wassergefahr) zu errichten und für den Abbruch 500 fl. zu zahlen. In einer späteren Eingabe von neun Bürgern an das Oberamt d. d. 16. März



Fig. 69. Hexenturm (Rückseite).

1827 heißt es ferner, der Turm fördere auch ein den gesellschaftlichen Verkehr hemmendes Vorurteil, das zwischen Stadt und Vorstadt bestünde, er übe eine »gewisse mystische

Influenz« auf deren Bewohner aus, das Entfernen dieses »Symbols« werde die Gleichheitsbestrebungen innerhalb der Bürgerschaft fördern usw. Der Turm, dessen Durchfahrt nur 12 Heidelberger Schuh breit, während die Straße 32 Schuh breit sei, gehöre ja auch nicht in die »Kategorie der klassischen Altertümer« und habe als »Altertum« gar keinen Wert. Die Hochwache könne auf dem Keltertorturm oder dem Turm der Heiliggeistkirche eingerichtet werden.

Lange Verhandlungen sind auch über die Unterbringung der Uhr und der beiden Glocken geführt worden, die dann 1827 in dem zu diesem Zwecke neu errichteten Türmchen auf dem Universitätsgebäude Platz gefunden haben. Die Stelle des

alten Tores lag zwischen den jetzigen Häusern Nr. 126 und 135 der Hauptstraße. Der Graben, der die Altstadt und Vorstadt trennte und urkundlich 1391 und 1392 als »Stadtgraben« zuerst erwähnt wird, im 15. Jh. nach mittelalterlicher Sitte als Schießstätte diente und deshalb 1505 auch »Schießgraben«, 1599 Armbrustgraben heißt, erscheint schon bei Merian im oberen Teile, d. h. vor dem Casimirianum und Augustinerkloster, ausgefüllt und zu einem Platze eingeebnet. Nur der untere Teil, vom Mittelort abwärts gegen den Neckar zu, die jetzige Marstallstraße, ist damals noch vertieft und nach oben hin durch ein quer gestelltes Haus abgeschlossen gewesen, welches vielleicht die Wohnung des 1505 und 1588 erwähnten »Armbrusters« enthielt. In den Jahren 1663 und 1664 wurden darin Bären gehalten und manchmal gehetzt (s. Neues Archiv VII, 89).

Die oben erwähnte große »Heuscheuer« stammt aus der Mitte des 18. Jhs. und ist anscheinend größtenteils mit altem Abbruchmaterial, das dem Mantelturm und der dazwischen liegenden Baulichkeit entnommen sein mag, neu aufgeführt worden.

(Der alte kurfürstliche Marstall und die dazugehörige Heuscheuer, die im Stadtbrande zugrunde gegangen sind, lagen an der Stelle, wo später das Jesuitenkollegium errichtet worden ist. Von dieser Heuscheuer führt die Heugasse ihren Namen, die damals von der Hauptstraße bis zur oberen Stadtmauer bei der heutigen Kaserne reichte [s. Neues Archiv I, 84].)

Als einziger Überrest der mittelalterlichen Befestigungsanlagen der Altstadt ragt heute noch der schräg aus der Südwestecke der Altstadtmauer vorspringende *Hexenturm* auf. Der ältere Name war »Diebsturm« (so urkundlich 1468 [diphthorn] und 1548), nach den Gästen, die er zu beherbergen pflegte; im Texte zum Merianschen Panorama heißt er ebenfalls noch »Diebsturm«; auf der dem Baseler Exemplar aufgeklebten gedruckten Erklärung steht er dagegen unter Nr. 13 als »Hexenthurm« verzeichnet, ebenso auf dem Wolffschen Panorama von 1684 (städtische Sammlung Nr. 568).

Hexenturm

Den Akten des GLA. zufolge sollte der Turm i. J. 1727 abgebrochen und das Material zum Mannheimer Festungsbau verwendet werden; auf Einspruch der Bürgerschaft wurde aber davon Abstand genommen und der Turm der geistlichen Administration für deren Archiv und als Aufbewahrungsort von Wertgegenständen zunächst pachtweise, dann (1789) käuflich überlassen. Der Turm wird jetzt als städtisches Magazin benutzt.

Unsere Abbildung (Fig. 69) zeigt die Rückseite des Turmes mit den zugemauerten spitzbogigen Arkaden der drei Geschosse. Die seitlichen Fenster sind ebenso wie die Tür im Erdgeschoß auf der Südostseite erst eingebrochen worden, als die Arkaden zugemauert und die Räume für die oben gedachten Zwecke hergerichtet werden mußten. Als Gefängnis hat nur der unterste überwölbte Raum von 5×6 m Bodenfläche gedient. Wandstärke nach den drei Außenseiten: 2,20 m. Die Formen der achteckigen Arkadenstützen und Kämpferkapitäl sind spätgotisch. Wie die noch vorhandenen Anschlußspuren der Stadtmauer, die hier ungefähr 0,80 m stark war, zeigen, sprang der Turm zu dreiviertel seiner Grundfläche, diagonal gestellt, vor dieser hervor. Die auf der Innenseite befindliche Vormauerung am Erdgeschoß diente zur Aufnahme des Wehrganges, der hinten herum von einer Mauer zur anderen geführt war. Die Konsolen, welche den Streichbalken des diesen bedeckenden Pultdaches trugen, stecken noch oberhalb in der Mauer. Das Meriansche Panorama, das diesen Umgang deutlich zeigt, läßt zugleich erkennen, daß die Arkaden der Innenseite damals noch nicht zugemauert waren. Der in sorgfältigem Bruchsteinmauerwerk errichtete Turm wird außen, gegen den Graben zu, an den Ecken mittels diagonal gestellter, ca. 1,40 m breiter, abgeschrägter Strebepfeiler gestützt, die dieselben Rustikaquader aufweisen, wie die Ecken des Turmes. An Stelle des ehemaligen charakteristischen Spitzdaches ist gelegentlich der letzten Instandsetzung das jetzige, sehr unerfreuliche gebrochene Dach getreten. Der Zugang zu den oberen Stockwerken ist von der später vorgebauten ehemaligen Administrationskanzlei, dem jetzigen Postgebäude aus (s. Abbildung im Thesaurus Palatinus pag. 93).

Vom Hexenturm aus verlief die Stadtmauer, wie auf dem Münsterschen Panorama (1550) deutlich zu sehen ist, ursprünglich in gerader Linie weiter nach Süden und schloß hier die Bergstadt ab, deren Zugang das Kelter- oder Untere Burgtor vermittelte.

Dasselbe, am Anfange des »Schloßwegs« gelegen und erst i. J. 1881 abgerissen, hatte seinen Namen von dem anstoßenden ehemaligen kurfürstlichen Kelterhause, dessen Tor-Schlußstein mit der Jahreszahl 1555, dem kurpfälzischen Wappen und dem Monogramm CF versehen, sich jetzt in der Torfahrt des städtischen Sammlungsgebäudes eingemauert befindet. Erst unter Johann Casimir (?) scheint dann die Südmauer der Altstadt, wie sie bei Merian zu sehen ist, längs der jetzigen Seminar- und Zwingerstraße in etwas schräger Richtung nach Süden zu bis in die Gegend des heutigen Bremeneck errichtet worden zu sein, nur einmal, im Zuge der jetzigen Kettengasse, unterbrochen durch das Markbronnertor, welches den Verkehr zwischen der Altstadt und den Häusern »Vor dem Berg« am »Faulen Pelz« vermittelte. (Diesen sonderbaren Namen leitet K. Christ von dem moosbedeckten und fauligen Wassergraben her, der sich hier entlang zog [s. Aus dem Heidelberger Lapidarium I. Heft S. 7], vielleicht aber auch von einem »Meister Pallas«, der um 1500 hier einen Garten besaß [s. Neues Archiv III, 109]. Das Tor führte seinen Namen von dem bereits 1390 urkundlich erwähnten »Marktbrunnen«, der sich an der Ecke der Zwinger- und Kettengasse befand, wo einst ein kleiner freier Platz gewesen zu sein scheint [s. Neues Archiv I, 205 f.] Wie das Meriansche Panorama und die Meriansche Zeichnung im Berliner Kupferstichkabinett (s. Mitteil. des Schloßvereins III, Tafel VII) übereinstimmend zeigen, führte das Markbronnertor durch ein zweistöckiges Gebäude von kreuzförmigem Grundriß hindurch und sprang ein Stück vor der Stadtmauer vor, deren bedeckter Wehgang auf dem genannten Panorama ebenfalls deutlich sichtbar ist.

Der ehemalige Anschluß der Altstadtmauer an die Schloßbefestigung ist auf dieser Seite nicht mehr mit Sicherheit nachzuweisen. Wahrscheinlich zog, der Merianschen Zeichnung zufolge, eine Mauer an der kurfürstlichen Münze vorbei in gerader Linie bis zum Dicken Turm empor (so auch auf dem Näherschen Plane von Schloß und Stadt Heidelberg vom Jahre 1895 angegeben).

Wie aus einem Aktenstück des GLA. hervorgeht, hatte Friedrich III. i. J. 1559 der Stadt »die Gräben, Stadtmauern, Zwinger, Tore und Pforten zur Unterhaltung überwiesen«. Bald darauf mag die erwähnte teilweise Zuschüttung des westlichen Stadtgrabens erfolgt sein.

Die Obere oder Östliche Vorstadt bei St. Jakob ist niemals dauernd befestigt gewesen. Infolgedessen sind auch auf dem Merianschen Stich Graben und Zugbrücke noch im ursprünglichen wehrhaften Zustand, d. h. an der alten Stelle, zu sehen. Der Graben ist hier auch erst 1750 zugeworfen worden.

II. Jüngere Stadtbefestigung

Auf dem Münsterschen und Merianschen Panorama, ebenso auf anderen älteren Ansichten ist deutlich erkennbar, daß die Westliche Vorstadt an der Neckarseite nicht von einer Mauer eingefaßt war. Dies hat sich bei der Belagerung i. J. 1622 bitter gerächt, indem die Kroaten hier nur über den Fluß zu setzen brauchten, um in die Vorstadt zu gelangen (s. unsere Abbildung Fig. 73). Vom »Marstall« ab, der sich mit seinem von trutzigen Ecktürmen flankierten Rustikabau in den Fluten des Neckars spiegelte, zog sich zu Merians Zeit ein breiter unbebauter Uferstreifen vor den kleinen Häusern und Gärten der Vorstadt hin, der als Zimmer- und Lagerplatz diente. In der Gegend der Mündung der heutigen Ziegel- und Brunnengasse sprang dann das Ufer so weit zurück, daß hier ein kleiner natürlicher Hafen für die Schiffe und Flöße vorhanden war. Eine

Fähre führte von hier auf das andere Ufer. Die Mündungen der obengenannten Gassen konnten durch Tore gegen Überschwemmungsgefahr geschlossen werden, ebenso das Neckargäßchen, von dem aus ein niederer Mauerzug nach Westen gegen den Roten Turm, das nördlichste Bollwerk der westlichen Stadtbefestigung, lief. Im Gegensatz zu den Türmen der Altstadt erscheint dieser als ein Rundturm mit geschweiftem Kegeldach und vielen Schießscharten.

Vor der ganzen Westfront, im Zuge der heutigen Sofienstraße, lief der »Alte Graben« entlang, ursprünglich die Gemarkungsscheide zwischen Bergheim und Heidelberg vor der Vereinigung beider Orte unter Ruprecht II. i. J. 1392. »Der »Alte Graben« hatte von alten Zeiten her zwei Zuflüsse, den einen vom Klingenteich her, auf der Linie der heutigen Leopold- und Sofienstraße und des Bismarckplatzes, den anderen aus der Schlucht hinter dem jetzigen Friedhof her . . . Beide vereinigten sich hier vor ihrem Einlauf in den Neckar« (Neues Archiv I, 251).

Wie der zurzeit in der Torfahrt des städtischen Sammlungsgebäudes angebrachte, einst in der Mauer an der Südwestecke des S. Annakirchhofes (des heutigen Gartens des »Europäischen Hofes«) eingemauerte Denkstein angibt, fällt die Weiterführung der Vorstadtmauer in das Jahr 1601. Die schon von Adamus und J. P. Kayser veröffentlichte Inschrift lautet: ANNO MDCI EX IVSSV ET DECRETO FRIDERICI IV PALATINI ELECTORIS HIC MVRVS CONTINVARI COEPIT CONSVLIBVS MATTIA MAIS ET EZECHIA FETTICH. Diese Angabe scheint sich aber nicht auf die längs des Alten Grabens ziehende Westmauer, sondern auf die langgestreckte Südmauer zu beziehen, welche die Stadt südlich gegen den Gaisberg hin abschloß, da nicht anzunehmen ist, daß die Westseite der Vorstadt bis ins 17. Jh. der Mauer entbehrt hat. Zudem erscheint diese Westmauer bei Merian (1620) viel niedriger als die übrigen Stadtmauern und ohne Wehrgang. Die Inschrift wird sich also wohl auf die Fortsetzung der Befestigung auf der Südseite beziehen, wo bei Münster in der Tat nur erst eine kleine niedrige Mauer zu sehen ist. Da die wahrscheinlich schon zu Beginn des 15. Jhs.



Fig. 70. Ehemaliges Mannheimer Tor.
(1856 abgerissen.)

angelegte niedrige Westmauer mit ihren kleinen rechteckigen Vorsprüngen nur geringen Verteidigungswert besaß, so wurden bei Ausbruch des großen Krieges polygonale Bastionen davor gelegt (s. unsere Fig. 73 und den Isselburgschen Stich), die aber am 6./16. September 1622 den Ansturm der bayrischen Kompagnien Tillys auch nicht ausgehalten haben und dann unter Karl Ludwig wieder entfernt worden sind.

Ungefähr in der Mitte dieser Westmauer im Zuge der Unteren Speyrischen (jetzt Haupt-) Straße lag das Niedere oder Speyrer Tor, ein einfaches Torhaus mit einem kleinen Treppenturm auf der nördlichen Seite für das Obergeschoß und einem hohen viereckigen Wachturm auf der anderen. Eine kleine Fußgängerpforte mit Fallbrücke befand sich »unmittelbar links neben demselben, von der Stadt aus gesehen« (Wirths Archiv II, 22, Anm.), d. h. in dem viereckigen Vorbau daselbst. Nach Wundt (I, 94) war ein äußeres und inneres Tor mit einem geräumigen Hof dazwischen vorhanden, wovon aber bei Merian nichts zu entdecken ist.

Dieses alte Speyrer Tor, welches ungefähr an der Stelle der jetzigen Glasnerschen Apotheke stand, wurde i. J. 1752 durch das etwas weiter außerhalb errichtete Mannheimer Tor ersetzt und bald darauf abgerissen. Die jetzt in den städtischen Sammlungen befindliche Zinntafel aus dem Grundstein dieses i. J. 1856 ebenfalls abgerissenen Bauwerks enthält folgende Inschrift: „*Carolo Theodoro et Elisabethae Augustae, qui portam non amplius a Spira, unde tot jam spiravere bellorum turpitudes, sed a Mannhemio, unde favores placidissimi profiscuntur, nuncupari voluere, totam consecrat Heidelbergam etc.*“ Man wollte also durch den Namenswechsel der neuen Residenz gewissermaßen eine Artigkeit erweisen. Das Aussehen dieses barocken Torgebäudes ist uns durch zahlreiche Abbildungen überliefert, von denen wir unter Fig. 70 eine Ansicht der Außenseite nach einer Photographie in den städtischen Sammlungen wiedergeben. Aus den Akten des K.G.A. geht hervor, daß der Bau aus eigenen Mitteln der Bürgerschaft innerhalb zweier Jahre erstellt worden und der kurpfälzische Bauintendant Rabaliatti der Urheber des Planes gewesen ist. Nach Wundt (I, 94) hat der Bau außer dem Lokal für die Wache und den Torschreiber noch neun Gefängnisse enthalten. Von letzteren waren drei über dem Tor mit Aussicht auf die Hauptstraße, also auf der Rückseite gelegen, die übrigen im unteren und oberen Stock der bogenförmig angebauten Seitenflügel untergebracht. (Über die Ansicht des Tores im Thesaurus Palatinus s. Mitteil. des Schloßvereins III, 76.) Es ist im höchsten Maße bedauerlich, daß auch dieser in vornehmster klassizistischer Formgebung errichtete und mit vortrefflichen Skulpturwerken (Wappen im Giebel) geschmückte Barockbau dem Moloch der »Verkehrsrücksichten« hat zum Opfer fallen müssen. Die Erhaltung dieses würdigen Gegenstücks zum Karlstor (s. unten S. 111 f.) wäre vom geschichtlichen, wie künstlerischen Standpunkte aus gleicherweise unbedingt geboten gewesen.

Vor dem südlichen Teile der Westmauer lag einst der »Seegarten« (s. Neues Archiv VII, 87²),*) früher der Turnier- und Tummelplatz des pfälzischen Adels, seit dem 17. Jh. der Exerzierplatz der Garnison. Ein Teil der Westmauer war hier bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Sofienstraße erhalten geblieben.

*) In einer Originalurkunde des GLA. von 1508 heißt es: »der alte Graben oder See«, d. h. jetzt Seegartenstraße und Neptungarten; 1536 wird genannt: »das alte Fischwag am alten Graben«, also die gleiche Lage. (K. Christ.)

Wie im Norden, so endete die Westmauer auch im Süden in einem runden Eckturm, dem sogenannten Pulverturm (auch Roter Turm vom roten Ziegeldach genannt), um dann hier in rechtem Winkel umzubiegen und in langem geradem Zuge längs der jetzigen Leopoldstraße am Fuße des Gaisberges entlang nach Osten weiterzulaufen. Es ist dies die obenerwähnte Mauer, die von der Bürgerschaft auf Befehl Friedrichs IV. i. J. 1601 weitergeführt worden ist und auf dem Merianschen Panorama mit ihrem Wehgang und ihren Türmen besonders deutlich dargestellt ist. In dem Bericht über die Grundsteinlegung des Friedrichsbaues von »anno 1601« (s. Wirths Archiv I, 203 ff.) heißt es



Fig. 71. Ältere Ansicht des Klingentors vom Klingenteich aus.

außerdem: daß »der Stadtrath alhie eine Mauer hinder dem Schloß her durch das hinderste Theil der Pflöcke bis gegen den Trutzkeyser zu zur Erweiterung der Stadt Heidelberg uffzuführen angefangen« habe, wodurch unsere obige Annahme eine weitere Stütze findet. (Der Name »Pflöcke« für diese Gegend kommt zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1369 vor und findet sich danach häufig in verschiedener Schreibweise als: Pflöck, Pflöck, Fleck, Pflöck, Plöckh und Bleck. Der heutige Name »Die Plöck« scheint sich erst seit dem Jahre 1770 eingebürgert zu haben. Wie K. Christ [Neues Archiv I, 268 ff.] nachgewiesen hat, bezeichnet dieser Name »einen in besonderer Weise kenntlichen Teil der Umgebung eines Ortes«, hier also die gartenartige Gegend am Fuße des Gaisberges, die sich von Klingental bis zum Alten Graben hinzog. Huffschild [Neues Archiv VII, 89 ff.] will im Mittelalter unter diesem Namen sogar die ganze gartenartig angelegte Vorstadt oder Neustadt inbegriffen wissen, wobei zwischen »Oberer, Mittlerer und Unterer Plöck« unterschieden worden sei.) Wie auf dem Münsterschen Panorama deutlich zu sehen ist, reichte diese ältere Südmauer damals (1550) bis zur S. Peterskirche, die außerhalb liegen blieb, und endete beim Graben in einem kleinen Turm.

Gelegentlich der Erneuerung derselben i. J. 1601 ist dann S. Peter mit hineingezogen, die Schrägführung nach der Richtung des Klingentores vorgenommen und später hinter S. Peter das Kuhlort angelegt worden. Erst um die Mitte des 17. Jhs. scheint dann das Klingentor errichtet und der Anschluß an das Keltort (s. oben) hergestellt worden zu sein.



Fig. 72. Das Karlstor (Außenseite).

Im Zuge der von zwei stattlichen viereckigen Türmen bewehrten südlichen Stadtmauer lagen drei Tore in folgender Reihenfolge von Westen her:

1. das Schießtor vor der Schießtorstraße, auf welches der unterhalb des Riesenstein am Gaisberg entlangführende Bergpfad mündete,
2. das nach 1620 angelegte Kuhlort hinter S. Peter und
3. das Klingentor, dessen Errichtung erst in der Mitte des 17. Jhs. erfolgte und das den Wegfall des Kuhlortes zur Folge gehabt hat.

Die alte Südmauer ist bis auf kleine Reste hinter der Leonenser-Kneipe spurlos verschwunden; von den drei Toren ist nur das Klingentor noch erhalten, dessen ehemaliges Aussehen und malerische, isolierte Lage vor der Errichtung des großen Breitwieserschen Hauses unsere Abbildung Fig. 71 wiedergibt. Der jetzt in einer Nische des Klingentores angebrachte Laufbrunnen stand früher der Westseite des Breitwieserschen Hauses gegenüber, in der Nähe eines barocken S. Nepomuk-Denkmal (an der Stelle des jetzigen Metz-Denkmal), dessen Inschriften nebst Skizze im Thesaurus Palatinus (S. 194 bis 196) wiedergegeben sind und das sich jetzt im Berggarten des Herrn Kunstmaler Guido Schmidt befindet (s. unten).

Verschwunden sind auch die beiden trotzigen Bollwerke: der Trutzkaiser und der Trutzbaier, die der Südseite der Stadt am Abhange des Gaisberges als Außenforts vorgelagert waren. Ersterer, (nach Freher) bereits von Friedrich dem Siegreichen angelegt (»als er mit Kaiser Friedrichen dem Dritten in Unwillen gestanden«, wie es im Text zum Merianschen Panorama heißt), erscheint bereits bei Münster oben an der Ecke des Gaisberges gelegen. Seine Konstruktion ist bei Merian und Isselburg deutlich erkennbar. Innerhalb eines kreisrunden, von einer doppelten Wallanlage geschützten Platzes erhob sich ein quadratischer Turm, der an den Ecken mit schräg gestellten und schräg anlaufenden Strebepfeilern verstärkt war, wodurch eine Art sternförmiger Grundriß entstand. Die Strebepfeiler endeten in Erker, zwischen denen sich ein spitzes Zeltdach erhob. Mit dem Pulverturm der Stadtmauer war diese »Sternschanze« durch einen Laufgang verbunden.

Der etwas höher und weiter östlich am Berghange gelegene Trutzbaier ist auf dem Merianschen Stich von 1620 noch nicht zu sehen — erst auf dem Stich von 1622 —, scheint also erst im letzten Augenblicke bei Ausbruch des Krieges hergestellt worden zu sein. Beide Bollwerke sind am 6./16. September 1622 beim Generalsturm von den bayrischen Truppen nach hartem Kampfe genommen worden, nachdem abends zuvor bereits das unterhalb des Trutzkaisers gelegene »Affinest«, ein »kleines Schänzlein«, gefallen war.

Nach Adamus (S. 169) ist der Trutzkaiser von Karl Ludwig »ausgebessert und ufs neue befestigt« worden. Die alte Bezeichnung wurde damals durch einen gedruckten Erlaß vom 3. September 1666 in »Sternschanze« verwandelt »wegen seiner Struktur« und die Anwendung des alten Namens mit Geldstrafe belegt. Der Französische Krieg machte sie »zu einem Steinhäufen, so daß man anjetzo nichts als die bloße Rudera davon siehet«.

Die Obere oder S. Jakobs-Vorstadt östlich von dem Obertor, in der die S. Jakobskirche und später das Karmeliterkloster sowie die Herrenmühle am Flusse gelegen waren, ist, wie oben geschildert, niemals in den Ring der Stadtbefestigung hineingezogen gewesen, so daß bei Ausbruch des großen Krieges hier schleunigst Wall und Graben zwischen Fluß und Bergabhang zum Schutze der Ostseite der Stadt hergestellt werden mußten (vgl. unsere Fig. 73). Nachdem das baufällige Obere Stadttor (s. oben S. 94) i. J. 1750 abgerissen worden war, hatte man etwas weiter hinaus als Ersatz das »Hintere oder Letzte Obertor« errichtet, auch Neckargemünder Tor genannt, das aber bereits i. J. 1775 (Grundsteinlegung: 22. Oktober) dem noch etwas weiter nach Osten vorgeschobenen *Karlstor* wieder hat weichen müssen. Wie aus den Akten des GLA. hervorgeht, rührt der Plan dieses Prachttores vom kurpfälzischen Oberbaudirektor Nicol. de Pigage (1721 bis 1796) her, dem Schöpfer des linken Flügels des Mannheimer Schlosses, des Lustschlosses Benrath und des Schwetzingen Gartens, einem

Karlstor

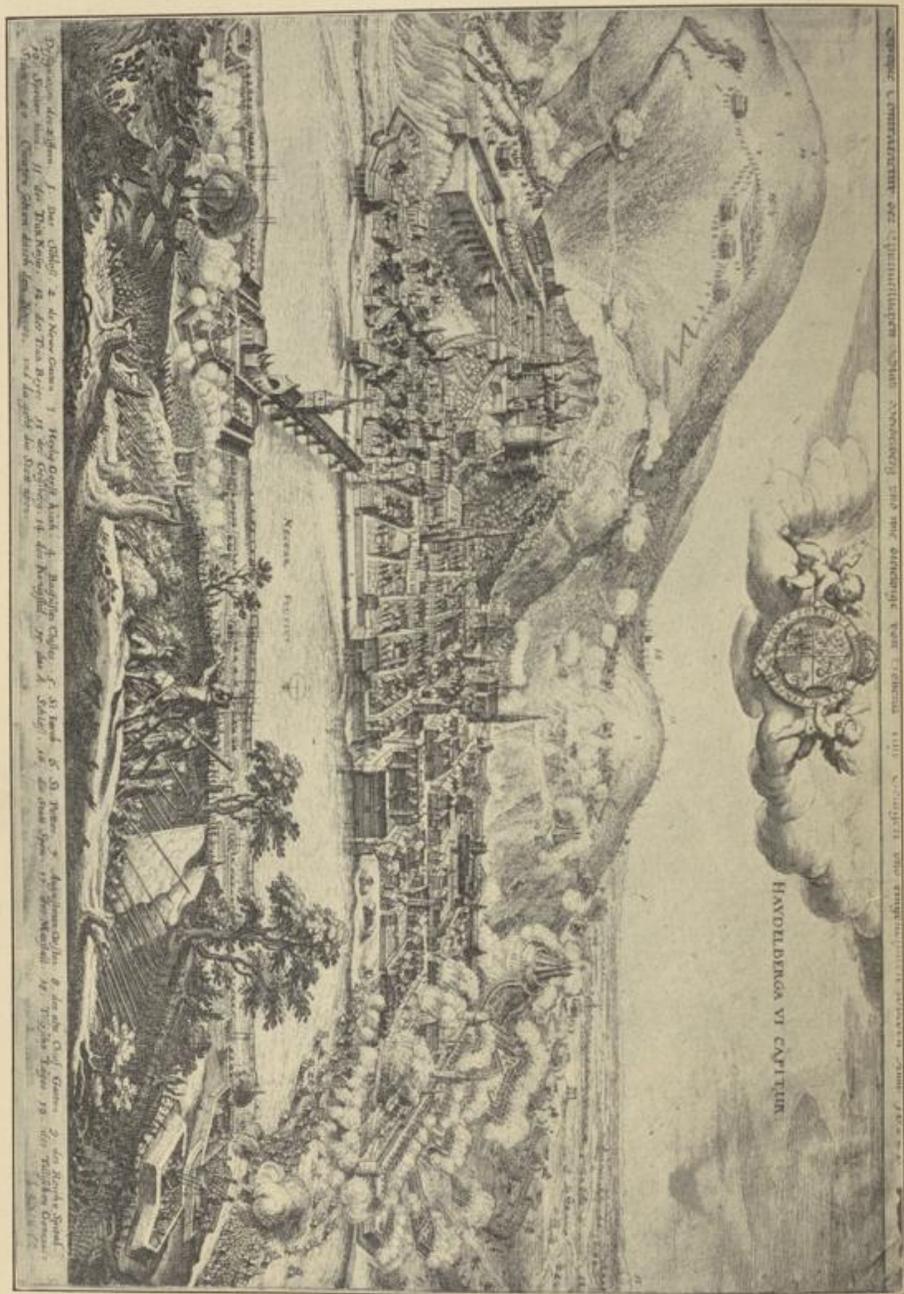


Fig. 73. Ansicht von Heidelberg während der Einnahme durch Tilly (6. 16. Sept. 1622).
(Nach dem Stich von Math. Merian im Theatrum Europaeum.)

der genialsten Architekten der damaligen Zeit. Die Bauzeit betrug sechs Jahre. Die Karlsruher Akten enthalten lebhaftige Klagen der Bürgerschaft, welche dies Tor zu Ehren des glorreichen Fürsten, des »Vaters des Vaterlandes«, hatte errichten lassen und dafür 100 000 fl. hatte bezahlen müssen; die Anklagen und Untersuchungen wegen Unterschleife und Betrügereien füllen ganze Faszikel. Da zu dieser Zeit Heidelberg längst eine offene Stadt geworden war, so konnte der Künstler sowohl auf fortifikatorische Anlage, wie auch auf einen Anschluß an die Stadtmauer verzichten. Unsere Abbildung Fig. 72 zeigt die Außenseite dieses in vornehmen klassizistischen Formen gehaltenen, durchaus in rotem Sandstein erstellten Bauwerks. Die Rückseite ist genau entsprechend, nur daß innen an Stelle der Waffentrophäen ein Doppelmedaillon des kurfürstlichen Ehepaares — beides vom Hofbildhauer P. S. Lamine (1738 bis 1817), einem Schüler Verschaffelts — angebracht erscheint. Die darunter befindliche Inschrifttafel enthält an der Außenseite folgende Widmung:

CAROLO THEODORO
S. R. I. ARCHIDAPIFERO · ELECTORI PATRIAE PATRI
PACIS ARTIBUS PROVIDENTIA CLEMENTIA VERE MAGNO
HEIDELBERGA
COMITVM PALATINORVM AD RHENVN ET ELECTORVM
ANTIQVA SEDES
DOCTRINAE ET LITERARVM NUTRIX
MONVMENTVM HOC DEVOTED (sic!): DEDICAT: MDCCLXXXI

Über dem rundbogigen Torbogen ist beiderseitig zur Füllung der Zwickel eine große Löwenhaut ausgehauen, die hier aber nichts weniger als kriegerisch oder heldenhaft wirkt. Das Tonnengewölbe der Durchfahrt ist mit Kassetten verziert. In der Mitte liegen beiderseitig die Eingänge zu den halbkreisförmig geschlossenen Seitenflügeln, die im Erdgeschoß je einen großen gewölbten Wohnraum für Wache und Torwart und darüber, durch eine hinten angebaute Wendeltreppe zugänglich, je einen oberen Raum enthalten. Der ganze Bau ist unterkellert und in diesen unterirdischen Räumen als Gefängnis benutzt worden.

KIRCHEN UND KLÖSTER, SPITÄLER UND KIRCHLICHE ANSTALTEN

Die Stadt Heidelberg hat im Lauf der Jahrhunderte 18 größere und kleinere Gotteshäuser beherbergt. In einer Urkunde vom Jahre 1390 werden folgende fünf Kirchen als in und vor der Stadt gelegen angeführt:

1. ecclesia fratrum heremitarum (Augustinerkirche),
2. ecclesia sancti spiritus (Heiliggeistkirche),
3. ecclesia S. Jacobi (S. Jakobskirche in der Östlichen Vorstadt),
4. ecclesia apud fratres minores (Franziskanerkirche),
5. ecclesia S. Petri (in der Westlichen Vorstadt),

hierzu kam i. J. 1391 die ehemalige Judenschule als

6. capella beatae Mariae virginis.

Im 15. Jh. entstand

7. die Dominikanerkirche (1476) in der Westlichen Vorstadt.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege folgte der Neubau der

8. lutherischen Providenzkirche (1659 bis 1661) in der damaligen Speyrer-, jetzigen Hauptstraße, hierauf

9. die Kapuzinerkirche (1688 bis 1692), an der Stelle der jetzigen Theaterstraße in der Hauptstraße gegen die Sandgasse und Friedrichstraße zu gelegen.

Im 18. Jh. entstanden schließlich:

10. die Karmeliterkirche (1701) an Stelle der S. Jakobskirche in der Ostlichen Vorstadt,

11. die Jesuitenkirche (1712) bei der Universität und

12. die S. Annenkirche (1714) unten in der Plöck.

Daneben waren noch folgende kleinere Gotteshäuser vorhanden:

13. die S. Annen-Friedhofskapelle unten in der Vorstadt beim Speyrer Tor,

14. die Kapelle der schwarzen Augustiner-Nonnen (congregatio b. Mariae virginis) seit 1700, am Graben, an der Stelle der jetzigen Universitätsbibliothek, gelegen,

15. die Kapelle der weißen Dominikaner-Nonnen (bei Kayser »Bätt-Schwestern« genannt) beim Schießtor, seit 1724, an der Stelle der jetzigen englischen Kirche,

16. die Friedhofskapelle auf dem S. Peters-Friedhofe,

17. die Kapelle im Schönauer Mönchhof in der Unteren Straße und

18. die Brückenskapelle jenseits des Neckars.

Die wallonische oder französische Gemeinde hat niemals ein eigenes Gotteshaus besessen, sondern abwechselnd akademische Hörsäle und verschiedene Kirchen der Stadt zu ihren Gottesdiensten überwiesen erhalten.

Für nachstehende Inventarisierung kommen als vorhanden nur noch in Betracht: 1. Heiliggeistkirche, 2. S. Peterskirche, 3. Providenzkirche, 4. Jesuitenkirche nebst Kloster und 5. S. Annakirche, doch mögen über die übrigen vorerwähnten ehemaligen Gotteshäuser und die dazugehörigen Klöster zunächst einige kurze Mitteilungen folgen.

Augustinerkirche

I. Das *Augustinerkloster mit Kirche*^{*)} galt früher als die älteste geistliche Stiftung Heidelbergs. Bereits M. Freher hatte zwar die Nachricht des Irenicus, daß schon im Anfang des 11. Jhs., also noch vor der Gründung der Stadt Heidelberg, ein Augustinerkloster hier vorhanden gewesen sei, als einen Irrtum bezeichnet, aber erst Sillib's Untersuchungen im Neuen Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg (Bd. IV [1901] S. 1 ff.) haben endgültig mit dieser bis in die neueste Zeit kritiklos weiterverbreiteten Legende aufgeräumt. Ein Kloster des erst i. J. 1256 gestifteten Augustinerordens ist in Heidelberg für das Jahr 1279 urkundlich zum ersten Male bezeugt. Es lag an der Stelle des heutigen Ludwigsplatzes. Der Garten erstreckte sich bis zum Hexenturm, während die Kirche mit ihrer Vorhalle bis an die Stadtmauer reichte, der Chor an die Augustinergasse grenzte. Ob die Nachricht des Irenicus, daß König Ruprecht hier vorübergehend residiert

^{*)} Während des Druckes ist man gelegentlich der Grabungen zum Zwecke einer gärtnerischen Ausstattung des Ludwigsplatzes auf die Überreste des Klosters gestoßen. Über die Resultate der Ausgrabungen s. unter D. Öffentliche Plätze, Ludwigsplatz.

habe, den Tatsachen entspricht, ist urkundlich nicht nachweisbar, jedenfalls kann der i. J. 1880 auf dem Ludwigsplatz ausgegrabene Schlußstein mit dem Reichsadler (jetzt in der städtischen Sammlung, s. Abbildung Fig. 74) nicht als Beweis hierfür dienen, sondern höchstens dafür, daß unter Ruprecht III. hier irgend ein Bauteil des Klosters neu errichtet worden ist. Im Jahre 1450 ließ Friedrich der Siegreiche im Kloster seine Reform der Universität verkündigen, ohne daß damals bereits ein innerer Zusammenhang zwischen beiden Anstalten vorhanden war, der vielmehr erst seit 1476 nachweisbar ist.

Nachdem bereits der am 7. April 1406 in die Artistenfakultät aufgenommene Hieronymus von Prag durch seine Disputation im Augustinerkloster den Unwillen der Theologen erregt hatte, fand hier am 26. April 1518 in Gegenwart Martin Luthers die Disputation gegen die scholastischen Lehren statt, welche für die Pfälzer Lande zum Ausgangspunkt der neuen Lehre wurde. Das schon seit längerer Zeit disziplinarisch im Niedergange befindliche Kloster scheint damals auch baulich immer mehr herabgekommen zu sein, so daß Kurfürst Friedrich II. sich veranlaßt sah, das nur noch von einigen Mönchen bewohnte Kloster aufzuheben und i. J. 1552 zum Sapienzkollegium einzurichten. Die Kirche wurde auditorium theologicum (zu Merians Zeit war sie »der französischen Gemein zum Predigen eingeraumt«). Die Bemühungen der Augustiner um Restitution ihres Klosters nach der Einnahme Heidelbergs durch Tilly blieben vergeblich, im Unglücksjahre 1693 wurden Kirche und Kloster ein Raub der Flammen.

II. Die *S. Jakobskirche* ist ebenfalls unbekanntes Ursprungs. In Merians Text zum Panorama heißt es: »von Churf. Ruprecht dem Ältern erbaut«. Sie erscheint hier als eine kleine, offenbar nur im Chor vollendete gotische Anlage, dicht am Felsabhange in der Oberen oder Östlichen Vorstadt gelegen. Im Jahre 1387 wird sie als »quaedam domus sub vocabulo sancti Jacobi extra muros« bezeichnet, zu einem Kollegium für studierende Zisterzienser eingerichtet und als solches dem Generalstudium zugeteilt; die Kapelle bleibt aber weiterhin als solche urkundlich bezeugt. In der Reformationszeit verlassen und verfallen, erscheint sie bald darauf als Geschützhaus des Obristleutnants Dürr und auch sonst zu profanen Zwecken verwendet, bis sie i. J. 1685 unter Kurfürst Philipp Wilhelm dem Kultus zurückgegeben und vollständig restauriert worden ist. Wir erfahren, daß hierbei die Malerei der Gewölbe i. J. 1688 für 2000 fl. einem Italiener übergeben worden war. Der Stadtbrand von 1693 legte auch diese kaum wieder erstandene Herrlichkeit in Trümmer.

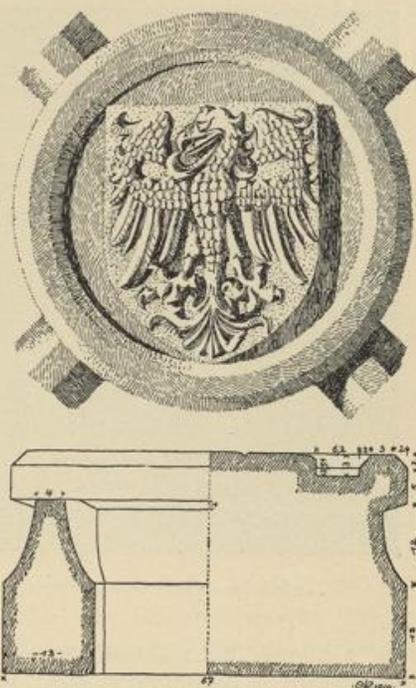


Fig. 74. Schlußstein aus dem Augustinerkloster.
(Städt. Sammlungen.)

S. Jakobskirche

Karmeliterkirche

III. Auf dem verödeten Platze wurde bald darauf das *Karmeliter- (Barfüßer-) Kloster nebst Kirche* i. J. 1701 (?) durch Kurfürst Johann Wilhelm neu errichtet und als kurfürstliche Grabeskirche bestimmt. Die reiche Stiftung verlor aber mit der Verlegung der Residenz ihre Bedeutung, so daß unter Kurfürst Maximilian Joseph die Auflösung des Klosters erfolgte, das zu einem Amtshause umgewandelt wurde. Die in der fürstlichen Gruft beigesetzten Leichname kamen nach München. Die Kirche stand 1805 noch, wurde aber bald darauf abgerissen. Das ehemalige Äußere der Kirche zeigt

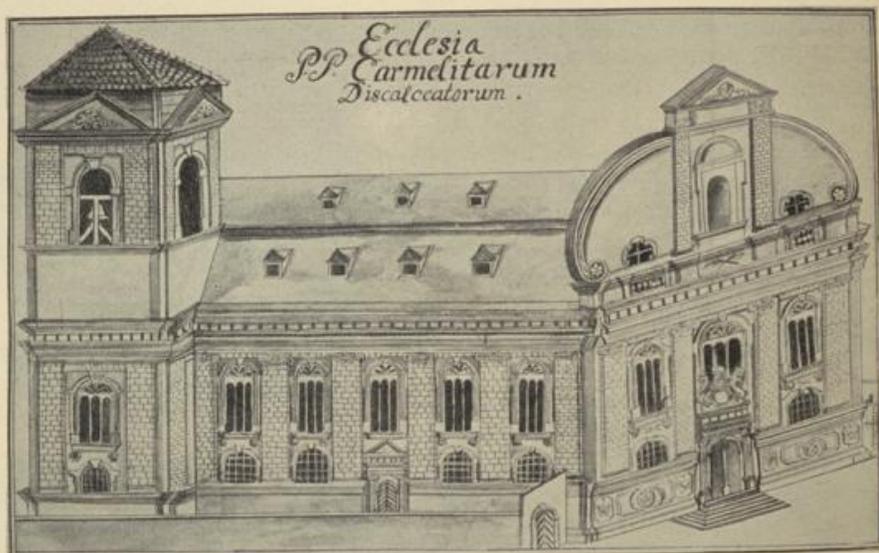


Fig. 75. Ansicht der ehemaligen Karmeliterkirche im *Thesaurus Palatinus*.
(Gez. von Thum 1750.)

Franziskaner-
kirche

die Abbildung im *Thesaurus Palatinus* (Fig. 75). Danach könnte der Baumeister A. Breunig (s. unten S. 206) auch als Urheber dieses Gotteshauses in Frage kommen. *)

IV. Die *Franziskaner- (Minoriten-) Kirche mit Kloster* kommt erstmalig i. J. 1268 urkundlich vor, mag also ungefähr um die Mitte des 13. Jhs. als ältestes Kloster Heidelbergs gegründet worden sein. (Nach Zeiler-Kayser sei sie ursprünglich außerhalb der Stadt unten am Neckar gelegen gewesen und erst durch die Gemahlin Ludwigs III., Mechtild von Savoyen [also nach 1418], in die Stadt verlegt worden, aber Wundt [a. a. O. S. 181] hat bereits die Unhaltbarkeit dieser Annahme nachgewiesen.) Bei Merian erscheint die Kirche als ein stattlicher Bau mit Querschiff und langem Chor, an der Stelle des jetzigen Karlsplatzes. Im Jahre 1565 erfolgte die Umwandlung des Klosters in eine Lateinschule. Im Stadtbrande von 1693 zerstört, wurden Kirche und Kloster i. J. 1698 wieder aufgebaut und den Franziskanern zurückgegeben. Unter Karl Friedrich ist schließlich i. J. 1804 das Ganze niedergedrückt worden, nachdem vorher die Mönche in das Kapuzinerkloster versetzt worden waren.

*) Wie der Verfasser nachträglich erfährt, befindet sich eine Grundrißzeichnung des Klosters im Besitze des Fabrikanten A. Kall, dessen Villa (Hauptstraße Nr. 238) an der Stelle des Klosters steht, und ist ein weiterer Plan der ganzen Stadtgegend kürzlich im städtischen Archiv entdeckt worden.

V. Die *Marienkapelle* (capella beatae virginis) als sacellum academicum im rotulus vom Jahre 1401 bezeichnet, i. J. 1391 nach Vertreibung der Juden aus der »Judenschule« (Synagoge) errichtet, war zwei Jahrhunderte lang die eigentliche Universitätskapelle und ist als solche vielfach mit der auf der Südseite von S. Peter gelegenen großen Universitätskapelle, die erst seit 1554 ebenfalls diesen Namen führt, verwechselt worden. Bei Merian erscheint sie unter der Bezeichnung »iuristisches und medizinisches Auditorium«, als ein kleiner, unansehnlicher Bau mit hohem Dach und Dachreiter an der Ecke der damaligen Judengasse, jetzigen Dreikönig- und Unteren Straße gelegen. Mit dem Brande der Stadt am 22. Mai 1693 verschwindet sie.

Marienkapelle

VI. Die *Dominikanerkirche mit Kloster* ist nach Merian i. J. 1468 (nach Kayser 1476) unter Friedrich I. von Albertus Medelein, Vikar des Heiligen-Geist-Stiftes, in der westlichen Vorstadt gegründet worden. Da die Stiftung i. J. 1551 nur mehr einen oder zwei Insassen aufwies, wurden die Klausurbauten von Friedrich II. mit päpstlicher Erlaubnis zu einem Spital umgewandelt, das im Merianschen Text als »reiches Spital« erscheint. Dem Merianschen Panorama zufolge war die Kirche eine aus dreischiffigem Langhaus und langgestrecktem Chor bestehende weiträumige Anlage, an die sich im Norden, um den Kreuzgang herum geräumige Klausurbauten angeschlossen haben. Im Dreißigjährigen Kriege durch Tilly den Katholiken zurückgegeben, wurde sie später abwechselnd von Reformierten und Lutheranern und seit 1680 als Garnisonskirche benutzt, bis i. J. 1705 die Dominikaner wieder ihren Einzug hielten. Das Walpergensche Panorama läßt die Kirche nur noch am Dachreiter erkennen. Schließlich kaufte Karl Friedrich, nachdem unter Maximilian Joseph die letzten Mönche entlassen und pensioniert worden waren, Kloster, Kirche und Garten um 11 000 fl. an und ließ die Baulichkeiten für Universitätszwecke (die Kirche wurde Anatomisches Theater, die übrigen Gebäude Kliniken für Geburtshilfe etc.) herrichten. An Stelle der Kirche wurde 1861 bis 1863 der jetzige Friedrichsbau neu aufgeführt. Das alte Kurspital, das an der Stelle des jetzigen Kornmarktes lag, war nach Verlegung in das Dominikanerkloster niedrigerissen worden (s. Neues Archiv I, 10).

Dominikaner-
kirche

VII. Die *Kapuzinerkirche mit Kloster* war eine pfalz-neuburgische Stiftung. Während die Franzosen fast vor den Toren der Stadt standen, ließ Johann Philipp in den Jahren 1688 bis 1692 (Grundsteinlegung 18. April 1688) in der nordöstlichen Ecke des alten Herrengartens, der bereits i. J. 1629 vom Kurfürsten Maximilian von Bayern vorübergehend den Kapuzinern geschenkt worden war, auf der Stelle des herrschaftlichen Stück- und Gießhauses Kloster und Kirche neu errichten. Am 22. Mai 1693 waren sie der Hauptzufluchtsort der bedrängten Einwohner. Kurze Zeit zu Beginn des 19. Jhs. (seit 1799) von den Franziskanern (s. oben) bewohnt, fiel die ganze Bauanlage zwischen der jetzigen Theaterstraße und Sandgasse (Hauptstraße 106 bis 108) in den Jahren 1807 und 1850 dem Abbruch anheim. Bei Walpergen erscheint die Kirche als ein von Norden nach Süden gerichteter mäßig großer Bau mit Dachreiter, an welchen sich im Osten die Klosterbauten angeschlossen haben.*)

Kapuzinerkirche

VIII. Die *S. Annenkapelle*, ein unscheinbarer kleiner Bau auf dem ehemaligen »S. Annenkirchhof« (Nr. 30 auf dem Merianschen Plan) im Südwesten der Vorstadt, muß vor 1590 entstanden sein, da Adamus ältere Grabsteine als daselbst befindlich anführt. In den Karlsruher Akten des GLA. erscheint sie i. J. 1655 reparaturbedürftig:

S. Annenkapelle

*) Das Stuckrelief, welches sich auf den Eisgang vom Jahre 1784 bezog und im Hintergrund ein Bild der ehemaligen Kapuzinerkirche zeigte, ist neuerdings von seinem alten Platze im Hausgang des Hauses Hauptstraße 109 anscheinend spurlos verschwunden.

sie soll wieder eine Kanzel und Gestühl erhalten. Zu Kayzers Zeiten (Historischer Schauplatz etc. 1733) war sie bereits »verfallen«. Die i. J. 1714 erbaute S. Annenkirche (s. unten) hat den Namen von ihr erhalten.

Friedhofskapelle

IX. Die *Friedhofskapelle* bei S. Peter, die in den Akten i. J. 1785 als »sehr baufällig und ohne Dach« bezeichnet wird, ist 1861 abgerissen und nach Gaiberg transferiert worden (s. oben S. 29). (Nach G. Christ [Mannh. Geschichtsbl. XIII (1912) Sp. 8] hieß sie die »Batzenkirche«, weil die Besucher des Gottesdienstes bei bestimmten Gelegenheiten einen Batzen erhielten). Alte Ansicht von 1858 in den Städt. Sammlungen.

Brückenskapelle

X. Die *Brückenskapelle* jenseits des Neckars, welche auf dem Merianschen Panorama 1620 dort in freier Lage erscheint, ist bei Ausbruch des Krieges in die Befestigungsanlagen des Brückenkopfes mit hineingezogen worden (s. Merians Stich von 1622) und wahrscheinlich mit diesen dann verschwunden. Bei Walpergen wenigstens (1763) ist nichts mehr davon zu sehen. Sie war i. J. 1520 von der Bruderschaft »zu unserer lieben Frauen zu Heidelberg« gegründet worden.

Über die Kapellen des Schönauer Mönchhofs und der beiden Nonnenklöster fehlen uns nähere Nachrichten.

Von den sieben Männerklöstern — das achte, das Augustinerkloster, war 1693 ein Raub der Flammen geworden —, die das Walpergensche Panorama vom Jahre 1763 noch innerhalb der Mauern der Stadt aufweist, ist heute nur noch ein einziges Bauwerk erhalten: das Jesuitenkollegium (s. unten).

Die beiden Nonnenklöster: 1. das der congregatio beatae Mariae virginis (Augustinerinnen), die i. J. 1700 hauptsächlich zu Unterrichtszwecken von Kurfürst Johann Wilhelm nach Heidelberg berufen worden waren, gegenüber von S. Peter an der Stelle der jetzigen Universitätsbibliothek, und 2. das Weißnonnenkloster (Dominikanerinnen), weiter nach Westen in der Vorstadt beim Schießtor gelegen, sind ebenfalls Neubauten zum Opfer gefallen, nachdem ersteres als Schule, letzteres als lutherisches Hospital (s. unten) Verwendung gefunden hatte.

DIE HEILIGGEISTKIRCHE

Quellen: Eduard Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg, Heidelberg 1886. — Regesten der Pfalzgrafen v. Rh. I (1214 bis 1400), bearbeitet von A. Koch und J. Wille, Heidelberg 1894. — Thoemes, Aug., Das Stift der Kgl. Kapelle zum heiligen Geist und die Universität Heidelberg . . ., Original-Stiftungs-urkunden, Heidelberg 1886. — Die auf die Heiliggeistkirche bezüglichen Urkunden des Großh. General-Landesarchivs in Karlsruhe reichen von 1353 bis 1801, enthalten aber verhältnismäßig nur wenige für die Baugeschichte wichtige Angaben.

Literatur: Leupold, Kurzgefaßte Beschreibung und Geschichte der Heiliggeistkirche, Heidelberg 1853. — F. Schwarz, Die Heiliggeistkirche in ihrer Beziehung zur Stadt und Hochschule Heidelberg, in Ruperto Carola, Festchronik zur V. Säkularfeier, Heidelberg 1886. — Lang, Die Heiliggeistkirche in ihrer Beziehung zu dem Jubelfest der Universität Heidelberg, ebenda. — Die ehemaligen Kunstschatze in der Heiliggeistkirche, in Christl. Kunstblätter 1871 Nr. 117 f. — Die Einweihung der Heiliggeistkirche am 3. Juli 1881, Heidelberger Kirchenkalender 1882. — F. Schwarz, Zur Geschichte der Heiliggeistkirche in Heidelberg, 2. Aufl., Heidelberg 1906. Dasselbst im Vorwort weitere Spezialliteratur.

I. Baugeschichte

Die jetzige Heiliggeistkirche auf dem Marktplatze ist als Königliche Kollegiatkirche von König Ruprecht (1398 bis 1410) an Stelle eines älteren, vielleicht erst 100 Jahre vorher errichteten Gotteshauses neu aufgebaut worden. Bei der Aufgrabung des Chores, zuerst i. J. 1863, dann 1886 (s. unten S. 131 f.), haben sich nämlich die Fundamente mit der teilweise noch vorhandenen untersten abgefasten Sockelschicht eines polygonalen 5/8-Chores gefunden, offenbar Überreste dieser ersten Baulichkeit. In diesem gotischen Chor, dessen Abmessungen aus unserem Plane (s. unten Fig. 76) sichtbar sind, ist am 18. Oktober 1386 die feierliche Messe zelebriert worden, durch die die neu gegründete Universität dem Schutze des heiligen Geistes empfohlen wurde, ebenso wie am 20. August 1395 die Seelenmesse für deren ersten Rektor Marsilius von Inghem hier abgehalten worden ist. Der enge Zusammenhang, in dem Heiliggeistkirche und Universität von vornherein gestanden haben, ergibt sich auch aus der Bestimmung des Stifters, daß die Universitätsprivilegien alljährlich am Tage Allerheiligen in der Kirche verlesen und acht Tage lang an deren Türen angeschlagen werden sollten, während als eigentliche Universitätskapelle auch fernerhin die i. J. 1391 aus der Judenschule entstandene Marienkapelle (s. oben S. 117) diente. Das alte Straßenpflaster fand sich bei den erwähnten Ausgrabungsarbeiten in etwa 1 m Tiefe unter dem jetzigen.

Das Datum der Grundsteinlegung des Neubaus ist nicht bekannt, doch ist anzunehmen, daß sie bereits erfolgt war, als Papst Bonifazius IX. am 1. Juli 1400 die Heiliggeistkirche von der Parochie der älteren S. Peterskirche ablöste und sie mit vier neuen Pfründen der reichen Marienkirche zu Neustadt a. d. H. begabte. Die i. J. 1399 erfolgte Übertragung von zwölf ansehnlichen Pfründen von den Stiften in Worms, Speyer, Neuhausen, Wimpfen i. Th. und Mosbach (s. Wundt I, 155) macht wenigstens wahrscheinlich, daß der Plan zum Neubau damals bereits gefaßt war.

Als Schöpfer des Baues wird Arnold Rype zu gelten haben, von dem es in einer Urkunde des Kurfürsten Ludwig III. vom 2. März 1424 heißt: „*der unßeres lieben herren und vatters konig Ruprechts seligen und unßer burwemeister gewest ist zu der kirchen des stiftes zum heiligen geist*“. Die Untersuchungen K. Obsers (Neues Archiv VIII, 176 ff.) haben ergeben, daß Meister Rype einer angesehenen, begüterten Heidelberger Familie angehört hat und wahrscheinlich bald nach Ausstellung obiger Urkunde, in der von der Rechnungsablegung seinem Herrn gegenüber die Rede ist, wohl wegen vorgerückten Alters von seinem Posten zurückgetreten ist. Als Nachfolger erscheint der in einer Urkunde vom 21. Juni 1423 zum *werkmeister . . . des bywes und werkes unseres stiftes zum heiligen geiste* ernannte Steinmetz Hans Marx, eine sonst unbekannte Persönlichkeit, die bereits laut Urkunde vom 17. Juni 1426 durch den Steinmetzmeister Jorg ersetzt worden ist. Letzterer ist vor 1439 gestorben. Die Namen der nachfolgenden Baumeister sind uns nicht überliefert.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das großartige Bauwerk, wie üblich, mit dem Chor begonnen worden ist, trotzdem ein Blick auf den Grundriß eine gegenteilige Annahme naheulegen scheint. Ist es doch auch viel häufiger nachzuweisen und an sich wahrscheinlicher, daß an ein engeres Mittelschiff ein weiteres Chorhaupt angefügt worden ist (z. B. bei S. Lorenz und S. Sebald in Nürnberg), als umgekehrt. Die Bauformen und Steinurkunden, im Verein mit den geschichtlichen Nachrichten, stellen jedoch unsere obige

Annahme außer Zweifel. Der Chorbau muß schnell betrieben worden sein, denn bereits am 23. Oktober 1411 ist die Übertragung des Kirchenschatzes in feierlicher Prozession vom Schlosse in den Chor erfolgt. (Dieser Kirchenschatz, der nicht nur eine große Anzahl Reliquien, sondern auch Kunstgegenstände von hohem materiellen und künstlerischen Werte besessen haben muß und dessen Verzeichnis noch vorhanden ist, war von Elisabeth, der Gemahlin Ruprechts III., der Hohenzollerin, gestiftet und später durch Bianka von England, die früh verstorbene erste Gemahlin Ludwigs III., noch bedeutend bereichert worden. Er stand unter einem besonderen thesaurus, dem jedesmaligen Dekan der juristischen Fakultät, und unter sechsfachem Verschlusse. Ottheinrich ließ den Schatz nach Aufhebung des Stiftes auf das Schloß bringen, von wo er dann von den Franzosen entführt worden zu sein scheint.) Möglich immerhin, daß König Ruprecht noch unmittelbar vor seinem Ableben (28. Juli 1410) die Vollendung und Weihe des Chores erlebt hat. Jedenfalls war damals die Absicht gewesen, das Langhaus der alten Kirche zunächst beizubehalten. Die Verjüngung der Mittelschiffsweite im letzten Joche des Chores beweist dies, wie wir sehen werden, augenscheinlich.

Ruprechts ältester Sohn und Nachfolger in der Kur und den pfälzischen Besitzungen Ludwig III. (1410 bis 1436) brachte am 27. Juni 1413 die Einrichtung des Heiligen-Geist-Stiftes zum Abschluß. Indem er die Besetzung der 12 (später 13) Kanonikate unter die Lehrer der Hochschule verteilte und über deren kirchliche Rechte und Einkünfte verfügte, knüpfte er im Geiste seines Vaters Stift und Universität weiter »mit unzertrennlichen Banden« aneinander. Nachdem er das fromme Werk nach dieser Richtung zum Abschluß gebracht hatte, scheint er bald nach der Fertigstellung des Chores den Abbruch des alten Langhauses beschlossen und mit dem Neubau begonnen zu haben. Ein Baudokument dieses Fürsten befindet sich am Westpörtal des Mittelschiffes. Es sind zwei Wappenschilde im Innern oben an den Leibungen der beiderseitigen Türpfosten ausgehauen: links beim Eintritt der von einem Engel über Wolken getragene Adlerschild, rechts der von einem Adler gehaltene Schild von Savoyen. Da die Vermählung des Kurfürsten mit Mechtild von Savoyen erst i. J. 1418 stattfand, so kann die Herstellung der Tür erst nach diesem Termine erfolgt sein. Das savoyische Kreuz und der Scheyernsche Adler (s. unten S. 138) finden sich auch wiederholt auf den Schlußsteinen der Gewölbe über den Seitenschiffen und den Emporen angebracht, die also ebenfalls erst nach diesem Termine entstanden sein können.

Das Langhaus ist in seiner Form und Konstruktion ebenso einheitlich durchgeführt wie der Chor und im großen und ganzen offenbar unter Ludwigs III. Regierung entstanden. Die Jahreszahl 1421, »welche sich beim Durchbruch der Scheidemauer am Schlußstein des südlichen Bogens derselben, und zwar an der dem Langhaus zugekehrten Seite vorfand« (Lang a. a. O. S. 207), wird ungefähr als Jahr der Vollendung des großartigen Bauwerkes (bis auf den Turm) anzusehen sein, und zwar unter Ludwigs damals noch unmündigem Sohne, dem späteren Kurfürsten Ludwig IV. (1437 bis 1449). Die Grabschrift Ludwigs III. nennt diesen trotzdem mit Recht »Vollender dieses Stifts« und ebenso die früher »oben im Gewölbe des Chores« angebrachte Inschrift: *„huius collegii consumator“*, während es bei Ruprecht III. hier ausdrücklich heißt *„huius chori et collegii fundator“*. (Diese Inschrift ist uns sowohl aus Adamus' Apographum Monum. Heidelb. als auch aus den Act. Palat. Teil I S. 382 bekannt und seinerzeit von Quad [laut einem Bericht vom 24. July 1700 im GLA.] noch oben am Gewölbe gesehen worden.) Somit

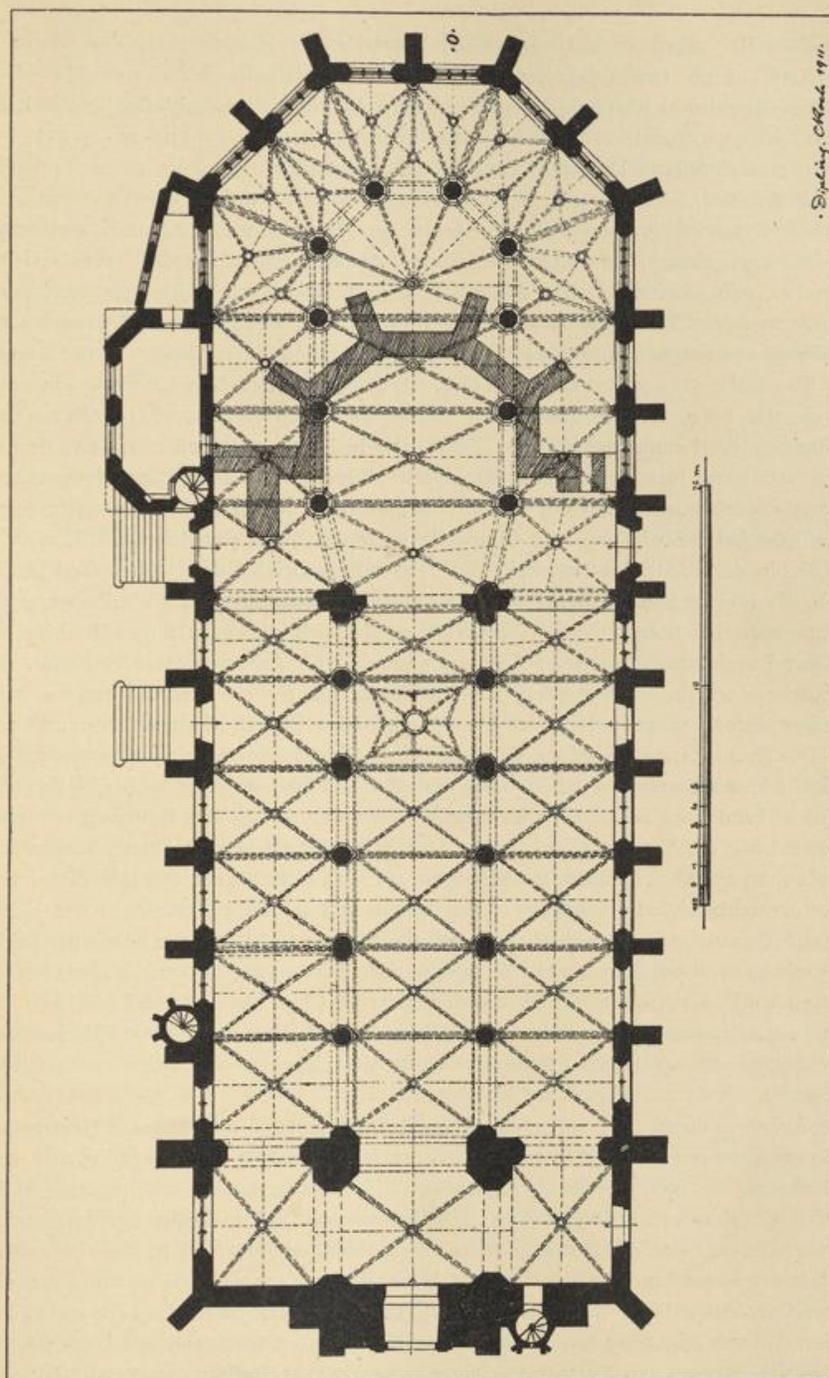


Fig. 76. Grundriß der Heiliggeistkirche.
(Unter Weglassung der Scheidemauer.)

ist Ludwig III. neben seinem königlichen Vater als der Hauptbauherr der Kirche zu betrachten. Eine zweite Jahreszahl befindet sich unterhalb der obenerwähnten an der Deckplatte des kleinen Eckpfeilers (s. unten) neben dem Vierungspfeiler. Sie ist leider an den Enden verstümmelt. Mit Sicherheit zu lesen ist nur noch $||||| \text{DIII} \cdot \text{III} \cdot \text{CCCC} \cdot \text{X} ||||| (?)$. Die letzten Zahlzeichen könnten XL gelesen werden und würden dann zu der Zahl oben darüber stimmen, ich halte es aber für wahrscheinlicher, daß hier etwa XV gestanden hat, weil dieser Pfeiler, wie wir unten sehen werden, einem älteren, bald verlassenen Bauplane anzugehören, also nicht am Schlusse, sondern zu Anfang des Baues errichtet worden zu sein scheint. Daß die Kirche i. J. 1436 noch nicht vollendet war, beweist übrigens auch das Testament Ludwigs III. vom 24. März des genannten Jahres, wonach die liberey des Stiftes damals noch nicht auf den Emporen untergebracht werden konnte.

Ein Blick auf unseren Grundriß (Fig. 76) zeigt, daß mit dem Langhaus ein neuer Plan einsetzt, bei dem man insofern einigermaßen gebunden war, als, wie bereits erwähnt, ursprünglich das Langhaus der alten Kirche hatte beibehalten werden sollen und deshalb bereits das letzte Joch des Chores der Mittelschiffsbreite des alten Baues entsprechend verjüngt worden war. Somit war die Mittelschiffsbreite des neuen Langhauses gegeben und ebenso bei Beibehaltung der Chorweite auch die Weite der Seitenschiffe, nämlich ungefähr in der Breite des Mittelschiffes. Dies mag zugleich auf den Gedanken geführt haben, die breiten Seitenschiffe mit Emporen zu versehen und zur Unterbringung der Bibliothek zu benutzen. Auf diese Weise erklärt sich die ganz ungewöhnliche und auffällige Langhausanlage unserer Kirche ungezwungen. Ausgeschlossen erscheint, daß ästhetische Erwägungen zu dieser Einteilung der Schiffe geführt haben. Denn wenn die Verfasser der Kirchlichen Baukunst des Abendlandes (Bd. II, Stuttgart 1901, S. 319) auch mit Recht darauf hinweisen, daß das Prinzip der Hallenkirche am reinsten zur Erscheinung kommt, wenn die Schiffe nicht nur gleiche Höhe, sondern auch gleiche Breite haben, so kann doch im vorliegenden Falle infolge der Anlage der Emporen von einer Hallenwirkung des Langhauses nicht die Rede sein. Ebenso wenig können konstruktive Gründe maßgebend gewesen sein. Richtig ist, daß bei Gleichheit der Schiffe die Binnenpfeiler nur senkrechte Belastung zu tragen haben und auch nur der Schub der halben Seitenschiffsgewölbe von den Strebepfeilern aufzunehmen ist (indem der Schub der beiden Mittelschiffsgewölbe-Hälften durch die anstoßenden Hälften der Seitenschiffsgewölbe aufgehoben wird), Meister Arnold hatte aber bereits im Chor bewiesen, daß die von ihm gewählten Abmessungen der Pfeiler und Widerlager auch bei weiterer Spannung der Mittelschiffsgewölbe genügten, hatte also keine Veranlassung, sich selbst konstruktiv zu korrigieren.

Außer in dieser ganz ungewöhnlichen Raumteilung — als bekannte Gegenstücke wären etwa nur der Erfurter Dom und die Frauenkirche in Nürnberg anzuführen — steht das Langhaus der Heiliggeistkirche aber auch noch in bezug auf die Anbringung und Anordnung der Emporen ganz eigenartig da. Das romanische Prinzip der zweigeschossigen Seitenschiffe, auf das die Gotik in ihrer fortschreitenden Entwicklung auch bei uns allmählich verzichtet hatte, ist mit dem der Hallenkirche ganz unvereinbar: die erstrebte hallenartige, einheitliche Raumwirkung geht damit verloren, auch die Lichtverhältnisse werden dadurch ungünstig beeinflusst. Im 12. Jh. ist in der Auvergne vorübergehend bei einigen tonnengewölbten Kirchen, wie Notre Dame du Port zu Clermont-Ferrand, S. Sernin zu Toulouse, S. Paul zu Issoire etc. der Versuch gemacht worden, zweigeschossige Seiten-

schiffe unter Vermeidung des basilikalen Prinzipes, d. h. unter Wegfall der seitlichen Oberlichtbeleuchtung des Mittelschiffes, anzuordnen, das System hat aber nur spärliche Nachahmung gefunden und ist bald wieder aufgegeben worden. Den dort, wie hier vorhandenen Nachteil der zu geringen Beleuchtung der oberen Teile des Mittelschiffes hat der Meister der Heiliggeistkirche zwar durch sehr weite Bogenstellungen und möglichst große Fenster in den Außenwänden der Emporen auszugleichen versucht, aber nur mit halbem Erfolge. Daß etwa durch die Rücksicht auf den größeren Besuch bei kirchlichen Festen seitens der Studenten und Universitätsangehörigen die Anordnung besonders großer Emporen als notwendig erschienen sein sollte, ist allein schon im Hinblick auf die Höhenlage derselben völlig ausgeschlossen; es bleibt also in der Tat die Unterbringung der Bibliothek als einziges Motiv zu dieser vom Architekten schwerlich freiwillig gewählten Anlage übrig.

So steht denn unser Langhaus nicht nur hinsichtlich seines Doppelzweckes, sondern auch hinsichtlich der architektonischen Lösung desselben als eine eigenartige und zugleich großartige Schöpfung da, für die kein Analogon in deutschen Landen vorkommt (die Kidricher Kirche ist erst Ende des 15. Jhs. nachträglich mit Emporen für die Wallfahrer versehen und zu einer Hallenkirche umgebaut worden). Das Langhaus der Heiliggeistkirche zu Gmünd, das, um das Jahr 1330 begonnen, zusammen mit dem 1336 begonnenen Hallenschiff der ehemaligen Stiftskirche zu Herrenberg als älteste Anlage dieser Art in Süddeutschland bezeichnet zu werden pflegt, hat mit unserem Langhause nur die gleiche Höhenlage der drei Schiffsgewölbe gemein. Und ebenso weicht der Chor der Heiliggeistkirche in seiner Grundrißdisposition sowohl von dem 1351 bis 1410 erbauten Hallenchor der Gmünder Kirche bedeutsam ab, wie auch von dem 1343 begonnenen Chor der Zisterzienserkirche zu Zwettl in Niederösterreich, die beide die Strebepfeiler nach innen gezogen und keine Übereinstimmung des inneren und äußeren Polygons, wie hier, aufweisen. Nur die Schlankheit der Säulen und die Kühnheit der Konstruktion haben sie miteinander gemeinsam. Auch sonst läßt sich kein Schulzusammenhang nachweisen, weder mit Straßburg, worauf Stark allgemein hingedeutet hat, noch mit Mainz (S. Stephan) oder mit den schwäbischen und fränkischen Hallenkirchen, wie der Frauenkirche zu Eßlingen (nach 1350), S. Kilian zu Heilbronn (seit 1420), S. Martin zu Amberg (seit 1421), S. Georg zu Nördlingen (seit 1427), S. Georg zu Dinkelsbühl (seit 1444) usw., von den großen Backstein-Hallenkirchen zu München (Liebfrauen) und Landshut (S. Martin) ganz zu schweigen. Diese ganz eigenartige Stellung der Heiliggeistkirche zu Heidelberg innerhalb der geschichtlichen Entwicklung des spätgotischen Hallenbaues in Süddeutschland scheint mir bisher nicht genügend erkannt und gewürdigt worden zu sein.

Der Langhausbau begann offenbar an der Nordseite. Dort sind nämlich die ersten vier Joche der Emporen um etwa 0,75 m höher gelegen und auch höher hinaufgeführt, als die beiden übrigen Joche derselben Seite und sämtliche Joche der Südseite, mit denen sie gleiche Abmessungen im Grundriß aufweisen. Eine Scheidemauer, die unten im Seitenschiff von einem kräftigen Gurtbogen getragen wurde, trennte einst diese ersten vier Joche von den tiefer gelegenen und niedrigeren Jochen der Nordseite. Vielleicht, daß nach dem Abgange Rypes, bald nach 1424, der neue Baumeister Hans Marx oder dessen Nachfolger Jorg diese Änderung aus nicht erkennbaren Gründen vorgenommen hat und dann das Ganze einheitlich weitergeführt worden ist. Im Mittelschiffe tritt diese Änderung

in der Emporenanlage dadurch in die Erscheinung, daß das Brüstungsgesims, auf dem die Arkadenpfeiler der Emporen aufsitzen, auf der Nordseite um $\frac{1}{2}$ m höher liegend erscheint, als auf der Südseite. Unser Querschnitt (s. unten Fig. 81) ist durch eines der beiden westlichen Joche geführt und läßt hier eine Brüstung erkennen, die in den vier zuerst hergestellten und $\frac{1}{2}$ m höher gelegenen östlichen Jochen derselben Seite fehlt, ebenso wie auf der ganzen Südseite. Der Baumeister hätte die obenerwähnte Ungleichheit in der Höhenlage des Gesimses und des Arkadenfußes leicht vermeiden können, wenn er den Südeporen eine Brüstung entsprechend der der beiden westlichen Joche der Nordseite gegeben hätte; er konnte aber, vielleicht der besseren Belichtung des Mittelschiffes wegen, hierauf schließlich verzichten, da bei der Schmalheit des Mittelschiffes der Unterschied von unten aus kaum in die Augen fällt. Im Äußeren tritt diese Verschiedenheit in der Höhenlage der beiden Emporenteile dadurch in die Erscheinung, daß die beiden Fenster des westlichen Teiles mit ihrem Scheitel entsprechend tiefer liegen, als die Fenster des östlichen Teiles der Nordempore. Bei der Einteilung der Joche ist anscheinend von den Kreuzgewölben der Emporen ausgegangen worden, die sämtlich gleich groß bemessen sind. Das Mittelschiffsgewölbe des ersten Langhausjoches erscheint infolgedessen um die ganze Dicke des dort zwischen Chor und Langhaus anschließenden Pfeilerpaares geschmälert.

Rätselhaft bleibt der Zweck der obenerwähnten, abgekanteten Eckpfeiler an der Innenseite der großen Mittelschiffspfeiler in den Seitenschiffen (am südlichen die S. 122 erwähnte Jahreszahl). Sie beweisen aber doch wohl, daß ursprünglich eine andere Überwölbung der Seitenschiffe und eine bessere Verbindung zwischen den Chor- und Langhausabseiten geplant waren.

Mit dem Beginn des Baues des Langhauses setzt sofort eine deutlich merkbare Veränderung der Formsprache ein, die eigentlich die Annahme ausschließt, daß Arnold Rype unter Ludwig III. der maßgebende Architekt auch hierfür geblieben ist. Das spätgotische Maßwerk in den beiden Fensterreihen ist nämlich viel schlechter in Zeichnung und Ausführung, als das der Chorfenster. Ein ganz anderes künstlerisches Empfinden tritt hier zu tage. Dabei aber, wie wir sehen werden, völlige Einheitlichkeit in der Durchführung dieser Einzelheiten, genau wie beim Chore.

Nach Vollendung des Schiffes um das Jahr 1441 (s. oben S. 120) trat eine längere Pause in der Fertigstellung des allein noch fehlenden dritten Bauteiles, des Turmes, ein. Die kriegerischen Unternehmungen, in die sich Ludwig IV. bald nach Übernahme der Regierung (1442) verwickelt sah, mögen die Hauptveranlassung zur Einstellung der Arbeiten gegeben haben, und erst nach Beilegung des Bayerisch-Pfälzischen Erbfolgekrieges, mit dem Regierungsantritt des großen Schloßbauherrn Ludwigs V., wurde der Weiterbau des Turmes in Angriff genommen. Dies bezeugt die jetzt zum Teil arg verwitterte Inschrift an dem südlichen der beiden großen Strebepfeiler vor der Westfront des Turmes unterhalb der dritten Abdachung:

MCCCCCVIII
VFF DIENSTAG NACH
ST IVDICA IST DIS WER
CK WIDER ANGEFAN//

[Natürlich ist ST nicht die übliche Abkürzung für Sanctus, sondern in diesem Falle eine Abkürzung für Sonntag.]

Der am 11. April 1508 wieder aufgenommene Bau scheint nicht sehr flott von statten gegangen zu sein. Im Jahre 1512 wird die Artistenfakultät um Geld für den Ausbau der Kirche, also für die Vollendung des Turmes, angegangen, und fast ein Menschenalter scheint noch vergangen zu sein, ehe sein schiefergedeckter steiler Turmhelm als Wahrzeichen der Stadt emporragte. Lang (a. a. O. S. 210) gibt 1544, das Todesjahr Ludwigs V., des großen Schloßbauherrn, als Vollendungsjahr des Turmes an. Jedenfalls wird er bereits vollendet dagestanden haben, als am 3. Januar 1546 zum ersten Male in der Kirche das lutherische Abendmahl gefeiert und in der darauffolgenden Woche durch kurfürstlichen Erlaß die katholische Messe daraus verbannt wurde. Hand in Hand hiermit ging nicht nur die Entfernung der alten kirchlichen Ausstattung, sondern auch die Umgestaltung der Universität in reformatorischem Sinne und damit die Lockerung der engen Bande, welche Stift und »Studium« seit mehr als anderthalb Jahrhunderten umschlossen hatten. Die Aufhebung des Stiftes unter Ottheinrich am 5. Februar 1557 bedeutete die endgültige völlige Lostrennung beider und die letzte, gründlichste Reinigung des Innern der Kirche von allem papistischen Zierat: Altären, Bildern, Sakramentshäuschen u. dgl. (vgl. darüber H. Rott im Neuen Archiv VI, 229 ff.). Im Zusammenhang hiermit ist bald darauf, beim abermaligen großen Reinmachen i. J. 1562, auch der »Lettner« beseitigt worden, der Chor und Schiff getrennt und nunmehr seine Bedeutung verloren hatte. Ebenso sind die reich dotierten Altäre — wir hören von solchen der hl. Magdalena, hl. Elisabeth, hl. Brigitta; 1507 war ein altare S. Salvatoris gestiftet worden, am S. Katharinen-Altar wurde seit 1446 alljährlich das Fest der Schutzpatronin von der Artistenfakultät feierlich begangen —, die offenbar einst reich ausgestattet und verziert waren, damals wohl sämtlich aus der Kirche entfernt und zerstört worden. Der bilderfeindliche Purismus, der auch die Renaissancefiguren am Prachtgrabmal Ottheinrichs als heidnische Greuel zu beanstanden gewagt, hatte seinen Einzug gehalten und mit ihm die künstlerische Verödung des einst gewiß äußerst stimmungsvollen und reich mit Kunstwerken geschmückten ehrwürdigen Gotteshauses.

In der Folge sollte die Heiliggeistkirche dann auch oft genug noch Zeuge jener unglückseligen, engherzigen Bekenntnisstreitigkeiten sein, die in der Hinrichtung des Ladenburger Predigers Johannes Silvanus am 23. Dezember 1572 ihren traurigen Höhepunkt erreicht haben. Nach dem vorübergehenden Siege des Luthertums unter Kurfürst Ludwig VI. (1576 bis 1583) erreichten die Reformierten unter dem Administrator Johann Casimir (1583 bis 1592) die Zurückgabe der Heiliggeistkirche am 1. Dezember 1583, während die übrigen drei Kirchen Heidelbergs im Besitz der Lutheraner verblieben. Nachdem unter den beiden folgenden Kurfürsten, Friedrich IV. und V., die Reformierten allmählich wieder ganz die Oberhand in der Stadt gewonnen hatten, erlebte das Gotteshaus am 16. September 1622 die Einnahme Heidelbergs durch Tilly und am 5. Februar des folgenden Jahres die Wegführung der alten berühmten Bibliotheca Palatina von ihren Emporen herab in den Vatikanischen Palast. Schaden in ihrem baulichen Bestande scheint die Kirche damals nicht genommen zu haben. Erst als schließlich unter Karl Ludwig die Kirche in einem feierlichen Gottesdienst den Reformierten wieder zugestellt worden war, sehen wir auch nähere Beziehungen zur Universität wieder auftreten. Am 1. November 1652 fand denn auch in der Stadtkirche zum Heiligen Geist der Gottesdienst statt, durch den die Wiedererrichtung der Universität gefeiert wurde. Wir hören weiter von der Neuaufstellung einer Orgel in den Jahren 1556/57 und sonstigen

Anschaftungen und Reparaturen. Auch als Grabstätte der Pfälzer Kurfürsten ward das ehrwürdige Gotteshaus weiter benutzt, indem es den letzten Sprossen der Pfalz-Simmernschen Linie, Kurfürst Karl, als letzten Todesgast in seinen Chorgrüften aufnahm.

Mit der Thronbesteigung des Nachfolgers, des völlig von den Jesuiten beherrschten Philipp Wilhelm, und mit dem darauf ausbrechenden Orleansschen Kriege beginnt die eigentliche Leidensgeschichte der Heiliggeistkirche. Die erste Einnahme von Stadt und Schloß durch die Franzosen hatte für die Kirche keinen Schaden im Gefolge gehabt; die Feinde hatten es beim Abzuge am 2. März 1689 in der Hauptsache auf die Zerstörung des Schlosses und der Brücke abgesehen gehabt, in der Stadt waren es nur einige öffentliche Gebäude, wie das Rathaus, ferner der Marstall und einige diesen benachbarte Bürgerhäuser, die in Flammen aufgegangen waren. Um so gründlicher war die Zerstörung der Stadt bei der zweiten Einnahme durch die Franzosen in den Unglückstagen des Jahres 1693. Mit der ganzen Stadt ging auch die Heiliggeistkirche am 22. Mai in Flammen auf, und in dem geschändeten und ausgeplünderten Gotteshause wütete die französische Soldateska sogar gegen die Toten, deren Grabmäler zerschlagen und deren Grüfte geplündert wurden. Wir besitzen eine ausführliche und ergreifende Schilderung der Greuelthaten vom 22. und 23. Mai 1693 aus der Feder eines Augenzeugen, des reformierten Pfarrers Joh. Daniel Schmidtmann, in dessen Autobiographie: Tränensaat und Freudenernte (s. darüber Robert Salzer in der Beigabe zum Jahresbericht der Höheren Bürgerschule zu Heidelberg für 1879: Zur Geschichte Heidelbergs von den Jahren 1689 bis 1693 S. 34 ff.). Seiner Kenntnis der französischen Sprache und seiner Bekanntschaft mit den französischen Offizieren hatte Schmidtmann es zu verdanken, daß seine Bitten Gehör fanden und die in der Kirche eingeschlossenen Menschen aus dem brennenden Gebäude herausgelassen und gerettet worden sind.

Der Schaden am Bau selbst scheint sich auf die Vernichtung des Dachstuhls und des Turmhelmes beschränkt zu haben; die Gewölbe hatten stand gehalten, so daß die Wiederherstellung i. J. 1698 verhältnismäßig schnell erfolgen konnte. Damals entstand über Chor und Schiff das gebrochene unschöne jetzige Dach an Stelle des früheren mit zahlreichen Luken besetzten hohen Spitzdaches, das die alten Abbildungen zeigen. Auch ein Dachreiter wurde wieder aufgebracht und auf dem Oktagon des Turmes an Stelle des Spitzhelmes die graziöse wälsche Haube errichtet, die jetzt das Wahrzeichen der Stadt bildet. Neue Glocken kamen an Stelle der beim Brande geschmolzenen. Auch das Innere der zunächst den Reformierten allein zurückgegebenen Kirche wird damals in einfacher Weise wiederhergestellt und ausgestattet worden sein. Die zerstreuten Gebeine wurden durch Schmidtmann wieder gesammelt und beigesetzt, die Reste der zerstörten Grabmäler aus der Kirche entfernt.

Die größte Schädigung sollte aber dem ehrwürdigen Gotteshause noch bevorstehen. Infolge der berüchtigten Religionsdeklaration vom 21. November 1705 wurde das kurz zuvor durch Johann Wilhelm eingeführte Simultaneum in der Weise abgeändert, daß der Chor den Katholiken, das Schiff den Reformierten zugesprochen wurde, wodurch sich die Notwendigkeit der Trennung beider Teile durch eine Quermauer und die Herstellung neuer gesonderter Eingänge ergab. Der Turm fiel hierbei den Reformierten zu, das Geläute sollte aber gemeinschaftlich sein. So erhob sich denn i. J. 1706 zum ersten Male jene unglückselige Scheidemauer, die das schöne große Gotteshaus in zwei Teile gespaltet und der Raumwirkung der Kirche den Todesstoß versetzt hat.

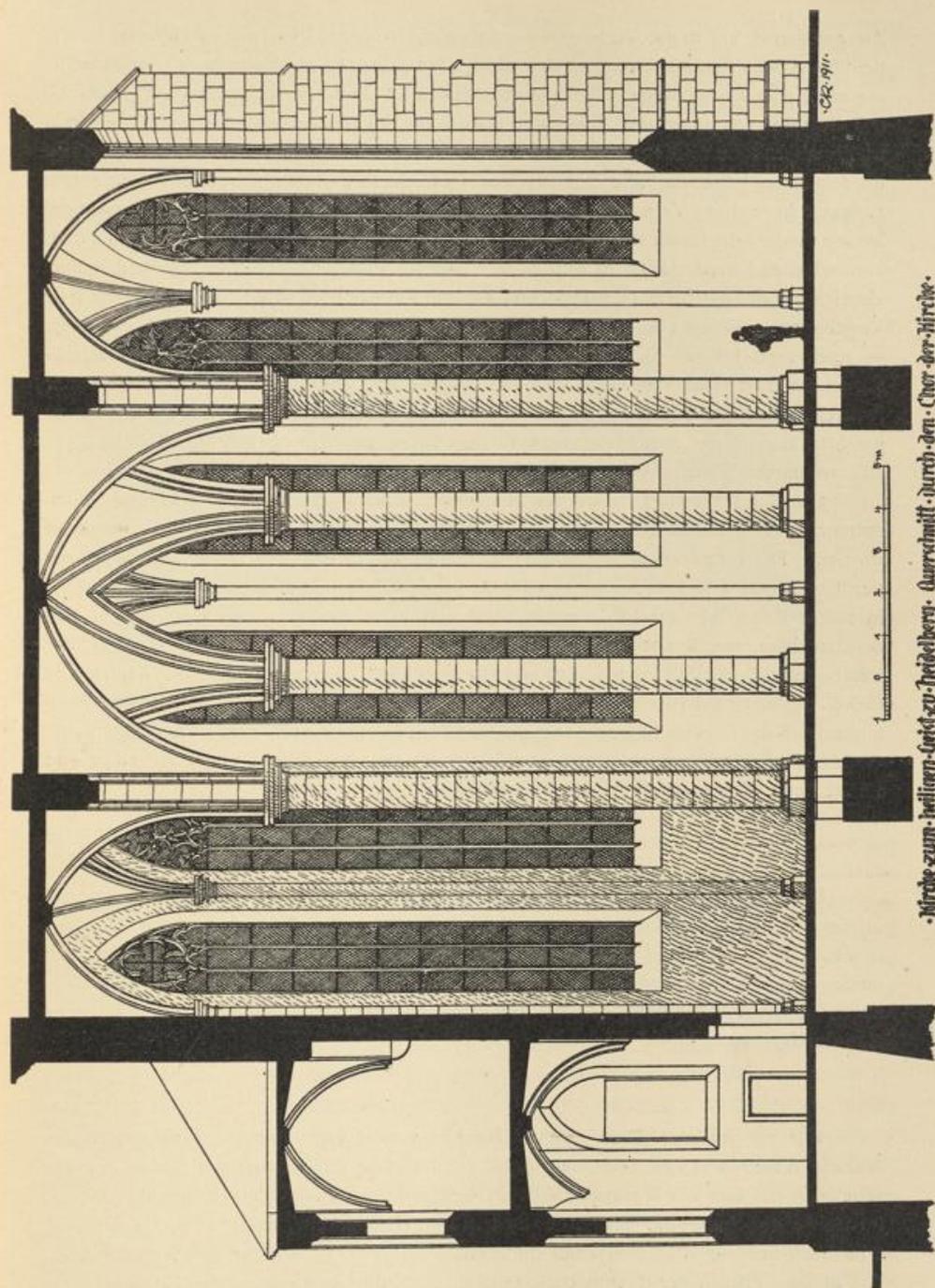


Fig. 77. Chor der Heiliggeistkirche (Querschnitt).

Zwar schien es, als ob das Verlangen des frömmelnden Karl Philipp auf Herausgabe des Schiffes seitens der Reformierten den alten Zustand, d. h. die Entfernung der Scheidemauer, wieder herbeiführen sollte, und tatsächlich ist auch nach gewaltsamer Besetzung des Gotteshauses unter dem Jubel der Katholiken im September 1719 Stein für Stein wieder abgetragen worden; als aber infolge der Vermittelung der protestantischen Fürsten im folgenden Jahre die alte Teilung des Gotteshauses wieder hergestellt wurde (die Literatur über diese Verhandlungen bei Schwarz a. a. O. S. 34, Anm.), erstand auch die Mauer wieder, die fortab nur noch einmal, während des Jubeljahres der Universität 1886, vorübergehend wieder entfernt worden ist. Unsere Abbildung Fig. 82 zeigt die damalige Herrichtung der Kirche zu einem großen Festraum, vermag aber natürlich nur eine schwache Vorstellung zu geben von der herrlichen Raumwirkung des Ganzen, die so bald wieder — nach acht Jahren — der Vernichtung anheimfallen sollte. Hoffentlich nicht für immer! (Die traurige Geschichte der langwierigen Verhandlungen, welche trotz aller Anstrengungen der Regierung zu der abermaligen Wiederaufrichtung der Scheidemauer geführt haben, findet sich in der Schwarzschen Broschüre über die Heiliggeistkirche ebenfalls ausführlich wiedergegeben.)

Die Geschichte des Bauwerkes ist damit zu Ende. Restaurationen sind in beiden getrennten Kultstätten seit Ende des vorigen Jahrhunderts wiederholt vorgenommen worden. Die erste umfassende Wiederherstellung erfuhr das Schiff bei der Jubelfeier der Universität i. J. 1786, eine neuerliche in den Jahren 1880 bis 1882 unter Bauinspektor Behagel. Damals wurden nach und nach die hölzernen Emporen in den Seitenschiffen, die Kanzel, der Altar und das Orgelgehäuse des 18. Jhs. entfernt, der weiße Anstrich der Säulen beseitigt und die ursprüngliche rote Färbung der Säulen und Gewölberippen wiederhergestellt. Weitere Restaurationen erfolgten im Jubiläumsjahr 1886 und zuletzt 1911. Von Instandsetzungen im Chor, der seit 1894 den Altkatholiken zum Gottesdienst überlassen worden ist, erfahren wir in den Jahren 1842 bis 1845 und zuletzt nach Wiederaufrichtung der Scheidemauer.

II. Baubeschreibung

Die Heiliggeistkirche besteht aus einem dreischiffigen Hallenchor, einem sich in gleicher Breite anschließenden dreischiffigen hallenartigen Langhaus mit Emporen in den Seitenschiffen und einem vor das Mittelschiff gesetzten Westturm, an den sich beiderseitig zweigeschossige Nebenräume anschließen. Die Außenmauern derselben liegen in der Verlängerung der Schiffsmauern, so daß Nord- und Südfront der Kirche eine durchgehende Flucht bilden.

INNERES

Chor

Wie wir gesehen haben, hat der Neubau vom *Chor* seinen Ausgang genommen. Meister Arnold Rype, oder wer sonst der Urheber des großartigen Planes gewesen sein mag, hat hier ein Werk von seltener Großartigkeit und Kühnheit geschaffen, ganz im Geiste der Spätgotik, welche das System der Hallenkirche, zumal in Süddeutschland, allmählich fast zur Alleinherrschaft durchzusetzen vermocht und in der Weiträumigkeit das oberste Prinzip der Raumbildung erblickt hat. Im Gegensatz zu den Erstlingsbauten dieser Art: der Heiligkreuzkirche in Schw. Gmünd und der Klosterkirche

zu Zwettl, wo das äußere Chorpolygon eine größere Seitenzahl aufweist, als das innere, zeigt der Chorgrundriß der Heiliggeistkirche eine konzentrische Fünfeckanlage unter Verwendung der beispielsweise auch bei der Wormser Liebfrauenkirche, besonders aber bei den norddeutschen Backsteinkirchen des 14. Jhs. sehr beliebten Zwischenteilung der äußeren Polygonseiten durch Strebepfeiler. Hierdurch entsteht im Äußern eine reichere Gliederung und eine verdoppelte Anzahl Fensterachsen, dafür kommt aber auch statt eines wirkungsvollen Fensters ein toter Pfeiler in die Hauptachse des Chores zu stehen. Durch Verbindung der die inneren Polygonecken markierenden Säulen mit den äußeren Ecken

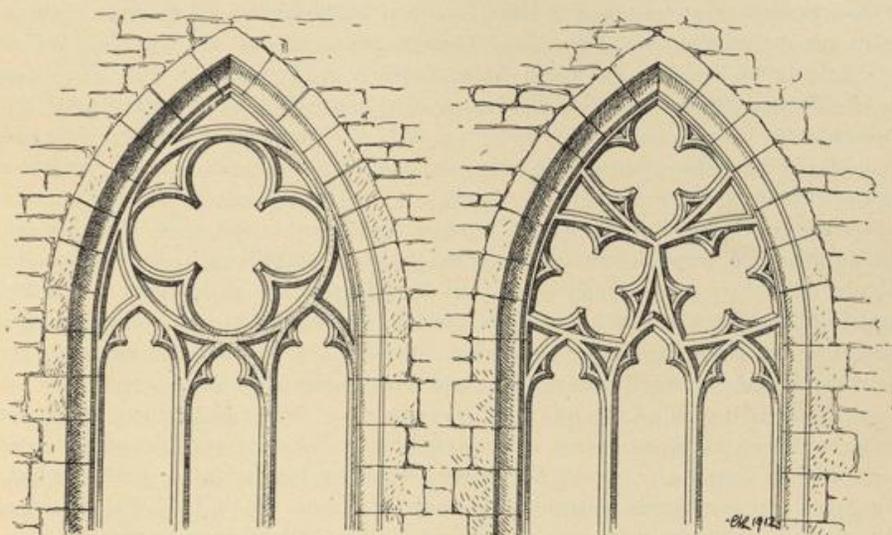


Fig. 78. Chorfenster der Heiliggeistkirche.

und zugleich mit den durch die Strebepfeiler gestützten Zwischenwänden entstehen je drei dreieckige Gewölbe von völlig gleichen Dimensionen innerhalb eines Polygonabschnitts, wodurch die Gewölbekonstruktion des Chorumgangs eine große Regelmäßigkeit erhält und alle verschobenen und unregelmäßigen Kappenflächen vermieden werden. Stärkere Gurtbögen verbinden die inneren und äußeren Polygonecken und bringen dadurch einen Rhythmus in diese gleichartigen Kappenreihen. Das Verhältnis der Seitenschiffe zum Mittelschiff ist ungefähr 1 : 2, wodurch, besonders im Polygon, der hallenartige Charakter des Ganzen wesentlich mit bedingt wird. Aus welchen inneren Gründen K. B. Stark in seiner vortrefflichen Abhandlung über das Heidelberger Schloß (Sybels Historische Zeitschr. VI, 1861, S. 109) den ersten Meister mit der Straßburger Hütte in Zusammenhang bringt, ist nicht ersichtlich, so nahe es auch liegt, daß A. Rype hier seine Studien gemacht haben wird. Stilistische Anhaltspunkte kann ich nicht finden. Beim Eintritte überraschen die Kühnheit des Aufbaues und die gleichmäßige Helligkeit aller Teile. Die aus kreisrunden Trommeln gebildeten Sandsteinpfeiler auf polygonem Sockel sind von einer geradezu unheimlichen Schlankheit und endigen oben in tellerartigen Kapitälern, auf denen die Kreuzgewölbe mit ihren Gurtbögen und Rippen zu schweben scheinen (s. Querschnitt Fig. 77). Ihr Durchmesser beträgt 0,85 m bei über 12 m Höhe. Eiserne Zugstangen

ziehen sich oben von Säule zu Säule. An der Wand nehmen entsprechend dünne Dienste die Gurtbögen und Rippen der Gewölbe auf. Um nicht zu unschönen Stelzungen zu kommen, hat der Architekt die Kämpfer hier entsprechend höher gelegt. Die hochgeführten, luftigen Gewölbe haben geringe Scheitelsteigung und infolge geringer Bauchung auch geringe Schattenwirkung. Sie erhalten reichliches Licht von den dreiteiligen großen Fenstern, die mit spätgotischem Maßwerk in zwei immer wiederkehrenden Mustern versehen sind. Wie unsere Abbildung (Fig. 78) zeigt, handelt es sich hierbei um eine für den Anfang des 15. Jhs. auffällig strenge Formgebung. Die stark abgeschrägte Fenstersohlbank liegt etwa in 4 m Höhe über dem Fußboden, so daß darunter reichlich Platz zur Anbringung von Altären und Grabsteinen vorhanden war. In den beiden Jochen, wo die Sakristei anschließt, fehlen natürlich die Fenster, doch erscheint oben je eine Rosette oberhalb des Sakristeidaches, die Kappen belichtend. Infolge der Anbringung der neuen Türen, nach Herstellung der Zwischenmauer, wurden die dort vorhandenen Fenster im unteren Teile zerstört und oberhalb ganz zugemauert, ein wenig erfreulicher Anblick am Äußern.

Die Schlußsteine der Gewölbe zeigen im Mittelschiff (vom Altar her aufgeführt) folgende Wappen, fast durchweg mit falschen Tinkturen: 1. den Reichsadler König Ruprechts, 2. den Doppelschild von Pfalz-Bayern, und 3. den gevierten Schild von Pfalz, Bayern, Cleve und Mark. Der Schlußstein des vierten Kreuzgewölbes ist in der Mitte durchlocht für das Seil, das einst zur Glocke des Dachreiters hindurchging, jetzt durch eine hölzerne Platte mit dem Jesuitenmonogramm geschlossen.

Im südlichen Seitenschiff erscheinen an den Schlußsteinen skulptiert: 1. Haupt Christi mit Kreuznimbus, 2. Wappenschild der Schenk von Schweinsberg (oder eines andern Vasallen, z. B. eines im Pfälzer Lehenbuche Friedrichs I. angeführten fränkischen Herrn von Stein, vielleicht auch eines Herrn von Ow [Au]), 3. Wappen eines Vasallen, vielleicht von Waldeck, aber dann mit falschen Tinkturen (goldener fünfzackiger Stern auf blauem Grund).

Im nördlichen Seitenschiff: 1. die segnende Hand des Erlösers von Wolken umgeben auf einem Kreuz liegend, 2. Agnus Dei mit Auferstehungsfahne und 3. zwei Adlerflügel (?) der Herren von Nippenburg (?).

Im Chorumgang sind fast alle Schlußsteine übereinstimmend mit drei oder vier skulptierten Eichenblättern verziert. Nur zwei, auf der Südseite, zeigen Bildwerk: das eine einen idealen bärtigen Männerkopf (Christustypus, aber ohne Nimbus), das andere im Gegensatz dazu ein häßliches Fratzenantlitz mit aufgerissenem Maule.

(Es ist sehr bedauerlich, daß bei der Restauration des Gotteshauses in beiden Teilen, offenbar von Anfang an, den Wappenfarben nicht genügend Beachtung geschenkt worden ist. Nicht nur, daß die Tinkturen oft ganz verändert und viel zu häufig Gold und Silber verwendet worden sind, vielfach erscheinen auch schmutzige dunkle Töne aufgemalt, die den ursprünglichen keineswegs entsprechen. Die Bestimmung der Wappen wird dadurch in vielen Fällen recht problematisch.)

Wie wir oben sahen, ist unter der Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm (1690 bis 1716) die Trennung beider Teile der Kirche durch eine Scheidewand und im Zusammenhang damit die Herstellung des neuen Eingangs erfolgt, außerdem aber auch eine völlige Neueinrichtung des durch die französische Soldateska ausgeplünderten und arg beschädigten Innern vorgenommen worden. Zur Erinnerung daran und an die

Wiederbesitzergreifung dieses Teils der Kirche durch die Katholiken sind oben am Gewölbe zwei große Holztafeln mit den Wappenschilden des Kurfürsten und seiner Gemahlin, der toskanischen Großherzogtochter Anna Maria Luise (daher die Pallen der Medici) beiderseitig neben einem großen Mittelschild angebracht. Letzterer enthält die Taube des heiligen Geistes, das Symbol des Gotteshauses, mit Strahlenkranz in recht flüchtiger Malerei. Das Ganze wirkt aufdringlich und unschön.

Aus der Zeit Karl Philipps, des Nachfolgers, stammt die hübsche hölzerne Barockkanzel, einfach in der Form, aber mit reizvollen Einzelheiten und besonders vor der Brüstung mit Schnitzwerk reich verziert. Das Jesuitenmonogramm macht sich auch hier an der Rückwand und an der Unterfläche des graziös geschweiften Schalldeckels bemerkbar; letzterer von einer Figur des Auferstandenen bekrönt. Der im Großh. GLA. befindliche Kontrakt vom 9. Januar 1731 nennt als Verfertiger den Heidelberger Schreinermeister Mathias Neßler.

Bei Neuanlage des Altars i. J. 1706 hat man sich darauf beschränkt, den Raum zwischen den zwei Mittelpfeilern und den entsprechenden Teilen der Außenwand um drei Stufen zu erhöhen und mit einem niedrigen barocken Baluster, welches dem geschwungenen Rande der Erhöhung folgt, abzuschließen. Über die Errichtung des früheren Hochaltars, bei der der Schreinermeister Johann Georg Scherer, der Maler Schweizer, beide aus Heidelberg, und der Mannheimer Bildhauer Egell i. J. 1747 und 1748 beschäftigt waren, enthalten die Akten des GLA. ausführliche Mitteilungen und auch zwei Zeichnungen. Derselbe ist bei Übernahme des Gotteshauses durch die Altkatholiken entfernt worden. Auch von zwei Nebenaltären ist zu derselben Zeit in den Akten die Rede, ebenso von der Stiftung einer großen silbernen Ampel, für welche der Mannheimer Hofsilberarbeiter Schmidt i. J. 1763 die Summe von 860 fl. bezahlt bekommen hat und welche sich jetzt in der Jesuitenkirche (s. unten) befindet. Auch zwei von Werkmeister Mich. Dückert angefertigte »Weywaßer-Muscheln« mit Adler und »Kindlen« aus Heilbronner Stein sind gleichzeitig mit den neuen Türen i. J. 1793, zum Preise von 140 fl. das Stück, neu angebracht worden.

An der Chorscheidewand stand einst eine barocke Orgelempore, die gelegentlich des Abbruches i. J. 1886 in Wegfall gekommen und neuerdings durch eine »gotische« Orgelbühne ersetzt worden ist. Dagegen ist das alte barocke Orgelgehäuse mit seinem hübschen Schnitzwerk wieder an Ort und Stelle gebracht worden.

Wie wir gesehen haben, ist beim Neubau des gotischen Hallenchores auf das Langhaus der alten Kirche insofern Rücksicht genommen worden, als das letzte Mitteljoch des Chores nach Westen hin entsprechend zusammengezogen worden ist. Folglich fand in den Seitenschiffen der umgekehrte Vorgang statt. Merkwürdigerweise tritt dies jetzt verhältnismäßig wenig auffällig in die Erscheinung, wird sich aber störend genug bemerkbar gemacht haben, als der Blick sich noch frei in das Langhaus hinein ergehen konnte. Die Seitenschiffe waren nur in den oberen Teilen, wo die Bibliotheksräume einen Abschluß verlangten, durch Mauern abgeschlossen, im unteren Teile gelangte man von den Seitenschiffen des Chores durch weite Spitzbogenöffnungen, die deutlich noch in der Scheidemauer zu sehen sind, direkt in die Seitenschiffe des Langhauses. Ein Querschiff ist, wie in der Regel bei Hallenkirchen, offenbar niemals geplant gewesen.

Wie die Ausgrabungen des Jahres 1886 ergeben haben, war der Fußboden des Chores mit zahlreichen (54), ohne bestimmten Plan angelegten Grufststätten unterhöhlt. Von

Ruprecht III., dem Gründer der Kirche, an bis auf Karl, den letzten Sproß der alten Kurlinie, sind mit Ausnahme von Friedrich I., dem Siegreichen, und Friedrich V., dem Winterkönig, sämtliche übrigen Wittelsbacher Herrscher von Kurpfalz — 13 an der Zahl — hier zur ewigen Ruhe bestattet worden. Daneben zahlreiche Familienmitglieder

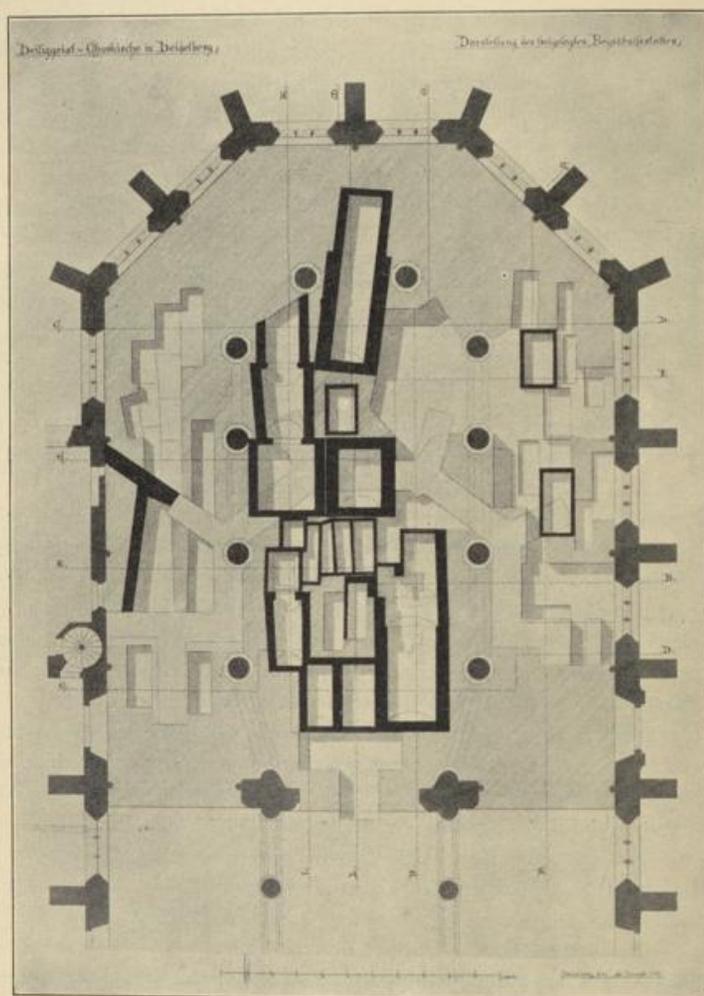


Fig. 79. Die Gräfte im Chor der Heiliggeistkirche.

des Herrscherhauses, Vasallen und Gelehrte. Die erwähnten Ausgrabungen unter Leitung des Oberbaurats Professor Lang haben deutlich erwiesen, daß die von der französischen Soldateska und sonstigem Gesindel erbrochenen und geplünderten Gräfte bei der Wiederinstandsetzung des Chores unter Kurfürst Johann Wilhelm sorglos, in aller Eile wieder geschlossen worden sind, worauf dann der Boden mit dem Schutt und den darin enthaltenen Leichenresten zur Aufnahme des neuen Fußbodens wieder eingeebnet worden ist.

Das Hauptaugenmerk bei den Ausgrabungen von 1886 war somit darauf gerichtet, in diesem Schutt die Leichenüberreste, darunter allein ca. 60 Schädel, sorgfältig zu sammeln. Letztere wurden in einer der größten Gräfte unter dem Altar feierlich wieder beigesetzt, nachdem sieben bis acht einzelne Grabstätten in kleinen, aus Eisen konstruierten Abteilungen wiederhergestellt worden waren. Unsere Abbildung Fig. 79 zeigt die ehemalige Lage dieser 54 Gräfte in ihrer unregelmäßigen Anordnung und Ausdehnung, wie sie zum Teil die oben erwähnten Grundmauern des früheren gotischen Chores durchbrechen; leider konnte keine einzige auch nur vermutungsweise mit einer bestimmten Persönlichkeit in Verbindung gebracht werden. Die Ausplünderung und die Verstreuung der Gebeine sind zu gründlich, die Aufräumungsarbeiten zu flüchtig gewesen. Wie habgierig die Plünderer zu Werke gegangen, beweist, daß nur zwei Wertgegenstände: eine goldene Henkelmedaille von 1599 mit dem Bildnis Friedrichs IV. in einem Kindersarge und eine silberne Kapsel in Medaillonform (beide jetzt in den städtischen Sammlungen in Heidelberg) gefunden worden sind. Nicht minder gründlich ist die Zerstörung der Grabdenkmäler im Innern der Kirche erfolgt. Nach dem Bericht des obengenannten Augenzeugen, des Pfarrers Joh. Daniel Schmidtman, dessen heldenmütigem Verhalten J. Fr. Mieg in seiner Dankrede vom 26. Mai 1793 ein Ehrendenkmal gesetzt hat, war nur das eine Grabmal: Herzog Casimirs, erhalten geblieben. Ein anderer Augenzeuge, der Buchhändler Rüdiger, klagt ebenfalls, daß »die Epitaphia samt den Inscriptionen zerschlagen und vernichtet« worden seien.

Glücklicherweise kennen wir wenigstens die Inschriften der wichtigsten Denkmäler, zuerst von Chytraeus 1593 in dessen *Variorum in Europa itinerum deliciae* mitgeteilt, dann von Paul Hentzner in dessen *Itinerarium Germaniae etc.* vom Jahre 1612 (M. Freher in *Originum Palatinarum Commentarius, Heidelbergae 1599*, erwähnt nur das Ruprechtsdenkmal) und von M. Quad in *Teutscher Nation Herligkeit 1609*. Die Hauptquelle hierfür ist aber des Melchior Adamus *Apographum monumentorum Heidelbergensium (Heidelbergae 1612)*, der die bei weitem vollständigste Aufzählung gibt, während M. Zeiller in seinem *Teutschen Reyssebuch, Straßburg 1632* (als *Itinerarium Germaniae 1674* wieder abgedruckt), wieder nur einige Denkmäler anführt. J. P. Kayser in seinem »*Histor. Schauplatz*« (1733) hat in der Hauptsache aus Adamus geschöpft.

Grabmäler im Chor

1. Während das Grabmal Herzog Casimirs, das Schmidtman als das einzig übrig gebliebene erwähnt, spurlos verschwunden zu sein scheint, ist das *Grabmal des Gründers der Heiliggeistkirche Ruprechts III. und dessen Gemahlin Elisabeth von Hohen-sollern* wie durch ein Wunder erhalten geblieben. (Daß Schmidtman beide Grabdenkmäler verwechselt haben sollte, ist kaum anzunehmen.) Es ist eine Deckplatte (gr. S) von 2,25 m Höhe bei 1,25 m Breite mit den lebensgroßen Figuren der Genannten in Hochrelief (s. A. Mays, *Das Grabdenkmal des deutschen Königs Ruprecht etc., Heidelberg 1887*). Bis zum Jahre 1886 war es in der Scheidemauer des Chores eingemauert; bei deren leider nur vorübergehenden Entfernung wurde es an der Nordwand des Chores, ungefähr in der Mitte derselben, angebracht, wo es jetzt noch zu sehen ist. Einer näheren Beschreibung dieses durch Überarbeitung und wiederholten Anstrich in den Konturen und Einzelheiten stark beeinträchtigten, in einzelnen Teilen (Hand mit Reichsapfel, Zepter,

Grabmal
Ruprechts III.



Fig. 80. Grabmal König Ruprechts und dessen Gemahlin Elisabeth von Hohenzollern in der Heiliggeistkirche.

Krone etc.) völlig erneuerten, immerhin aber doch sehr interessanten Bildwerkes enthebt uns die Abbildung Fig. 80. Albert Mays, dem zu vielen andern das Verdienst gebührt, die Reste der ehemaligen Inschrift dieses Denkmals unter den Schutttrümmern, die in die städtischen Sammlungen gekommen sind, wieder entdeckt zu haben (s. dessen Erklärungsverzeichnis der städtischen Kunst- und Altertumsammlung, 3. Aufl., 1892, S. 157), glaubt aus dem Charakter der Buchstaben und aus der Tracht auf den Schluß des 15. Jhs.

als Entstehungszeit des ganzen Denkmals schließen zu sollen; ich kann mich dieser Zeitansetzung aber nicht anschließen, sondern glaube, daß das Grabmal bald nach dem Ableben des Königs entstanden ist. Die Figur der Königin hat in ihrer ganzen Haltung, ebenso auch in der Tracht und Faltengebung nahe Verwandtschaft mit der Figur der Gattin Heinrichs von Landschaden (gestorben 1377) auf dem Grabstein der Kirche zu Neckarsteinach. Vielleicht, daß die Inschrift erst später angebracht worden ist. Das friedliche Lächeln verleiht dem Gesichte der Königin etwas Lebenswarmes, während das bartlose Antlitz Ruprechts, dessen Gestalt zudem kleiner ist, als die der Gattin, dadurch etwas Unmännliches erhält. Von einer Ähnlichkeit mit der kraftvollen Figur des Sebastian Götz am Friedrichsbau ist nichts zu spüren. Das Ganze wirkt in seiner modernen charakterlosen Einrahmung und dicken Überstreichung eigentlich wie eine flauere Kopie. Die verschundene Inschrift, von der nur die eingeklammerten Buchstaben erhalten sind, lautete:

ROBERTUS BAVARIÆ DUX COMES RHENI PALA-
 TINUS ROMANORUM REX IUSTUS PACIS ET RELI-
 GIONIS AMATOR DIGNUS DEO VISUS QUI PRO
 [IUSTICIÆ PATERETUR, HUIUS SACRÆ] AEDIS ET
 COLLEGI INSTITUTOR HIC CUM CASTISSIMÆ CON-
 JUGE ELIZABETHÆ NORICI MONTEIS BURGERAVIÆ
 QUIESCIT VIETI FUNCTUS ANNO CHRISTI MCCCCX
 KAL. JUNII XV.

Diese Inschrift war in der Scheidemauer auf einer Tafel beiderseitig des Steines aufgemalt, und zwar ist nach Angabe v. Wickenburgs (Thesaurus Palatinus S. 45) die Wiederherstellung und Einmauerung des Grabsteins sowie diese Aufmalung der zerstörten Inschrift i. J. 1747 durch die Kurfürstliche Geistliche Administration, deren Präsident er selbst zu jener Zeit war, veranlaßt worden. Dagegen zeigt die auch bereits von H. Schweitzer (Mittelalterl. Grabdenkmäler, Straßburg 1899, S. 42) erwähnte Walpergensche Zeichnung aus dem Ende des 18. Jhs. in der städtischen Sammlung eine Inschrifttafel oberhalb des Denkmals, wohl dieselbe, welche neuerdings auf dem Kirchenboden wieder aufgefunden und oberhalb des Denkmals aufgehängt worden ist.

2. Vom Grabmal Friedrichs II. und dessen Gemahlin, der dänischen Königstochter, glaubt Mays zwei Reste von Wappen, bezw. von den dieselben haltenden Löwen, in den Fragmenten der städtischen Sammlung nachweisen zu können.

3. Zahlreicher sind die Überreste von dem berühmten Prachtsepitaph Ottheinrichs, das (nach Quad) »zuoberst im Chor«, d. h. in der Achse der Kirche hinter dem Hochaltar, gestanden hat und von M. Zeiller als ganz besonders prächtig hervorgehoben worden ist. Als Überreste dieses Denkmals betrachtet Mays zunächst die eine marmorne Hand, welche auf dem oberen Teile des Kopfes eines ehemaligen Atlanten liegt, indem er dieses Bruchstück mit den von M. Zeiller als Wahrzeichen beschriebenen »zwo Händen einander bei den Haaren haltende« in Zusammenhang bringt.

Den Rest eines Alabasterreliefs, welcher vorn die knorrigen Wurzeln eines Baumes und einen auf dem Boden kriechenden Krebs zeigt, während dahinter im Wasser der Torso eines gewaltigen Fischrachens sichtbar wird, glaubt Mays (a. a. O. S. 164 ff.) ebenso wie das Fragment einer Gruppe von Christus und Maria (?) mit einer Darstellung des

Jüngsten Gerichtes »frei nach Michelangelo« in Verbindung bringen zu können, die den Hauptbestandteil des Denkmals ausgemacht haben und deren Verfertiger Alexander Collins aus Mecheln, der Bildhauer des Ottheinrichsbaues, gewesen sein soll. Ich kann mich hier den Ausführungen des hochverdienten Forschers bezüglich der Urheberschaft und Deutung nicht anschließen, die Zugehörigkeit dieser Stücke zum Ottheinrichsdenkmal scheint aber auch mir außer Zweifel zu stehen.

4. Das besterhaltene Stück unter den i. J. 1886 dem Schutt entrissenen und in die städtische Sammlung gebrachten Resten ist eine Grabplatte (r. S.) mit der lebensgroßen Figur eines Ritters in Hochrelief, bei der nur ein Stück mit dem linken Bein fehlt. Die Deutung wird durch das Fehlen einer Inschrift und des Wappens erschwert. Mays glaubt in dem Verstorbenen, gestützt auf das Verzeichnis des Adamus, den jüngsten der Söhne Kurfürst Philipps, den Pfalzgrafen Wolfgang (gestorben 1558) erkennen zu sollen, indem er die Einfachheit des Äußern mit der in der Grabinschrift gerühmten Genügsamkeit und Bescheidenheit des Verstorbenen in Verbindung bringt.

5. Der trotz der Verstümmelung äußerst liebliche Kopf eines Kindes mit geschlossenen Augen unter einem Häubchen ist seinerzeit von mir (Mitteil. zur Gesch. des Heidelb. Schlosses II, 274) auf eines der früh verstorbenen Geschwister Friedrichs IV. oder eine der Töchter Johann Casimirs bezogen worden, doch schreibt ihn Mays (a. a. O. S. 168) wohl mit größerem Rechte dem i. J. 1600 im Alter von 1 1/2 Jahren verstorbenen Töchterchen Friedrichs IV. zu, in deren kleinem Sarge 1886 die obenerwähnte Porträtmedaille von 1599 nebst Kette gefunden worden ist.

Die übrigen in der städtischen Sammlung befindlichen Skulpturfragmente (zum Beispiel eine Hand mit Ärmelkrause und Feldherrnstab aus weißem Marmor) können übergangen werden. Erwähnt seien nur noch die Reste der Inschrifttafel vom Grabmal des Kurfürsten Friedrich III. und dessen Gemahlin Marie von Brandenburg-Bayreuth, die auf Grund der Inschrift bei Adamus identifiziert werden konnten. Besonders zu bedauern ist, daß von dem prächtigen Grabmal Friedrichs IV., welches der Bildhauer des Friedrichsbaues vom Heidelberger Schloß, Sebastian Götz aus Chur, i. J. 1614 von dessen Sohne und Nachfolger in Auftrag bekommen hatte und für welches fast die doppelte Summe (6608 fl.) wie für die gesamten Skulpturen des Friedrichsbaues ausgegeben worden ist, keine Spur auf uns gekommen zu sein scheint. Da Friedrich IV. urkundlich in der Heiliggeistkirche beigesetzt worden ist, so muß auch sein Grabmal hier gestanden haben. Auffälligerweise aber erwähnt es keiner der genannten Schriftsteller, auch Zeiller nicht; nicht einmal die Inschrift ist uns überliefert.

Wir können uns diese Renaissance-Grabdenkmäler, für welche der Alabaster aus England, der schwarze Marmor vom Niederrhein, der »rothgesprengte Marmolstein« von der Mosel bezogen und sehr viel Geld aufgewendet worden ist, nicht reich und prächtig genug vorstellen und dürfen hierbei gewiß an die großartigsten uns erhaltenen Grabdenkmäler, wie beispielsweise das des Kurfürsten Moritz von Sachsen im Freiburger Dom, denken. Wie dort, so kann es sich bei den Heidelberger Prachtwerken nicht um hoch aufragende Wandgräber, wie zum Beispiel das des Johann Friedrich II. in der Moritzkirche zu Coburg (1598) oder das Philipps des Großmütigen in der Martinskirche zu Cassel (1567 bis 1580), gehandelt haben, weil im Chor der Heiliggeistkirche die Wandflächen dafür nicht vorhanden waren; vielmehr werden es zumeist frei stehende Tumben,

wie »die Bettlade« im Chor der Wertheimer Stadtkirche, gewesen sein, welche der Zerstörungslust der französischen Soldateska um so leichteres Spiel geboten haben.

Außer dem Grabmal König Ruprechts sind jetzt noch folgende Grabsteine an den Wänden des Chores eingemauert:

2. Kleine Grabplatte (r. S.) des i. J. 1605 ein Jahr nach der Geburt gestorbenen Grafen Friedrich von Solms. Nach Mays ebenfalls 1886 im Schutt gefunden und dann hier eingemauert.
3. Schwarze Marmortafel mit Alabasterwappen und vergoldeter Inschrift des Forbin Janson (gestorben 1809).
4. Barocke Gedenktafel des Pfarrers Sebastian de Hegele (gestorben 1735).
5. Kleine Empiretafel (w. M.) zum Andenken an den i. J. 1813 verstorbenen Stadtphysikus und Professor Dr. Stephan Zipf. Eine trauernde weibliche Figur, die sich auf einen Sockel stützt, auf dem eine Urne steht; oben Giebelabschluß; Inschrift am Sockel.
6. Epitaph der Theresia Ludovica Fortunata Freifrau von Lerchenfeld, geb. Gräfin von Oberndorf (gestorben 1804) in Empire-Stil. Schwarze Marmortafel mit Inschrift, darüber Allianzwappen mit Bahrtuch, das zu beiden Seiten herunterhängt; links unten eine Urne, rechts ein trauernder Putto. Alles Skulpturwerk weißer Marmor. Reizvolle Arbeit.

Im Fußboden liegen eine große umgekehrte Grabplatte und einige kleinere Platten mit Resten von Inschriften des 15. und 16. Jhs.

Gleichzeitig mit dem Chor ist der zweigeschossige *Sakristeianbau* an der Nordseite errichtet worden (s. Querschnitt Fig. 77 auf S. 127). Möglich, daß der obere, einst ebenfalls mit Kreuzgewölben überspannte Raum ursprünglich zur Aufnahme der Bibliothek (s. oben S. 122) bestimmt war und deshalb ein doppelter Eingang in das kleine Treppentürmchen vorn in der Ecke, von außen und von innen angeordnet worden ist, so daß man die Kirche nicht zu betreten brauchte, um auf der schmalen steinernen Wendelstiege nach oben zu gelangen. Der obere Raum ist jetzt ganz verwahrlost und seiner Gewölbe beraubt. Eine zugemauerte Tür mit geradem Sturz in der Chormauer hat vielleicht auf einen Erker od. dgl. in den Chor hinausgeführt. Der untere von zwei Kreuzgewölben überspannte Raum, der auch jetzt noch als Sakristei dient, enthält außer einer hübschen Brunnennische mit barocker Muschel-Endigung in der Nordwand nichts bemerkenswertes. Einfache Spitzbogenfenster ohne Maßwerk.

Sakristei

Das Schiff

Wie in der Regel bei gotischen Hallenkirchen, so ist auch hier unter Wegfall eines Querhauses das dreischiffige Langhaus direkt an den Chor angeschlossen mit gleich hoher Scheitellage der die drei Schiffe überspannenden Kreuzgewölbe, aber, wie wir sahen, nach einem veränderten Plan, der gleich nach dem Baubeginn selbst wieder eine Änderung erfahren haben muß. Noch steht in den Seitenschiffen, an den dicken Mittelpfeilern, der Chor und Schiff trennt, angelehnt je ein abgekanteter Pfeiler, der über einem kleinen Kämpfergesims abbricht und zurzeit gar keine Funktionen ausübt, ursprünglich aber wohl einen Gurtbogen od. dgl. hat aufnehmen sollen. Vielleicht, daß niedrigere Emporen geplant waren. An dem einen dieser Pfeiler, dem im südlichen Seitenschiff,

ist an der niedrigen Deckplatte des Abschlußgesimses die obenerwähnte Jahreszahl: **[anno] dmi·m·cccc·xlllll (?)** zu sehen. Darunter hängen drei Wappenschilde, von denen der mittlere den Pfälzer Löwen und der rechtsseitige die bayerischen Wecken aufweist, während der dritte Schild jetzt einfach mit Goldfarbe überstrichen erscheint. Wahrscheinlich, daß hier einst, wie am Schlußstein des darüber liegenden Emporenjoches, der Scheyernsche Adler (s. unten) aufgemalt war.

Auf die erwähnte Planänderung dürfte auch die Anlage des den Chor und das Schiff trennenden Triumphbogens hinweisen. Das Mittelschiff scheint nämlich niedriger beabsichtigt gewesen zu sein, denn sonst ist nicht recht erklärlich, weshalb hier der Spitzbogenseitel um ca. 2 m niedriger, als der Scheitel der Mittelschiffs-Gewölbe gelegt worden ist. Unsere Querschnittszeichnung Fig. 81 läßt diesen Umstand deutlich erkennen, während natürlich an Ort und Stelle infolge des Vorhandenseins der Scheidemauer nur die Umrahmung sichtbar ist und der Unterschied deshalb weniger in die Augen fällt. Man könnte glauben, daß die Anordnung in Rücksicht auf die Chorgewölbe getroffen sei; diese liegen aber nicht niedriger in ihrem Scheitel, sondern im Gegenteil über $\frac{1}{2}$ m höher. Vielleicht, daß man eine solch scharfe Cäsur zwischen Chor und Querschiff aus ästhetischen Gründen für erforderlich gehalten hat.

Wir betreten das Schiff durch das barocke Hauptportal im Westen, das unter Johann Wilhelm dem alten gotischen Portal, von dem noch Spuren vorhanden sind, vorgelegt worden ist. Die innen geradlinig geschlossene, weite Öffnung enthält an den Gewänden die obenerwähnten Wappenschilde mit dem Scheyernschen Adler und dem Kreuz von Savoyen. Der Engel links, welcher den Adlerschild hält, und die Plisseewolken darunter verraten so enge technische und stilistische Verwandtschaft mit der bekannten Skulptur am Schlußstein des zu gleicher Zeit im Bau befindlichen Ruprechtsbaues auf dem Schlosse, dem viel gedeuteten Sinnbilde des Baugewerkes, daß sie von demselben Meister gefertigt sein könnten. Auffällig häßlich und steif stilisiert (wie in den entsprechenden Wappen des Manesse-Kodex) erscheint hierbei der Adler, weniger als Schildfigur links, denn als Schildhalter rechts, wodurch die merkwürdige Deutung des letzteren als Pelikan (s. Koch und Seitz, Heidelberger Schloß S. 25, Anm. 1) veranlaßt worden sein mag. (Von einer »Neigung des Kopfes« nach der Brust ist nichts zu spüren. Die Abweisung dieser Annahme ist insofern von Wichtigkeit, als aus ihr der Schluß gezogen worden ist, daß der betreffende Bauteil erst unter Ludwig IV., der 1444 den Pelikanorden gestiftet hat, entstanden sei. Der Adler ist hier, wie wir sahen, nicht als der Reichsadler Ruprechts III. zu betrachten, sondern als das alte Wappenbild der Grafen von Scheyern, von denen die Wittelsbacher bekanntlich abstammen. [Über das pfälzische Wappen s. die Abhandlung von Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg in den Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz XVI (1892) S. 145 ff., sowie die Aufsätze von Th. Wilckens in den Mannh. Geschichtsbl. I (1900) Sp. 52 und III (1902) Sp. 129 ff. und die ältere Abhandlung von K. von Mayerfels über das Wittelsbacher Stammhaus und Geschlechtswappen, Konstanz 1880.] Am Ruprechtsbau ist die Formgebung des Adlers eine weit schönere, sowohl außen auf der Tafel, als auch an den Schlußsteinen des Innern; ebenso auch an dem aus dem Augustinerkloster stammenden gleichzeitigen Schlußstein in der städtischen Sammlung (s. oben S. 115).

Nach Durchschreiten des Portales befinden wir uns in dem mittleren der drei von Kreuzgewölben überdeckten niederen Räume, über denen die Orgelempore liegt. Es könnte

scheinen, als ob hier abermals eine Planänderung vorliege, weil das Mitteljoch hier wesentlich breiter als die Seitenjocher gehalten ist, während sonst im Langhause die drei Schiffe gleiche Abmessungen aufweisen. Es hängt dies aber offenbar mit den Abmessungen des Frontturmes zusammen, für den die Mittelschiffsbreite des Langhauses nicht ausreichte

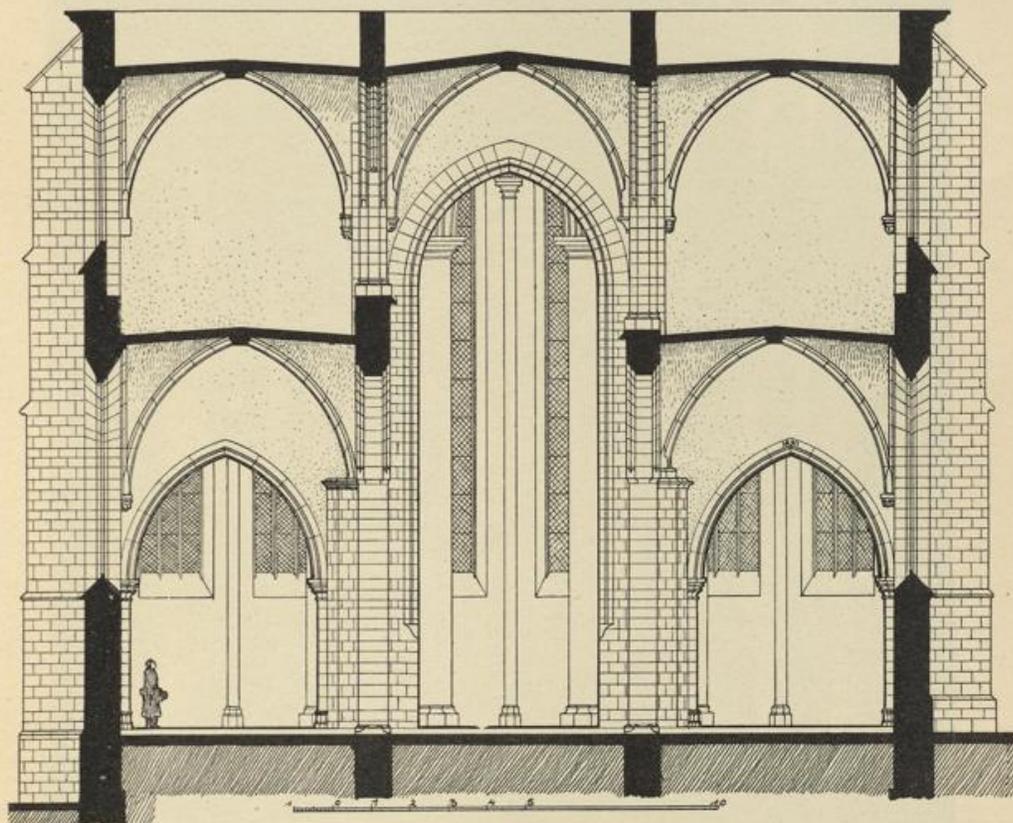


Fig. 81. Querschnitt durch das Schiff der Heiliggeistkirche.

und dessen Untergeschoß eben diese mittlere Eingangshalle bildet. Die Rippen des Kreuzgewölbes schneiden unvermittelt in die schrägen Verstärkungspfeiler ein, die durch das Gewölbe hindurch nach oben gehen und dort das Kreuzgewölbe über der Orgelempore tragen. Auf den Schlußsteinen dieser drei Vorhallenjocher ist neuerdings je ein schwarzer Adler, anscheinend nach freier Erfindung, aufgemalt worden. Die beiden Seitenräume enthielten je eine Tür, von denen die südliche noch vorhanden ist, während oberhalb des Dachauschnittes der an der betreffenden Stelle der Nordseite angebauten Krambude nur noch die Profilsteine der alten gotischen Türumrahmung zu sehen sind, die durch den späteren Einbau eines Fensters in der Mitte durchbrochen worden ist. Ein in den Akten des GLA. befindlicher Plan aus dem Anfang des 18. Jhs. zeigt diese nördliche vordere Seitentür ebenfalls noch.

Beim Betreten des Mittelschiffes fällt dessen Schmalheit auf. Die Höhenentwicklung ist an sich schon bedeutend — die Breite verhält sich zur Höhe wie $1 : 2\frac{3}{4}$ —, der Eindruck wird aber durch die ungewöhnlich hohe Anlage der Emporen noch gesteigert, während den Seitenschiffen durch die Obergeschosse natürlich der hallenartige Charakter



Fig 82. Inneres der Heiliggeistkirche.

(Nach Entfernung der Scheidemauer zum Jubelfeste der Universität 1896.)

völlig genommen ist. Hinzukommt der Mangel direkter Belichtung der oberen Teile des Mittelschiffes. Ein Vorteil der Schmalheit ist andererseits die Unübersichtlichkeit des Aufbaues, so daß der obenerwähnte Unterschied in der Höhenlage beider Emporen von unten kaum bemerkbar wird.

Bei Beurteilung der Wirkung des Schiffes ist nicht außer Acht zu lassen, daß die i. J. 1894 wieder aufgerichtete Scheidemauer eine ganz neue Situation geschaffen hat. Es fehlt der Gegensatz des schmalen über 17 m hohen Schiffes zu dem weiten Chor, der Gegensatz des verhältnismäßig matt belichteten Langhauses zu der strahlenden Helle

der Chorphartie, wodurch beispielsweise in den beiden berühmten Nürnberger Hauptkirchen — die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Teile ist hier freilich eine umgekehrte — eine so ergreifende Wirkung erzielt worden ist. Unsere Abbildung (Fig. 82) kann vom früheren Eindruck kaum mehr als eine ungefähre Vorstellung geben. Vor den erwähnten Nürnberger Kirchen hat die Heidelberger im ganzen einen besseren Zusammenschluß beider Bauteile voraus, wenngleich auch hier in den Seitenschiffen keine befriedigende organische Verbindung zwischen dem älteren und dem jüngeren Teile, d. h. zwischen Chor und Langhaus, erreicht worden ist. Wie unser Querschnitt (Fig. 81) zeigt, tritt hier derselbe Mißstand auf, wie im Mittelschiff, nur noch gesteigert: erstens dadurch, daß der Trennungsbogen im Verhältnis zum unteren Gewölbe des Seitenschiffes noch niedriger gehalten ist, und zweitens durch die seitliche Verschiebung der Achse des Bogens. Ästhetische Gründe, die allenfalls noch für die erwähnte Tieferlegung des Scheitelbogens im Mittelschiff herangezogen werden könnten, stehen hier jedenfalls außer Frage.

Die eigenartige Anlage des Baues in bezug auf die Einteilung der drei Schiffe im Langhause ist also einesteils darauf zurückzuführen, daß man das Langhaus der älteren Kirche ursprünglich beibehalten wollte und den Übergang zu dessen Mittelschiff im letzten Joch des neuen Chores bereits vorbereitet hatte, anderseits darauf, daß beim Neubau des Langhauses die Gesamtbreite des Chores beibehalten werden mußte, wenn man einen unschönen, auffälligen Absatz zwischen Chor und Langhaus vermeiden wollte. Hieraus ergab sich die ungewöhnliche Breite der Seitenschiffe von selbst; zugleich wurde aber auch dem Bedürfnis nach einer größeren Raumentfaltung für die zur Aufnahme der Bibliothek bestimmten Emporen gedient.

Konstruktion und Technik sind im allgemeinen dieselben, wie im Chor. Auch hier sind Rundpfeiler als Arkadenträger angeordnet mit dem Unterschied, daß abwechselnd auf einen kreisrunden ein solcher von oblongem Querschnitt folgt aber ohne sichtbare Ursache, da alle Stützen gleich stark beansprucht werden und eine rhythmische Wirkung wegen des zu geringen Unterschiedes in den Abmessungen doch nicht in die Erscheinung tritt. Kapitälchen fehlen; die stark unterhöhlten Arkadenprofile lösen sich ohne Trennungsglied von einem achteckigen Sandsteinblock ab, der als Kämpfer auf den Säulentrommeln liegt. Da die aus Sandsteinquadern gebildeten Rundpfeiler durch den Brand und sonstige Beschädigungen gelitten hatten, sind sie sowohl im Chor, als auch im Schiff vor der neuen Übermalung in Rot mit weißen Fugen ausgebessert und stellenweise glatt überputzt worden.

Die Gewölbe des Mittelschiffes beginnen im Osten mit einem schmälern Joch, worauf fünf gleichbreite Joche folgen, von denen das erste mit einem reichen Sterngewölbe überspannt ist, während die übrigen vier mit gewöhnlichen Kreuzgewölben bedeckt sind. Der Unterschied in der Tiefe des ersten Joches im Vergleich zu den übrigen ist, wie wir sahen, auf die Stärke des Pfeilerpaares zurückzuführen, das Chor und Langhaus trennt. Sein Zweck ist offenbar die Sicherung des Überganges von den breiten Chormittelschiffjochen in die schmälern Langhausjoch. Zeichnet man statt dieser, wie Vierungspfeiler wirkenden Stützen im Grundriß gewöhnliche Rundpfeiler ein, d. h. ergänzt man die im Chor dort sich anlehnde Halbsäule zu einer ganzen, so erhalten alle Joche gleiche Abmessungen.

Die Gewölberippen ruhen auf vorgelegten Diensten, die ebenso wie die Pfeiler der Emporenarkaden von dem die Brüstung bzw. den Boden der Emporen betonenden Kaffgesims ausgehen, das die einzige Horizontalgliederung im Mittelschiff bildet. Da die Spitzbogenarkaden der Lichtzufuhr wegen möglichst hoch hinaufgezogen sind, ist der Stich der Kappen bei gleicher Konstruktion (Backstein) ein geringerer als im Chor. Die Dienste haben Kapitäle, zum Teil mit hübschem naturalistischem Laubwerk verziert, die Pfeiler dahinter entbehren solcher. Überhaupt ist im ganzen Gotteshause die größte Zurückhaltung in bezug auf ornamentale Zieraten zu konstatieren; einzig die Fenster sind reich mit Maßwerk verziert. Vielleicht, daß eine um so reichere Bemalung vor-

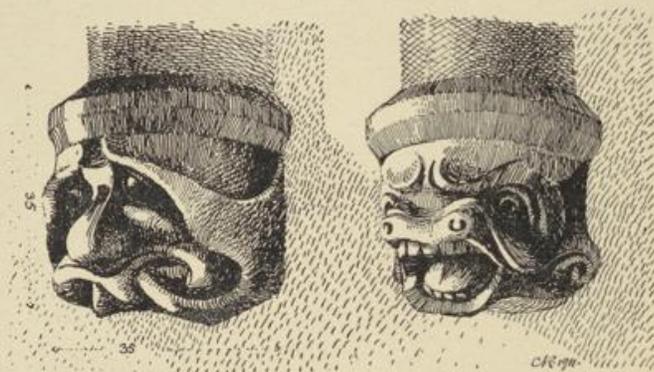


Fig. 83. Konsolen in den Seitenschiffen der Heiliggeistkirche.

handen gewesen ist, von der aber infolge der häufigen Restaurationen nicht die geringsten Spuren übrig geblieben sind.

Wie im Chor, so sind auch im Schiff die Kreuzrippen mit Schlußsteinen versehen, die verschiedentlich verziert sind. Am Schlußstein des ersten Gewölbes (von Osten her) ist die Taube des heiligen Geistes in Reliefarbeit dargestellt, das zweite enthält statt des Schlußsteins eine große kreisrunde Aufzugsöffnung, deren Rand mit Laubwerk geschmückt ist; die übrigen vier Joche zeigen die Bilder der Evangelisten, aber in so kleinem Maßstab aufgemalt und so undeutlich (zu dunkel) restauriert, daß sie von unten kaum zu erkennen sind.

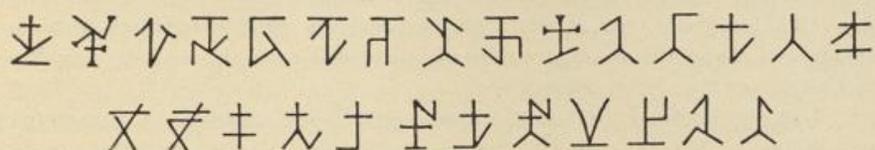
Die Seitenschiffsgewölbe ruhen an den Wänden auf großen Konsolen, die stilisierte Fratzen in derber flotter Bildhauerarbeit zeigen. Die beiden abwechselnd wiederkehrenden Motive zeigt unsere Abbildung Fig. 83. An den Arkadenpfeilern sind als Gewölbeauflager kleine Knaggenkonsolen angebracht. Die Schlußsteine der Kreuzgewölbe tragen innerhalb von Vierpässen folgende Verzierungen (von Osten her gerechnet):

a) im Südschiff: 1. schönes großes Relief der Madonna mit dem Kinde, 2. Pfälzer Wappenschild, 3. bayerischer Wappenschild, 4. undeutlich, 5. undeutlich und 6. doppelköpfiger, österreichischer Adler (wohl falsch restauriert, obgleich Kaiser Sigismund zu jener Zeit dies Wappenbild tatsächlich bereits eingeführt hatte);

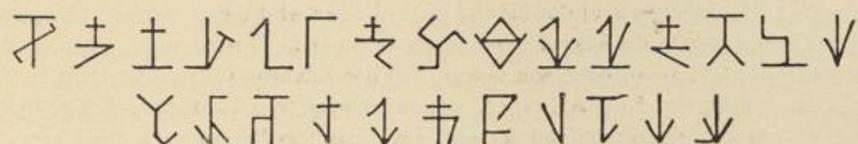
b) im Nordschiffe ebenfalls in Vierpässen: 1. Reichsschild, 2. Vronik, 3. Pfälzer Wappenschild, 4. das Wappen der Grafschaft Mark (mit falschen Tinkturen), 5. savoy-

scher Wappenschild (wie innen am Hauptportal, aber ebenfalls mit falschen Tinkturen), 6. Schild der Grafschaft Mörs (mit richtigen Tinkturen!).

An den Rippen im nördlichen Seitenschiffe finden sich folgende Steinmetzzeichen, ca. 4 cm hoch:



an den Rippen im südlichen Seitenschiffe folgende:



an den Fenstern:



Der Fußboden der Orgelempore im Westen liegt etwa in Kämpferhöhe der Arkaden und ruht auf den obenerwähnten Kreuzgewölben der Vorhalle. Im Mittelschiff ist die Empore durch eine (erneuerte?) gotische Maßwerkbrüstung in den Seitenschiffen mittels eines reizvollen Barockbalusters abgeschlossen, aus dessen Mitte eine halbkreisförmige Kanzel, auf graziösen Auskragungen ruhend, herauspringt.

Während der Mittelraum, in dem die Orgel steht, sich hoch und luftig bis zur Höhe der Mittelschiffsgewölbe erstreckt und ebenfalls mit einem Kreuzgewölbe — am Schlußstein wieder einmal der Adlerschild — erhebt, sind die beiden Seitenräume so niedrig gehalten, daß darüber noch besondere Vorräume für die Emporen des Schiffs Platz finden konnten. Diese liegen etwas tiefer, wie die östlich anschließenden Schiffsemporenjoche, und waren wohl früher beide durch Wände von diesen getrennt. Jetzt ist nur noch auf der nördlichen Empore diese Trennung vorhanden. Zugänglich ist dieser Raum auf der südlichen Seite durch den der Westfront südlich am Turm vorgelagerten Treppenturm, der auch den Zugang zur Orgelbühne vermittelt. Der nördliche Vorraum hat keinen direkten Zugang, sondern steht nur mit der nördlichen Empore in Verbindung, zu der man mittels der Wendelstiege im kleinen polygonalen Treppenturm der Nordseite gelangt. Eine Verbindung zwischen beiden Emporen ist also auffälligerweise nicht vorhanden und scheint auch niemals vorhanden gewesen zu sein, es sei denn hinter der Orgel her auf einem jetzt verschwundenen Laufgang. Doch müßten dann noch Spuren von Türen in den Abschlußwänden der Vorräume zu sehen sein, was nicht der Fall ist. Der Weg von einer Abteilung der Bücherei zur andern war also ein recht umständlicher und beschwerlicher. Wie wir gesehen haben, war die Nordempore durch eine Mauer, deren Fuß und Ansatzspuren noch zu sehen sind und die auf einem kräftigen Gurtbogen des Seitenschiffs aufruhte, in zwei ungleiche Teile getrennt. Die beiden ca. 75 cm tiefer gelegenen westlichen Joche, in welche die Wendelstiege mündet, bildeten dadurch einen besonderen Vorraum, an den sich südlich

der heizbare Nebenraum über der Orgelbühne anschloß. Es waren somit drei verschiedene Räume vorhanden, in denen die Bücher und Manuskripte, zum Teil an Ketten angeschlossen, auf hölzernen Pulten gelegen haben. Ursprünglich waren es nur fünf Pulte, später scheinen es zehn Pulte gewesen zu sein (s. Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg I. Bd., Mannheim 1862, S. 262). Da die Benutzung der Bücherschätze gemäß dem Testament Ludwigs III. nur in der »liberey« stattfinden sollte, so mag der eine Raum als Lesezimmer abgetrennt gewesen sein.

Daß die Bücherei wirklich hier oben untergebracht gewesen ist, bezeugt nicht nur der Text zu Merians großem Panorama vom Jahre 1620, wo es heißt: „in dieser Kirchen oberstem Umgang ist durch Churfürst Ottheinrich die weitberühmte Bibliotheca Palatina angeordnet“, sondern auch vorher schon in der *Aegyptiaca servitus* (Heidelberg 1610) des Michael Heberer wird dieser »oberste Umgang« als Aufbewahrungsort der Bücher bezeichnet. Sonst heißt es meist nur: »oben in der Kirchen« (Quad, 1609) oder »im oberen Teil der Kirchen« (Schmidt, 1640), aber auch die Angabe des Leo Allatius, der bekanntlich von Papst Gregor XV. beauftragt worden war, die diesem von Herzog Maximilian von Bayern nach der Einnahme Heidelbergs i. J. 1622 geschenkte Bibliotheca Palatina nach Rom zu entführen, bestätigt, daß die Bücher in Kisten von oben »herabgelassen« worden sind: „si calavano in gii in sacristia o choro“ (s. Bähr, Heidelberger Jahrbücher 1872 S. 492). Den Grundstock der Bücherei bildete die unter Ruprecht III. begonnene und von dessen Nachfolger wesentlich (um 152 Bände) vermehrte Stiftsbibliothek, zu der erst seit dem Jahre 1443 sich die bis dahin getrennten Büchereien der drei oberen Fakultäten und der Artistenfakultät gesellt haben. Im Testament Ludwigs III. vom 24. März 1436 ist von der »liberey« die Rede, „die man darinne (in der Heiliggeistkirche) machen wirdet“, und geht daraus in Übereinstimmung mit der obigen Baugeschichte hervor, daß die Emporen im Schiff damals noch nicht vollendet waren. Damit fällt auch die Annahme fort, daß der Oberstock der Sakristei, der die Stiftsbibliothek nur vorläufig beherbergt haben wird (s. oben S. 137), als die im obigen Testamente genannte liberey gelten kann, da die Sakristei damals längst vollendet war. Unverständlich bleibt freilich, wie es in einer Urkunde Friedrichs I. vom Jahre 1474 gelegentlich der Schenkung zweier Pergamentdrucke noch heißen kann: ita ut ipsa volumina in choro eiusdem ecclesiae poni usw. Daß die Emporen nicht sofort nach Fertigstellung derselben für die Bücherei benutzt worden sind, scheint freilich auch aus der Bibliotheksordnung vom Jahre 1472 hervorzugehen, in der es heißt: Quod videlicet ad librariam seu testudinem (Gewölbe) ad quam libri praefati pro tempore repositi sunt etc. Es ist aber nicht recht einzusehen, weshalb ungefähr ein Menschenalter gewartet worden sein soll, ehe man die Bücher »auf den Gewölben«, die dafür bestimmt waren, untergebracht hat. Daß der Raum in späterer Zeit nicht ausgereicht hat, namentlich infolge der großen Vermehrung der Sammlung unter Ottheinrich, geht aus dessen Anerbieten hervor, die Überzahl der Bücher unterdeß in Kisten verpacken zu lassen. Von der Anbringung der kostbaren Pergamentbände mittels Ketten erfahren wir durch dieselbe Schenkungsurkunde Friedrichs I. vom 5. Oktober 1474 (auch vorher schon durch das Testament Ludwigs III. vom 24. März 1436), ebenso durch den erwähnten Bericht des Leo Allatius.

Die Verschiedenheit in der Höhenlage der vier östlichen und der zwei westlichen Joche der nördlichen Emporen ist oben bereits hervorgehoben worden. Die Kreuz-

gewölbe haben trotzdem alle dieselbe Scheitelhöhe und ruhen, wie die unteren, an den Wänden auf Fratzenkonsolen und an den achteckigen Arkadenpfeilern auf halbrunden Diensten. Die Rippen zeigen dasselbe schlanke Nasenprofil wie bei allen übrigen Gewölben der Kirche. Die Schlußsteine, von Osten gerechnet, weisen folgende Wappen auf: 1. viergeteilter Schild (1 und 3 leer, 2 und 4 Stern (?)), 2. Scheyernscher Adler, 3. Pfälzer Löwe, 4. bayrische Wecken. Diese vier Wappen sind alle gleich groß innerhalb eines Vierpasses, die Schilde skulptiert, aber die Zeichen nur gemalt. Die Schlußsteine in dem ehemals abgetrennten kleineren Raume enthalten in den aufgemalten Wappenschilden 5. das savoysche Kreuz (mit falschen Tinkturen) und 6. einen goldenen Stern auf rotem Grund (wie oben, wohl Phantasiewappen des Restaurators). Hier ruhen die Rippen auch nicht auf Fratzenköpfen, sondern auf unverzierten Kragsteinen. Da der Fußboden, wie wir gesehen haben, hier ca. 75 cm tiefer liegt, so haben die Fenster höhere Brüstungen, vor denen sich Bücherkästen und Pulte gut haben anbringen lassen.

Die Wendelstiege, die hier mündet und ihren einzigen Zugang außen von der Straße her hat, führt weiter hinauf bis auf den Dachboden. An den Treppenstufen finden sich folgende Steinmetzzeichen  in steter Wiederkehr.

Die südliche Empore stimmt in jeder Beziehung mit der nördlichen überein; nur daß der Fußboden hier durchweg ca. 75 cm tiefer liegt, als in den zuerst hergestellten vier östlichen Jochen der nördlichen Empore, also in gleicher Höhe, wie die beiden westlichen Joche daselbst. Das Kaffgesims erscheint dementsprechend um ebensoviel heruntergerückt. Die Brüstung, die in den beiden niedriger gelegenen westlichen Jochen der Nordseite (s. Querschnitt Fig. 81) sich von selbst ergeben hatte, ist dadurch in Wegfall gekommen und müssen, um ein Hinunterstürzen zu verhüten, einst eiserne Gitter oder sonstige Schranken in den Bogenöffnungen angebracht gewesen sein, soweit nicht die Bücherpulte die Öffnungen verstellten haben.

Die Fratzenkonsolen der Gewölbe sind auf dieser Seite noch wilder, als auf der nördlichen, und während unten in den Seitenschiffen nur zwei Motive (s. Fig. 83) abwechseln, hat sich hier der Bildhauer in Erfindung phantastischer Männerfratzen mit verzerrten Augen, Nase, Mund und Ohren nicht genügen können. Als Beweis dafür, daß hier oben von jeher eine Abschlußwand gegen den Chor vorhanden war, dient die in der vorderen Ecke an der Südwand befindliche Konsole, welche einen senkrecht in der Mitte halbierten Männerkopf und daneben eine scheibenartige Platte zum direkten Anschluß an die Abschlußwand aufweist. Das Gegenstück auf der nördlichen Empore fehlt. Die Schlußsteine zeigen, wiederum von Osten gezählt: 1. drei Schilde mit den Wappen des Reichs, der Pfalz und von Bayern, 2. drei Schilde mit den Wappen des Reichs, der Pfalz und von England-Frankreich (Bianka von England, erste Gemahlin Ludwigs III.), 3. drei Schilde mit den Wappen von Pfalz, Bayern und Sponheim (oder Genf), 4. drei Schilde mit den Wappen von Pfalz, Bayern und Savoyen, 5. Pfälzer Löwe und 6. bayerische Wecken. Das Wappen der ersten Gemahlin Ludwigs III. im zweiten Joche findet sich ebenso an einem Schlußstein im Erdgeschoß des zu gleicher Zeit im Umbau begriffenen »Ruprechtsbaues« auf dem Schlosse, während unser im vierten Joche angebrachtes Wappen der zweiten Gemahlin, der Mathilde von Savoyen, dort fehlt. Man könnte hieraus schließen, daß die neuen Gewölbe des Ruprechtsbaues vor der zweiten Vermählung, also vor dem Jahre 1417 entstanden sind, wenn man nicht mit Huffschild (Neues Archiv III, 53)

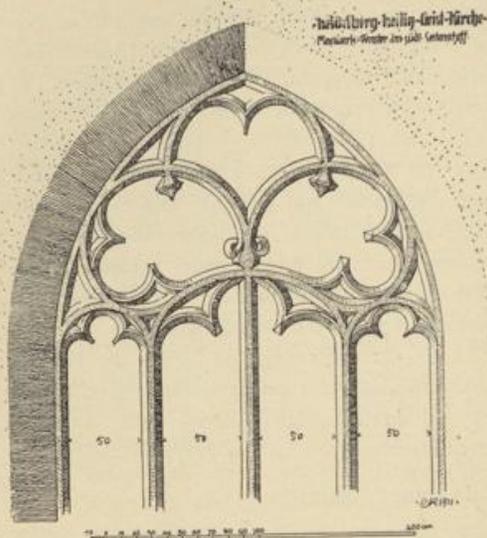


Fig. 84. Maßwerk der Heiliggeistkirche.
(Südliches Seitenschiff.)

stätigung unserer Annahme, daß der Chor unter Ruprecht III., das Langhaus in der Hauptsache unter Ludwig III. errichtet worden ist.

Die großen dreiteiligen Fenster — nur die im ersten Joch sind vierteilig — reichen auch auf der Südseite nur etwa bis 1 m über den Fußboden der Empore herab. Während sie aber auf der Südempore alle dasselbe spätgotische Maßwerk (s. Fig. 84) zeigen, sind auf der Nordseite nur drei ebenso verziert; die beiden übrigen auffällig abweichenden Fensterverzierungen (s. Fig. 85) erinnern an das Maßwerk des englischen Perpendikular-Stils. Das Maßwerkfenster in der Orgelempore des Turmes zeigt unsere Fig. 86. Ein Grund, weshalb das letzte Joch nach Westen zu schmalere Fenster besitzt, deren Scheitel entsprechend tiefer liegen, ist nicht recht einzusehen, während die schmalere Anlage und die seitliche Verschiebung des Fensters in dem Joch, an welchem der Treppenturm der nördlichen Empore liegt, augenscheinlich auf die Anlage des letzteren zurückzuführen sind (vgl. Grundriß Fig. 76). Das Maßwerk der Langhausfenster ist dem der Chorfenster gegenüber in Zeichnung und Ausführung entschieden minderwertig und zeigt den

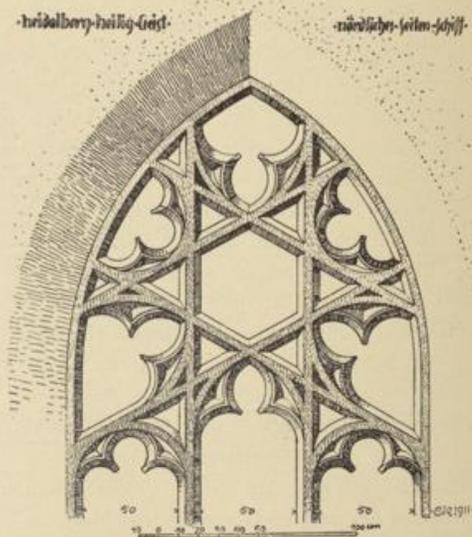


Fig. 85. Maßwerk der Heiliggeistkirche.
(Nördliches Seitenschiff.)

annehmen will, daß die auf die zweite Heirat Ludwigs III. bezüglichen Wappen an den Schlußsteinen der völlig zerstörten Gewölbe im nördlichen Saale des Ruprechtsbaues angebracht gewesen seien. Die Schildform ist in beiden Bauten die gleiche, die Wappenbilder im Ruprechtsbau sind aber im Gegensatz zu den Wappenbildern in der Heiliggeistkirche, die nur gemalt sind, in Relief ausgehauen, aber leider ebenfalls nicht mehr in der ursprünglichen Bemalung erhalten.

Wie auf den meisten Schlußsteinen, so sind auch hier bei der Restauration die ursprünglichen Tinkturen aus Mißverständnis oder Unachtsamkeit sinnlos verändert worden. Für die Baugeschichte ergibt sich aus dem Studium der Wappen an den Schlußsteinen immerhin die Be-

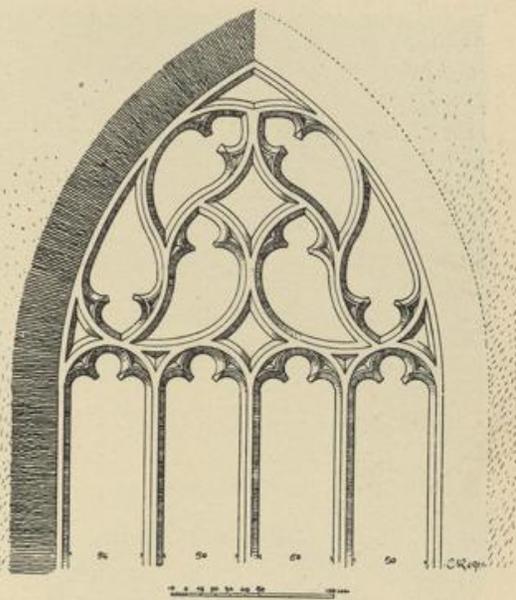
Meister Jorg oder dessen unbekanntem Nachfolger in formaler Hinsicht bereits auf recht abschüssiger Bahn.

Der Treppenturm der Westseite, der den einzigen Zugang zur Orgel- und Südeempore bildet, hat folgende Steinmetzzeichen: $\text{†} \text{‡} \text{‡} \text{‡}$

Nach Errichtung der Scheidemauer brauchten im Schiffe keine neue Türen, wie im Chor, eingebrochen zu werden, da solche in der Mitte beider Längsseiten bereits vorhanden waren. Der Einheitlichkeit halber wurden dieselben damals jedoch, den neuen Chortüren entsprechend, in barocken Formen umgebaut und dabei die kleinen gotischen Vordächer, von denen noch Spuren, auf der Südseite wenigstens, deutlich zu sehen sind, zwischen den Strebe-
pfeilern entfernt. Zugleich wurde vor das gotische Hauptportal im Turm ein Barockportal zwischen den Strebe-
pfeilern vorgelegt. Die nördliche Vorhallentür scheint damals in Wegfall gekommen zu sein (s. oben S. 139).

Auch im Schiff sind zahlreiche Grabdenkmäler vorhanden gewesen, unter andern das von Friedrich III. errichtete Epitaph des in der Grab-
schrift ob seiner Bescheidenheit ge-
rühmten Pfalzgrafen Wolfgang (ge-
storben 1558), Sohnes Philipps des
Aufrichtigen (s. oben S. 136), und
das prächtige Grabmal des Ulrich
Fugger, Freiherrn von Kirchberg (gestorben 1584), der sich durch Schenkungen an die
Bibliothek besonders verdient gemacht hat. Von allen diesen sind ebenfalls nur die
Grabschriften durch Adamus und Kayser auf uns gekommen. Jetzt liegt im Schiff nur
noch eine Grabplatte im Mittelgang zwischen den Bänken sichtbar frei im Boden,
bis auf einen Rest der Inschrift (XV J.) ganz abgetreten.

Die gesamte Ausstattung des protestantischen Langhauses samt den beiden
hölzernen Einbauten für Sakristei und Kirchengerät ist modern (s. darüber Schwarz, a. a. O.
S. 41, Anm. 1). Neuerdings sind auch die hölzernen Emporenanlagen in den Seitenschiffen
wieder verschwunden, welche bei der großen akademischen Feier des Jubeljahres am
4. August 1886 noch gute Dienste geleistet hatten. Die an der Scheidemauer im Mittel-
schiff angebrachte hölzerne Orgelbühne war schon anlässlich des Abbruchs der Mauer 1886
entfernt worden. Die i. J. 1744 gestiftete barocke Orgel ist i. J. 1901 durch eine neue
mit »gotischem« Gehäuse ersetzt worden. Auch die Glasfenster sind durchweg modern.
Die Scheidemauer im Mittelschiff ist mit einem großen Ölgemälde Wilhelm Nagels
nach Raffaels Transfiguration geschmückt.



Heidelberg, Kirche zum heiligen Geist, Turm im Turm-Orgelempore.
Fig. 86. Maßwerk der Heiliggeistkirche.
(Orgelempore.)

Grabmäler

Ausstattung

Das Äußere von Chor und Schiff

Im Äußern erscheint die Kirche auf den ersten Blick fast wie ein einheitlicher Bau. Erst bei näherem Zusehen entdeckt man, daß von dem großen gemeinsamen Dach zwei, verschiedenen Perioden angehörige Bauteile bedeckt werden. Die über dem letzten westlichen Chorpfeilerpaar auf beiden Langseiten sichtbare Trennungsfuge des älteren und jüngeren Bauteiles beweist mit ihren sauber beschlagenen Eckquadern augen-



Fig. 87. Mittelportal der Südseite.

fällig die Richtigkeit unserer Annahme (s. oben S. 122), daß ursprünglich nur der Chor erneuert und das alte schmalere Langhaus beibehalten werden sollte. Auch die Verschiedenheit des Stils und der Technik bei den Maßwerkfenstern läßt über die spätere Entstehung des Langhauses keinen Zweifel. Im übrigen hat sich aber der Meister des letzteren augenscheinlich bemüht, einen möglichst einheitlichen Eindruck des Äußern zu erzielen. Form und Abmessungen der Strebepfeiler sind beibehalten worden, nur daß sie im Langhaus etwas höher hinaufreichen und mit Wasserspeiern verziert sind. Die auffällig geringe Stärke der Strebepfeiler beruht darauf, daß sie wegen der gleichen Scheitelhöhe der Gewölbe nur geringen Schub auszuhalten haben. Den Hauptunterschied zwischen Chor und Langhaus bildet, abgesehen von den Maßwerk-

formen, die doppelte Fensterreihe des letzteren, die durch die Anlage der Emporen bedingt war. Dabei sind die Fenster in beiden Geschossen gleich groß und innerhalb einer kräftig profilierten viereckigen Umrahmung im Maßwerk übereinstimmend durchgeführt. Wie bereits hervorgehoben, verrät sich in der Zeichnung des Maßwerks der Langhausfenster eine ungewandte Hand. Die spätgotischen Kurven sind unschön gedrückt (s. oben Abbildung Fig. 84), und der klare Fluß der Linien, der das Chorfenstermaßwerk auszeichnet (s. oben Abbildung Fig. 78), erscheint in Willkür und Verzerrung ausgeartet.

Sehr bemerkenswert sind die unter Johann Wilhelm neu hergestellten Barockportale; weniger die etwas nüchtern ausgefallenen Sandsteinumrahmungen mit den flachen Segmentgiebeln als Abschluß, als vielmehr die hübsch gezeichneten und ge-

fällig die Richtigkeit unserer Annahme (s. oben S. 122), daß ursprünglich nur der Chor erneuert und das alte schmalere Langhaus beibehalten werden sollte. Auch die Verschiedenheit des Stils und der Technik bei den Maßwerkfenstern läßt über die spätere Entstehung des Langhauses keinen Zweifel. Im übrigen hat sich aber der Meister des letzteren augenscheinlich bemüht, einen möglichst einheitlichen Eindruck des Äußern zu erzielen. Form und Abmessungen der Strebepfeiler sind beibehalten worden, nur daß sie im Langhaus etwas höher hinaufreichen und mit Wasserspeiern verziert sind. Die auffällig geringe Stärke der Strebepfeiler beruht darauf, daß sie wegen der gleichen Scheitelhöhe der Gewölbe nur geringen Schub auszuhalten haben. Den Hauptunterschied zwischen Chor und Langhaus bildet, abgesehen von den Maßwerk-

schnitzten Holztüren mit ihrem reizvollen eisernen Gitterwerk in den halbkreisförmigen Oberlichtern.

Besonders reich ausgestattet ist das Mittelportal der Südseite (s. Abbildung Fig. 87), vor dessen Segmentgiebel das kurfürstliche Allianzwappen von Palmen umrahmt in trefflicher Arbeit angebracht erscheint. Die aus gestanztem Blech hergestellte Oberlichtfüllung zeichnet sich durch schöne Linienführung ebenso aus, wie durch vortreffliche Ausführung. In gotischer Zeit war hier, wie erwähnt, eine gewölbte schmale Vorhalle zwischen den Pfeilern, deren Anschlußspuren noch sichtbar sind. Sehr reizvoll ist auch das schmiedeiserne Oberlichtgitter der zweiten Südtüre (s. Abbildung Fig. 88). Die beiden Eingangstüren zum Chor allein entbehren des Oberlichtes; dafür erscheint hier in reichem Schnitzwerk die Taube des heiligen Geistes in einem Schilde von Engeln gehalten (s. Abbildung Fig. 89). Wie aus den Formen und aus Akten des GLA. hervorgeht, sind diese Chortüren aber nicht die ursprünglichen, sondern sind i. J. 1792 unter Werkmeister Dücker neu angefertigt worden. Auf der Nordseite, vom tiefer liegenden Fischmarkt aus, führen steinerne Stufen zu den zwei Portalen empor (s. Abbildung Fig. 90).



Fig. 88. Zweites Westportal der Südfront.

Wir wissen aus alten Nachrichten, daß die Kirche um den Chor herum und ebenso an beiden Langseiten von jeher mit Krambuden zwischen den Strebepfeilern umgeben gewesen ist, so wie diese sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben (s. Abbildung Fig. 91). Bereits i. J. 1487 verkaufte das Stift an die Stadt Heidelberg „*alle kreme und flecken, so umb den Stift zwischen den pfylern sind*“. Die hohe Lage der Fenstersohlbänke gab die Möglichkeit für deren Anbringung; ihr Äußeres wird sich von dem Bilde der jetzt noch so malerisch den Fuß der Kirche umsäumenden Krambuden kaum unterschieden haben. Auf der Südseite sind noch über einigen Türen Brezeln mit Kronen darüber eingemeißelt zu sehen, ein Zeichen, daß hier die Stiftsbäcker ihre Läden hatten.

Erwähnt seien noch außen an den beiden abgeschragten Ecken der Sakristei Reste von spätmittelalterlichen Malereien, von denen die an der östlichen Ecke befindliche Darstellung der Jungfrau mit dem Kinde auf der Mondsichel anscheinend im 18. Jh. aufgefrischt, d. h. völlig übermalt worden ist.

In der obenerwähnten Urkunde ist auch von Kapellen die Rede, „*wo itzund zwischen denselben pfylern sient*“. Diese haben auf der Nordseite, am ehemaligen Fischmarkte, gelegen, wo der Meriansche Stich mehrere solche Anbauten erkennen

läßt und wo die Spuren ihres ehemaligen Anschlusses auch noch deutlich zu sehen sind. Sie scheinen sämtlich dem Brande des Jahres 1693 (durch die herabfallenden Dachbalken?) zum Opfer gefallen zu sein. Wie sie mit dem Innern der Kirche in Verbindung gestanden sind, ist infolge des Verputzes, der alle Flächen bedeckt, nicht mehr nachzuweisen.



Fig. 89. Östliches Portal der Südseite.

Die auf dem Merianschen Panorama am meisten westlich gelegene Kapelle ist allein zweigeschossig dargestellt, mit kleinen Fenstern im Obergeschoß. Vielleicht war dies die *capella S. Salvatoris*, deren Altarstiftung in einer Urkunde des GLA. vom 15. Juni 1507 erwähnt wird. Sie scheint in ihrem oberen Teile mit der anstoßenden Bibliotheksempore und deren Treppenturm in Verbindung gestanden zu haben. Daneben

ist bei Merian eine Krambude abgebildet, während eine im Groß. GLA. befindliche Zeichnung vom Jahre 1706 hier eine Eingangstüre zeigt (s. oben S. 139), deren Spuren noch am Gewände eines später daselbst angebrachten Fensters oberhalb eines Dachauschnittes der jetzt noch davor liegenden Krambude zu sehen sind.



Fig. 90. Nordseite der Heiliggeistkirche.

Das unschöne gebrochene Dach, welches jetzt die drei Schiffe des Chores und Langhauses in einem Zuge bedeckt, ist samt seinem Dachreiter i. J. 1698, also fünf Jahre nach dem Brande, aufgebracht worden. Vorher war ein steileres Satteldach vorhanden, das, alten Abbildungen zufolge, wesentlich höher am Turm hinaufgereicht hat.

Die Westfront des Baues beherrscht der Turm, dessen Betrachtung wir uns nunmehr zuwenden.

III. Der Turm

Wie wir oben sahen, ist nach Vollendung des Langhauses eine längere Pause im Bauen eingetreten. Der Turm muß aber mindestens schon bis zur Höhe der Gewölbe



Fig. 91. Choransicht der Heiliggeistkirche.

emporgeführt gewesen sein, da sonst das Mittelschiff seines Abschlusses entbehrt haben würde. Den Beginn der Wiederaufnahme der Bautätigkeit im Jahre des Regierungsantritts des großen Schloßbau-meisters Ludwig V. (1508) kündigt die oben (S. 124) wiedergegebene Bauinschrift. Auf dem mächtigen viereckigen, nur durch Strebe-pfeiler gegliederten Unterbau, dessen Platt-form jetzt durch eine barocke Pfeiler-balustrade — einst durch eine solche mit gotischem Maßwerk — umgeben ist, erhebt sich die Glockenstube als schlankes Achteck mit hohen spitzbogigen Schallöffnungen. (Die Verhandlungen über Wiederherstellung des »Altars« und der »steinernen Galerie« im Winter 1709/10 durch den Steinhauer-meister Hartmann Bissinger füllen ein ganzes Aktenfaszikel im Großh. GLA. Dasselbst auch ausführliche Akten über die Reparatur der arg beschädigten Turmuhr.)

Den Aufgang zum Turm vermittelt der erwähnte Treppenturm der Nordseite, der zunächst zur nördlichen Bibliotheksempore und dann weiter hinauf bis zum Dachboden führt. Von hier aus leitet ein an die Nordwestecke des Turmes angelehnter Schnecken zur Plattform, wo er mit einer haubenartigen Bedeckung frei endigt. An Stelle dieses engen Aufstieges ist jetzt im Innern des Oktogons eine bequeme Holzterrasse angebracht.

An den Trittstufen finden sich folgende Steinmetzzeichen: $\perp \text{ Y } \text{ X } \text{ J}$.

Für den weiteren Aufstieg ist auf der andern Seite des Oktogons ein polygonales Treppentürmchen angebaut. Dies endigt im oberen Teil der Glockenstube, wo noch die fünf nach dem Brande gestifteten Glocken an dem ebenfalls zu dieser Zeit neu aufgestellten Glockenstuhl hängen. Letzterer trägt in großen eisernen Zahlzeichen die Jahreszahl 1739.

Die Inschriften, welche Pfaff zum ersten Male in seinem »Heidelberg und Um-ggebung« veröffentlicht hat, sind ebenso mannigfaltig, wie bezeichnend.

Die erste (nördliche) Glocke trägt unterhalb der Krone ein von Ornamenten und Blumenfries umschlossenes doppeltes Spruchband mit folgenden Versen:
 AVS HOHER OBRIGKEIT BEFEHL WARDT ICH GEGOSSEN,
 ALS UNTER CARL PHILIPP DIE GNADEN ZEITEN FLOSSEN,
 SO OFT DER HAMMER STREICH MICH FORTHIN WIRDT BERVEREN,
 SO VIELE IAHR LAS IHN GOTT IN DER PFALTZ REGIEREN.

Darunter ein Reliefbild, Maria das Jesuskind anbetend, und die Inschrift:
 IESVS INFANS INCARNATUS DE SPIRITU SANCTO EX MARIA
 VIRGINE.

Die zweite (größte) Glocke trägt unterhalb der Krone auf drei von Zierfriesen umrahmten Spruchbändern folgende Inschrift:

CARL PHILIPP LEBE WOHL. GLUECKLICH DIE PFALTZ REGIERE,
 BIS GOTT IHN (: DOCH ABER SPATH :) IN BESSERE WELT HIN FVEHRE.
 ZV CARL PHILIPPS ZEIT IN TVRN WVRDT ICH ERHOBEN,
 GOTT, WANN ICH WERDT GELEIT, MIT MEINEM SCHALL ZU LOBEN.
 ICH RYFE DIE GEMEIN ZVR KIRCHEN, GOTT ZV EHREN,
 KOMBT ALLE, GROS VND KLEIN, DEN GOTTESDIENST ZV MEHREN.

Darunter ein Reliefbild des himmelfahrenden Christus und das Distichon:

ASTRA PETIT IESVS STYGIOQVE EX HOSTE TRIVMPHAT
 SIDEREI RESERANS ATRIA CLAVSA POLI.

Die zwei unter der Krone der dritten Glocke befindlichen, von Arabeskenfriesen umschlossenen Spruchbänder lauten:

ALS CARL DER TRITT VNDT LETZT AVS NEVBVRG CHVRFVERST WAR
 INS ZWEIVNDT ZWANTZIGSTE HOECHSTENS BEGLVECKTE IARR
 EINE HOHE GEISTLICHE ADMINISTRATION
 LIES MICH VERFERTIGEN, GOTT GEBE IHR LOHN.

Darunter ein Reliefbild: die hl. Dreifaltigkeit, und die entsprechende Inschrift:
 LAVS HONOR RE (sic!) GLORIA PATRI ET FILIO ET SPIRITVI SANCTO
 SICVT ERAT IN PRINCIPIO ET NUNC ET SEMPER ET IN SÆCVLA.

Alle diese drei Glocken tragen am unteren Rand die Inschrift:

GOS MICH HEINRICH LUDWIG GOSMAN VND CHRISTOPH
 ZIMMERMANN IN LANDAV.

Von den zwei kleinen Glocken zeigt eine, die vierte (westlich von der dritten), unterhalb der Krone die Inschrift:

GOS MICH GEORG CHRISTOPH ROTH IN MÆINZ I712.

Darunter ein Reliefbild: Christus am Kreuz (INRI), an dessen Fuß Maria und Magdalena; um den unteren Rand läuft die Inschrift:

SI CANO, CREDENTES DEVS HOSTIA FERTVR AD AEGROS
 HAC CAUSA NOMEN PRAEFERO VIRGO FIDES.

Diese Glocke ist damit als Scheide-(Verscheide-)Glocke bezeichnet und wird heute noch als solche benutzt.

Die fünfte Glocke, östlich von der dritten (nach Wundt die Siechenglocke), trägt weder Schrift noch Bild. Das Glöckchen des Dachreiters der Kirche, das wir hier gleich anschließen, enthält zwischen zwei Arabeskenfriesen folgende Sprüche:

O LILGEN OHNE DORN VON SCHLANGENGIFT BEFREIHET
 ZV DEINEM LOB VNDT DIENST IST DIESE GLOCK GEWEIHET
 AVFF IHREN HELLEN SCHALL SOBALT ER WIRD ERKLINGEN
 DIE REINEN BIENEN SICH ZVM LILIENGARTEN SCHWINGEN.
 NE STYGII POSSES INVISA VENENA TYRANNI
 SPARGERE, VIRGO TVVM CONTERIT HYDRA CAPVT.

Darunter auf der Ostseite der Glocke das Reliefbild der Madonna mit dem Lilienstengel, auf der Erdkugel stehend und einer Schlange das Haupt zertretend; auf der Westseite der Spruch:

BEWAHRE VNSERE PFALTZ ADMINISTRATION,
ERWERB FVER CAROLO SEEGEN VOR GOTTES THRON.

Darunter am Rand:

GOS MICH HEINRICH LVDWIG GOSMANN VND CHRISTOPH
ZIMMERMANN IN LANDAV.

Die drei großen Glocken, die 90 Zentner wiegen und 7000 fl. gekostet haben, stammen also sämtlich aus der Zeit Karl Philipps (1716 bis 1742) und aus der Gießerei des Heinrich Ludwig Gosmann und Christoph Zimmermann in Landau, ebenso das Glöckchen des Dachreiters, während die eine kleine Glocke bereits unter Johann Wilhelm und in der Werkstatt des Mainzer Glockengießers Christoph Roth entstanden ist, dessen Name uns wiederholt schon bei Glocken in den Kreisen Wertheim, Mosbach und Heidelberg begegnet ist. Es ist auffällig, daß keiner der Heidelberger Glockengießler (s. Pfaff, a. a. O., 3. Aufl., S. 118) mit der Anfertigung betraut worden ist. Vielleicht waren alle damals reformiert.

Die welsche Haube mit der schlanken Laterne, die jetzt den Turm krönt, ist an Stelle des bei Münster, Merian u. a. sichtbaren spitzen Helmes bald nach dem Jahre 1698 aufgebracht worden. In ihrem graziösen Aufbau bildet sie einen äußerst glücklichen Akzent in der Silhouette der Stadt.

Vor das alte gotische, wahrscheinlich recht einfache Turmportal, das wegen der Enge der dort vorbeiführenden Gasse niemals als Hauptportal gedient hat, ist, wie erwähnt, ebenfalls unter Johann Wilhelm ein großes barockes Portal mit schmiedeisernem Gitter im Oberlicht eingesetzt worden, wodurch die kleine offene Vorhalle zwischen den Strebepfeilern in Wegfall gekommen ist. Noch sind die Ansätze des flachen Kreuzgewölbes, das diese einst bedeckt hat, an den Strebepfeilern zu sehen.

Das Maßwerk der beiden übereinander liegenden Fenster, welche die Seitenräume des Turmes belichten, zeigt äußerst wilde Formen, die in ihrer gesuchten Linienführung die Maßwerke der Langhausfenster noch übertreffen. So bietet sich an der Heiliggeistkirche eine interessante Stufenfolge der Motive von dem klassischen, ruhigen Chorfenstermaßwerk zu den gewundenen spätgotischen Formen der Fenster im Langhaus und von diesen wieder zu dem gänzlich verschnörkelten Maßwerk der Turmfenster.

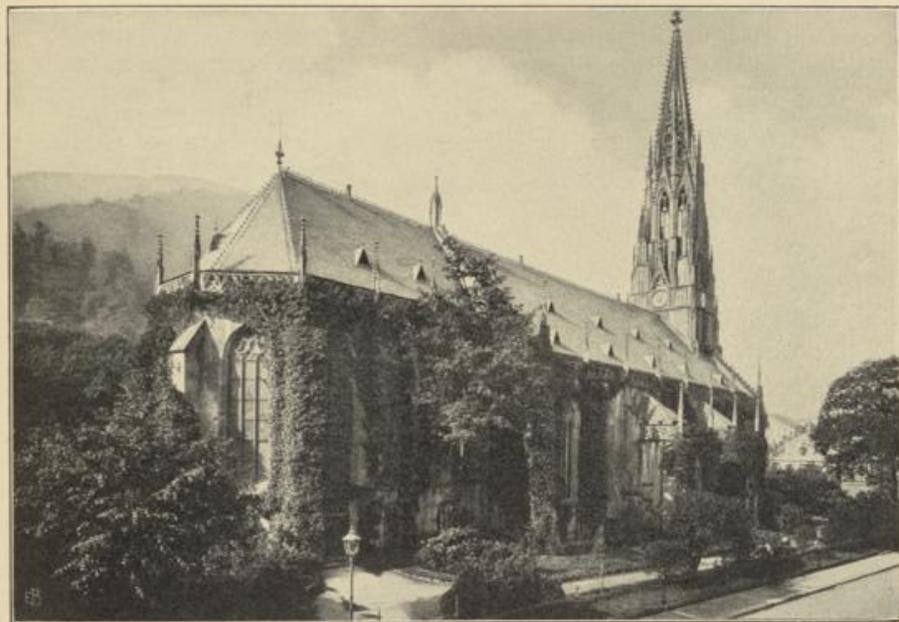
Protestantischer
Kirchenschatz.

Die von den Protestanten noch heute benutzten silbernen *Taufgefäße*, eine Stiftung des Ehepaares von Strupp aus Gelnhausen, tragen folgende Inschrift:

DVRCH · EIN · GELVBT · AVF · DEN · TAG · DA · DIE · HEILIG ·
GEIST · KIRCHE · VON · DEN · RÖMISCH · KATHOLISCHEN ·
WIEDER · ABGETRETEN · WARD · DEN · 19^{ten} · APRIL · ANNO · 1720.

Zwei Jahre vorher (1718) war die ebenfalls noch in Gebrauch befindliche runde silberne *Abendmahlsbrotplatte* von ANNA CHRISTINA MÄYERIN gestiftet worden und ebenso eine silberne Abendmahlskanne von ANNA SARA HÜGELIN. Der Kunstwert dieser Stücke ist ein mäßiger, Stempel sind nicht zu unterscheiden.

Das zum Heiliggeiststift gehörige, vor dem Jahre 1431 vom Kurfürsten neu erbaute Kapitelhaus lag gegenüber der Sakristei (Marktplatz 2) neben der bisherigen Schwanenapotheke. Das Gebäude Fischmarkt 4 war die Stiftsbäckerei oder Stiftspfisterei, in welcher nicht nur für die Stiftsherren und Altarpriester gebacken wurde, sondern auch zum freien Verkauf an die Bürger der Stadt in einer der »Kremen«.



DIE S. PETERSKIRCHE

Literatur: Herbst, Die S. Peterskirche in H., H. 1878. — Frank-Marperger, Konstruktionen, nach welchen die Universitätskirche S. Peter in H. wiederhergestellt wurde, H. 1880.

I. Baugeschichte

Die erste urkundliche Erwähnung dieses Gotteshauses geschieht i. J. 1357 anlässlich der Belehnung des Emich von Leiningen mit »dem neuen Haus oberhalb der Pfarrkirche von S. Peter«. In einer zweiten Urkunde vom Jahre 1369, worin es sich um die Schenkung eines Weinbergs handelt, heißt es, daß dieser 10 Schilling Heller an den S. Nikolaus-Altar von S. Peter zinse. Eine dritte Urkunde ähnlichen Inhalts datiert von 1385, und in der Urkunde vom 28. Juni 1390, in welcher über die Grundsteinlegung des Universitätskollegiums vor den Stadtmauern durch den Sohn Ruprechts II, Ruprecht den Jüngsten, und vier Universitätslehrer berichtet wird, heißt es, daß vorher eine Messe in ecclesia sancti Petri feierlich gesungen worden sei. Im selben Jahre hat sich laut Calendarium academicum der Wormser Stiftsprobst Conrad von Gaylnhausen für die

Gründung einer Burse eine in S. Peter zu haltende Seelenmesse ausbedungen. Seit der Mitte des 14. Jhs. sind also urkundliche Nachweise hinreichend vorhanden; daß aber die Gründung der Kirche noch erheblich weiter zurückzudatieren ist, erscheint zweifellos. Es kann sich hier nicht um eine Kritik der älteren Überlieferungen handeln, die den Ursprung des Gotteshauses mit der Kapelle zur seligen Jungfrau in der Einöde in Verbindung bringen und noch weit vor die Gründung der Stadt Heidelberg zurückverlegen; jedenfalls ist aber der Heidelberger Leutpriester, der i. J. 1196 in einer Schönauer Urkunde des Pfalzgrafen Heinrich erwähnt wird, schon in unserer S. Peterskirche tätig gewesen. Damals war sie ein Filial der Bergheimer Pfarrkirche, worauf sie dann selbst Pfarrkirche und schließlich sogar Mutterkirche der Heiliggeistkirche in Heidelberg geworden ist. Auch

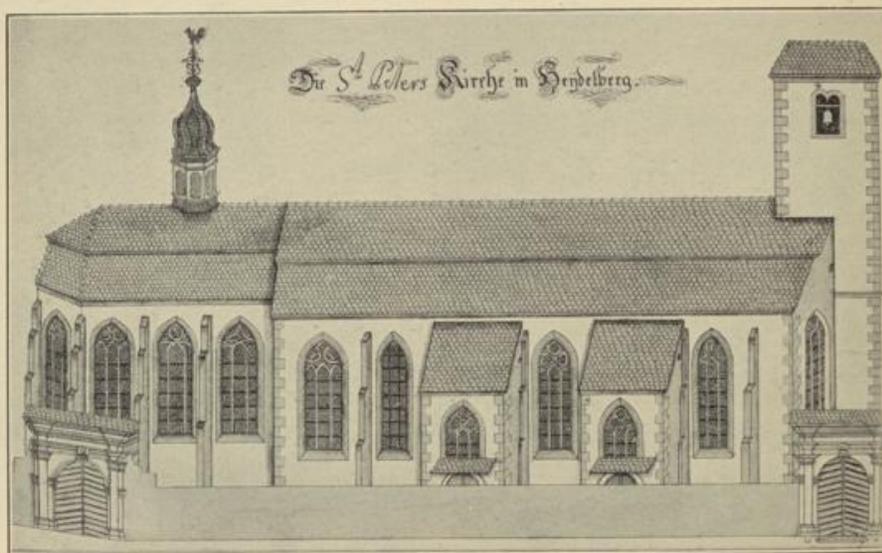


Fig. 92. S. Peterskirche i. J. 1750 (aus dem Thesaurus Palatinus).

der Umstand, daß sie extra muros, vor den Mauern der Stadt Heidelberg, lag, beweist, daß sie älteren Ursprungs als diese, wenigstens als deren Mauern, ist. Im Jahre 1392 ist ihr auch das nach Heidelberg verlegte Dorf Bergheim (s. oben S. 73) eingepfarrt worden, während eine Urkunde Ruprechts III. vom 9. August 1400 der Universität das Patronatsrecht über S. Peter übertrug, welche fortan bis zum Jahre 1554 (s. unten) als Universitätskirche gegolten hat. Im Jahre 1404 erfolgte auf Bitten Ruprechts III. die Eximierung des Heiliggeiststiftes vom Patronat von S. Peter durch Papst Bonifazius. Drei Jahre vorher (1401) hatte die Universität durch Bischof Eckard von Worms auch das Recht erhalten, ihre Toten auf dem Friedhof von S. Peter beerdigen zu lassen, nachdem bereits i. J. 1396 der erste Rektor und Begründer des Generalstudiums, Marsilius van Inghen, seine Ruhestätte daselbst gefunden hatte.

Mit Anwachsen der Universität und der Gemeinde scheint sich allmählich das Bedürfnis nach einem neuen, größeren Gotteshause geltend gemacht zu haben. Am 16. März 1485 erfolgte die Grundsteinlegung zum Neubau. Im Calendarium historicum (Cod. Palat.

germ. 95 fol. 18) heißt es darüber: „16 Mertsen LXXXV [1485] ward der erst stein zu sant Peter an der newen Kirchen gelegt durch Alexander Bellendörffer an statt meines gnedigen herrn Pfaltzgrave Philips.“ In demselben Jahre werden die Studenten, welche bei der letzten Universitätsmesse zahlreich gefehlt hätten, mit einer Geldbuße für den Neubau der Peterskirche belegt. Am Bau selbst findet sich in Übereinstimmung hiermit die Jahreszahl 1492 auf dem Schlußstein des Gewölbes in der Vorhalle im Turme eingemeißelt. Da im April des Jahres 1496 die Seelenmesse für Conrad von Gelnhausen in S. Peter stattgefunden hat, so wird damals schon der statt-



Fig. 93. Die Peterskirche von Osten her (vor der Restauration).
(Aquarell in der städt. Sammlung.)

liche Bau vollendet gewesen sein, den das Münstersche und Meriansche Panorama sowie die Holzschnitte im Thesaurus picturarum und andere alte Abbildungen mit seinem spitzen Turmhelm fortab die Häuser der Vorstadt überragend zeigen.

In der Folge teilte S. Peter das Schicksal der übrigen Heidelberger Kirchen und ward, seiner Altäre, Beichtstühle, Bilder etc. beraubt, bald den Reformierten, bald den Lutheranern, vorübergehend im Dreißigjährigen Kriege auch wieder den Katholiken zugesprochen. Lange vorher, i. J. 1554, hatte die Universität bereits das Patronatsrecht und die damit verbundenen Einkünfte der Kirche dem Kurfürsten Friedrich II. käuflich zurückgegeben und nur die große Kapelle der Südseite, welche seither den Namen Universitätskapelle, sacellum academicum, führt, mit ihren Gefällen zurückbehalten.

Am Unglückstage, dem 20. Mai 1692, scheint auch S. Peter stark gelitten zu haben, ohne daß wir durch Berichte näheres darüber wissen. Frank-Marperger (in seiner oben angegebenen Publikation über den von ihm wiederhergestellten Bau) behauptet auf

Grund der älteren Ansichten von 1548 und 1684 und unter Hinweis auf die noch vorhandenen Fundamente, sowie auf die Anfalllinien des Chorgiebels, daß der Chor in seiner jetzigen Gestalt und Ausdehnung erst nach dem Stadtbrande neu errichtet worden, daß der ältere Chor schmaler und kürzer gewesen sei. Überhaupt seien nur die »Turmmauern, die Langhausmauern und das Mauerwerk der nördlichen Kapellen« als Überreste der 1485 gegründeten Kirche auf uns gekommen. Die Kapellen auf der Südseite, die Fenstermaßwerke und Gewölbe derselben seien ebenfalls völlig zerstört gewesen.



Fig. 94. Die Peterskirche von Westen her (früherer Zustand).
(Ausschnitt aus einer Lithographie von E. Fries.)

Diesen Angaben widersprechen zunächst die Berichte in den Akten des GLA., worin im September 1693 Verhandlungen über die Eindeckung der »beiden noch stehenden Chöre« (Heiliggeist- und S. Peterskirche) vorkommen, damit die Gewölbe durch den Regen ferner keinen Schaden litten. Im Jahre 1698 sollen »endlich wieder Türen angebracht« werden, da sonst die Grabdenkmäler im Chor beschädigt, besonders Alabasterstücke gestohlen würden. Ferner ergibt der Augenschein, daß das Chorgewölbe alt ist; besonders unwahrscheinlich aber ist, daß im Zeitalter des Barock ein so echter spätgotischer Chor mit so echtem spätgotischem Gewölbe, so stilreinen Details: Gesimsen und Maßwerkfenstern, entstanden sein soll. Die im Zeitalter des Barock entstandenen »gotischen« Bauwerke haben in der Regel, mag es sich um Neubauten oder um die gerade im 17. Jh. nach dem großen Kriege so häufig vorgenommenen Instandsetzungen handeln, einen so ausgesprochen fremdartigen, d. h. barocken Charakter, daß sie auf den ersten Blick als unverstandene Nachahmungen zu erkennen sind, während die Maßwerkfenster unseres Chores und der Kapellen trotz aller Ergänzungen und Erneuerungen im ganzen doch unverkennbar den Stilcharakter des ausgehenden 15. oder beginnenden 16. Jhs. tragen. Anderer-

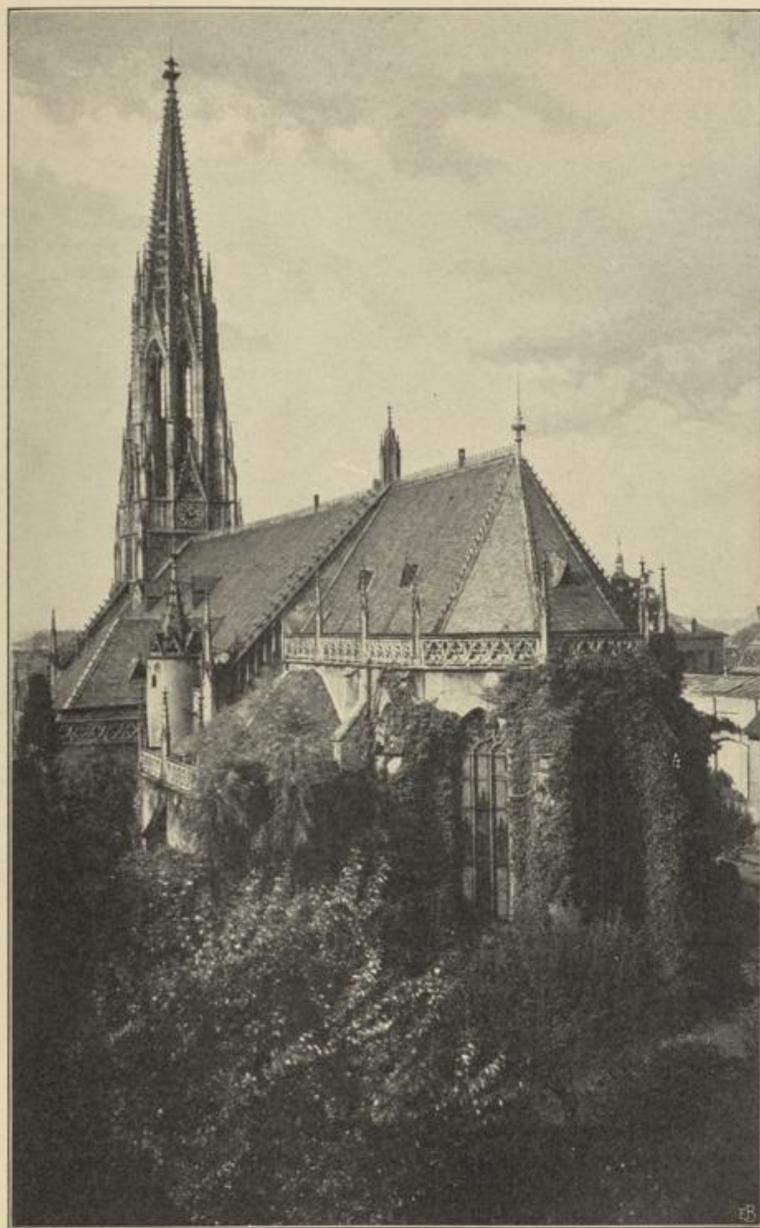


Fig. 95. Die Peterskirche. Blick gegen die Chorpartie.

seits ist freilich unbegreiflich, wie Frank-Marperger, ein gewiegter Gotiker, der wie kein zweiter sich in das Bauwerk und dessen Einzelheiten vertieft hat, sich in seinen Aufzeichnungen so geirrt haben soll.

Ein neues Unglück traf die Kirche durch einen Blitzschlag i. J. 1737, der den Turm traf und das erst i. J. 1716 aufgebrachte spitze Dach (Interimsdach) vernichtet zu haben scheint. Letzteres muß bald wieder erneuert worden sein, denn bereits auf der von Wickenburgschen Zeichnung vom Jahre 1750 im Thesaurus Palatinus (Fig. 92) sehen



Fig. 96. Inneres der Peterskirche.

wir wieder dasselbe unschöne Nottdach, das ebenso auf dem hübschen Aquarell in der städtischen Sammlung (Fig. 93), der Friesschen Lithographie (Fig. 94), und vielen andern späteren Abbildungen erscheint.

Es hat auf diesen Bildern übereinstimmend den Anschein, als ob im obersten Stockwerk des Turmes, der Glockenstube, gekuppelte romanische Fenster vorhanden gewesen seien, so daß der Turm vielleicht noch als Rest der alten romanischen Kirche angesprochen werden könnte. In seiner obenerwähnten geschichtlichen Skizze hat aber Frank-Marperger ausdrücklich den Turm als »von Grund aus gotisch« bezeichnet, und müssen wir uns auf dessen Urteil verlassen, da die Restauration alle Spuren hier oben

vernichtet hat. Ein dickes, von 1793 bis 1803 reichendes Aktenfaszikel des Großh. GLA. zeugt von der Schadhaftheit des Baues und den fortwährenden Reparaturen innerhalb dieses Zeitraumes.

Im Jahre 1864 ist schließlich durch den ev. Kirchenbauinspektor Frank-Marperger eine umfassende, fast einem Neubau gleichkommende Restauration des ganzen Gotteshauses begonnen und 1870 vollendet worden. Der erste Gottesdienst fand am 15. November 1870 statt.

Eine völlige Umgestaltung hat hierbei auch das Innere erfahren. Schon im Text zum Merianschen Panorama heißt es: „eine hohe und weite Kirche, und daß sich zu verwundern ohne einige Seul“, ebenso schreibt K. C. von Leonhard (Fremdenbuch etc., Heidelberg 1834, S. 57): „In das Schiff eintretend wird man überrascht durch den schönen Säulen-freien Raum.“ Das ganze jetzige »Ingebäu«, d. h. die dreischiffige gewölbte Hallenanlage des Schiffes samt Orgelepore, ist somit eine selbständige Schöpfung Marpergers und seines Nachfolgers Behagel, ebenso im Äußern die reiche Ausstattung des Dachfußes mittels Maßwerk Galerie und Fialen, die Bekrönung des Treppentürmchens bei der Universitätskapelle mittels eines geschweiften Helmes und natürlich auch die gesamte Dachanlage. Der Turm, bei dem nur die Umfassungsmauern bis zum Dachfirst alt sind, ist offenbar von dem herrlichen Frontturm des Freiburger Münsters beeinflusst, aber glücklicherweise nicht in der reichen Weise dekoriert zur Ausführung gelangt, wie Marperger ursprünglich beabsichtigt hatte (vgl. die betreffende Entwurfzeichnung in seinem Werke über die S. Peterskirche). Sind somit durch die Marpergersche Restauration der historische Charakter und der künstlerische Wert des altherwürdigen Gotteshauses für immer vernichtet worden, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Architekt die schwierige Aufgabe, das tote Gebäude zu neuem Leben zu erwecken, in seiner Art trefflich gelöst und in dem von Efeu malerisch — stellenweise freilich zu üppig — bekleideten Bau mit seinem schön proportionierten und detaillierten Turm ein reizvolles und anheimelndes Architekturbild geschaffen hat.

II. Baubeschreibung

INNERES

Wie erwähnt, ist das Innere durch Bauinspektor Frank-Marperger und dessen Nachfolger Behagel völlig erneuert worden. Aus einem holzgedeckten einschiffigen Saal ist eine dreischiffige gewölbte Hallenanlage (s. Ansichten Fig. 96 und Grundriß Fig. 97) entstanden, nur Chor und Seitenkapellen zeigen noch die alte Raumwirkung. Die spätgotischen Maßwerke sind fast in allen Fenstern überarbeitet oder erneuert, aber doch in engem Anschluß an die alte Formgebung, die eine unerschöpfliche Fülle von Motiven in der Verbindung von Dreipässen, Vierpässen und Fischblasen aufweist. (Ein Teil der durch Marperger ersetzten Maßwerkverzierungen befindet sich jetzt im Berggarten-Museum des Herrn Guido Schmitt, s. unten.)

Seiner alten kirchlichen Ausstattung beraubt, aber sonst in der früheren Gestalt erhalten, bietet der um drei Stufen erhöhte Chor (s. Abbildung Fig. 98) mit seinen tiefbauchigen Kreuzgewölben und den großen dreigeteilten Maßwerkfenstern, unterhalb deren die alten Grabdenkmäler eingemauert sind, trotz der modernen Glasgemälde einen schönen, stimmungsvollen Eindruck. Seinen Hauptschmuck bilden die zahlreichen Grab-

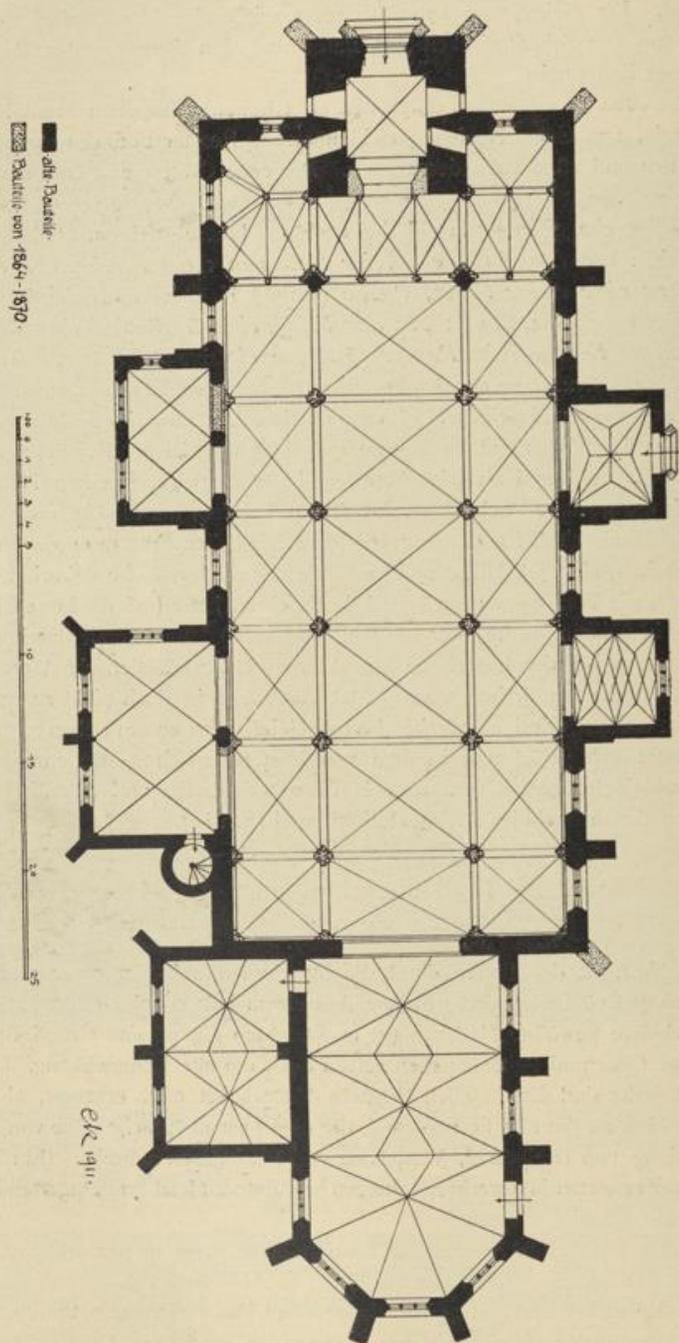


Fig. 97. Grundriß der Peterskirche.

denkmäler, welche größtenteils schon zu Adamus' Zeiten dort waren. Die einst bemalten Wappenschilde an den Konsolsteinen, von denen die Gewölberippen ausgehen, sind jetzt leer, ebenso wie die Schilde in den drei Schlußsteinen.



Fig. 98. Chor der Peterskirche.

Die südlich angebaute Sakristei enthält ebenfalls noch das alte Sterngewölbe mit dem Pfälzer Löwen und den Wormser Schlüsseln an den Schlußsteinen. Als einzigen älteren Schmuck weist der jetzt als Betsaal benutzte Raum zwei rautenförmige hölzerne

11*

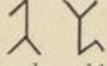
Totenschilde der kurfürstlichen Geheimräte Johann Friedrich Carl von Luels (gestorben 1765) und Abraham von Luels (gestorben 1759) mit dem hübsch gemalten Familienwappen auf (s. auch unten S. 177).



Fig. 99. Universitätskapelle in der Peterskirche.

Die größte Kapelle ist die auf der Südseite gelegene ehemalige Universitätskapelle (sacellum academicum), die, wie erwähnt, mit ihren Einkünften i. J. 1554 bei der Rückgabe des Patronatsrechtes der Kirche an Kurfürst Friedrich II. allein im Besitze der Universität verblieben ist. (Nach Frank-Marperger soll sich »an einem Bande, welches den Knauf der kleinen, das Gewölbe tragenden Säule in der südlichen Ecke umschlingt«, die Jahreszahl 1489 befinden; sie ist aber nirgends mehr, weder dort, noch sonstwo in der Kapelle, aufzufinden.) Der stimmunglose weite Raum öffnet sich jetzt in zwei hohen

Spitzbogen nach dem Schiff der Kirche (s. Abbildung Fig. 99) und ist von einem erneuerten spätgotischen Kreuzgewölbe überspannt, dessen spitznasige Rippen auf den alten Diensten, kleinen runden Eck- und Zwischensäulen, ruhen. Die modernen(?) Schlußsteine zeigen zierliche, kleeblattartige Verzierungen innerhalb eines Kreises. An den alten

Pfeilern und Säulen lassen sich folgende beiden Steinmetzzeichen  unter dem Farbenanstrich entdecken. In der Südwand ist noch die ehemalige schmucklose Sakramentsnische zu sehen; Altar und sonstige kirchliche Ausstattung fehlen. In die Wände eingelassen sind sechs Grabsteine ehemaliger Professoren (Nr. 34 bis 39 des nachfolgenden Verzeichnisses), außerdem sind an der Wand zwischen den Fenstern eine Marmorbüste des berühmten Heidelberger Theologen Richard Rothe und neuerdings dieser gegenüber ein Marmorrelief von Heinrich Bassermann (gestorben 1909) angebracht worden.

Die an derselben Seite weiter nach Osten zu gelegene (verschlossene) kleinere Kapelle, die sich jetzt ebenfalls in zwei großen, jetzt zugemauerten Bogen nach dem Schiff zu öffnet und zurzeit als Rumpelkammer benutzt wird, ist in ihren zwei Jochen mit neuen rippenlosen Kreuzgewölben bedeckt und an den Wänden ebenfalls mit Grabsteinen (s. unten Nr. 40 bis 46) versehen.

Die der Universitätskapelle gegenüber liegende Kapelle der Nordseite, jetzt ebenfalls durch Bretterverschlag abgeschlossen, enthält noch ihr altes Netzgewölbe mit vier Schlußsteinen, von denen zwei mit (jetzt leeren) Wappenschilden und einer mit einer Rosette verziert ist, während der hinterste Schlußstein einen merkwürdig verschnörkelten Dreipaß aufweist. Die schlanken Rippen verlaufen spitz in die Wände. Am Boden lagern inmitten allerlei Gerümpels zwei Grabsteine (s. unten Nr. 49 und 50).

Der zweite, westliche, Anbau der Nordseite mit dem Grabmal der Olympia Morata dient jetzt, nachdem eine Tür eingebrochen worden ist, als Seiteneingang. Das alte Sterngewölbe zeigt auch hier am Schlußstein die gekreuzten Wormser Schlüssel.

Das Sterngewölbe in der Turmhalle ist auch noch vom alten Bau erhalten und enthält in der Mitte als Schlußstein einen großen Steinring, durch den einst das Läuteseil nach oben ging; jetzt geschlossen. Die kleineren übrigen vier Schlußsteine zeigen

1. die Jahreszahl 1292 um ein Schild mit dem Meisterzeichen  herum, 2. die bayerischen Wecken, 3. das badische Wappen (neu) und 4. eine Rosette. Die Vorhalle öffnete sich einst in einem weiten Spitzbogen mit tiefer Hohlkehlfprofilierung in das Schiff der Kirche; jetzt durch eine Türe geschlossen.

III. Die Grabmäler

Die Grabdenkmäler der S. Peterskirche bilden eine in ihrer Art einzige und großartige Sammlung, deren Bedeutung in künstlerischer und historischer Hinsicht, für Geschichte der Tracht und für Heraldik nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Von jeher ist ihnen verdiente Aufmerksamkeit geschenkt worden, wenn auch wenig zu ihrer Erhaltung geschehen und eine ganze Anzahl inzwischen verschwunden ist, seit Melchior Adamus i. J. 1612 in seinem dem Pfalzgrafen Ludwig Philipp gewidmeten »Monumentorum Haidelbergensium Apographum« das erste Verzeichnis darüber veröffentlicht hat. Es fehlen etwa zwei Drittel der dort verzeichneten Grabmäler, u. a. leider auch das Grabmal

des ersten Rektors der Universität, das aber auch zur Zeit der Entstehung des Thesaurus Palatinus (1751) bereits verschwunden gewesen sein muß (s. Mitteil. des Heidelb. Schloßvereins III, 89). Wie Kayser in seinem »Historischen Schauplatz«, so gibt auch von Wickenburg im letztgenannten Werke nur eine Auswahl der wichtigsten Inschriften, zum Teil mit Abbildungen, wobei die zur Zeit des Adamus noch nicht vorhandenen Monumente besondere Berücksichtigung erfahren haben. Der Thesaurus stellt somit in dieser Beziehung eine wertvolle Ergänzung des Apographum dar.

Der in nachstehendem Verzeichnis beigefügte Buchstabe A mit Seitenzahl gibt jedesmal an, wo der betreffende Grabstein im Verzeichnis des Adamus zu finden ist. Im ganzen verzeichnet Adamus: I. in choro: 30 lateinische und 15 deutsche Grabsteine, II. in sacello academico: 14 lateinische, III. extra chorum: 20 lateinische und 20 deutsche, IV. in coemeterio Petrino: 37 lateinische und 51 deutsche, im ganzen also 187 Grabmäler. Von den jetzt noch vorhandenen 144 finden sich nur 39 im Verzeichnis des Adamus, wobei zu berücksichtigen ist, daß die große Mehrzahl der Zeit nach 1620 entstammt und Adamus nicht alle, sondern nur die wichtigeren und schöneren Monumente beschrieben hat. Noch zu Kaysers Zeiten (der »Schauplatz« ist 1733 erschienen) waren der Denkmäler so viele, daß »etliche Bögen damit könnten angefüllt werden, wollte man die Inschriften alle abdrucken«. (Leider sind eine große Anzahl der am Äußern der Kirche angebrachten Grabsteine in einem Zustande der Verwitterung, daß deren Unterbringung an trockener Stelle im Innern des Gotteshauses dringend geboten erscheint, falls nicht weitere Verluste entstehen sollen. So reizvoll das dichte Grün des Efeus die alten, außen an den Mauern angebrachten Grabsteine einhüllt und sie gewissermaßen in künstlerischen Kontakt mit dem Bau bringt, so dürften doch an manchen Stellen die direkt über die Denkmäler hinwegreichenden Stämme und hier und da auch der sie zu dicht umhüllende Blätterschmuck im Interesse der Erhaltung und der Sichtbarkeit derselben zu entfernen sein.) Weitaus die Mehrzahl der Grabdenkmäler gehören dem 16. Jh. an und sind in den Formen der deutschen Renaissance gehalten, eine wahre Musterkarte von Monumenten in diesem Stile darbietend, freilich von recht verschiedenem Kunstwert.

Unsere Zusammenstellung folgt der von Adamus gegebenen Einteilung, aber ohne Unterscheidung zwischen lateinischen und deutschen Grabschriften, und verzichtet notgedrungen auf die Wiedergabe der Inschriften im Wortlaut, auch wo solcher nicht im Apographum nachzulesen ist. Das Material ist, wenn nicht anders angegeben, roter oder grauer Sandstein.

Bei diesem Verzeichnis hat der Verfasser sich mit großem Nutzen des von A. Mays gesammelten handschriftlichen Materials bedienen dürfen, das der Genannte für eine beabsichtigte Publikation dieser Grabmäler sorgsam zusammengetragen hatte. In der Hauptsache sind es freilich nur geschichtliche Notizen, die sich in dem betreffenden Sammelbände der städtischen Sammlungen befinden, und stellenweise längere Exkurse über einzelne Persönlichkeiten.

I. Im Innern

A. Im Chor. Die Aufzählung*) beginnt mit der Grabtafel über der Sakristeitür und geht von dort im Chor links herum bis zur Rückwand des Triumphbogens.

*) Der Vollständigkeit halber sind in diesem Verzeichnis, entgegen der sonstigen Gepflogenheit, auch die dazwischen angebrachten Grabdenkmäler aus neuerer Zeit aufgeführt worden.

1. Mittelgroße Gedenkplatte in einfacher Renaissance-Umrahmung mit dem Allianzwappen des Studenten Johannes Stephan de Crudna Crudzinsky (gestorben 1619), Sohn eines polnischen Senators (s. Abbildung Fig. 100 rechts oben).

2. Großes schönes Grabdenkmal des i. J. 1588 verstorbenen Churfürstl. Jägermeisters Dittrich von Außke mit zerstörter Inschrift. Der Verstorbene erscheint lebensgroß in ritterlicher Rüstung, barhäuptig, mit Löwe und Helm zu seinen Füßen, innerhalb einer von Renaissancepilastern mit vier leeren Wappenschilden begrenzten Nische.

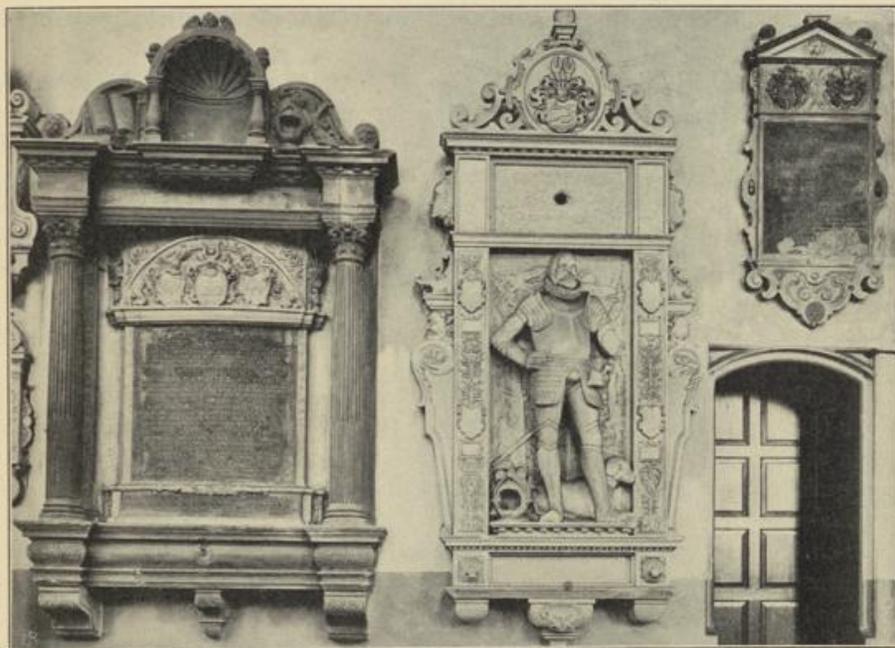


Fig. 100. Denkmäler im Chor der Peterskirche.
(Nr. 1 bis 3.)

Darüber war die Inschrifttafel, zuoberst Wappen in Kartusche. (A. 83, Abbildung Fig. 100 in der Mitte.)

3. Großes reiches Grabdenkmal ursprünglich des i. J. 1587 verstorbenen kurpfälzischen Rates etc. Peter Beuterich aus Mömpelgard. Wahrscheinlich ist die Metallplatte in der Mitte, welche die von Adamus (pag. 27) mitgeteilte eigentümliche Grabchrift dieses »deutschen Xenophon« enthielt, von den Tillyschen bei der Plünderung i. J. 1622 herausgebrochen und dann durch die jetzt vorhandene Inschrifttafel ersetzt. Auf dieser stehen verzeichnet der i. J. 1718 verstorbene Kirchenadministrationsrat Georg Chuno, dessen Frau Anna Magdalena geb. Vigelius (gestorben 1723) und deren Schwiegertochter Elisabeth (gestorben 1725), Tochter des kaiserlichen Postmeisters Abraham von Luels (s. unten Nr. 41). Die Überschrift am Architrave (s. Abbildung Fig. 100 links) ARTE · SORTE · MARTE bezieht sich auf die vielseitige Tätigkeit dieses merkwürdigen Mannes und Günstlings Friedrichs III., der als Gelehrter, Diplomat und

Feldhauptmann im Dienste seines Herrn gleich hervorragende Eigenschaften entwickelt hatte und nach Ph. Pithopoeus »in arce Heidelbergensi, quam Jettebühl vocant« verstorben ist.

4. Kleine Gedenkplatte der 1586 verstorbenen Anna Ursula von Aptenzell, Tochter des Sebastian Uriel von Aptenzell (s. Grabstein Nr. 11). Die Wappen oder sonstigen Verzierungen leider aus den vier Medaillons herausgebrochen.

Darüber:

5. Grabmal des i. J. 1688 verstorbenen Hofjunkers und Grenadierleutnants Johann Christoph von und zu Breiten-Landenberg, oben mit Reliefporträt, unten mit Wappen in Bronze.

6. Gedenkstein des i. J. 1576 verstorbenen Joachim Buchpach aus Halle mit dem Wappen oberhalb der einfach umrahmten Inschrifttafel mit ihren neun lateinischen Distichen, die das unglückliche Ende dieses durch den Ruf des Donellus angelockten jugendlichen Gelehrten verkündigen (A. 30).

Darüber das

7. Grabmal des i. J. 1611 verstorbenen Stiftsschaffners Georg Friedrich Glockner aus Sinsheim. Das hübsche, durch sorgfältige Ausführung ausgezeichnete kleine Monument ist leider der seitlichen Säulen und der Reliefs in den ovalen Feldern oben und unten beraubt. Höchst reizvoll der untere kartuscheartige Abschluß mit den Engelsköpfchen in der Mitte.

8. Größeres Denkmal des i. J. 1608 verstorbenen kurfürstlichen Rittmeisters Victor Horn (A. 85). Laut Inschrift hat dies Denkmal der Kurfürst selber »in sondern Gnaden setzen und ordnen lassen« und offenbar keinen schlechten Meister damit betraut. Für den genialen Meister des Friedrichsbaues Sebastian Götz aus Chur, der seit 1604 in kurpfälzischen Diensten in Heidelberg beschäftigt war, ist die Arbeit freilich nicht charakteristisch und gut genug, einer seiner besten Gehilfen mag aber immerhin in Frage kommen. Die teilweise verstümmelte Porträtbüste oben über der Inschrifttafel ist lebenswahr und gut durchgearbeitet.

9. Kleine Gedenkplatte des i. J. 1589 verstorbenen Theologieprofessors Georgius Sohn aus Roßbach in der Wetterau (A. 31). Er war Prorektor im Jubiläumsjahre der Universität 1587 (fälschlich wurde damals die Gründung des Generalstudiums in das Jahr 1387 gesetzt) und hielt damals eine viel beachtete lateinische Rede über die Gründung und Entwicklung der Universität (s. Heinze, Akadem. Reden, Heidelberg 1884, S. 2 und 25 bis 31).

10. Grabmal des am 8. Dezember 1605 verstorbenen kurfürstlichen Kammermeisters Johannes Meier (A. 85) mit lateinischer Inschrift, die aber merkwürdigerweise von Adamus a. a. O. deutsch und verkürzt wiedergegeben worden ist.

11. Großes Grabdenkmal des i. J. 1589 verstorbenen kurfürstlichen Rats und Hofmeisters Sebastian Uriel von Aptenzell (A. 85). Der Verstorbene erscheint lebensgroß, barhäuptig, in voller Rüstung in einer Nische, deren Pilaster mit vier, jetzt herausgebrochenen Wappen geziert waren. Zuoberst die Inschrifttafel. Die Figur zeichnet sich durch feine Ausführung der Ornamente an der Rüstung aus, ähnlich wie bei den Figuren des Friedrichsbaues, läßt sich aber an Kraft und Innerlichkeit mit jenen Meisterwerken nicht vergleichen. Leider ist der Kopf beschädigt; auch die rechte Hand fehlt (s. Abbildung Fig. 101).

12. Oben zwischen den Fenstern Gedenkstein der i. J. 1661 verstorbenen Agnes Freyin von Quadt Wickradt mit dem Allianzwappen oberhalb der Schrifttafel und mit je acht kleinen Ahnenwappen zu beiden Seiten auf dem Rande.

Darunter, auf dem Boden aufstehend:

13. großes, wappenreiches Grabmal des i. J. 1676 verstorbenen Geheimen Rats, Hofmarschalls und Fauts des Oberamts Heidelberg Johann Friedrich von Landas, der in den Briefen der Liselotte wiederholt erwähnt wird und in dessen Garten sie sich »so voller Kirschen gefressen«, daß sie »nicht mehr gehen kundt«. Der Garten hat, der Schilderung Liselottes zufolge, unterhalb des Tiergartens (am Friesenberg) gelegen, wo Hofmarschall von Landas nach dem Dreißigjährigen Kriege das früher Ludoltsche Anwesen erworben und ein neues Haus errichtet hatte; jetzt Buhlsches Anwesen (s. unten).

Der zweite Teil der Grabschrift bezieht sich auf den Sohn, den im Alter von 26 Jahren anno 1677 verstorbenen Carl von Landas, der Kurprinzessin Königlicher Hoheit Kämmerer. Zu beiden Seiten der ovalen Inschrifttafel sind je acht Ahnenwappen angebracht, obenauf thront das Allianzwappen.

14. Kleine Gedenkplatte des i. J. 1613 verstorbenen sächsischen Edelmanns Otto von Gruenrade, des früheren Hofmeisters des Prinzen Moritz von Oranien, dann des Kurprinzen, späteren Kurfürsten Friedrich IV. Seine Verdienste um die Gründung von Töchter Schulen als Kirchenratsdirektor werden in der langatmigen Inschrift besonders hervorgehoben. Es hat den Anschein, als ob der obere Abschluß des Denkmals fehle. Von den hübschen beiden Engelsköpfen über und unter der schwarzen Inschrifttafel ist leider der untere im Gesicht zerstört.

15. Größeres Grabdenkmal des Ehepaars Aemilius Christianus Pastoir (gestorben 1743) und Luysa Chatarina geb. Heyles (gestorben 1729), eines der



Fig. 101. Denkmal im Chor der Peterskirche.
(Nr. 11.)



Fig. 102. Grabmonument der Raugräfinnen in der Peterskirche.

reizvollsten Monumente aus dieser Zeit innerhalb der ganzen Reihe. Der Verstorbene hat die Würde eines kurfürstlichen Ehegerichtsdirektors (CONVBIALIS CONSILII PRODIRECTOR) bekleidet. Das Allianzwappen oberhalb der schwarzen Inschrifttafel unterhalb einer fünfzackigen Krone, die von Engelsköpfen flankiert wird, ist äußerst

geschickt in den Aufbau eingefügt. Der Stil ist vornehmer französischer Barock, die Ausführung von größter Feinheit, die Erhaltung vortrefflich.

In der Achse des Chores, den ganzen Raum beherrschend, erhebt sich

16. das eine ganze Polygonseite einnehmende große Prachtdenkmal der Raugräfinnen Louise (gestorben 1733) und Amalia Elisabetha (gestorben 1709), zweier Töchter des Kurfürsten Karl Ludwig und seiner morganatisch angetrauten zweiten Gattin Louise von Degenfeld, i. J. 1748 von Christoph Martin Grafen zu Degenfeld-Schönburg und dessen Gattin Maria, einer Nichte der beiden Raugräfinnen, errichtet.

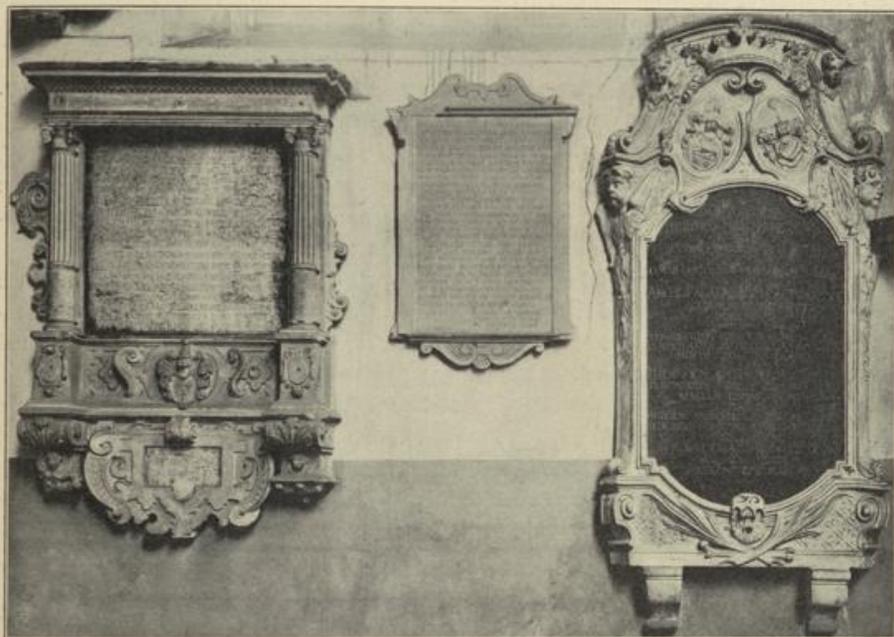


Fig. 102. Denkmäler im Chor der Peterskirche.
(Nr. 17 bis 19.)

Die beiden Raugräfinnen waren die Halbschwester der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, an welche die letztere die zahlreichen von Professor Holland in der »Bibliothek des Literarischen Vereins« in Stuttgart (1867 bis 1881) veröffentlichten interessanten Briefe gerichtet hat. Einer Beschreibung dieses großartigen Monuments enthebt uns die Abbildung Fig. 102. Die Inschriften finden sich wörtlich im Thesaurus Palatinus auf pag. 109 so, wie sie auf dem Denkmal angebracht sind, wiedergegeben, außerdem daselbst zwei bildliche Wiedergaben: die erste in Thumscher Manier auf pag. 108, die zweite, ein sehr sorgfältig ausgeführtes Aquarelldoppelblatt, von dem Heidelberger Maler Petr. Fried. de Walpergen herrührend und nachträglich von Wickenburg eingeklebt (s. darüber Mitt. des Heidelberger Schloßvereins III, 88 f.). Die künstlerische Wirkung des Monuments beruht weniger im Aufbau und den Einzelheiten, als in der Auswahl und in der farbigen Gesamtwirkung der kostbaren Steinarten. Das Rokoko tritt nur sehr diskret und stellenweise recht unbeholfen, z. B. oberhalb der Wappen auf den Seitenflügeln, auf.

Auf dem Boden davor liegt noch die Grabplatte, welche die Raugräfin Louise ihrer verstorbenen jüngeren Schwester Amalia Elisabetha (Liselotte nennt sie in ihren Briefen: Ammeliese) gewidmet hatte. Schwarzer Marmor.

Weiter nach links:

17. Schönes größeres Grabdenkmal des i. J. 1740 verstorbenen Ludwig Christoph Mieg, Professors der Theologie und Ephorus des Sapienzkollegiums, zweimaligen Rektors der Universität, auch Kirchenrats und Pfarrers an der Heiligegeistkirche, und dessen Ehefrau Katharina geb. Pauli von Marburg. Formen und Technik lassen dies auf unserer Fig. 103 zuäußerst rechts wiedergegebene Grabdenkmal als Gegenstück zu dem auf der andern Seite des Raugräfinnen-Monuments angebrachten Pastoirschen (Nr. 15) erscheinen, doch ist der obere Teil mit den Wappen hier nicht zum Vorteil des Ganzen breiter und freier entwickelt. Offenbar sind beide Arbeiten aus derselben Werkstatt hervorgegangen. Die fünfzackige Krone über bürgerlichen Wappen findet sich auch sonst häufig auf unseren Grabdenkmälern des 18. Jhs. In der lateinischen Inschrift wird dieser in der Pfälzer Kirchengeschichte viel genannte Gelehrte bezeichnet als: AVITA PRIVAQUE VIRTUTE ET OMNI DOCTRINA PRAESERTIM SACRA IN ARCHI-PALATINORUM CATTORUMQUE ACADEMIIS ET ECCLESIIIS NOBILISSIMUS

18. Kleine einfache Tafel des i. J. 1585 verstorbenen ehemaligen württembergischen Pastors und Professors Friedrich Wiedebram, der, i. J. 1584 als pfälzischer Kirchenrat nach Heidelberg berufen, sich um die Einführung des reformierten Kirchen- und Schulwesens sehr verdient gemacht hat (A. 33).

19. Größeres und reicheres Grabdenkmal der i. J. 1606 verstorbenen Kunegunda Carlotta de Leefdael (A. 41) aus Brabant, Gattin des kurfürstlichen Rates Volrad von Plessen. Wie unsere Abbildung (Fig. 103) zuäußerst links zeigt, handelt es sich hier um ein leider nicht nur an der rechten Seite und durch Entfernung mehrerer Wappen verstümmeltes, sondern wahrscheinlich auch seines Aufsatzes beraubtes vortreffliches Werk, das in seiner kräftigen, ganz im Stile des Friedrichsbaues gehaltenen Formgebung eines Sebastian Götz nicht unwürdig wäre.

20. Reich verziertes Grabmal des i. J. 1680 verstorbenen Geschichtsprofessors und kurpfälzischen Geheimrats und Ministers Paul Hachenberg, dem von Karl Ludwig die Erziehung des Kronprinzen Karl anvertraut worden war. Wenig geschickt sind die beiden Füllhörner an jeder Seite, die dem Ganzen eine barocke unruhige Kontur geben. Die beiden schwarzen Inschrifttafeln mit den leuchtenden Buchstaben auch hier in der hellen Umrahmung äußerst wirkungsvoll.

Über Nr. 19 und 20:

21. Kleinere Gedenktafel des i. J. 1589 verstorbenen kurfürstlichen Rates und Kämmerers Johann Theodor Wambolt aus Umstad, von den Brüdern des Verstorbenen errichtet (A. 32). Die Wappen, welche vielleicht von Bronze waren, sind oben und an den Seiten, wahrscheinlich i. J. 1622, sämtlich herausgebrochen. In ihrer einfachen klaren Zeichnung und ihrer maßvollen Ornamentik muß diese Platte einst von großem Reiz gewesen sein.

22. Langgestreckte Gedenkplatte des i. J. 1580 verstorbenen Carolus Uranx aus Antwerpen (s. Abbildung Fig. 104 zuäußerst rechts). Die reich verzierte Kartusche-tafel in der Mitte mit den lateinischen Versen geht künstlerisch mit der flachen rechteckigen Umrahmung, auf der die Personalien in Deutsch eingegraben sind, nicht recht

zusammen, wie denn auch die Bekrönung mit Wappen und Voluten zu sehr lastend erscheint. Dafür aber im Einzelnen ausgezeichnete Arbeit.

23. Reich verzierte Gedenktafel des kurfürstlichen Geheimrats Friedrich Reinhard Flad (gestorben 1730). Die Inschrifttafel in der Mitte war ganz übertüncht,



Fig. 104. Denkmäler im Chor der Peterskirche.
(Nr. 22 bis 24.)

kaum, daß jetzt Name und Todesjahr wieder freigelegt sind. Das Denkmal leidet an unruhiger und kleinlicher Zeichnung und Überhäufung der Motive.

24. Großes Grabdenkmal des Wild- und Rheingrafen Johann Philipp, der i. J. 1569 in der Schlacht von Montcontour unter Coligny gegen den Herzog von Anjou an der Spitze der den Hugenotten zu Hilfe gekommenen Pfälzer Truppen gefallen und wahrscheinlich auf Veranlassung Johann Casimirs hier beigesetzt worden ist. Da das Denkmal keine Inschrift aufweist — die dafür bestimmten Stellen am Sockel und Fries sind leer geblieben —, fehlt es im Verzeichnis des Adamus sowohl, wie in dem des Freiherrn von Wickenburg. Die vorhandenen Wappen stellen aber die Persönlichkeit des auf dem Denkmal in Lebensgröße barhäuptig in voller Rüstung dargestellten Ritters

außer Zweifel. Oben in der Mitte das Wappen der Wild- und Rheingrafen, am Pfeiler links: die Wappen von Neuchatel, Portugal, Schamppbiet (Champlitte) und Sopheyeine (Savoyen), rechts: Ottingen, Truchseß von Waldenburg, Hohenzollern und Brandenburg.

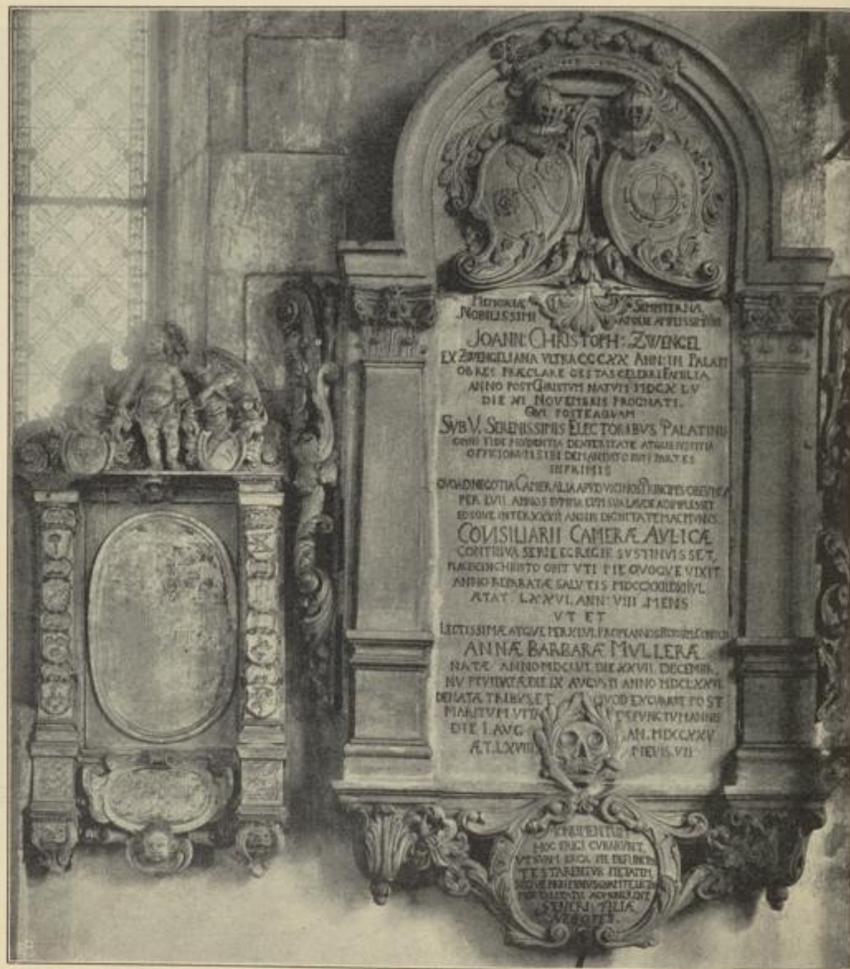


Fig. 105. Denkmäler im Chor der Peterskirche.
(Nr. 25 und 26.)

Wie Mays richtig bemerkt hat, sind abweichend von der Regel an dem linksseitigen Pfeiler statt der väterlichen Ahnenwappen die der väterlichen Großmutter Antonie Gräfin von Neuchatel, am rechtsseitigen Pfeiler richtig die Ahnenwappen der Mutter Maria Aegyptiaca, Gräfin von Ottingen, angebracht. Auf besonderen Kunstwert kann das Denkmal keinen Anspruch machen; der Kopf mag lebenswahr gewesen sein, ist jetzt aber völlig verstümmelt.

25. Großes Grabmal des Ehepaares Johann Christoph Zwengel (gestorben 1722) und Anna Barbara geb. Müller (gestorben 1725). In der langatmigen lateinischen Inschrift werden die treuen Dienste des kurfürstlichen Hofkammerrats, der unter fünf Kurfürsten 57 Jahre in Stellung gewesen, besonders hervorgehoben. Das Denkmal gehört zu den größten, aber nicht zu den schönsten innerhalb des Chores. Schwerfällige barocke Ornamente kleben unorganisch seitlich an den Pfeilern, das Allianz-wappen sitzt unglücklich in dem überhöhten Halbrund, das das Denkmal bekrönt (s. Abbildung Fig. 105 rechts).

Daneben verschwindet fast die

26. kleine, leider sehr stark übertünchte Gedenktafel des i. J. 1606 verstorbenen kurfürstlichen Kirchenrats Marcus zum Lamm (A. 39). Er ist der Verfasser und ehemalige Besitzer des in der Hofbibliothek zu Darmstadt befindlichen Thesaurus picturarum, in dem drei für die Geschichte des Schlosses wichtige Ansichten enthalten sind (s. Mitteil. des Schloßvereins I, 61 ff.). An den beiden Seitenpilastern die acht Ahnenwappen, obenauf ein Putto zwischen den Allianz-wappen (s. Abbildung Fig. 105 links).

27. Grabplatte des i. J. 1653 im 89. Lebensjahre verstorbenen Carl von Landes und dessen Ehefrau Elisabeth geb. von Aptenzell und Luxburg (gestorben 1616). In der Mitte des großen Steins zehn von Kartuschen umgebene Wappenschilder; die lateinische Inschrift rings um den Rand laufend.

28. Große, unverzierte Grabplatte der i. J. 1586 verstorbenen Adelheid, Gattin des Lambert Ludolf Helm, genannt Pithopöus (Faßbinder) mit einer aus 17 Distichen bestehenden Grabschrift, die den ganzen Stein bedeckt (A. 46). Der Stein befand sich bis vor kurzem in der Universitätskapelle, wohin er auf Veranlassung des Rates Mays wieder verbracht worden war. Der einst daneben befindliche Grabstein des Mannes (A. 48), des berühmten Professors der Rhetorik und Dialektik, war nur in Resten erhalten, die in die städtischen Sammlungen gekommen sind.

29. Hübsches, barockes Grabmal des i. J. 1660 verstorbenen englischen Ritters und Rechtsgelehrten Benjamin Tischborn. In der Mitte, von Säulen flankiert, die schwarze Inschrifttafel, darüber das Wappen in einer Adikula.

Am Chorbogen nördlich:

30. Grabplatte der Maria Elisabetha Mieg geb. Schör (gestorben 1658) und deren Gatten, des kurfürstlichen Geheimrats und Vizekanzlers Johann Ludwig Mieg (gestorben 1671). Oberhalb der lateinischen Inschrift, die auf einem, wie ein Pergament ausgespannten Blatte steht, das Allianz-wappen von einem Kranz umgeben.

31. Kleine, reich verzierte Gedenktafel in reicher barocker Umrahmung mit dem von zwei Putten gehaltenen Wappen obenauf. Die teilweise ganz zerstörte Inschrift läßt nur noch erkennen, daß es sich um das Grabmal des i. J. 1664 verstorbenen kurfürstlichen Stallmeisters Aurelius Sebastianus Frobenius handelt.

Am Chorbogen südlich:

32. Größere Gedenkplatte der 1574 verstorbenen Caecilia de Crugnatae Chamullaci Santonum, Hofmeisterin (gubernator) der Prinzessin Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, welche dies Grabmal gestiftet hat (A. 42). Die lateinische Inschrift bezieht sich darauf, daß die Verstorbene ihrer Prinzessin, welche feierlich zur evangelischen Lehre übergetreten und i. J. 1572 aus dem Kloster

Jouarre entflohen war, treu nach Heidelberg gefolgt und hier nach zwei Jahren gestorben ist. Die Prinzessin, deren Auslieferung vom Vater vergeblich verlangt worden war, heiratete i. J. 1575 den Befreier der Niederlande, Wilhelm von Oranien. Aus dieser Ehe entstammte dann Luise Juliane, die Gattin Kurfürst Friedrichs IV. Das oben mit einer Muschel abgeschlossene Grabmal enthält als einzigen Schmuck der Platte die elterlichen Wappen der Verstorbenen oberhalb der lateinischen Grabschrift.

33. Kleine schöne Gedenkplatte des i. J. 1671 verstorbenen Studenten Joachim Friedrich, Baron von Münster-Meinhövel aus Münster in Westfalen. Auf den seitlichen Pilastern je acht Ahnenwappen in kleinstem Format, noch mit der alten Bemalung, zuoberst groß das Familienwappen innerhalb gibelartiger Umrahmung. Sorgfältige, hübsche Arbeit; reizend die beiden Engelsköpfe, oben mit gesenkten, unten mit ausgebreiteten Flügeln.

B. In der Universitätskapelle. Von den von Adamus angeführten 14 Grabmälern sind nur noch vier Stück vorhanden, zu denen inzwischen noch zwei jüngere gekommen sind, im ganzen also sechs Grabmäler.

34. Einfaches Grabdenkmal des i. J. 1573 verstorbenen Professors Jacob Curio aus Hof mit Allianzwappen über der Inschrifttafel (A. 45). Curio war der erste Lehrer der Mathematik und der erste verheiratete Rektor der Universität.

35. Als Gegenstück hierzu das Grabmal des i. J. 1572 plötzlich vom Fieber dahingerafftten Professors Bartholdus Redlich aus Westfalen, Schwiegersohn des vorgenannten Jacob Curio und Rektor 1567/68 (A. 45).

36. Reiches Grabmal des i. J. 1576 verstorbenen Professors Wilhelmus Xylander (Wilhelm Holzmann) aus Augsburg, des berühmten Philologen und Rektors i. J. 1564/65 (A. 49). In der lateinischen Grabschrift redet der Verstorbene die Gattin in tadellosen Distichen an.

37. Kleines, reichverziertes Marmor-Grabdenkmal des i. J. 1622 verstorbenen kurfürstlichen Leibarztes und Professors Peter von Spina und dessen Gattin Gutha von Palant, i. J. 1652 vom Sohne, dem Frankfurter »archiater« (Oberarzt) Peter von Spina dem Jüngeren, errichtet. Mays bringt die Errichtung dieses Denkmals mit der Rückbringung des Universitätsarchivs i. J. 1651 aus Frankfurt a. M., wohin es der jüngere Peter von Spina i. J. 1624 geflüchtet hatte, in Zusammenhang. Das Denkmal leidet unter dem verschnörkelten oberen Abschluß mit dem Doppelwappen in der Mitte; die Fruchtstücke zwischen den Wappen an den Seitenpfeilern der Inschrift sind auch etwas plump ausgefallen.

38. Barocke Wandtafel des kurfürstlichen Rates und Historiographen Carl Ludwig Tolner (gestorben 1715) aus Kreuznach, eines Enkels des Peter von Spina (s. oben). Von einer Krone zuoberst ausgehend umrahmt eine Blütengirlande in kräftigem Relief die wie ein Tuch ausgespannte Inschriftfläche, während unten zwei Palmenzweige einen Totenschädel einrahmen.

39. Schönes Grabdenkmal des i. J. 1596 verstorbenen Caspar Agricola (Bauer) aus Oppenheim, des ersten öffentlichen Lehrers der Logik an der Universität (A. 45). Später Professor des römischen Rechts und zweimal mit der Rektorwürde bekleidet, beteiligte er sich im Frühjahr 1596 an der Ladenburger Sezession, d. h. der Auswanderung der Universität infolge der Pest nach Ladenburg, wo er bald darauf gestorben ist.

C. In der westlichen Kapelle der Südseite.

40. Denkstein der Familie Fauth: 1. des 1807 verstorbenen Professors der Theologie Jacob Fauth, 2. der 1824 verstorbenen Gattin desselben, Henriette geb. de Pré und 3. deren Sohnes Carl Philipp Fauth, cand. theol., gestorben 1824, errichtet von Oberamtman Franz Burkard Fauth.

41. Großes, schönes Epitaph des im 83. Lebensjahre 1759 verstorbenen kurfürstlichen Geheimrats und Reichspostmeisters Abraham von Luels (dessen Totenschild in der Sakristei, s. oben S. 164). Obenauf eine allegorische Figur, beiderseitig Putten auf den Voluten, das Wappen in der Mitte. (Über die Familie Luels s. Neues Archiv VII, 111, Anm. 2 und 3.)

42. Gedenkstein zu Ehren des i. J. 1844 verstorbenen Stadtpfarrers und Landtagsabgeordneten Dr. Friedrich Jacob Züllig, von dessen Schwiegereltern: Johann Valentin Hill und Susanna Margaretha geb. Schuh gestiftet.

43. Gedenkstein der Familie Waltz: F. A. Waltz, gestorben 1822, A. P. Waltz geb. Simon, gestorben 1834, und M. E. Waltz geb. Helbert, gestorben 1840.

44. Ovaler, einfacher Gedenkstein der Gattin von Nr. 41, der Kunigunde Katharina Richarde geb. von Zachmann, gestorben 1717. Die Gruft, in der die Ehegatten ruhen, befindet sich unter dem Boden der Kapelle (vgl. Neues Archiv VII, 111).

45. Schönes, leider sehr verstümmeltes Renaissancegrabmal (Alabaster) des i. J. 1602 verstorbenen Hans Frantz Nefelß (A. 91). Die deutsche Inschrift besagt, daß der Verstorbene „*einem Erfamen Rath dieses seines Vatterlands 41 Jahr wol und nützlich beigewohnt*“ habe. Im Einwohnerverzeichnis von 1588 erscheint er als Bürgermeister. Je drei Ahnenwappen an den Seitenpfeilern, unten in Kartuscheumrahmung ein kreisrundes Relief mit der Darstellung des Sündenfalles.

46. Reiches, großes Grabmal (w. S.) des i. J. 1767 verstorbenen kurfürstlichen Regierungsrates und Direktors des reformierten Kirchenrats und Ehegerichts Friedrich Ludwig Wundt aus Kreuznach. Quer obenherüber ist der Todesengel gelagert, das Bahrtuch hebend, das über das ganze Denkmal beiderseitig herabwallt, und in der Mitte oben das Allianzwapen des Verstorbenen enthüllend. Auch hier, wie so häufig, die Tafeln von schwarzem Marmor, von dem sich die vergoldete Inschrift wirkungsvoll abhebt.

D. In der nördlichen Eingangsvorhalle.

47. Kleine einfache Renaissancegedenkplatte der i. J. 1555 verstorbenen Olympia Morata, der berühmten gelehrten Frau und Dichterin, über deren Leben und Schriften eine ganze Literatur vorhanden ist. Im Jahre 1526 als Tochter des Philosophieprofessors Fulvius Morata in Ferrara geboren, war sie früh zum Protestantismus übergetreten, hielt öffentliche Vorlesungen und verheiratete sich i. J. 1549 an den Arzt Andreas Grüntler aus Schweinfurt. Aus Ferrara des Glaubens wegen vertrieben, wandten sie sich nach Deutschland, zunächst nach Schweinfurt, dann nach Heidelberg, wohin Grüntler einen Ruf erhalten hatte. Dort starb Olympia bald darauf und in demselben Jahre auch ihr Gatte und ihr Bruder Aemilius. Adamus (pag. 70) führt diesen Stein als unter den im coemeterio Petrino befindlichen auf, während er bei Wickenburg bereits unter den Grabmälern innerhalb der Kirche erscheint. Der bei Adamus verzeichnete Grabstein des Gatten ist verschwunden.

48. Gegenüber an der Wand befindet sich die von der Universität dem Andenken der im Kriege 1870/71 gefallenen 13 Kommilitonen gewidmete Gedenktafel.

E. In der östlichen Kapelle der Nordseite.

49. Durchgebrochener einfacher Grabstein (am Boden liegend) des i. J. 1582 verstorbenen kurfürstlichen Trompeters Hans Hoffmann mit einer Trompete in Relief auf dem oberen Teil. (Über die Stellung der kurfürstlichen Trompeter s. Neues Archiv II S. 101, Anm. 8b.)

50. Unverzierter Grabstein (ebenfalls am Boden liegend) des i. J. 1818 verstorbenen Bürgers und Handelsmannes Jacob Belier von Dornich(?).



Fig. 106. Grabstein am Äußern der Peterskirche.
(Nr. 51.)

II. Am Äußern der Kirche

Beim Hauptportal des Turmes beginnend, rechts herum:

51. Großer Wappenstein (s. Abbildung Fig. 106) mit den Buchstaben MM/AN über dem ersten, PS/AG über dem zweiten und ES/ABH über dem dritten Wappen. Der untere Teil des Grabmals mit den Inschriften ist verschwunden, doch geht aus Adamus (pag. 77) hervor, daß es sich um ein Grabmal handelt, das Peter Strupp aus Gelnhausen, Verwalter der Pflege Schönau, seinem Vorgänger Michael Maurer (gestorben 1581) und der eigenen Gattin Eva Schickin (gestorben 1592) hat setzen lassen. Das linke Wappen ist also das Maurersche, das mittlere das Struppsche und das rechte das Schicksche. Was die rechts stehenden Buchstaben A (nicht H, wie Adamus schreibt) N, ferner AG und ABH zu bedeuten haben, ist aus der Inschrift nicht zu ersehen. Die reizvoll behandelten Wappen sind glücklicherweise gut erhalten, das übrige ist mehr oder minder beschädigt.

52. Kleine moderne Grabplatte in Renaissanceformen (r. S.) des Ludwig Philipp Heyliger (gestorben 1844).

53. Großes neues Renaissancegrabmal (w. S.) des Joh. Georg Spitz (gestorben 1819), dessen Tochter Cath. Albertina, geehlichte Leonhard (gestorben 1832), und deren Gatten Georg Adam Leonhard (gestorben 1839).

54. Grabmal (r. S.) des Gymnasialdirektors Gottfried Christian Lauter (gestorben 1820). Abgestumpfte Pyramide mit einer davor liegenden Sphinx. Nach Mays von dem Mannheimer Bildhauer Pozzi herrührend.



Fig. 107. Grabdenkmäler am Äußern der Peterskirche.
(Nr. 55, 56 und 57.)

55. Grabmal (r. S.) des i. J. 1819 verstorbenen stud. med. Heinrich Bauschenbach aus Schinznach in der Schweiz. Abgebrochene Säule auf viereckigem Würfel mit der Inschrift (s. links auf Abbildung Fig. 107).

56. Einfacher Gedenkstein des i. J. 1559 verstorbenen magister philosophiae Nicolaus Druchlabius aus Oppenheim (A. 63).

57. Großer Gedenkstein der Margarethe Stephan (gestorben 1577), Gattin des Professors Caspar Agricola (s. oben Nr. 39), von Adamus nicht erwähnt (s. zu äußerst rechts auf Abbildung Fig. 107). Merkwürdigerweise ist die Inschrifttafel so angebracht, daß sie den Körper der Frau, die in flachem Relief innerhalb einer flachen Nische stehend erscheint, in der Mitte bedeckt, so daß die betend zusammengelegten

Hände auf dem oberen Rande der Tafel aufrufen. Der Kopf ist lebensvoll ausgearbeitet.

58. Das älteste und zugleich einzige Grabdenkmal gotischen Stils der Peterskirche (s. Abbildung Fig. 108) hat folgende Umschrift: **Anno dñi 1512 uff frentag den 23**



Fig. 108.

Grabstein am Äußern der Peterskirche.
(Nr. 58.)

tag iulii ist verſchieden der acht-
bar und furnem Alexandre
Bellen[dörffer der Pfaltz Proto-
Notarius deß] liep hne rüget (sic!)
an 5 stat die er hir erwelt hat
deß ſelen got gnaden. (Die eingeklammerte Stelle ist jetzt zerstört.) (A. 91.) Das Grabmal dieses in Michael Behaims Reimchronik der Taten Friedrichs des Siegreichen als Teilnehmer an der Schlacht von Seckenheim (1462) erwähnten Sekretärs und Kanzleivorstandes (Protonotarius) ist leider in den unteren Teilen arg zerstört und zeigt auch an der Figur, besonders dem Gesicht des Knienden mannigfache Beschädigungen. Das Figürliche ist dem Steinmetzen nicht besonders gelungen, der Kopf wird auch in unverletztem Zustande nicht sonderlich lebenswahr gewirkt haben. Das Faltenwerk durchaus maniert in spätgotischem Sinne.

Wie aus dem *Calendarium historicum in annum salutis 1568* (Cod. Palat. 96) hervorgeht, hat dieser Alexander Bellendörffer als Stellvertreter des Kurfürsten den Grundstein der neuen S. Peterskirche am 6. März 1485 gelegt (vgl. oben S. 157). Sein Grabstein verdiente also einen besonderen Ehrenplatz im Innern der Kirche, wo er zu Adamus' Zeiten auch gewesen ist und wo er auch vor der fortschreitenden Verwitterung jedenfalls besser geschützt sein würde.

59. Einfacher, stark verwitterter Grabstein des i. J. 1664 verstorbenen Jacob Guttenberger und des 1766 verstorbenen Johann Leonhard Guttenberger. Die eine Grabschrift auf dem Rande, die andere in der Mitte des Steins unterhalb eines Ochsenkopfes mit Beil darüber (s. Abbildung Fig. 109 in der Mitte).



Fig. 109. Grabsteine an der Peterskirche.
(Nr. 58, 59 und 60.)

60. Gedenkstein des kurpfälzischen und schwedischen Geheimrats Ludovicus Camerarius (gestorben 1652), eines Enkels des berühmten Polyhistor und Humanisten Joachim Camerarius. Die Inschrifttafel unterhalb des Wappens ist fast ganz verwirrt (s. Abbildung Fig. 109 rechts).

Um die Ecke herum folgt eine kleinere, völlig verwirrtete Gedenkplatte, von der nur die Konturen noch erkennbar sind; anscheinend spätgotisch. Schräg gegenüber:



Fig. 110. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 61.)

61. Große Grabplatte der Elisabeth Kölin (gestorben 1580), Gattin des kurpfälzischen Rechenrats Emanuel Bronner (s. Abbildung Fig. 110). Den Hauptschmuck dieses Denkmals bildet das fein gearbeitete Allianzwappen oberhalb der Kartuschetafel mit der Inschrift.

62. Modernes Grabdenkmal des Friedrich Stoll (gestorben 1837).

63. Gedenkstein des Bernhard Klaffschenkel, kurfürstlicher Hofgerichtsprokurator (gestorben 1586), und dessen Ehefrau Helene (gestorben 1585) (A. 95 und 96). Das Kreisrund inmitten der oberen Bekrönung, jetzt leer, enthielt vielleicht ein Bronzerelief.

64. Große schöne Gedenkplatte der i. J. 1598 verstorbenen Katharina Müllerin aus Mittelschefflenz, Hausfrau des Johann Philipp Mylaeus (Müller), Pfarrers zum Heiligen Geist (A. 93). Mustergültig in Schrift und Umrahmung (s. Abbildung Fig. 111).

65. Reizendes Doppelgrabmal zweier Ehepaare: des i. J. 1555 verstorbenen Michael Miller der alt genannt Wolhamer und dessen Ehefrau Margaretha Bobergerin (gestorben 1586), sowie des i. J. 1587 verstorbenen Michel Miller der jung genannt Wolhamer und dessen Ehefrau Agnes Müllerin (gestorben 1605), Witwe des Spitalmeisters Heinrich Becker zu Brauchweiler (s. die Abbildung Fig. 112 zuäusserst links). Das Denkmal ist im Stilcharakter des Ottheinrichsbaues gehalten und zeichnet sich durch reizvolle Einzelheiten aus. Die veränderten Schriftzeichen der

vierten Grabschrift zeigen, daß der Stein von der Agnes Müllerin noch zu deren Lebzeiten, also wahrscheinlich bald nach dem Tode ihres zweiten Gatten, gesetzt worden ist.

66. Kleine einfache Gedenktafel des i. J. 1716 verstorbenen Ratsältesten Johann Georg Lang.

67. Kleiner Gedenkstein der i. J. 1680 verstorbenen Margaretha Eva Trutzbuschin geb. Swartzbachin von Frankfurt, Ehefrau des Maurers und Steinhauers Johann Wilhelm Trutzbusch (s. Abbildung Fig. 112 in der Mitte).

68. Einfache Grabplatte der i. J. 1596 verstorbenen Catharina de la Licorne, Gattin des Jacobus de Billy aus Paris (A. 64).

69. Grabstein mit gänzlich verwitterter und unleserlicher Inschrift. In dem von einem Engelskopf bekrönten oberen Volutenabschluß zwei kleine bürgerliche Wappen (s. Abbildung Fig. 112 zu äußerst rechts unten). Nach den Aufzeichnungen von Mays soll es der Grabstein einer 1653 verstorbenen Agnes Stolin (?) sein.

70. Am folgenden Strebepfeiler in halber Manneshöhe über dem Boden befindet sich ein Schild eingehauen, auf dem ein Sattlerhammer mit dem Buchstaben G links unten neben dem von einem Lederriemen umwundenen Hammerstiel über einem Dreieck dargestellt ist. Offenbar handelt es sich hier auch um ein, der Schildform nach zu urteilen, aus dem 16. Jh. stammendes Grabzeichen eines Handwerkers, der an dieser Stelle vor dem Strebepfeiler beerdigt liegt.

71. Grabmal des i. J. 1784 verstorbenen Kirchenrats und Professors der Beredsamkeit Karl Kasimir Wundt; in der Form einer abgestumpften dreiseitigen Pyramide auf Sockel. Die noch heute in mehreren Zweigen blühende Familie Wundt stammt aus Steiermark, von wo ihr Vorfahre Andreas von Wundegger zu Anfang des 17. Jhs. des Glaubens halber hatte fliehen müssen. Ein jüngerer Bruder des hier Beigesetzten ist Friedr. Peter Wundt, der Verfasser der von uns häufig zitierten, leider unvollendet gebliebenen Geschichte und Beschreibung von

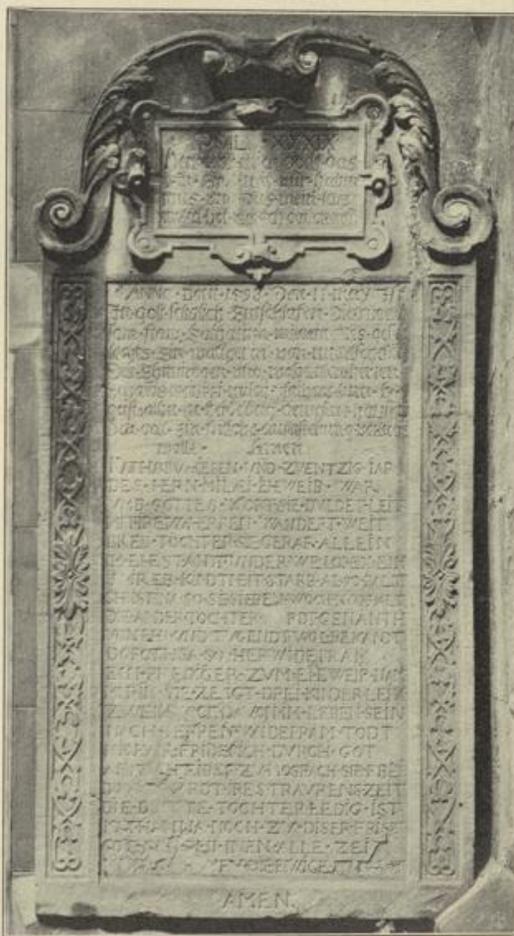


Fig. 111. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 64.)

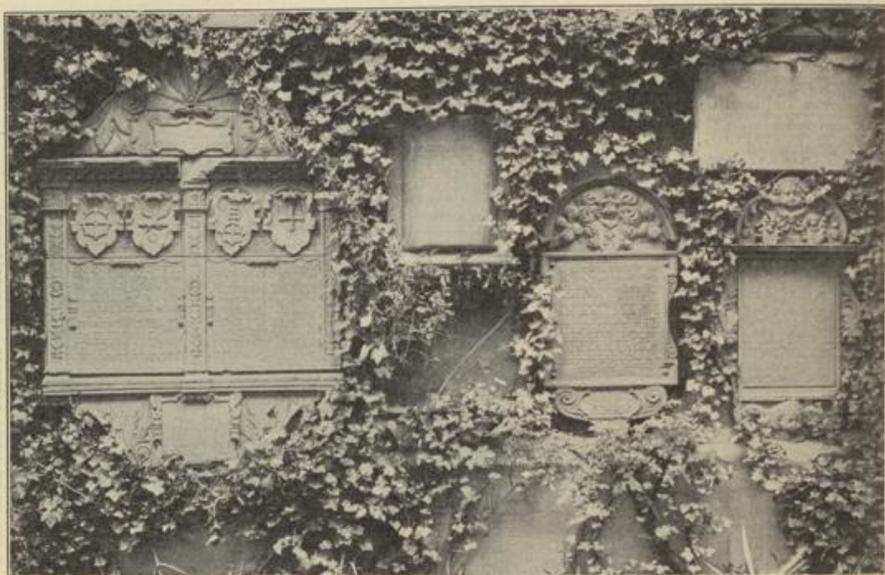


Fig. 112. Grabsteine an der Peterskirche.
(Nr. 65 bis 69.)

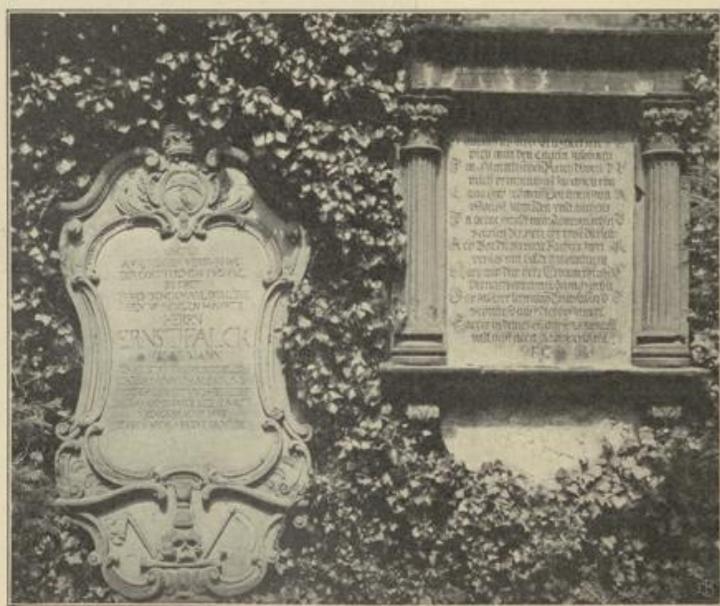


Fig. 113. Grabsteine an der Peterskirche.
(Nr. 73 und 74.)

Heidelberg (Mannheim 1805). Ein anderer Bruder war ebenfalls Professor und ist der Herausgeber des Magazins für die Kirchen- und Gelehrten-geschichte der Pfalz (3 Bände 1789 bis 1793). Er liegt hier unter demselben Denkmal.

72. Reich verziertes Grabdenkmal des i. J. 1575 verstorbenen »Steinmetzen und der Stadt Baumeisters« Albrecht Streidtacker und dessen Gattin Katharina geb. Gintheimer (gestorben 1579).

73. Hübsche barocke Grabplatte des i. J. 1766 verstorbenen Kaufmanns Ernst Falck, »den Neustadt anno 1700 geboren, Weinheim als Patrioten geehrt und Heidelberg in die Ewigkeit übergebracht« hat (s. Abbildung Fig. 113 links).

74. Schönes Grabmal des i. J. 1590 verstorbenen Lizentiaten Christian Sawerbrenn und dessen i. J. 1594 verstorbenen Gattin Margarethe (A. 107). Die lateinische Grabschrift steht oben im Fries, während die von zwei korinthischen Dreiviertelsäulen flankierte Haupttafel ein langes gereimtes Gebet in schlechten deutschen Versen enthält (s. Abbildung Fig. 113 rechts).

75. Reiches Grabmal des kurpfälzischen Rates und Stadtschultheißen in Mannheim Johann Simon Jörger (gestorben 1618) und von dessen i. J. 1606 verstorbenen Mutter Susanna Ziegelin, Gattin des Stadtschreibers Jacob Jörgers zu Heidelberg. Wappen obenauf in reicher Kartuscheumrahmung.

76. Einfache unverzierte kleine Platte zur Erinnerung an J. J. Spangenberg (gestorben 1843).

77. Große Gedenkplatte der i. J. 1745 verstorbenen Regina Barbara Försterin und deren in demselben Jahre gestorbenen Tochter Susanna Philippina Foltzin, gestiftet von dem hinterbliebenen Gatten der Letzteren, Joh. Peter Foltz (s. Abbildung Fig. 114). Der Stein zeichnet sich durch saubere Ausführung aller Einzelheiten aus; zeigt aber in der gekünstelten Anordnung des oberen Teiles einen minderwertigen Geschmack.

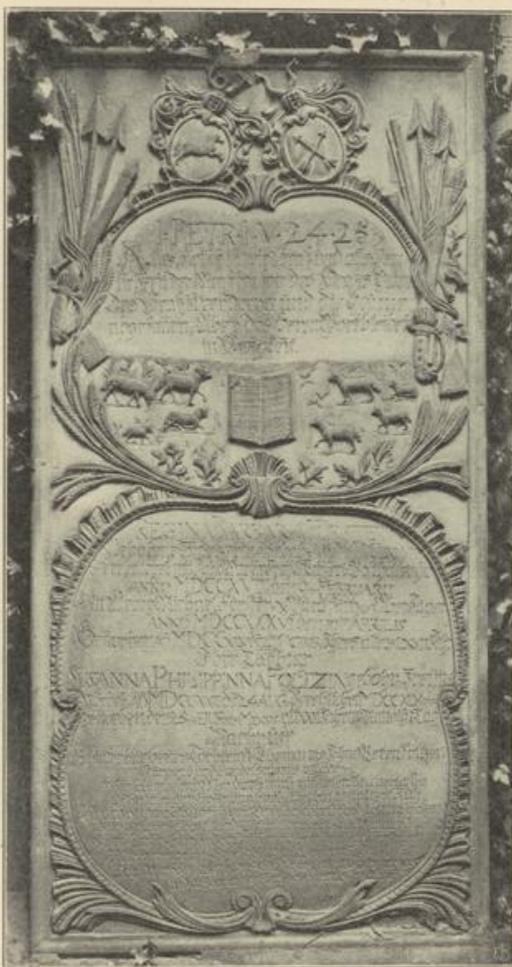


Fig. 114. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 77.)

78. Große Grabplatte des i. J. 1569 verstorbenen Bartholomaeus Hamburger (A. 112). Die Grabschrift rings auf dem Rande, in der Mitte des Steins ein zwölfzeiliges gereimtes Gedicht in Deutsch.

79. Großes reiches Grabmal (s. Abbildung Fig. 115) des kurpfälzischen Rates und Kammermeisters Martin Flach (gestorben 1590) und dessen beider Ehefrauen: Beatrix Lipsin genannt Gehurin,

nicht Beherin, wie Adamus und Mays gelesen haben (gestorben 1573), und Clara Hoffmannin (gestorben 1583) (A. 106 und 107). Das Allianzwappen in der Nische oben ist von ganz besonders schöner Ausführung.



Fig. 115. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 79.)

80. Einfache Grabplatte des i. J. 1593 verstorbenen Johannes Pincier aus Rauschenberg. Der Inschrift zufolge war der Jüngling in die Straßburger Fehde gezogen und dort vom Fieber ergriffen, woran er dann in Heidelberg gestorben ist (A. 79).

81. Einfache Platte mit ganz verwitterter Inschrifttafel und Kartuschebekrönung.

82. Große Grabplatte mit Kartuscherand des i. J. 1586 verstorbenen Friedrich Maier, dessen Verdienste als ludi moderator und oeconomus der Universität in langatmigen lateinischen Distichen gepriesen werden (A. 78). Der obere Aufsatz, der das Wappen des Gelehrten enthalten haben wird, fehlt,

während der untere zierliche Abschluß erhalten ist (s. Abbildung Fig. 116 in der Mitte).

83. Grabstein mit drei übereinander angebrachten Kartuschetafeln, worauf die Grabschriften der drei in den Jahren 1579, 1580 und 1582 verstorbenen Kinder des Schulmeisters G. W. Meier aus Wissenloch eingehauen sind. Das Ganze vom Meierschen Doppelwappen bekrönt (s. Abbildung Fig. 116 rechts).

84. Grabdenkmal des berühmten Philologen und Hellenisten Friderich Sylburg (gestorben 1596) aus Wetter bei Marburg, der, wie die Inschrift ergibt, durch »zuviel Nachtwachen und typographische Arbeiten dahingerafft« worden ist (s. Abbildung Fig. 116 zuäüßerst rechts). Das leider stark verwitterte Denkmal zeichnet sich durch sorgfältige Ausführung ebenso aus, wie durch feine Zeichnung des Rollwerks besonders an dem mit dem Wappen geschmückten oberen Abschluß.

85. Sehr zerstörtes, einst offenbar sehr reiches und schönes Grabmal des 17. Jhs. im »Ohrmuschelstil«, dessen Inschrift nicht einmal mehr zu entziffern ist.

86. Kleine »gotische« Eisenplatte des i. J. 1841 verstorbenen Medizinalrats J. D. Nebel.

87. Großer spätgotischer Grabstein, einen Ritter in voller Rüstung darstellend (s. Abbildung Fig. 117). Die in schlechter spätgotischer Schrift gehaltene Umschrift ist teilweise zerstört, teils durch einen über den Stein sich herübertrocknenden Efeustamm verdeckt, doch läßt sich noch deutlich erkennen, daß es sich um das Grab des i. J. 1571 verstorbenen kurpfälzischen Hauptmanns Caspar Frey handelt. Der



Fig. 116. Grabsteine an der Peterskirche.
(Nr. 80 bis 84.)

Grabstein ist zu sehr zerstört und verwittert, als daß sich ein Urteil über dessen ehemaligen künstlerischen Wert gewinnen ließe. Adamus erwähnt den Stein nicht, ebensowenig Wickenburg, so daß es den Anschein hat, daß er erst im vorigen Jahrhundert von irgend einer andern Stelle hierher transferiert worden ist. Der Stein ist zu groß und auffallend, als daß er von den Genannten hätte übersehen werden können.

88. Hübsche Gedenkplatte des i. J. 1587 (?) verstorbenen Studenten Bartholomaeus Herter aus Cusel (in der linksrheinischen Pfalz). Die Haupttafel enthält ein langes lateinisches Gedicht, die Grabschrift befindet sich, halb verwittert, darunter am Sockel.

89. Schöner, reich verzierter Gedenkstein eines i. J. 1585 verstorbenen polnischen Studenten Andreas Borckonius aus Lublin (A. 73). Wie die Abbildung Fig. 118 erkennen läßt, handelt es sich um ein reizvolles kleines Kunstwerk, das der »traurige

Præceptor« auf Befehl des Vaters, eines Königlich Polnischen Generalnotars, hat setzen lassen und für das er einen tüchtigen Meister zu finden gewußt hat.

90. Großer Grabstein des i. J. 1568 verstorbenen Lizentiaten der Philosophie Martinus Meinradus (A. 73). Oben zwei Wappen und unten eine reizende Kartuschentafel bilden die einzige Verzierung des großen Steines, dessen Inschrift mit besonderer Feinheit eingehauen erscheint. In den fünf schwungvollen Distichen, die die Lebensgeschichte des Verstorbenen wiedergeben, wird Ottheinrich, der ihn nach Heidelberg zurückberufen und in seinen Rat aufgenommen habe, »maximus Otho« genannt.



Fig. 117. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 87.)

93. Reich verzierter Grabstein des i. J. 1587 verstorbenen Zimmermanns Conrad Miller. Eine zweite, jüngere Grabschrift darunter gilt dem Andenken der i. J. 1590 verstorbenen Frau Magdalena Blechinger, offenbar der Gattin des vorigen, da die Initialen ihres Namens auch auf dem Allianzwappen darüber eingemeißelt stehen (s. Abbildung Fig. 119 rechts). Der Stein gehört in Zeichnung und Ausführung nicht gerade zu den schönsten der Reihe, ist aber inmitten des dichten Efeus sehr wirkungsvoll.

94. Große barocke Grabplatte der i. J. 1745 verstorbenen Elisabeth Thiele, Gattin des Weißgerbers Joh. Michael Thiele und Tochter des Pfarrers Joh. Heinr. Fick-eisen in Gimmeldingen an der Hardt.

91. Grabstein der i. J. 1620 verstorbenen Frau Anna Finckin. Die Inschrift auf der Tafel über der flachen Nische, innerhalb derer die Verewigte mit ihrem neugeborenen Kinde vor sich in Hochrelief als Brustbild dargestellt erscheint, ist so verwittert, daß kaum mehr etwas zu lesen ist, während die Bibelstelle unten auf der unteren Tafel sehr gut erhalten ist. Das Gesicht ist gänzlich verstümmelt, ebenso der Kopf des Wickelkindes, so daß sich über den künstlerischen Wert des Bildwerks nichts mehr sagen läßt (s. Abbildung Fig. 119 zuäüßerst links).

92. Einfacher Gedenkstein, in dessen Mitte eine an einem Nagel aufgehängte Trompete (vgl. oben Nr. 49) zu sehen ist. Die Inschrift stark verwittert. Nur der Anfang des Bibelspruches: Ich weiß aber, daß etc., ist noch deutlich zu lesen.

92. Einfacher Gedenkstein, in dessen Mitte eine an einem Nagel aufgehängte Trompete (vgl. oben Nr. 49) zu sehen ist. Die Inschrift stark verwittert. Nur der Anfang des Bibelspruches: Ich weiß aber, daß etc., ist noch deutlich zu lesen.

95. Kleines, sehr schönes Renaissancegrabmal des i. J. 1582 verstorbenen Ratsherrn und Bürgers Georg Krefß von Rotenburg o. d. Tauber (A. 105). Ein Efeustamm geht mitten über das Bildwerk hinweg, und dichtes Efeulaub hüllt es so sehr ein, daß die Inschrift nur teilweise noch lesbar ist und mit- samt allem Skulpturwerk wohl bald ganz verschwunden sein wird.

Die nächsten vier Steine sind hinten am Chor innerhalb einer alten Ölbergnische angebracht, von der nur noch die spätgotische Umrahmung vorhanden ist.

96. Einfache Grabplatte des i. J. 1615 verstorbenen Martin Neander von Lemburg in Schlesien. Der Inschrift zufolge hat der Verstorbene 43 Jahre in kurfürstlichem Dienste gestanden und ist zuletzt Schaffner an der Sapienz gewesen.

97. Hübscher Renaissancestein des »Bürgers und Rhats« Matthes Mais und von dessen drei Ehefrauen: Margaretha Seyferlin (gestorben 1590), Katharina Burggravin (gestorben 1600) und Katharina Müllerin (gestorben 1603). Da in der Grab- schrift des Mannes, mit der die In- schrift beginnt, Todesjahr und -tag ausgespart sind, so hat derselbe offenbar auch seine dritte Ehefrau überlebt und ist erst nach 1603 verstorben. Der Stein stammt somit auch erst aus dieser Zeit und stimmt in seinen Formen mit denen des gleichzeitigen Friedrichsbaues ganz überein. Das Wappen zeigt eine Meise. Es handelt sich hier um einen Vorfahren des von uns oben genannten, um die Geschichte und die Erhaltung der Kunstdenkmäler



Fig. 118. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 89.)

Heidelbergs hochverdienten Rates Albert Mays. Mathes Mais ist i. J. 1601 Bürgermeister von Heidelberg gewesen.

89. Schöner Gedenkstein des i. J. 1606 verstorbenen Bürgers und Metzgers Hans Hünerrfaud und dessen Gattin Anna Kulllesin (gestorben 1642). Pendant zum vorigen Stein, aber ohne Wappen (s. Abbildung Fig. 121 in der Mitte).

99. Schönes, reich verziertes Grabdenkmal des i. J. 1575 verstorbenen Niclas Lockhumer und von dessen Ehefrau Anna Hermännin (gestorben 1593). Was Schönheit des Aufbaues und Feinheit der Detaillierung und Ausführung anbetrifft, wohl



Fig. 119. Grabsteine an der Peterskirche.
(Nr. 91 bis 93.)

das wertvollste Denkmal am Äußern der Peterskirche (s. Abbildung Fig. 121 zuäußerst rechts), leider auch zu sehr von Efeu überdeckt und deshalb schlecht zu erkennen. (Über den Garten und die Häuser Lockhumers in Heidelberg s. Neues Archiv VII, 106, Anm. 5.)

100. Vor dem nördlichen Choreingang liegen mehrere alte Grabplatten als Bodenbelag, darunter zwei mit spätgotischen Inschriften des 16. Jhs. und eine aus dem 18. Jh. Von ersteren hat A. Mays noch die eine Inschrift entziffern können, die sich auf den Hofmedikus Johannes Posthius (gestorben 1597) und dessen Witwe (gestorben 1610) bezieht. Jetzt fast unlesbar. (A. 104.)

101. Moderne Gedenktafeln des i. J. 1830 verstorbenen Gerhard Guttenberger und des in demselben Jahre verstorbenen Obergerichtsadвокaten Ed. Hecht.

102. Großes, leider im oberen Teile ganz verwittertes Grabmal des i. J. 1546 verstorbenen Literatur-Professors Thomas Rhinerus (A. 71). Wie die lateinische Inschrift

besagt, betrauertem ihn Gattin und Kinder. Seine Verheiratung ist denn auch der Grund gewesen, weshalb er (nach A. Mays) nicht Mitglied der Artistenfakultät werden konnte.

103. Kleines hübsches Renaissancegrabmal, leider sehr verwittert. Inschrifttafel fehlt, nur die beiden Pilaster links und rechts noch vorhanden. Unten steht:

ΘΝΗΤΟΣ ΘΝΗΤΑ
ΦΡΟΝΕΙ

Auf Grund dieses Spruchs läßt sich erkennen, daß es sich um den von Adamus (pag. 74) verzeichneten Grabstein des Lehrers der Logik und Physik Johannes Jugnitius (gestorben 1588) aus Breslau handelt.

A. Mays erwähnt, daß er i. J. 1585 als Rektor 314 Studierende immatrikuliert habe, die größte Zahl, die bis dahin jemals vorgekommen sei.

104. Große, reich verzierte Grabplatte des i. J. 1562 verstorbenen Professors der Philosophie und dann des bürgerlichen Rechts Philippus Rhinerus, Sohnes des oben (Nr. 102) genannten Thomas Rhinerus. Das leidlich gut erhaltene Reliefporträt des Verstorbenen im oberen Halbkreis läßt, wie auch die ganze übrige Detaillierung dieser großen Platte, die Hand eines tüchtigen Meisters erkennen.



Fig. 120. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 93.)

105. Kleine moderne Grabplatte des i. J. 1843 verstorbenen G. W. Keitel.

106. Sehr schönes, leider stellenweise sehr beschädigtes und verwittertes Grabdenkmal des i. J. 1594 verstorbenen Dr. juris und Advokaten am Reichsgericht in Speier Johann Sigismund Meidelin aus Lauingen (A. 62). Bis auf den Wappenaufbau mit seinem freien Volutenwerk ein mustergültiges Stück deutscher Frührenaissance im Stil der Anthonyschen Skulpturen des Ottheinrichsbaues (s. Abbildung Fig. 122).

107. Große, völlig verwitterte Grabplatte in barocker Formgebung, wahrscheinlich dem von A. Mays verzeichneten Pfarrer der wallonischen Gemeinde Christoph ab Hospital (gestorben 1775) zugehörig.

108. Kleiner, höchst reizvoller Grabstein des i. J. 1598 verstorbenen kurpfälzischen »Hofdrommeters« Kilianus Obrigg (vgl. oben Nr. 49 und 92).

109. Modernes frei stehendes Grabmal des Archibald Sympson Esq. (gestorben 1844).

110. Hübscher kleiner Gedenkstein des i. J. 1537 verstorbenen Kaspar von Rechenberg. Das redende Wappen (Rechen) umgeben von vier Ahnenwappen, die Inschrift auf einer hübschen Kartusche darunter (s. Abbildung Fig. 123 oben links).



Fig. 121. Grabsteine an der Peterskirche.
(Nr. 96 bis 99.)

111. Ovale Grabplatte des i. J. 1786 verstorbenen Professors Carl Büttinghausen aus Frankenthal, am Rande arg beschädigt und mit fast zur Unlesbarkeit verwitterter Schrift (s. Abbildung Fig. 123 links unten).

112. Schön verzierte barocke Gedenktafel der i. J. 1736 verstorbenen Susanna Cornelia Klapmeyer, Gattin des Arztes Philipp Ludwig Limberg (s. Abbildung Fig. 123 rechts oben).

113. Große einfache Grabplatte des i. J. 1574 verstorbenen Philips Gloer der alt und von dessen i. J. 1575 verstorbenen Ehefrau Dorothea Buelstein (A. 103).

114. Kleine Renaissanceplatte der i. J. 1582 verstorbenen Hedwig Schechsig, Töchterchen des Hofpredigers Paul Schechsig (A. 103).

115. Marmorurne auf frei stehendem Granitblock. Am Sockel steht die Grabschrift des i. J. 1824 verstorbenen Franz Grafen von Jenison-Walworth.

116. Großer Gedenkstein mit drei Inschriften: 1. der Zeit nach die älteste ist die der i. J. 1614 verstorbenen Frau Anna geb. Schleicher zuoberst auf der schön umrahmten Kartuschetafel; 2. darunter die noch stärker verwitterte Grabschrift eines 1660 ver-

storbenen Mannes, der als »ehrenvester« und »des raths« bezeichnet wird, dessen Name aber unleserlich ist; 3. oberhalb der Tafel auf dem glatten Stein Grabschrift des i. J. 1632 verstorbenen Ratsverwandten Matthes Haller.

117. Grabmal in Formen des ausgehenden 18. Jhs. mit völlig zerstörter Inschriftplatte.

118. Einfach verziertes Grabmal des kurfürstlichen Rates Christophorus Langhaus (gestorben 1719) und von dessen Ehefrau Anna Salome (gestorben 1709) mit dem Allianzwappen obenauf.

119. Große Grabplatte der i. J. 1560 verstorbenen Sibylla, Gattin des Sebastian Ochsenkuns (gestorben 1574), kurfürstlichen Lautenisten (A. 100). Die Inschrift der Gattin findet sich auf einer kleinen, ursprünglich dafür leer gelassenen Kartuschetafel unterhalb der deutschen und lateinischen Verse, die die große Tafel füllen.

Am Boden vor der hier befindlichen nördlichen Seitentür liegen ältere Grabplatten; von zweien sind Reste der Inschriften (15. Jh.) zu erkennen.

120. Einfache Grabplatte der i. J. 1771 verstorbenen Elisabetha Kiffelin, Tochter des kurfürstlichen Hofgerichtsrats G. H. Müller in Speier und Gattin des Kauf- und Handelsmanns Kiffel.

121. Große barocke Grabplatte des i. J. 1735 verstorbenen Philipp Michael Hose, Stadtrat und Bierbrauer in Heidelberg. In ganz eigenartiger Weise folgen die vielen Zeilen der langatmigen Grabschrift konzentrisch bis oben hinauf dem unteren Bogen, der das ganz verwitterte Wappen (?) einschloß.

122. Moderne einfache Gedenktafel des i. J. 1843 verstorbenen berühmten Rechtsgelehrten Carolus Salomo Zachariae a Lingenthal. Die Kleinheit des Steines steht in umgekehrtem Verhältnis zur Größe des Mannes, der 37 Jahre lang eine Leuchte der Universität gewesen ist.

123. Reich verziertes Renaissancegrabmal des im 13. Lebensjahre (1592) verstorbenen Sohnes Christophorus des Notars Mathias Bechtolsheim und dessen Gattin Margreta geb. Menkin. Das Todesjahr der Eltern ist nicht ausgefüllt (A. 97). Die rechte Seite der Inschrift ist halb abgesplittert.

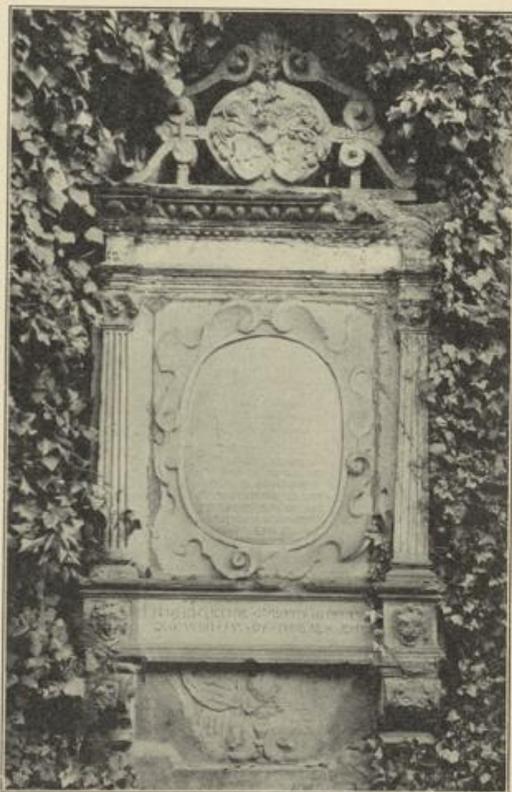


Fig. 122. Grabstein an der Peterskirche.
(Nr. 106.)

124. Einfache Marmortafel des i. J. 1803 verstorbenen Franz Friedrich Gerhart, Küfers und Biersieders.

125. Gotisierendes modernes Grabmal des i. J. 1840 verstorbenen Stadtpfarrers und Professors Johann Friedrich Abegg.

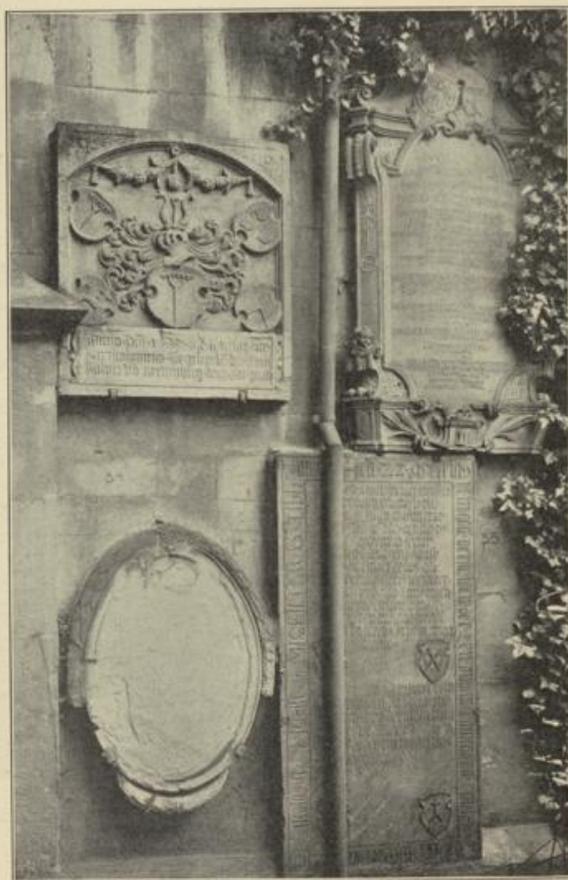


Fig. 123. Grabsteine an der Peterskirche.
(Nr. 110 bis 113.)

126. Verwitterte Grabplatte der i. J. 1817 verstorbenen Charlotte de Pré, ersten Gattin des Vorigen.

127. Gotisierende Platte der i. J. 1876 verstorbenen Wilhelmine Abegg geb. Maurer, zweiten Frau des Joh. Friedr. Abegg.

128. Gedenkstein des i. J. 1832 verstorbenen Pfarrers in Kirchheim Johann Conrad Maurer und dessen Gattin Juliana Franzisca geb. Heyliger (gestorben 1818).

III. In den Nischen der oberen Stützmauer des Kirchhofs

129. Modernes Sandsteinkreuz des 1838 verstorbenen Traugott Scheuffelhut.

130. Grabplatte der 1839 verstorbenen Margaretha Engelhorn mit sechs ihr im Tode vorangegangenen Kindern.

131. Eisenkreuz auf Steinsockel der 1837 verstorbenen Frau Susanna Maria Fischer geb. Tenner.

132. Grabdenkmal der 1828 verstorbenen Frau Johanna Elisabeth Weisert geb. Bassermann. Der Stein zeigt den trauernden Genius mit gesenkter Fackel stehend vor einer Urne auf hohem Postament (s. Abbildung Fig. 124).

133. Sandsteinkreuz des 1832 verstorbenen Geheimrats Daniel Theodor Fuchs.

134. Sandsteinpostament der 1829 verstorbenen Fanny Wilhelmine Friderike Marianne Schröder geb. Heine von Hamburg.

135. Grabmal der i. J. 1814 verstorbenen Johanna Maria Bassermann, einen Säulenstumpf mit darüber gehängtem Tuch darstellend. Auf letzterem die Grabschrift.

136. Hübsches schmiedeisernes Kreuz mit unleserlicher Inschrift.

137. Grabdenkmal aus rotem Sandstein mit einem sitzenden Genius mit gesenkter Fackel im Relief. Die darüber befindliche Inschrifttafel läßt kaum mehr erkennen, daß es sich um das Grabmal der Johanna Charlotte La Mine aus München (gestorben 1827) handelt. Nach Mays ebenfalls ein Werk des jüngeren Pozzi, badischen Hofbildhauers in Mannheim (s. Abbildung Fig. 125 zuäüßerst rechts).

138. Grabkreuz auf Sockel. Inschrift verschwunden. Nach A. Mays: Grabmal der Luise Süpfle geb. Fellmeth aus Karlsruhe.



Fig. 124. Grabstein im Friedhof der Peterskirche.
(Nr. 132.)

139. Grabmal des 1813 verstorbenen Professors Georg Adolf Succow, mit einem sitzenden trauernden Genius im Relief, ebenfalls vom jüngern Pozzi (s. oben). Zu-
äußerst links auf Fig. 125.

140. Kleines Eisenkreuz auf Sandsteinsockel des 1819 verstorbenen Ludwig Hahn.

141. Große Sandsteinplatte der Johanna Philippine Baehr geb. Koch (ge-
storben 1829).

Frei im südlichen Teile des Friedhofs:

142. Grabmal des i. J. 1819 verstorbenen Studenten der Rechtsgelehrsamkeit
H. B. Thümmel. Säulenstamm mit Vase darauf.



Fig. 125. Grabmäler im Friedhof der Peterskirche.
(Nr. 137 bis 139.)

143. Grabmonument in Form eines Altars. Der hier beigesetzte Student Jacob Rieder aus Winterthur ist auf der Rückkehr von der Frankfurter Messe von dem be-
rühmtesten Straßenräuber Hölzerlips in der Nacht vom 30. April auf 1. Mai des
Jahres 1811 in der Postchaise überfallen und erschlagen worden. Hölzerlips wurde
daraufhin mit seinen Spießgesellen verhaftet und am 31. Juli 1812 in Heidelberg ent-
hauptet.

144. Weiterhin an der Mauer, in dichtem Gebüsch fast versteckt, das Grab-
monument des i. J. 1788 verstorbenen Botanikers Georg Matthäus Gattenhof,
das früher im botanischen Garten an der Stelle des jetzigen Wredeplatzes stand. Die
sich über eine Urne neigende Flora-Statue stark verwittert, ebenso wie die Inschrift.

Die hohe Mauer mit ihren stattlichen Portalen, welche der Zeichnung im The-
saurus Palatinus (s. oben Fig. 92) zufolge den Kirchhof umschloß, ist verschwunden
und durch ein armseliges Eisengitter ersetzt worden.

Südwestlich der Kirche gegenüber lag der *S. Petersfriedhof*, der anfänglich sich bis S. Petersfriedhof über die Theaterstraße ausgedehnt hatte, allmählich aber so klein geworden war, daß er »sich jedesmal nach 12 bis 14 Jahren zu füllen pflegte« (A. Schreiber). Die von Adamus in coemeterio Petrino verzeichneten Grabdenkmäler sind nach der Aufhebung des Friedhofs im Mai 1860 infolge der Anlage der Eisenbahn und der derselben parallel laufenden Straße zum Teil in den Kirchhof der S. Peterskirche versetzt, zum Teil zerstört oder verschleppt worden.

Zwei von diesen Grabsteinen befinden sich jetzt am Turm im Garten hinter der Jesuitenkirche. Der eine, in reizvollen barocken Formen, ist dem Andenken der i. J. 1775 verstorbenen Elisabeth Waldhardt errichtet, der andere, größere in klassizistischer Formgebung mit reizenden Putten an den Seiten gehört dem i. J. 1793 verstorbenen »Seelsorger« Franz Waldhardt, dem Gatten der Vorgenannten.

Auch im Berggarten des Herrn Guido Schmitt (s. unten) befindet sich ein Grabstein, der vom Petersfriedhof stammt.

Beim Eisenbahnbau sind offenbar auch eine größere Anzahl Grabsteine für die Anlage von Kanälen gegenüber der Schießtorstraße verwendet worden. Sechs von diesen kamen dort unlängst bei Grabarbeiten wieder zum Vorschein und sind der städtischen Sammlung einverleibt worden (s. unten S. 280 ff.).

Die ehemalige *Kapelle* dieses Friedhofes, die in den Akten des Großh. GLA. Friedhofkapelle bereits i. J. 1785 als sehr baufällig und dachlos erscheint, ist i. J. 1861 abgebrochen worden. Das Steinmaterial hat man nach Gaiberg verbracht und dort die katholische Kapelle vor dem Orte damit neu errichtet (s. oben S. 29).

DIE PROVIDENZKIRCHE

Geschichtliches. Die einst im südlichen Teile des kurfürstlichen Herrengartens, Geschichtliches jetzt ungefähr in der Mitte der Hauptstraße (der ehemaligen Speirer Straße) auf deren Südseite gelegene Providenzkirche ist von Karl Ludwig auf Betreiben seiner ihm i. J. 1658 morganatisch angetrauten zweiten, streng lutherischen Gattin Luise von Degenfeld i. J. 1659 gegründet — Grundsteinlegung am 18. April — und i. J. 1661 eingeweiht worden. Der Kupferstich, welcher der Broschüre mit der Einweihungspredigt des Pfarrers Heylandt vorgesetzt ist, zeigt das damalige Aussehen des Gotteshauses übereinstimmend mit einem Kupferstich von Joh. Schweitzer in der städtischen Sammlung (s. Abbildung Fig. 126), auf dem ein »Theodorus Reber, Steinhauer« als »Inventor« bezeichnet ist. Ob wir in diesem Steinmetzmeister den Urheber des Planes zu erblicken haben, mag zweifelhaft sein; daß er der Bauleiter gewesen ist, geht auch aus den Akten des GLA. hervor.

Den Namen erhielt die Kirche nach dem Wahlspruche des Kurfürsten: »Dominus providebit.«

Nachdem das Bauwerk beim Stadtbrande von 1693 zwar nicht zerstört, aber stark beschädigt worden war, erfolgte mit Beginn des 18. Jhs., hauptsächlich auf Betreiben des Pfarrers Johann Philipp Schlosser, der im Reiche (Straßburg, Bayreuth, Frankfurt etc.) und auch auswärts, z. B. in Zürich, Kollekten für die Wiederherstellung von Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus veranstaltet hatte (der Ertrag betrug 10 000 fl. laut Akten im GLA.), eine allmähliche Wiederherstellung und schließlich i. J. 1717 der Anbau

eines Turmes an der Vorderfront, der aber 1738 noch nicht vollendet war. In diesem Jahre nämlich bewilligte der Kurfürst 60 bis 70 Stämme Eichenholz zum Ausbau des Turmes, nachdem lange Jahre hindurch energische Proteste seitens einiger Mitglieder der lutherischen Gemeinde gegen diesen »ohnnötigen und undienlichen« Turmbau den Fortgang der Arbeiten verhindert hatten. Die Ausstattung des Innern mit Malereien (das Deckengemälde stellte die Speisung der Viertausend dar, außerdem waren Bilder auf den Emporen vorhanden) wurde dem Hofmaler J. K. Seekatz (1719 bis 1768) in Darmstadt übertragen. Bei der Instandsetzung des Gotteshauses anlässlich des Universitätsjubiläums i. J. 1886 sind diese Malereien, die sich leider sehr schlecht erhalten hatten,



Fig. 126. Ansicht der Providenzkirche vor dem Anbau des Turmes.
(Nach einem Stich von Joh. Schweitzer in den städt. Sammlungen.)

sämtlich entfernt und durch Stuckornamente ersetzt worden. (Wenn Aloys Schreiber [Heidelberg etc. 1811, S. 108] schreibt: »Der Plafond ist von Seekatz gemalt, einem Künstler, dem das Gemeine besser gelang, als das Edle«, so ist zu berücksichtigen, daß der gelehrte Heidelberger Professor aus den antikisierenden Kunstanschauungen seiner Zeit heraus urteilt und deshalb an den im Geschmack der Mitte des 18. Jhs. in derber, niederländischer Manier gehaltenen Arbeiten des seinerzeit viel bewunderten und auch von Goethe gepriesenen Darmstädter Hofmalers kein Gefallen finden konnte. Die letzte Restauration des Gotteshauses ist im Sommer 1911 erfolgt.

Baubeschreibung

Die Kirche ist ein flach gedeckter einschiffiger Putzbau von bescheidenen Abmessungen mit polygonalem Chorschluß und einem (i. J. 1717 zugefügten) Frontturm, der

das auf obiger Abbildung sichtbare ehemalige Portal, ebenso wie das darüber sitzende Maßwerkfenster und die kreisrunde Öffnung zuoberst im Giebel verdeckt, so daß jetzt nur noch je ein großes Fenster beiderseitig daneben sichtbar ist. Ob ursprünglich alle Fenster, wie es der Kupferstich zeigt, mit Maßwerk versehen waren, ist zweifelhaft. Jedenfalls zeigen solches jetzt nur noch die zwei Frontfenster, aber in ganz anderer Formgebung, als auf der genannten Abbildung, nämlich mit jener eigentümlichen speichenartigen Teilung im oberen Halbrund, welche bei der freilich viel reicheren und wirkungsvolleren Maßwerkzeichnung der Fenster in der Jesuitenkirche, außerdem aber auch bei den Fenstern der ehemaligen Karmeliterkirche (s. oben Fig. 75) und der noch vorhandenen S. Annenkirche (s. unten) wiederkehrt und vielleicht auf Meister Breunig (s. unten S. 206) zurückgeht. Unter den großen schmucklosen Fenstern der Längsseiten sind noch querovale Öffnungen zur Belichtung der unterhalb der Emporen befindlichen Sitzplätze angebracht. Den einzigen ornamentalen oder figürlichen Schmuck des Äußern bilden die »Mansbildköpfe« an den Schlußsteinen der Fenster, kunstlose, rohe Arbeiten.

Der unorganisch, mitten vor die Giebelfront gesetzte Glockenturm erscheint im unteren viereckigen Teile ziemlich nüchtern, im oberen achteckigen Teile aber um so reicher gegliedert und verziert (s. Abbildung Fig. 127).

Zwar leiden auch hier die Einzelheiten, sowohl das Figürliche, wie das Ornamentale, unter einer gewissen Flüchtigkeit und Rohheit in der Ausführung, als Ganzes aber wirkt der achteckige barocke Aufbau oberhalb des von einem graziösen Baluster umgebenen Umganges mit seiner luftigen Zwiebelkuppelbekrönung doch vornehm und für das Straßenbild äußerst reizvoll.

Wir betreten das Innere durch die beiden Seiteneingänge des Turmes und befinden uns in einer kreuzgewölbten Vorhalle, welche als den einzigen Schmuck an der der Straße zugekehrten Wand das große reiche Alabastergrabmal der Eleonora Charlotte von Bettendorf geb. von Racknitz (gestorben 1746) aufweist. Dies von dem dankbaren Sohn Christoph Philipp gestiftete Alabasterdenkmal ist das Werk eines bedeutenden, uns leider unbekanntem Meisters und erfreut ebenso sehr durch die phantasiereiche

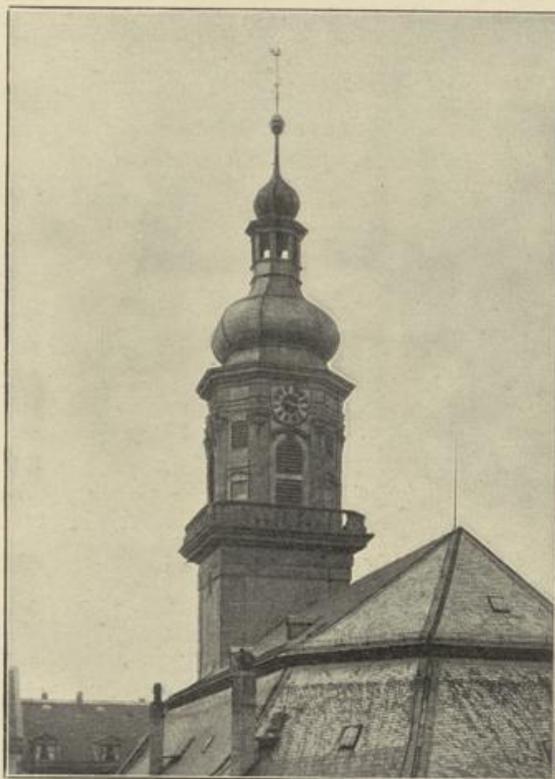


Fig. 127. Turm der Providenzkirche.

Detaillierung, wie durch die sorgfältige Ausführung. Die Inschrift steht auf einer schwarzen Marmortafel, um welche die weiße Alabasterskulptur eine wirksame Einrahmung bildet (s. Abbildung Fig. 128).

Über der gegenüber liegenden Haupttür erscheint auf einer kreisrunden schwarzen Holztafel folgende Bauinschrift weiß aufgemalt: D.O.M. ÆDEM SACRAM AVSPICIIS AVGVSTIS CAROLI LVDOVICI PATR. P. AC. RESTITVTOR. P. E. ET CAROLI F. PRINC. IVVENT. QVI XIV. CAL. MAII MDCLIX PRIMVM LAPIDEM P. P. CIVES HEIDELBERG. CONFESS. AVGVSTAN. SVO ET PIORVM AERE EX FVNDAM. EXTRVX. Nach Heylandt und Kayser befindet



Fig. 128. Bettendorfsches Grabmal in der Providenzkirche.

sich dieselbe Inschrift auf einer silbernen »Müntz« im Grundstein der Kirche. Auf der andern Seite sei gestanden: EX IVSSV PRINCIPIS. Es handelt sich hier also offenbar um eine Kopie dieser Urkunde.

Das Innere des Gotteshauses ist bei der letzten Restauration im Sommer 1911 völlig erneuert worden. Alt ist nur noch die Anlage der Emporen, welche den saalartigen Raum auf der Eingangsseite und an den Längsseiten bis zum Altarraum hin umgeben und auf dünnen Holzsäulen ruhen. Die ganze innere Ausstattung und Einrichtung ist modern. (Über die verschwundenen Deckengemälde s. oben S. 199. Auch der ehemalige »Stand der Degenfelderin, die sich unter Eskorte von Leibtrabanten sonntäglich in die Kirche zu begeben pflegte« [s. Oncken, a. a. O. S. 3], ist nicht mehr erhalten und wahrscheinlich schon 1693 zugrunde gegangen.)

Grabdenkmäler

Links und rechts vom Eingange sind folgende *Grabdenkmäler* eingemauert, neuerdings leider sämtlich mit weißer Olfarbe überstrichen:

1. Gedenktafel des kurpfälzischen Majors Carl Ludwig von Logau und Altendorff (gestorben 1753) mit Wappen darüber in Rokokoformen.
2. Gedenktafel der Juliana Friderike von Zyllenhardt geb. von Bettendorf (gestorben 1783), in hübscher klassizistischer Formgebung mit Wappenbekrönung.

3. Größere Gedenkplatte der Philippina Juliana Freifrau von Zyllenhardt geb. Freiin von Roman (gestorben 1782) mit reizvollen Laubgehängen, Wappen u. dgl., alles ebenfalls in klassizistischen Formen gehalten.

Vom Chor aus, der räumlich keine besondere Abteilung des Baues bildet, sondern nur um einige Stufen erhöht ist, führt eine Tür in den kleinen niedrigen Sakristeianbau.



Fig. 129. Silberne Abendmahlskannen aus der Providenzkirche.

Die Hauptstücke des *Kirchenschatzes* werden aber zurzeit nicht hier, sondern gegenüber Kirchenschatz im evangelischen Pfarrhause aufbewahrt.

1. Barocke Abendmahlskanne, silbern, ohne Marken und Stempel, laut Inschrift i. J. 1715 von Zimmermeister und Gemeindevorstand Johann Dunki (s. unten) und dessen Gattin Catherina »der evangelisch-lutherischen Kirchen verehrt«. Links auf unserer Abbildung Fig. 129.

2. Barocke Abendmahlskanne, silbern mit Augsburger Stempel, vom Apotheker Christoph Koch und dessen Ehefrau Anna i. J. 1705 gestiftet (rechts auf unserer Abbildung Fig. 129). Beides sind wertvolle Stücke von hübscher Zeichnung und vortrefflicher Arbeit.

3. Abendmahlskelch, silbern, von 1806, ohne Inschrift, und

4. Abendmahlskelch, silbern, in demselben Jahre von Chr. Göttert gestiftet. Beide Kelche tragen den Stempel der Trübnerschen Werkstätte in Heidelberg. Hübsche, dekorative Arbeiten in klassizistischen Formen.

Glocken

Der Turm trägt fünf *Glocken*, von denen zwei bereits vor dessen Fertigstellung i. J. 1723 von Ludwig Gosman in Landau dafür gegossen worden waren, die eine von Johannes Metzler und dessen Ehefrau Anna Barbara, die andere von »wehrten Freunden« gestiftet, wie die Inschriften (Wortlaut derselben bei Pfaff) besagen.



Fig. 130. Grabdenkmal außen an der Providenzkirche.

Die drei andern Glocken sind jünger und von Franz Anselm Speck in Heidelberg gegossen, die eine 1774, die andere 1775, die dritte 1776, und zwar die erste, die größte von allen, als Ersatz für die zersprungene kleine Glocke, die mittlere mit Hilfe einer vom Konsistorialrat und Ersten Pfarrer veranstalteten Kollekte, die dritte auf Betreiben (cura) des Konsistorialrates und Ersten Pfarrers Wilh. Zehner, dessen große Verdienste um die Verschönerung der Kirche auch F. P. Wundt (a. a. O. S. 179, Anm. 97) besonders betont. (Die Gießhütte der Familie Speck lag um das Jahr 1800 an der Neuenheimer Landstraße, wo sich jetzt die Villa des Bürgermeisters Dr. Walz [Nr. 4] befindet.)

Hinter der Kirche befand sich einst der lutherische Friedhof, von dem sich noch folgende Monumente erhalten haben:

1. Am Chorpolygon der Kirche angelehnt das große, leider arg verwitterte *Doppel-* Grabdenkmäler
grabmal (r. S.) des „*Johannes Dunki gewester Zimmermeister und Einnehmer, Gasthalter zum goldenen Engel, auch gewester Vorsteher der hiesigen evangelisch-lutherischen Gemeind, geb. 1644...*“ Der Rest der Inschrift auf der rechtsseitigen Platte ist bis zur Unlesbarkeit verwittert. Die linke Tafel, welche wahrscheinlich die Grabschrift der Gattin Catharina (s. oben) enthalten sollte, ist leer geblieben, ebenso wie die Wapenschilder darüber. Einer Beschreibung dieses offenbar von einem sehr tüchtigen Meister herrührenden Werkes enthebt uns die Abbildung Fig. 130. Doch gibt diese nicht annähernd die kraftvolle und zugleich formvollendete Detaillierung dieses kostbaren Grabmals wieder. Die Renaissanceornamente, die Embleme und Fruchtschnüre sind mit ungemeiner Bravour hoch erhaben aus dem Stein herausgearbeitet; leider ist aber ein viel zu weiches Sandsteinmaterial verwendet worden, so daß der völlige Ruin dieses ungeschützt im Freien stehenden schönen Werkes in Bälde bevorsteht.



Fig. 131. Grabstein im Friedhof der Providenzkirche.

An der den ehemaligen Friedhof nach Süden begrenzenden Gartenmauer sind ferner folgende Grabdenkmäler angebracht:

2. Große Grabplatte (r. S.) mit einem reichen barocken Allianzwappen obenauf und einer Grabschrift darunter, die infolge Verwitterung nicht mehr zu lesen ist.
3. Einfache Grabplatte (r. S.) mit reicher Randverzierung. Von der Inschrift ist nur noch das Todesjahr 1716 mit Sicherheit zu entziffern. Der obere Teil ganz mit Moos bedeckt. Wappen fehlt.
4. Schönes Epitaph (s. Abbildung Fig. 131) des Ludwig Friedrich Carl Eginhard, Regierender Graf zu Erbach und Herr zu Breuberg (gestorben 1794).
5. Einfacher Grabstein (w. S.) des i. J. 1772 geborenen Heinrich Freiherrn von Kesling (gestorben 1838 [?]).
6. Einfache große Grabplatte (r. S.) der Frau Maria Eva Wagnerin geb. Bocken (gestorben 1735) mit Allianzwappen über der langatmigen Grabschrift.

7. Große, ganz verwitterte Grabplatte (r. S.) in Form eines Sargdeckels mit ab-geschrägten Rändern. Unten das Wappen. Nur die Jahreszahl 1629 ist noch zu erkennen.

8. Große Grabplatte (r. S.) ähnlicher Art, mit Engelsköpfen an der Seite, ganz verwittert.

9. Unverzierter Grabstein (r. S.) mit einer ovalen Inschrifttafel — die Worte sind unleserlich — in der Mitte. Wohl aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammend.

10. Große Barockplatte (r. S.) der Frau Anna Maria Margaretha Trappin geb. Janson (gestorben 1696) mit Wappen obenan und reichen Reliefformanten.

11. Einfache Grabplatte (r. S.) des i. J. 1670 geborenen Johann Conrad Zirrfus (Todesjahr unleserlich) mit verziertem Rande und arg verwitterter Inschrift.

JESUITENKIRCHE

Quellen: Computus Expensarum in fabricam Templi Societatis Jesu Heidelbergae, Aktenfaszikel von 1711 bis 1724 im Großh. GLA.

Literatur: J. Braun, S. J., Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten, Teil II, Freiburg i. B. 1910, S. 308 ff., und K. Lohmeyer in: Adam Breunig, ein Heidelberger Meister des Barock, Sonderabdruck aus der Heidelberger Zeitung, Heidelberg 1911, S. 6 ff.

I. Geschichte des Baues

Die Grundsteinlegung zur Kirche, die jetzt als katholische Pfarrkirche der Altstadt (tit. ad sanctum spiritum et ad sanctum Ignatium) dient, ist am 19. April 1712 erfolgt (s. die Inschrift des Grundsteins auf pag. 187 des Thesaurus Palatinus), nachdem der Bau des neun Jahre früher begonnenen Klosters (s. unten S. 218) seinen Abschluß gefunden hatte. Ein Jahr vorher war bereits begonnen worden, auf dem der Universität abgetrotzten, zwischen Heugasse und Augustinergasse gelegenen Gelände die Reste der dort befindlichen Bauten des ehemaligen, im Stadtbrande zerstörten contubernium academicum (auch »die Bursch«, bursa, genannt, s. Neues Archiv I, 150) abzubrechen (vgl. den von Hirsch a. a. O. S. 6 wiedergegebenen Situationsplan aus dem Universitätsarchiv). Der vom Ordensgeneral in »Rom am 26. Juni 1712 approbierte« Grundrißentwurf, den Fig. 132 nach dem Original im GLA. wiedergibt, hat bei der Ausführung, wie wir sehen werden, mancherlei einschneidende Abänderungen erfahren.

Anfänglich scheint der Bau flott betrieben worden zu sein, denn bereits i. J. 1715 konnte nach Vollendung des Chores mit der Aufführung der Arkadenpfeiler des Langhauses begonnen werden. Bald aber trat ein Stillstand ein, so daß man sich i. J. 1723 entschließen mußte, den Chor und die anschließenden Joche des Schiffes mit einer Not-mauer abzuschließen, um das Gotteshaus provisorisch wenigstens in Gebrauch nehmen zu können. (In den Karlsruher Akten heißt es: fuit primus ingressus in templum et initium Divinorum 25 May 1723.) In diesem Zustand hat Joh. Peter Kayser den Bau gesehen, von dem er i. J. 1733 schreibt, daß er »nach den gelegten Fundamentern kaum halb ausgebauet und nur das Chor fertig und schön ausgezieret« sei. Brauns (a. a. O. S. 314, Anm.) Behauptung, daß die Langseiten bis zur Fassade i. J. 1723 fertiggestellt

gewesen seien, erscheint hiermit kaum vereinbar. Erst 20 Jahre später (ca. 1745) ist man wieder an der Arbeit, und zwar unter anderer Bauleitung.

Es ist das Verdienst Karl Lohmeyers, den Meister der Jesuitenkirche aus den Akten des Großh. GLA. wieder ausgegraben und dessen Bedeutung für die Baugeschichte

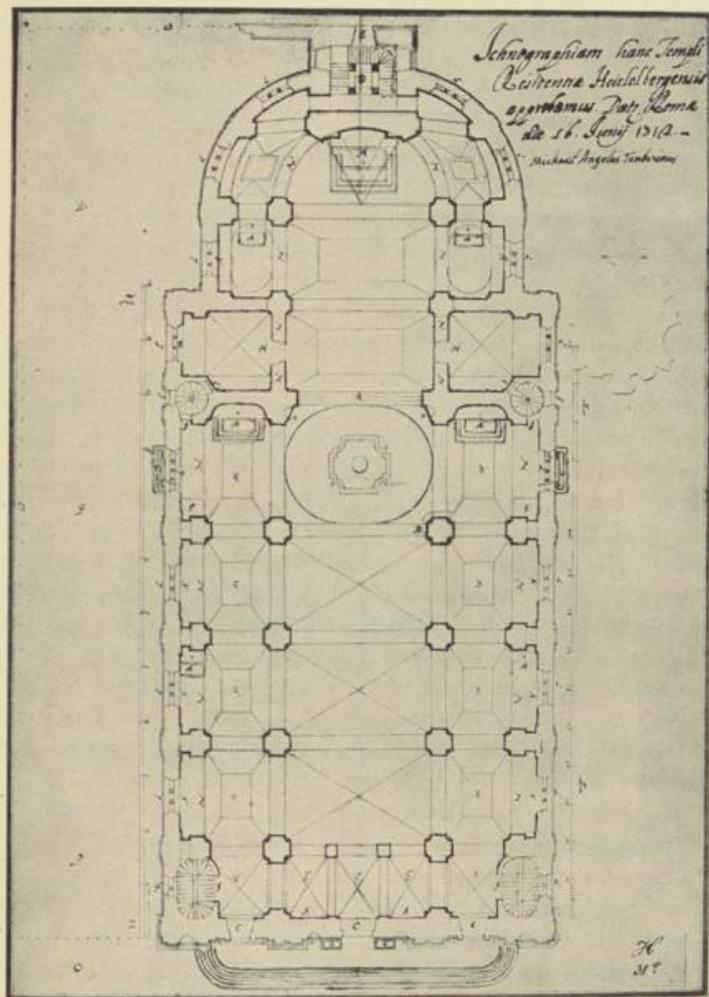


Fig. 132. Erster Entwurf für die Jesuitenkirche.

Heidelbergs festgelegt zu haben. Sein Name ist Joh. Adam Breunig. Herkunft und Bildungsgang sind noch unbekannt. Nach Lohmeyer ist er in reiferem Alter stehend mit Frau und Kindern in den 90er Jahren des 16. Jhs. in Heidelberg eingewandert. Bereits zu Beginn des Jahres 1701 finden wir ihn in kurfürstlichen Diensten als Werkmeister neben dem kurfürstlichen Bauschreiber Karasky (oder Charasky) im Streit mit dem Werkmeister der geistlichen Administration Ernst, über die von letzterem an der Heiliggeist-

kirche ausgeführten Reparaturarbeiten, und auch nachher kommt sein Name wiederholt in den Kirchenbauakten des GLA. vor. Allmählich muß er dann unter den Heidelberger Baumeistern eine führende Stellung erlangt haben, was daraus hervorgeht, daß ihm gleichzeitig mit dem Neubau des Universitätsgebäudes der der Jesuitenkirche übertragen worden ist. Wie wir sahen (oben S. 116), war er vielleicht auch der Baumeister der Karmeliterkirche. Wir werden auf die Bautätigkeit dieses vortrefflichen Meisters wiederholt noch zurückzukommen haben.

Die Unterbrechung im Baubetriebe der Jesuitenkirche hängt offenbar mit dem Weggange Breunigs infolge der Verlegung der kurfürstlichen Residenz nach Mannheim i. J. 1720 zusammen. Der Meister ist seinem Herrn nach Mannheim gefolgt, wo sein Name in den nächsten Jahren wiederholt in den Schloßbaurechnungen auftaucht. Nur kurze Zeit aber ist ihm dort zu wirken beschieden gewesen: zum 25. November 1727 findet sich die Beerdigung des dominus Breunig architectus im Mannheimer Kirchenbuche eingetragen.

Wir besitzen den Breunigschen Plan zur Fassade leider nicht. (Braun [a. a. O. S. 308, Anm.] ist irrtümlich berichtet worden, wenn ihm die Thumsche Zeichnung im Thesaurus Palatinus als »eine Kopie des Fassadenentwurfs« bezeichnet worden ist. Es handelt sich hier um eine leidlich genaue, nur in den Verhältnissen einzelner Bauteile etwas mißlungene Abbildung des ausgeführten Bauwerkes.) Der Nachfolger Breunigs, dem nach der langen Unterbrechung die Fertigstellung des Langhauses und die Errichtung der Fassade zufiel, ist leider nicht bekannt. Die i. J. 1752 bis auf die heute noch fehlenden Einzelheiten fertiggestellte Vorderfront läßt leider, wie wir sehen werden, eine künstlerische Rücksichtnahme sowohl auf die innere Gestaltung, als auch auf die Seitenfronten vermissen. Im Zusammenhange mit der Errichtung der Fassade erfolgte i. J. 1751 die Einwölbung des Schiffes und damit die Vollendung des Ganzen im Rohbau. Die innere Fertigstellung scheint erst i. J. 1759 weiterbetrieben worden zu sein. Nach den Akten ist die Kirche damals ganz geweißt, der Plattenbelag des Fußbodens fertiggestellt und die Orgelempore errichtet worden. Die Arkadenpfeiler erhielten damals auch erst ihre Kapitäle mit dem Gebälkaufsatz in Stuck angeputzt, die später in Stein erneuert worden sind. Nach Vollendung dieser Arbeiten wurde die i. J. 1723 errichtete Chormauer niedergelegt und das ganze Gotteshaus dem Kultus übergeben. Wie Alois Schreiber (Heidelberg 1811) berichtet, ist dann die Kirche lange verlassen gestanden und »während des letzten Krieges mitunter als Militärmagazin« benutzt worden. Sie hat also während der Franzosenherrschaft das Schicksal so vieler anderer Gotteshäuser in Deutschland geteilt. Über die damalige Wiederinstandsetzung erfahren wir nichts näheres. Wiedereinweihung 1810. Daß »dieser mit einer edlen Simplizität aufgeführte Tempel« sehr verderbt worden war, so daß »er wirklich einer starken Reparation bedurfte«, geht auch aus F. P. Wundts Beschreibung vom Jahre 1805 hervor. Der Turm, der allein unvollendet geblieben war, ist in seinen drei obersten Geschossen erst in den Jahren 1868 bis 1870 nach einem Entwurf vom erzbischöflichen Baumeister Federle in Karlsruhe nach langwierigen Vorverhandlungen vollendet worden. Damals ist auch die Restauration des Innern, die das Gotteshaus in den jetzigen Zustand versetzt hat, unter dem erzbischöflichen Bauinspektor Williard durch den Architekten von Meyerhäuser aus Bozen und die neue Ausstattung mit Altären, Beichtstühlen, Kanzel usw. vorgenommen worden. Schließlic ist die Fassade i. J. 1896 hauptsächlich in ihren figürlichen Teilen restauriert, die Bossen an den Schlußsteinen der Portale aber sind belassen worden.

II. Baubeschreibung

A. INNERES

Die Kirche ist nicht orientiert, sondern ihre Achse verläuft von Norden nach Süden, so daß Turm und Altarraum südlich stehen, die Fassade gegen Norden liegt. Der ausgeführte Grundriß (s. unten Fig. 141) zeigt eine dreischiffige Pfeilerhallenkirche mit dreischiffiger Choranlage, die innen dreiseitig, außen halbkreisförmig begrenzt ist. Die Seitenschiffe laufen sich gegen eine Abschlußwand mit flachen Nischen tot, vor denen Altäre stehen. Auf diese Weise sind die Nebenschiffe des Chores von denen des Langhauses getrennt, und nur im Mittelraum ist eine Verbindung zwischen Langhaus und Chor vorhanden. Infolge der Verjüngung des Mittelraumes und der dadurch bedingten Schrägstellung der Seitenarkaden im Chor wird der Blick vom Schiff aus in den seitlichen Chorumgang frei (vgl. unten unsere Abbildung Fig. 133), worunter zwar die Abgeschlossenheit des Altarraums leidet, der malerische Eindruck der Chorpartie aber gesteigert wird. In der Fluchtlinie der Altarwand ist auch der Chorumgang unten beiderseitig durch eine Wand abgeschlossen, in welcher eine Türe in die beiderseitigen Nebenräume und daneben eine breitere Bogenöffnung in den hinter der Chorwand liegenden schmalen Umgang führt, während oben über die Brüstung der Abschlußmauern hinweg die äußere halbkreisförmige Abschlußwand des Chores sichtbar wird. Die Mitte der Brüstung ist auf beiden Abseiten durch eine Figurengruppe von Steinhäuser verziert.

J. Braun betont mit Recht, daß hier »eine eigenartige, ungewöhnliche Raumdisposition« vorliegt. Gegenüber dem ursprünglichen Plane (s. oben Fig. 132) ist dieselbe dadurch sogar noch vereinfacht worden, daß an Stelle der dort geplanten, innen gelegenen Sakristeien mit Emporen darüber auf beiden Seiten des Vorchors, besondere Anbauten zu diesem Zwecke außen am Chorchaupt zu beiden Seiten des Turmes, wenn auch etwas unorganisch, angegliedert worden sind. Durch den Wegfall dieses Zwischenjoches ist zugleich eine weit einheitlichere Raumwirkung erzielt worden: Chor und Schiff sind einander nähergerückt.

Die in flachem Segmentbogen gewölbte Abschlußmauer des Hochaltars dient zugleich als Nordmauer des einspringenden Turmes und ist dementsprechend stark aufgeführt. Den Zugang zur Turmtreppe, die zugleich in die oberhalb der Sakristeien gelegenen Oratorien führt, vermittelt eine Tür vom niedrigen Umgange hinter der Hochaltarwand aus; außerdem führt eine gegenüber liegende Tür von außen in den Turm hinein. Als eine wesentliche Verbesserung Breunigs, seinem ursprünglichen Plane gegenüber, muß auch die Erweiterung des Chores auf die Breite des Schiffs bezeichnet werden.

Während für diese Änderungen am ursprünglichen Plane offenbar Breunig selbst verantwortlich erscheint, sind die Abweichungen bei den erst später ausgeführten Teilen der Kirche auf Rechnung des unbekanntenen Nachfolgers zu setzen.

Die Orgelempore an der Eingangswand sollte nämlich dem ursprünglichen Plane zufolge im Mittelschiff auf drei, vorn von kleinen Pfeilern getragenen Kreuzgewölben ruhen. Statt dessen ist der ganze Raum in der Breite des Mittelschiffes mit einem sehr kühn gespannten flachen Korbogengewölbe überdeckt worden, wodurch eine bessere Beleuchtung der niedrigen Vorhalle und zugleich ein besserer Durchblick erreicht worden ist. Seitentüren führen in die von Kreuzgewölben bedeckten Nebenräume, die sich in hohen gestelzten Rundbogen nach den Abseiten zu öffnen. Der ursprüngliche Plan hatte beider-



Fig. 133. Inneres der Jesuitenkirche zu Heidelberg.

seitig in den Längswänden am Ende des Schiffes zwei weitere Türen vorgesehen, die aber als überflüssig nicht zur Ausführung gelangt sind. Dagegen ist in der östlichen Längswandmitte ein Seiteneingang vom Kollegium her angeordnet worden. Zur Orgelbühne führen im Innern, an der Außenwand gelegen, ovale Treppen, während die im

ersten Plane vorgesehenen Wendelstiegen für die Emporen über den Sakristeien mit Wegfall der letzteren ebenfalls in Wegfall gekommen sind.

Auch in der Wölbung sind später insofern Abweichungen vom ursprünglichen Plane vorgenommen worden, als an Stelle der ovalen Kuppel vor dem Triumphbogen und an Stelle der Spiegelgewölbe in den Seitenschiffen durchweg grätige Kreuzgewölbe

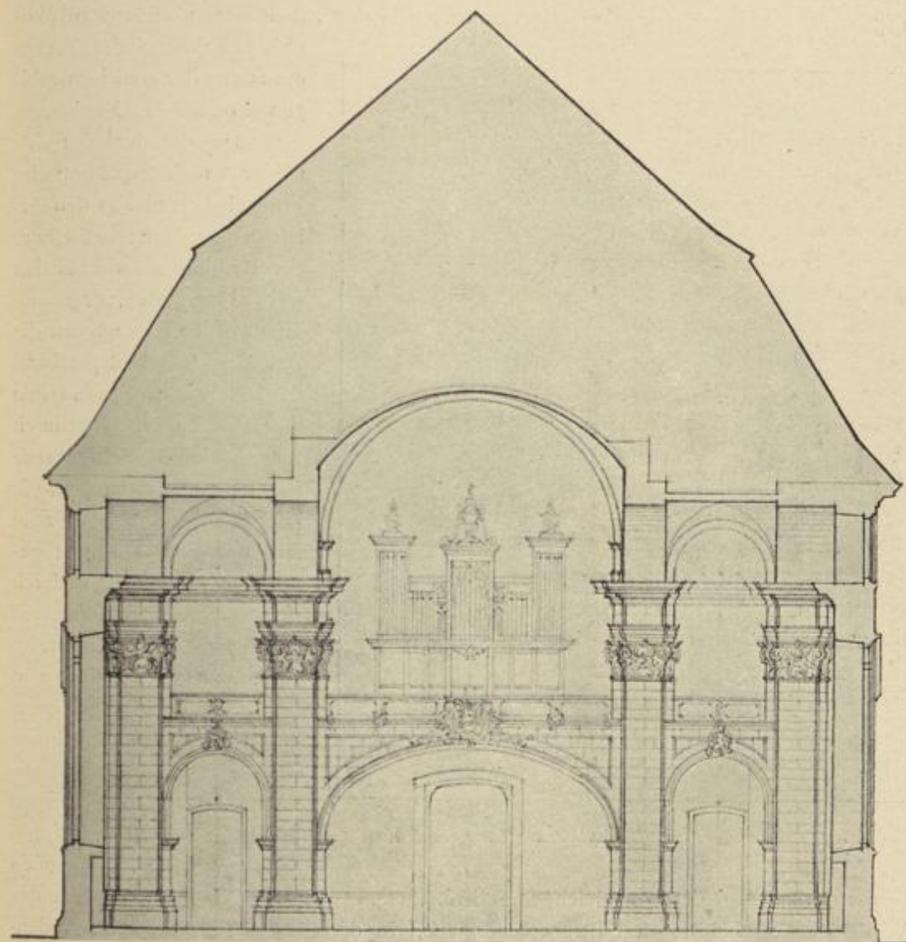


Fig. 134. Jesuitenkirche (Querschnitt).

angeordnet worden sind, die ursprünglich nur in den drei ersten Jochen des Mittelschiffes vorgesehen waren. Sie ruhen auf schön gegliederten quadratischen Pfeilern mit vorgesetzten Pilastern und sind durch einfache Gurtbogen von rechteckigem Querschnitt voneinander geschieden. Vielleicht, daß ursprünglich alle Gewölbe durch doppelten Gurtbogen getrennt werden sollten, wie solche unter Meister Breunig allein im Chorhaupt und Vorchor zur Ausführung gebracht worden sind.

Um die Pfeiler nicht überschlang machen zu müssen, sind über den Kompositkapitälen noch gebälkartige Kämpferaufsätze von beträchtlicher Höhe angeordnet, und um den Unterschied in der Spannweite zwischen Quergurten und Diagonalbogen auszugleichen, unter erstere kleine Pilaster auf dem Gebälk aufgestellt worden, wodurch die Kämpfer der Gurtbogen und Schildbogen in die entsprechende Höhenlage gebracht worden sind. Wie wir gesehen haben, sind die Kapitäle der Pfeiler im Schiff erst später (1759) in Stuck zugefügt worden; sie fallen auch in der Tat in ihrer graziösen, rokok-artigen Belebtheit der Formen

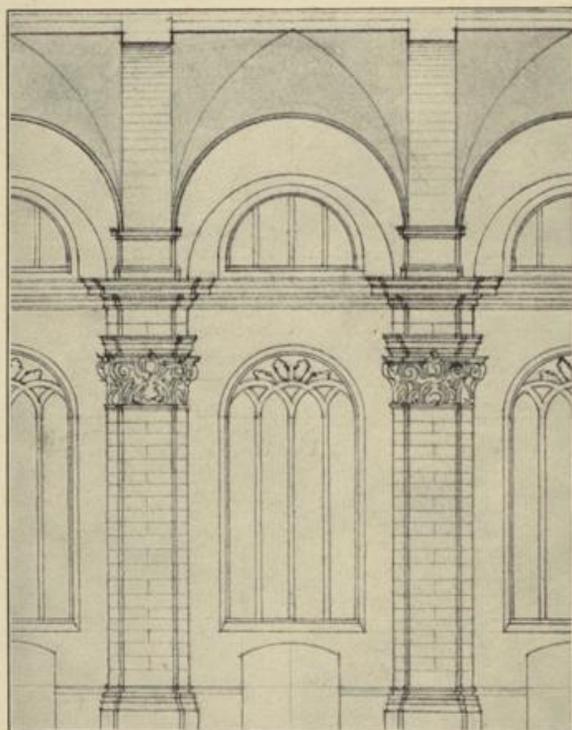


Fig. 135. Inneres der Jesuitenkirche (Längsschnitt).

etwas aus der sonstigen ruhigen Formensprache heraus. Da die Joche rechteckige, nicht quadratische Form haben und in den Arkaden noch dazu eine Stelzung der Rundbogen, wie bei den weiten Quergurten, vorgenommen worden ist, kommen die Arkadenscheitel entsprechend der Differenz der Spannweiten tiefer zu liegen. Hierdurch war zugleich die Scheitelhöhe der Seitenschiffe bedingt, die bei noch nicht halber Breite und nur etwa um 4 m geringerer Höhe nur dadurch nicht zu schmal wirken, weil die zwischen den Strebepfeilern liegenden, über 2 m tiefen Nischen mit ihren quergelegten Tonnengewölben eine nicht unbeträchtliche räumliche Erweiterung der Abseiten bilden (vgl. unseren Querschnitt Fig. 134). Die großen Fenster erhalten dadurch zugleich eine tiefe, äußerst wirksame Umrahmung. An der Vorderseite erscheinen diese Strebepfeiler innen in derselben Weise, wie die Arkadenpfeiler, mit Pilastervorlagen versehen und in gleicher Weise detailliert. Das Kranzgesims des Gebälkes setzt sich an der Wand fort (s. Längsschnitt Fig. 135) und bildet ein rings um die Innenwände des Gotteshauses herum laufendes Band. Die tiefen Wandnischen unter den Fenstern sind mit modernen Beichtstühlen wirkungsvoll ausgefüllt.

Die Fenster verdienen ganz besondere Beachtung. Sie sind zu zweien übereinander angeordnet: ein großes rundbogig geschlossenes Fenster unten und ein kleines halbkreisförmiges oberhalb des Gesimses dicht unter den Gewölben. Sie bilden nicht nur gut verteilte Lichtquellen für das Innere, sondern das untere dreigeteilte Fenster ist auch sehr bemerkenswert in seiner Formgebung (s. Fig. 135 und 136). Die Art, wie hier der kon-

strukture Grundgedanke des viergeteilten gotischen Fensters mit seinen Hauptpfosten und den beiden Nebenseitenpfosten und mit dem darüber gespannten speichenartigen Maßwerk in antikische Formensprache übersetzt erscheint, ist äußerst reizvoll. Dabei haben offenbar die Fenster der Providenzkirche und Karmeliterkirche zum Vorbild gedient (s. oben S. 199).

Wie bereits richtig von Braun (a. a. O. S. 309) betont worden ist, unterscheidet sich unsere Kirche »in tiefgreifender Weise von allen andern Kirchen der oberrheinischen Ordensprovinz, ja von allen andern deutschen Jesuitenkirchen«, obgleich die Pläne der Vorschrift entsprechend dem Ordensgeneral vorgelegt und von diesem bestätigt worden sind, ein Beweis mehr, daß die Jesuiten kein bestimmtes bauliches und baukünstlerisches Ideal angestrebt oder gar ein bestimmtes Schema bevorzugt, einen »Jesuitenstil« geschaffen haben, so groß auch der Einfluß der Mutterkirche des Ordens in Rom auf die Entwicklung des kirchlichen Barock jenseits und diesseits der Alpen gewesen ist.

Aber nicht nur unter den Jesuitenkirchen, sondern ebenso unter den übrigen Kirchenbauten des Barock steht die Heidelberger Jesuitenkirche ganz vereinzelt da. Vor allem in der originellen Grundrißbildung, der Hallenanlage und in dem Verzicht auf Emporen, dann aber auch in der klassischen Einfachheit und Vornehmheit des Aufbaues. Das lichtdurchflutete Innere dieses Gotteshauses mit dem malerischen Chorschluß steht auf gleicher künstlerischer Höhe mit der ernsten, von antikem Schönheitsgefühl getragenen Formensprache, so daß Breunigs Schöpfung, soweit das Innere in Betracht kommt, zu den vollendetsten Sakralbauten der Zeit in Süddeutschland gerechnet werden darf, mag man nun mit Ebe ihren Stil als »klassizierenden Zopf« oder mit C. Gurlitt als »palladinisch latinisierenden Klassizismus« bezeichnen. Im Gegensatz zu den barocken Übertreibungen einer Zeit, deren Künstler sich an geschwungenen Linien und an ornamentaler Effekthascherei nicht genügen konnten, denen bereits das Rokoko im Kopf spukte, wirkt das weise Maßhalten der Breunigschen Formensprache so überraschend und eigenartig, daß man ohne Kenntnis der Baudaten geneigt sein würde, diesen Bau entweder rückwärts viel näher an Palladio, oder vorwärts um ein Menschenalter später an die hellenistisch-klassische Periode heran zu versetzen.

Nicht wenig zum harmonischen Gesamteindruck des Innern trägt die vornehme moderne Ausstattung (s. unten) bei, während die diskrete Bemalung der oberen Teile unter reichlicher Verwendung von Gold das Ganze festlich und heiter stimmt. Das überreiche Licht wird durch an sich nicht »stilvolle«, aber wirkungsvolle bunte Glasfenster gedämpft und warm gestimmt.

B. AUSSERES

Das Äußere der Kirche steht leider mit dem Innern nicht auf gleicher künstlerischer Höhe. Zwar sind die völlig gleich behandelten beiden Langfronten einheitlich in der vom Meister Breunig im Chor ausgeführten Formensprache vollendet worden, sie wirken aber weder an sich günstig, noch im Zusammenhange mit der von dem unbekanntem zweiten Meister i. J. 1751 fertiggestellten Hauptfassade. Die kraftvolle Einteilung des Innern ist außen durch flache Pfeilervorlagen wiedergegeben, die mit schwächlichen Bogen verbunden sind und die großen Maßwerkfenster einschließen (s. Abbildung Fig. 36). Darüber steigen ebenso flache und fast ebenso hohe Pilaster empor, auf denen das Hauptgesims mit der Traufkante ruht. Das halbkreisförmige Oberfenster sitzt hier oben ziemlich unorganisch in der Wand. Das Fehlen jeder Horizontalgliederung und die unglück-

liche Teilung, d. h. die gleiche Höhe der unteren und oberen Pfeilervorlagen mögen die Hauptschuld an der Reizlosigkeit der Seitenfronten tragen. Hinzu kommt die übermäßige Ausladung der, wie im Innern, so auch hier, auf den Wandpfeilern aufruhenden Gebälkstücke mit ihrer allzu energischen Schattenwirkung, welche der ganzen Seitenfront etwas unruhiges und zerrissenes gibt.

Auf die eigentümliche Detaillierung der Fenster ist bereits oben hingewiesen worden. Die gotisierende Tendenz tritt hier außen bei den alten und jungen Pfosten sowie der

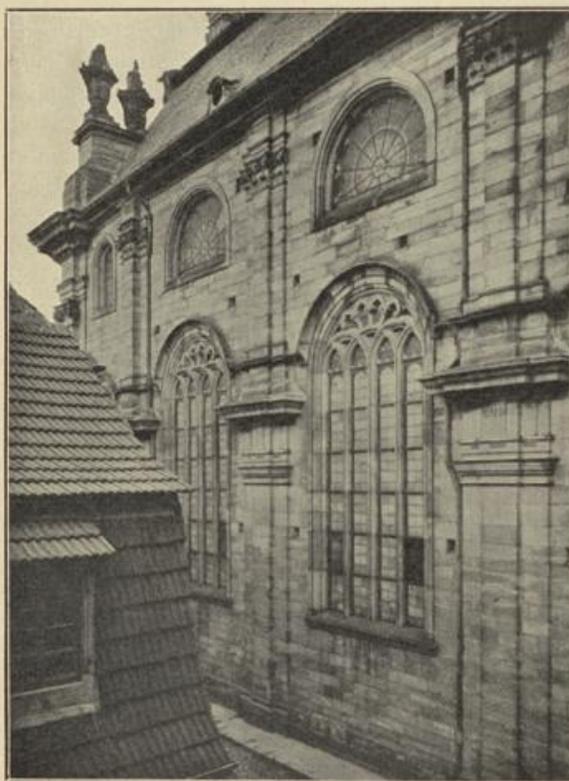


Fig. 136. Jesuitenkirche, Seitenansicht.

Umrahmung und den Bogen des Maßwerks noch stärker hervor. Recht unerfreulich wirkt der Anschluß der Sakristei und des westlichen Anbaues, die unorganisch in das Chorrund einschneiden und den Gesamtüberblick bis zur Chorpartie störend unterbrechen. Auch der Turm zwängt sich gewaltsam in das Chorchaupt ein, doch tritt dieser Teil, weil durch die Mauer des dahinter liegenden Hofes von der Straße abgetrennt, nicht so störend in die Erscheinung, wie der nach der Schulgasse frei liegende westliche Anbau, der auf unserm Plane (Fig. 141) als »Behälter«, d. h. Rumpelkammer, bezeichnet ist.

Ganz abweichend ist die Hauptfassade (s. Abbildung Fig. 137) gehalten. Hier spiegelt sich das System des Innern insofern richtiger wieder, als die gedoppelten Pilaster bis unter das kräftige Hauptgesims durchlaufen; im übrigen hat der

uns unbekannt Baukünstler aber weder auf die Höhenentwicklung, noch auf die Einteilung des Innern Rücksicht genommen. Es handelt sich um eine in guter Formgebung durchgeführte Scheinfassade, wie solche so häufig im Zeitalter des Barock in mehr oder minder starkem Anklang an die Fassade der Mutterkirche in Rom älteren Kirchen vorgeblendet worden ist, die aber mit ihrem stark betonten mittleren Aufbau weit besser vor eine basilikale Anlage, als vor eine Hallenkirche mit ihren fast gleich hohen Schiffen gepaßt hätte.

Der i. J. 1896 teilweise erneuerte figürliche Schmuck der Fassade ist von guter dekorativer Wirkung: oben in der großen Mittelnische eine Statue Christi, links unten S. Ignatius, rechts S. Franziscus Xaverius, ebenfalls in weiten Nischen und alle drei in Überlebensgröße. Zur Verdeckung der dahinter ansteigenden Dachflächen sind oben,



Fig. 137. Fassade der Jesuitenkirche.

auf den Seitenvoluten gelagert, allegorische Figuren: Hoffnung und Liebe, in stark bewegter Haltung angebracht, neben denen zwei große barocke Vasen mit emporlodernden Flammen und ruhende Putten die Kontur an den Seiten unruhig beeinflussen. Die Attika, auf der diese Skulpturen stehen, beeinträchtigt zudem die Wirkung der großen Seitenvoluten nicht unerheblich. Oben auf dem flachen Tympanon, das den Mittel-

bau krönt, frei in der Luft stehend die Statue des Glaubens mit Kelch und Kreuz. Im unteren Teile sind an den Portalbekrönungen noch alte Bossen vorhanden.

Innere Ausstattung

Die vor einem westlichen Arkadenpfeiler in der Mitte des Hauptschiffes stehende *Kanzel* aus weißem Marmor (s. unsere Abbildung Fig. 138) ist nach Zeichnungen Meyer-

Kanzel

Osterleuchter

Taufstein

Weihwasser-
beckenHochaltar
Seitenaltäre

Fig. 138. Kanzel in der Jesuitenkirche.

Heidelberger Barock-Plastiker (Modell dazu von »1752« in den städtischen Sammlungen).

Der *Hochaltar* und die beiden *Seitenaltäre*, ebenfalls aus weißem Marmor gefertigt, stammen aus derselben Zeit und zeigen einfache Mensaförmigkeit. Das auf den titulus der Kirche: ad sanctum spiritum hinweisende Hochaltarbild ist von Professor Andreas Müller, einem Schüler Schwinds, aus München, von dem auch das Bild über dem rechten Seitenaltar (Patrocinium S. Josephi) herrührt, während die Himmelfahrt Mariä über dem linken Seitenaltar von Professor Ferd. Keller in Karlsruhe gemalt ist, alle drei in Fresko. Im westlichen Seitenraum des Chores ist eine große Freigruppe: Pietà unter dem Kreuze, von J. Seitz, Freiburg 1905, aufgestellt.

Vom ursprünglichen Mobiliar haben sich nur die schmucklosen Kirchenbänke und eine etwas reicher ausgestattete Kommunionbank erhalten.

häußers durch den Karlsruher Bildhauer Karl Steinhäuser (gestorben 9. Dezember 1879) ausgeführt worden, ebenso der hohe *Osterleuchter* (s. Abbildung Fig. 139) im Chor. Er trägt die Widmungsworte: In memoriam Paulinae Steinhäuser 1810—1866 uxoris carae pia desideratae D. D. Carolus Steinhäuser.

Der gegenüber stehende *Taufstein* (s. Abbildung Fig. 139) in Form einer auf bronzenem Dreigestell ruhenden und von einem graziösen Bronzedeckel bekrönten Marmorvase ist ebenfalls eine zwar ganz profan wirkende, aber äußerst reizvolle Arbeit, die das Talent des Karlsruher Meisters für dekorative Plastik in das beste Licht setzt.

Die beiden von vier Putten getragenen *Weihwasserbecken* (w. S.) rühren von Joh. Math. van den Branden her, dem Sohne des bedeutendsten der

Nach Aloys Schreibers Urteil (1811) hatten »Altäre und Bilder nichts ausgezeichnetes«.

Die im Chor hängende reizvolle Silberampel ist wahrscheinlich dieselbe, die i. J. 1763 vom Mannheimer Hofsilberarbeiter Schmidt für die Heiliggeistkirche angefertigt worden ist (laut Akten im GLA.).



Fig. 139. Osterleuchter und Taufstein in der Jesuitenkirche.

Grabsteine sind in der Kirche nicht vorhanden. (Über die beiden außerhalb aufgestellten Grabsteine aus dem alten S. Petersfriedhof s. oben S. 197.) Das Grabgewölbe, das sich als schmaler Gang unter dem östlichen Langhause hinzieht, »wurde gelegentlich noch bis zum Jahre 1844 benutzt« (Pfaß). Hier haben die Gebeine Friedrichs I. des Siegreichen endlich ihre Ruhestätte gefunden, nachdem sie von den Franziskanern zu den

Grabsteine

Kapuzinern übertragen worden waren. Unlängst ist eine Kopie der an der hölzernen Lade befindlichen, bereits von Adamus, Kayser und v. Wickenburg wiedergegebenen Grabinschrift (s. Pfaff S. 20) an einem der östlichen Arkadenpfeiler angebracht worden.



Fig. 140. Madonnenstatuette von Silber im Kirchenschatz der Jesuitenkirche.

Orgel

Die in schönem, stilgerechtem Gehäuse untergebrachte neue *Orgel* (zurzeit im Umbau befindlich) stammt von Voit aus Durlach.

Glocken

Die fünf *Glocken* sind von C. Rosenlächler in Konstanz i. J. 1870 gegossen worden. Die früheren Glocken befinden sich jetzt in Wagenschwend (Pfaff).

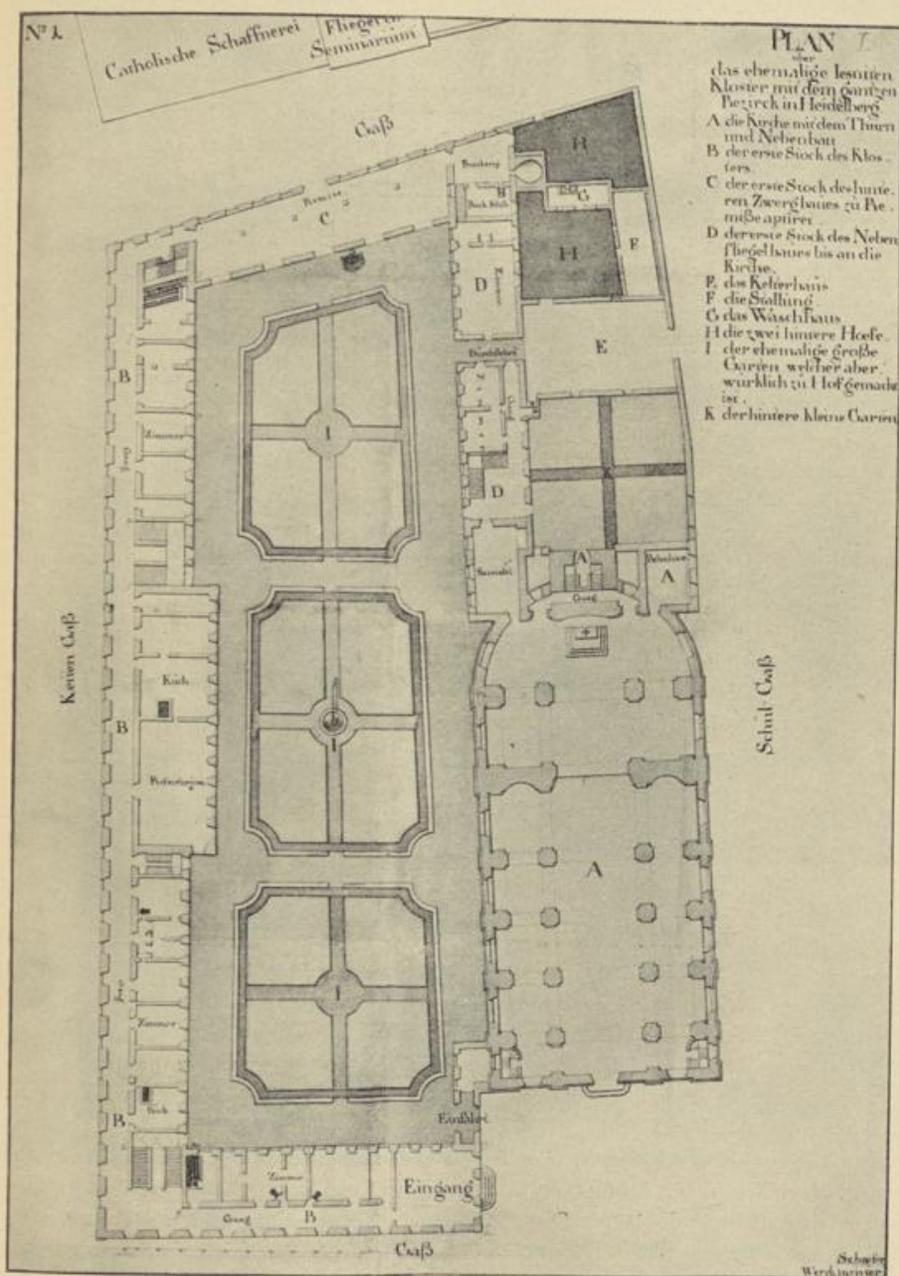


Fig. 141. Grundriß des Jesuitenkollegiums und der Kirche.
(Nach einem Plan im GLA.)

JESUITENKOLLEGIUM

Die Jesuiten sind zuerst i. J. 1622 mit dem siegreichen Heere des Bayernherzogs in Heidelberg eingezogen. Im Jahre 1629 hatten sie zwei Lehrstühle an der Universität eingeräumt und die Einkünfte des aufgehobenen Nonnenklosters Lobenfeld (s. unten) überwiesen erhalten. Nachdem der Westfälische Friede sie aus dem Lande vertrieben hatte, haben sie erst unter Philipp Wilhelm i. J. 1698 in Heidelberg wieder festen Fuß fassen können. Zur dauernden Niederlassung wurde die Errichtung eines Kollegiums beschlossen, zu dem der Kurfürst den »Kommissariatsplatz« zur Verfügung stellte und wobei in rücksichtsloser Weise sowohl Grundstücke, die der Universität gehörten, als auch Privatgrundstücke mit den Ruinen der abgebrannten Häuser darauf mittels Unterstützung der kurfürstlichen Behörden in Anspruch genommen wurden. (So hat zum Beispiel der Professor der Medizin W. B. Nebel, den Akten des GLA. zufolge, noch i. J. 1731 das ihm weggenommene Grundstück in der Kettengasse zu reklamieren versucht.)

Der Bau des Klosters begann i. J. 1703. Den Akten zufolge war im März 1704 das »untere Gebäk«, d. h. die Balkenlage des ersten Stockwerks, gelegt, im folgenden Jahre wird das Gebäude unter Dach gewesen sein. Wenn v. Wickenburg (Thesaurus Palatinus pag. 182) die Vollendung erst ins Jahr 1732 setzt, so bezieht sich dies wohl auf einen Umbau oder Erweiterungsbau, der damals bei den Hintergebäuden vorgenommen zu sein scheint. (Vgl. auch Fata Collegii Heidelbergensis Societatis Jesu [Heidelberg 1722], worin die Geschichte des Ordens in Heidelberg in 14 fata von 1622 bis 1712 dichterisch besungen wird, und Wundt, S. 424 ff.)

Der am 3. November 1703 in Rom von der Ordenskanzlei approbierte Entwurf, der sich im Groß. GLA. befindet, weist der Ausführung gegenüber — wie später beim Kirchenbau (s. oben S. 207) — mannigfache Abweichungen auf. Wie unser Grundriß der Gesamtanlage (s. Fig. 141 nach einem Plane des GLA.) zeigt, schließt sich, den kleinen Platz vor der Kirche im Osten begrenzend, zunächst längs der Ingramstraße ein kurzer schmaler Flügelbau an, der das Vestibule und einige kleinere Zimmer sowie den nach der ehemaligen Haupttreppe führenden Korridor enthält, während der Haupttrakt sich längs der Kettengasse bis an die Zwingerstraße als langer schmaler Bau ohne Unterbrechung hinaufzieht und nur in der Mitte der Hofseite einen ca. 2,50 m vorspringenden Trakt aufweist. Der ursprüngliche Plan zeigt hier in der Mitte einen Querbau, in dem das Refektorium, eine zweite Haupttreppe und einige Geschäftsräume liegen und dessen Ende direkt mit dem Chor der Kirche, durch dessen Turm hindurch, in Verbindung steht. Dieser Querbau ist bei der Ausführung in Wegfall gekommen, so daß der Garten des Kollegiums die ganze Ostfront des Grundstückes entlang durchgeführt werden konnte. An Stelle des Querbaues sind nach der Schulgasse zu, hinter dem Chor der Kirche, ein Nebenflügel mit einem kleineren Garten und zwei Binnenhöfe in der auf unserem Plane angegebenen Weise zur Ausführung gelangt. Das Refektorium hatte mit den Küchenräumen im Mitteltrakt des langen Ostflügels seinen Platz gefunden. Durch Verschmälerung des Eingangsflügels ist außerdem zwischen diesem und der Kirche Raum für eine direkte Einfahrt in den Garten an Stelle der in der Mitte der Langfront geplanten Toreinfahrt gewonnen worden. Über der aula maior, in die der Haupteingang vom Kirchplatz aus zunächst führte, und über der sich daran anschließenden aula minor — also über der größeren und kleineren Eingangshalle — lag im obersten Stock die Bibliothek. Der



Fig. 142. Portal des Jesuitenkollegiums.

Langflügel an der Kettengasse enthielt im unteren Stock die Gastzimmer, Gesellschafts- und Küchenräume, im ersten Oberstock die Wohnungen des Rektors und der Professoren, im zweiten Oberstock die cubacula communia, lauter zweifenstrige Schlafräume. Da in allen drei Stockwerken der breite Korridor an der Ostseite die Gasse entlang lief, so waren alle Wohnräume, dem Lärm der Außenwelt entrückt, nach dem Garten und

der Kirche zu gelegt. Drei Haupttreppen und eine Nebentreppe verbanden die Stockwerke.

Zurzeit ist nur noch die als katholisches Pfarrhaus benutzte und entsprechend umgebaute Nordostecke des ehemaligen großartigen Baukomplexes im Besitz der katholischen Kirche. Der langgestreckte Flügel in der Kettengasse ist zur städtischen Oberrealschule eingerichtet worden. Auch die ehemaligen Stallungen und das Kelterhaus in der Schulgasse sind unlängst einem durchgreifenden Umbau für moderne Zwecke unterzogen worden. (Aus den Akten im Karlsruher GLA. erfahren wir, daß i. J. 1804 der Plan bestand, das Heidelberger Jesuitenkollegium samt der Kirche für die Universität, und das Universitätsgebäude für die Landvogtei und die beiden Oberämter einzurichten. Von 1803 bis 1808 war badisches Militär hier untergebracht.)

Baubeschreibung

Äußeres

Den Hauptschmuck des Gebäudes bildet das am Platze vor der Kirche gelegene schöne Barockportal, das unsere Fig. 142 zeigt. Leider steht das Figürliche nicht auf der Höhe des Architektonischen. Nur das kurfürstliche Wappen innerhalb des Segmentbogens ist von vornehmster Wirkung, während die auf den Ecken, wie angeklebt, hockenden Figuren mit ihren ekstatischen Gesten die Kontur unruhig beeinflussen. Auch die Christusstatue in ihrer barocken Beweglichkeit entbehrt jeder Größe; die Halbfigur Gottvaters als oberster Abschluß fällt ganz aus dem Rahmen.

Im übrigen ist bei der umfangreichen, an sich durch ihre Abmessungen imponierenden Baulichkeit auf Anbringung ornamentalen oder figürlichen Schmuckes ebenso wie auf architektonische Gliederung verzichtet worden. Als Eigentümlichkeit fallen die oben in den Ecken der Fenster- und Türumrahmungen überall wiederkehrenden kleinen Halbkugeln ins Auge. Die in der Kettengasse liegenden schmalen Seiteneingänge entbehren jeder baulichen Hervorhebung. Die auch beim Kollegiengebäude der Universität und dem ehemaligen Jesuitengymnasium vorkommende Eigentümlichkeit der Verbindung der Fenster einer Achse durch Mauerstreifen, welche etwa 10 cm vor die Mauerflucht vorspringen, legt unwillkürlich die Annahme nahe, daß hier derselbe Baumeister Adam Breunig, welchem wie wir sahen, die Jesuiten bald darauf den Bau ihrer Kirche und des Gymnasiums übertragen haben, als Urheber tätig gewesen ist. Auch die großen Eckpilaster sind in ihrer Formgebung für den Meister charakteristisch. Wenn dagegen die Profilierung der Fenster und die Einzelheiten des Portals mancherlei abweichende Züge aufweisen, so ist zu berücksichtigen, daß es sich hier um ein Erstlingswerk handelt, nach welchem der Künstler seine Formensprache verändert haben kann. Wir würden somit in diesem großzügigen Bauwerke die erste Leistung Breunigs im Dienste der Jesuiten, deren Leibarchitekt er fortan werden sollte, vor uns haben.

Der auf unserem Plane (Fig. 141) eingezeichnete Sakristeiflügel *D* ist in seinem südlichen Teile, d. h. von der Durchfahrt an, dem Neubau des Großh. Amts- und Landgerichts zum Opfer gefallen.

Das Innere ist den jetzigen Zwecken entsprechend umgebaut. Am meisten den alten Charakter bewahrt hat noch der als Pfarrhaus benutzte vordere Teil, obgleich auch hier in neuester Zeit einschneidende Änderungen vorgenommen worden sind. So ist das stattliche Treppenhaus in der Nordostecke gänzlich verschwunden und in einen für Ge-

meindezwecke dienenden schmucklosen Saal verwandelt, während der schöne große Bibliotheksraum durch Einziehen von Wänden zu Wohnräumen umgestaltet worden ist.

An den Wänden des gewölbten Korridors in beiden Stockwerken hängen noch die Bildnisse der Stifter und der fürstlichen Gönner des Ordens — sehr nachgedunkelte und künstlerisch minderwertige, aber dekorativ wirksame Arbeiten — in ihren hübschen barocken Schnitzrahmen; auch die alte barocke, reich geschnitzte Korridortür im Vestibule ist noch vorhanden und hat bei der letzten Restauration als Vorbild für die neuen großen Glastüren im Erd- und Obergeschoß gedient.

In der Pfarrwohnung ein vortreffliches Ölporträt Karl Theodors von Joh. Jacob de Lose (pinxit 1780).

Der *Kirchenschatz* der ehemaligen Jesuitenkirche befindet sich zurzeit teils in der Pfarrwohnung, teils in der neu hergerichteten Sakristei und dem entsprechenden Raume an der Westseite des Altarraumes. Hervorzuheben sind:

Kirchenschatz

1. Madonnenbild, gewöhnlich dem Sassoferrato zugeschrieben und jedenfalls eine gute Arbeit aus dem Kreise der späteren Bologneser. Nach Aloys Schreiber hat es einst einen der Seitenaltäre geziert.
2. Ein älteres Heiligenbild auf Goldgrund, im Charakter der oberitalienischen Schulen des 15. Jhs.
3. Das Hauptstück des Silberschatzes bildet die silberne Madonnenstatue mit dem Christuskinde vor einem (abnehmbaren) Strahlenkranz (s. Fig. 140). Die Jungfrau als Himmelskönigin, eine reich verzierte und mit Edelsteinen besetzte Krone auf dem Haupte, das Christkind auf dem linken Arme, in der Rechten das ebenfalls reich geschmückte Zepter haltend, erscheint in halber Lebensgröße auf der Weltkugel stehend, um die sich in üblicher Weise die Schlange der Sünde ringelt. Das Gewand ist schön gemustert, die Borten reich ornamentiert, alles aufs feinste getrieben und ziseliert; dabei der Kopf Marias und des Kindes von beseelem Ausdruck. Hervorragend schön auch der hohe barocke Sockel, ebenfalls aus Silber getrieben und auf der Vorderseite mit reizvollem Ornament belegt. Das Ganze ein dekoratives Prachtstück ersten Ranges etwa aus der Mitte des 18. Jhs.

Große und kleinere silberne Altarleuchter vom Jahre 1746 von hervorragend schöner Arbeit und Formgebung. Daneben eine Anzahl versilberter kupferner Altarleuchter, ebenfalls in reizvollem Rokoko.

Vier schöne Rokoko-Blumenvasen aus Messing mit aufgelegten Zinnornamenten von vornehmster Formgebung.

Schönes Rauchfäßchen und Schiffchen aus Silber; reizende Rokokoarbeit. Großes silbernes Kruzifix auf schönem barockem Sockel.

Prachtvolle große Monstranz, silbervergoldet, vom Jahre 1746 mit Augsburger Zeichen; leider ungeschickt und falsch restauriert, mit sehr schönen, in Silber getriebenen Reliefbildern am Fuße.

Zierliche Rokokoplatte mit zwei Meßkelchen, in Silber getrieben.

Schöne Holzstatue der Madonna mit dem Kinde in derselben Auffassung, wie die oben erwähnte silberne Statue, und aus derselben Zeit stammend (Eindrittellebensgröße), auf stilvollem altem Sockel. Ausdruck der Köpfe vortrefflich, ebenso Körperhaltung und Gewandung.

Schließlich eine große Anzahl wertvoller Paramente, besonders Meßgewänder aus dem 18. Jh.; wundervolle Brokate und Seidenstickereien, neuerdings gereinigt und wiederhergestellt.

S. ANNAKIRCHE UND KATHOLISCHES HOSPITAL

Geschichte

Die Geschichte des katholischen Hospitals und der dazugehörigen S. Anna-kirche in der Plöck findet sich ausführlich in der Vorrede zur »Predigt auf das Fest der heiligen Anna«, vorgetragen von Augustin Siefert, Kaplan des katholischen Bürgerhospitals zu Heidelberg (Heidelberg 1829) S. 5 f. Danach war der Ausgangspunkt des Neubaus eine Aufforderung des Kurfürsten Johann Wilhelm vom 9. August 1701 an seinen Regierungsrat Neukirch zur Berichterstattung über den Zustand der zum Teil in den vorhergehenden Kriegen zerstörten Heidelberger Krankenhäuser; aber erst in den Jahren 1703 bis 1708 kam es zu bestimmten Vorschlägen. »Der Erfolg war, daß das uralte, gegen das obere Tor*) gelegene allgemeine Bürgerhospital, auch Elende Herberge genannt (s. unten S. 226), verkauft und dagegen ein neues, den Bedürfnissen entsprechendes Gebäude aufgeführt wurde. Dieses sollte auf den Ruinen des abgebrannten Lazarets am Ende der Plöck seinen Platz finden. Die ruhige Lage, der damals noch vorhandene Keller und der Brunnen, seines guten Wassers wegen ‚der Gesundbrunnen‘ genannt, ließen diesen Ort vor allen andern günstig erscheinen. So erfolgte denn i. J. 1714, den 24. Juni, durch den Regierungspräsidenten Grafen von Hillesheim die Grundsteinlegung zum jetzigen Hospitalgebäude und der dazugehörigen S. Anna-kirche. Noch im Winter des folgenden Jahres stand der Bau unter Dach Dem Plane gemäß sollte das Gebäude 320 Schuh lang werden, und links und rechts von der Kirche symmetrisch je ein Flügel, der eine für die Kranken, der andere für die Pfründner bestimmt, sich erstrecken. Die Ausführung der einen Hälfte unterblieb jedoch, wahrscheinlich aus pekuniären Gründen Eine kurze Zeit diente dies Haus auch, wahrscheinlich durch Kriegsnot veranlaßt, als Kaserne für die kurfürstliche Schweizergarde; es wurde aber i. J. 1720 nach einer Hauptreparatur im Innern seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Bis in die Mitte des vorigen (18.) Jahrhunderts war es gemeinschaftlich und nahm die Armen der drei christlichen Konfessionen auf; alsdann errichteten die Lutheraner und Reformierten besondere, für sich bestehende Hospitäler, und das bisherige wurde den Katholiken allein überlassen.«

Wir sehen hieraus, daß es sich ursprünglich um eine Anlage größten Stils gehandelt hat, als deren Urheber wohl der kurfürstliche Baumeister Sartori zu betrachten ist, welcher bereits bei dem obenerwähnten ersten amtlichen Gutachten über den Zustand der Heidelberger Hospitäler mitgewirkt hat. Aber auch in dem reduzierten Zustande, in dem der Bau jetzt erscheint, ist er ein Zeugnis von der Großzügigkeit jener Zeit in diesen Dingen und vom vornehmen Kunstempfinden seines Urhebers. Wie das Walpergensche Panorama vom Jahre 1763 zeigt, standen damals gegenüber noch nicht die mehrstöckigen Häuser, die jetzt die Wirkung des Bauwerkes beeinträchtigen, andererseits ist aber jetzt durch die Anlage der Neugasse eine freie Achse für die Kirche und damit eine Ansicht geschaffen worden, die früher fehlte.

*) Wie K. Christ im Neuen Archiv I, 258, nachgewiesen hat, lag es vielmehr an der Stelle des von Cheliuschen Hauses (jetzigen städtischen Sammlungsgebäudes) in der damaligen Vorstadt.

S. Annakirche

Die *S. Annakirche* ist ein von Süden nach Norden gerichteter, einschiffiger, flach gedeckter Bau mit polygonaler Chorendigung, der, wie wir sahen, ursprünglich in der Mitte zwischen Kranken- und Pfründnerhaus stehen sollte. Die Westseite, welche jetzt in der Nadlerstraße frei sichtbar erscheint, entbehrte infolgedessen, soweit sie angebaut werden sollte, ursprünglich der Fenster und jeder architektonischen Ausbildung. Am

Chorpolygon erscheint in den Fenstern dasselbe eigentümliche Maßwerk in Radform, das bei der Providenzkirche uns bereits begegnet ist (s. oben S. 199). Die Fassade zeigt unsere Abbildung Fig. 143. Einfache klare Teilung und schöne Verhältnisse, wenigstens in dem unteren Teile, unter Verzicht auf alles barocke Gekräusel. Wie die Bössen am Portal und unterhalb der Fenster, besonders aber auch die Begrenzungskurven des oberen Aufbaues zeigen, ist der Bau in seinen Einzelheiten nicht ganz vollendet worden. Der Geldmangel, der die Ausführung des westlichen Flügels verhindert hat, zeigt sich also auch hier. Der originelle, aber etwas schwere obere Aufbau wirkt jetzt in seiner völligen Schmucklosigkeit doppelt lastend.

Die unter Fig. 144 wieder-gegebene Ansicht des »Xenodochium Catholicorum« aus von Wickenburgs Thesaurus zeigt eine ganz andere Ausbildung des mittleren Teiles der Fassade und scheint auf einen Entwurf zurückzugehen, der nachher abgeändert worden ist. Auch die ornamentale Ausstattung ist dort eine viel reichere, als der ausgeführte (unvollendete!) Bau aufweist. Übrigens ist auch der Mitteltrakt des Hospitals ganz anders, aber wesentlich schöner, zur Ausführung gelangt. Das Innere der Kirche entbehrt künstlerischer Ausstattung. Glatt getünchte Wände mit bemalter Holzdecke. Die Wände sind glatt geputzt, ohne Gliederung, die flache Decke mittels Voute angeschlossen; nüchterne moderne Bemalung.

Die vorhandene barocke Einrichtung an Altären, Kanzel etc. bietet nichts bemerkenswertes, ebensowenig wie die zahlreichen, teils im Chor, teils an den Wänden des Schiffes aufgehängten Ölgemälde auf Kunstwert Anspruch machen können. Höch-



Fig. 143. S. Annakirche.

S. Annakirche

stens das im Chor, rechter Hand, aufgehängte Bild des Crucifixus zeigt in seiner silbergrauen Tönung Anklänge an gute Vorbilder aus der Blütezeit der niederländischen Kunst. Ein barocker kleiner Altaraufsatz mit dem Relief der Kreuzabnahme in Elfenbein (traditionell aus Speyer stammend) ist kürzlich den städtischen Sammlungen zur Aufbewahrung überwiesen worden. Das in unserer Fig. 145 wiedergegebene Kunstwerk ist ein Meisterwerk der Elfenbeinschnitzerei. Ebenso die Umrahmung von Schildpatt mit Perlmutter in Silber gefaßt, mit Reliefs, Figuren und Ornamenten in Silber getrieben, meisterhaft in Zeichnung und Ausführung. Künstler leider unbekannt.

Im Glockentürmchen, das als Dachreiter reichlich schwer ausgefallen ist, hängen zwei *Glocken*; die ältere von Lucas Speck 1809 »in das katholische Hospital gegossen«.

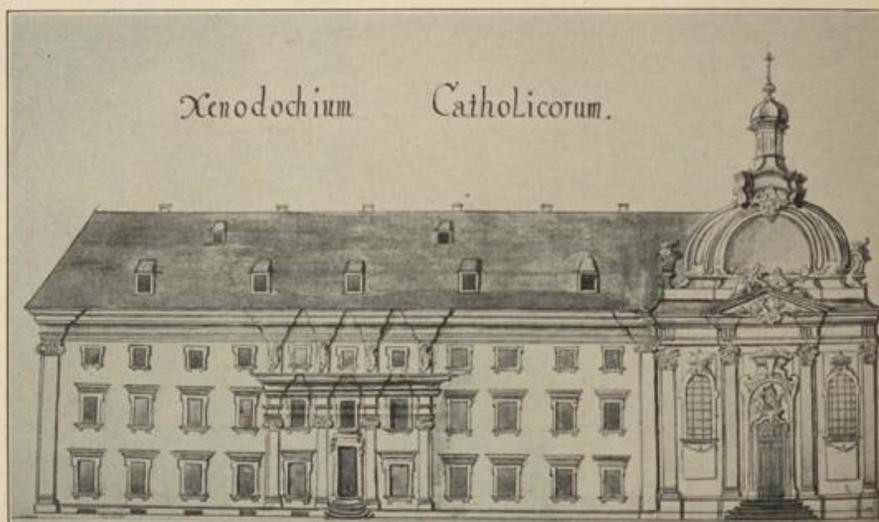


Fig. 144. Das katholische Hospital mit der S. Annakirche.
(Nach der Zeichnung im Thesaurus Palatinus.)

Katholisches Hospital

Hospital

Das östlich anstoßende *Hospital* — jetzt Frauen-Armen- und Pfründnerinnenhaus — ist ein langgestreckter dreigeschossiger Bau mit einem durch vier Pilaster betonten Mitteltrakt, in dessen Mitte eine schmucklose Tür mit Oberlicht ins Innere führt. Die Teilung der Kirchenfassade klingt hier gewissermaßen wieder, nur daß statt der schönen korinthischen Akanthuskapitälé hier derbe ionische Voluten erscheinen. Ein kräftiges Gebälk mit weit ausladendem Gesimse hebt diesen als Risalit nur wenig betonten Mitteltrakt ungemein wirkungsvoll aus der im übrigen völlig ungliederten Fassade heraus (s. Abbildung Fig. 146). Die einzige Horizontalgliederung besteht in einem schmalen, unter den Fenstern des Erdgeschosses entlang laufenden Sohlbankgesims. Die ungliederten Wandflächen, in denen die schön profilierten Fenster mit ihren kräftigen Verdachungen (im Erdgeschoß und Hauptgeschoß) in guten Abständen voneinander angeordnet erscheinen, sind rauh geputzt. Im Mittelrisalit sind oberhalb des Gesimses zwischen den Fenstern des dritten Stockwerkes Wandpfeiler mit konsolenartigen Ausladungen



Fig. 145. Altaraufsatz aus der S. Annakirche.
(Städtische Sammlung.)

Band VIII².

15

angeordnet (s. Abbildung Fig. 147). Als wirkungsvollen Eckabschluß hat der Architekt Pilaster mit Gebälk angeordnet in genauer Übereinstimmung mit den im Mitteltrakt verwendeten Pfeilervorlagen, doch wirkt hier die weit ausladende Gebälkbekrönung in ihrer Isolierung etwas unmotiviert.

Über dem Hoftor befindet sich ein Schlußstein mit dem Reliefbild eines Bettlers auf Krücken und mit der Inschrift: »ELENDE HERBERG 1735.« H. B. (Über diese »Elenden Herbergen« s. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1868, S. 153 bis 160.)

Das Innere des Baues bietet nichts bemerkenswertes mehr.

Von dem großen Garten, den der Kurfürst dazu geschenkt hatte, ist der größere Teil den Neubauten der Leopoldstraße zum Opfer gefallen.

Auf dem einst westlich davon gelegenen S. Annafriedhofe, an der Stelle des jetzigen Hotels Europäischer Hof, wurde schon zu Kaysers Zeit (Historischer Schauplatz 1733) »fast Niemand mehr als Soldaten und Arme-Sünder begraben«. Die schon um das Jahr 1600 erwähnte und bei Merian sichtbare Kapelle war damals schon »verfallen«. Ihr Name ist auf die obenbeschriebene Hospitalkirche übertragen worden. Die fünf Grabsteine, deren Inschriften Adamus und Kayser wiedergeben, scheinen verschwunden zu sein bis auf den



Fig. 146. Pfründnerhaus in der Plöck.
(Ehemaliges katholisches Spital.)

jetzt in der städtischen Sammlung aufbewahrten Grabstein eines Wickelkindes vom Jahre 1575 (s. K. Christ, Aus dem Heidelberger Lapidarium Heft I S. 13) und bis auf ein kürzlich im Hofe Schulgasse 4 gefundenes Bruchstück, das M. Huffschmid als zum Grabmal der i. J. 1590 verstorbenen Apothekersfrau Regina Fettich gehörig erkannt hat (vgl. Neues Archiv I, 181). Hier war u. a. auch die Dichterin Sophie Brentano begraben (s. A. Schreiber, Heidelberg S. 102).

EHEMALIGE SPITÄLER UND NONNENKLÖSTER

Ehemaliges
Findelhaus

I. Das ehemals zum S. Annaspital gehörige *Muttergotteshaus* oder *Findelhaus* in der Neugasse, das erst i. J. 1903 abgerissen worden ist, enthielt in einer Muschelnische

des Oberstocks (s. unsere Abbildung Fig. 148) eine Sandsteinstatue des hl. Josef, der das Kind auf den Armen trägt, und darunter einen S. Michael im Kampfe mit dem Drachen, beides charakteristische Bildwerke aus der Mitte des 18. Jhs., die sich jetzt in den städtischen Sammlungen befinden. K. Lohmeyer (in Heidelberger Tageblatt 1912 Nr. 35) glaubt die weitaus bessere obere Figur als ein Werk des Peter van den Branden, und die untere, minderwertige, als eine Arbeit von dessen Schüler Joh. Jac. Führer ansprechen zu sollen. Die untere Gruppe scheint übrigens nicht ursprünglich

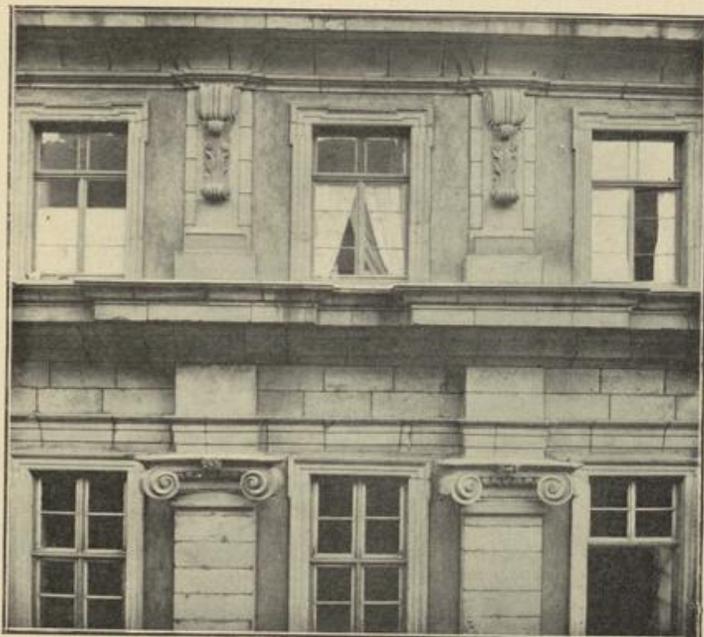


Fig. 147. Vom Mittelrisalit des Pfründnerhauses.
(Ehemaliges katholisches Spital.)

dort am Findelhaus gewesen, sondern erst nachträglich angebracht worden zu sein. Sie sitzt zu unvermittelt vor der Mauer (s. Fig. 149).

II. Das Reformierte Spital. In der Plöck (Nr. 24) weiter aufwärts befindet sich das stattliche, ebenfalls dreigeschossige Barockgebäude des ehemaligen reformierten Hospitals («zuvor das Nissetische Haus» [Wundt]), welches i. J. 1756, nachdem das große neue Spital, wie wir sahen, den Katholiken allein überlassen worden war, als Ersatz den Reformierten überwiesen und entsprechend umgebaut worden ist. Jetzt städtisches Pfründnerhaus I. Die Inschrift über dem den einzigen Schmuck des Baues bildenden Portal lautet: DEO TRIVNI PAVPERVMQVE PROTECTORI CVRATORIQVE OPTIMO MAXIMO XENODOCHIVM EVANGELICO REFORMATVM SACRVM FVNDAMENTA POSVERVNT ET STRVCTVRAM CVRARVNT REFORMATI HEIDELBERGENSES PER SVA FRATRVMQVE INDIGENARVM PARITER AC EXTERORVM DONA CARITATIS COLLECTITIA ANNO MDCCLVI.

Der ehemalige große Garten ist jetzt ebenfalls größtenteils verbaut.

III. Das Lutherische Spital. Wie die Reformierten, so erhielten auch die Lutheraner i. J. 1755 in der Plöck einen Ersatz angewiesen, und zwar an der Stelle der jetzigen höheren Mädchenschule, welches nach Wundt (I, 409) i. J. 1792 an der Stelle des vom Bildhauer Heinrich Charrasky testamentarisch vermachten Hauses und zweier anderer dazu angekauften anstoßenden Grundstücke neu errichtet worden ist. Mit der Verlegung des Lutherischen Spitals i. J. 1803 in das anliegende ehemalige Kloster der weißen (Dominikaner-) Nonnen beim ehemaligen Schießtor (s. unten) gelangte dieser stattliche



Fig. 148. Ehemaliges Findelhaus in der Neugasse.
(Abgerissen 1903.)

Neubau in den Besitz des Professor Schwarz, der hier eine Erziehungsanstalt eingerichtet hat. (Die Marmorbüste des genannten lutherischen Bildhauers Charrasky, eines geborenen Ungarn im Dienste des Kurfürsten Johann Wilhelm, welche derselbe i. J. 1709 selbst gefertigt hatte, machte den Umzug aus dessen ehemaligem Garten in das neue Anwesen mit, ist aber zurzeit anscheinend nicht mehr nachweisbar.)

IV. Das auf dem Walpergenschen Panorama als ein langgestreckter großer Bau dargestellte Weißnonnenkloster (Nr. 34) ist laut der zurzeit im städtischen Lapidarium befindlichen Bauinschrift (s. unten) i. J. 1724 von den weißen Dominikanerinnen erbaut und nach deren Aufhebung i. J. 1803 von der evangelisch-lutherischen Gemeinde aus eigenen Mitteln angekauft und zum Hospital eingerichtet worden. Die dazugehörige Kapelle dient jetzt als englische Kirche; das westlich anschließende Kloster ist neuerdings zur Vergrößerung der Mädchenschule abgebrochen worden.

V. Das ehemalige Kloster der Congregatio B. Mariae V. (Schwarznonnenkloster), welches bald nach dem Jahre 1700 für die vom Kurfürsten Johann Wilhelm hauptsächlich zu Unterrichtszwecken von Bonn nach Heidelberg berufenen Augustinernonnen errichtet worden ist und nach deren Aufhebung unter Maximilian Joseph zu Schulzwecken hergerichtet worden war, ist i. J. 1901 dem weiträumigen Durmschen Neubau der Universitätsbibliothek zum Opfer gefallen. Es war ein lang-

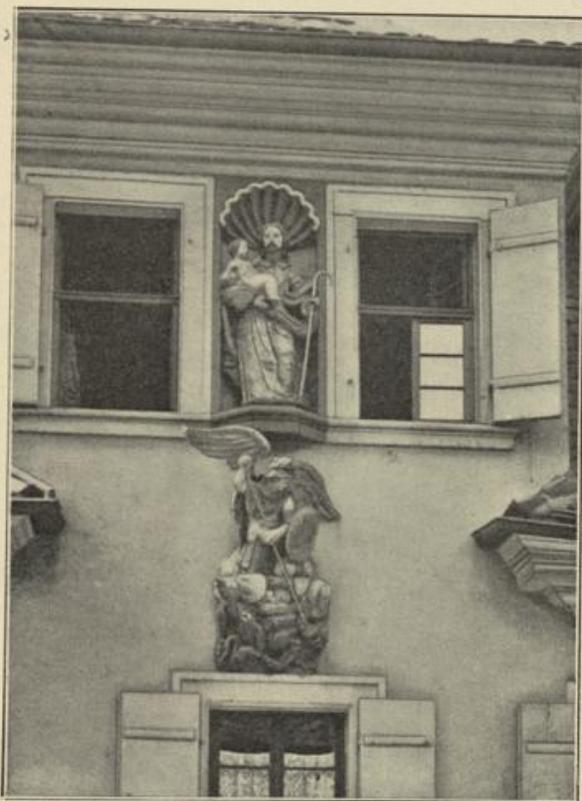


Fig. 149. Figuren am ehemaligen Findelhause in der Neugasse.

gestreckter, von der Grabengasse zur Sandgasse reichender Bau (s. Abbildung Fig. 150) mit einem nach der Peterskirche zu gelegenen großen Garten, in den später die städtische Turnhalle (ebenfalls infolge des Bibliothekneubaues verschwunden) eingebaut worden ist.

Das schöne Sandstein-Hauptportal an der Grabengasse mit den beiden Figuren obenauf und das ebenfalls auf unserem Bilde sichtbare kleinere Portal, das in einen am Ende des Gebäudes gelegenen offenen Gang geführt hat, sind jetzt am Lapidarium im Hofe des städtischen Sammlungsgebäudes (s. unten) wieder angebracht. Die Überschriften über dem Portal, in welcher die unbefleckte Jungfrau, die Protektorin des Klosters, zum Schutze der Jugend angerufen wird, sowie über dem i. J. 1712 zu-

gefügten Schulgebäude s. bei Kayser (a. a. O. S. 91 f.) und von Wickenburg (a. a. O. pag. 38). Die Kapelle lag im Erdgeschoß rechts vom Haupteingange und zeichnete sich

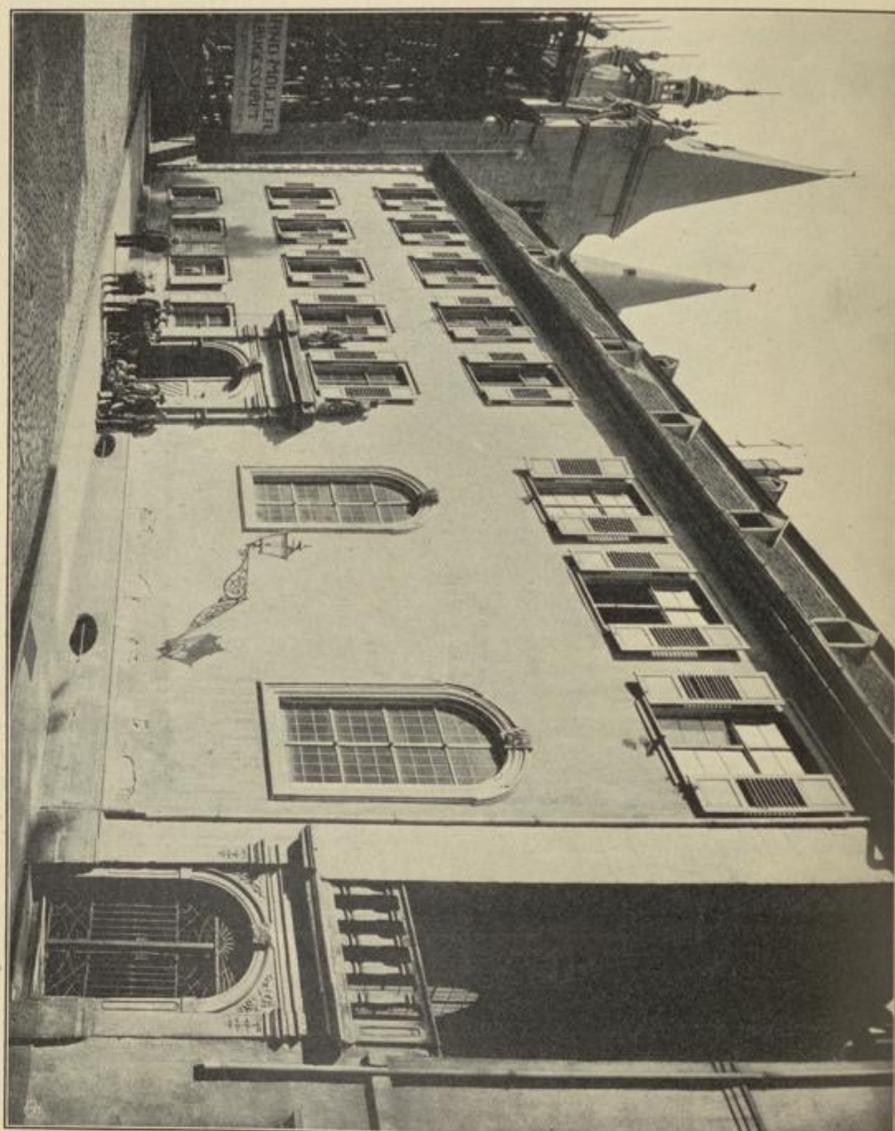


Fig. 150. Ehemaliges Kloster der Augustinernonnen (*Congregatio B. Mariae V.*).
(An der Grabengasse.)

außen durch zwei große Rundbogenfenster aus, die den Rhythmus der Fassade in unerfreulicher Weise zerstört haben. Vor dem Stadtbrande lag hier ein Hof der Herren von Seckendorf.

DIE EHEMALIGEN JESUITENSCHULEN

I. Das Jesuitengymnasium

Bald nach Inangriffnahme ihres Kirchenbaues gründeten die Jesuiten i. J. 1715 auf der andern Seite der Schulgasse nach Süden zu die »Jesuiterschule«, ein katholisches Gymnasium oder Seminarium (*»pro scholis humanioribus«*), das in zwei Jahren vollendet, nach mancherlei Schicksalen — Ende des 18. Jhs. vorübergehend als Kriegslazarett benutzt, danach im Besitz des Frhrn. von Traitteur für Privatwohnungen hergerichtet — i. J. 1827 zur Unterbringung der Universitätsbibliothek vom Staate angekauft worden (über die vorgenommenen Umänderungen berichtet Hirsch [Universitätsgebäude S. 97 ff.] ausführlich) und bis zur Fertigstellung des Durmschen Neubaus i. J. 1905 für diesen Zweck verwendet worden ist. Jetzt sind akademische Lesesäle, Seminarräume u. dgl. darin untergebracht.

Daß der stattliche Bau von den Jesuiten demselben Meister, Adam Breunig, übertragen worden ist, der gleichzeitig an ihrer Kirche tätig war, ist von Lohmeyer (a. a. O. S. 8) urkundlich nachgewiesen und vorher auch schon von Hirsch (a. a. O. S. 97) aus der Übereinstimmung mit dem ebenfalls von Breunig herrührenden Kollegiengebäude (s. unten) unschwer erkannt worden. In der Tat ist die völlige Übereinstimmung der Fensterachsen in beiden Gebäuden unverkennbar — als einzigen Unterschied weist unser Bau über den Erdgeschoßfenstern kleine halbkreisförmige Fenster eines Zwischengeschosses auf —; ebenso übereinstimmend ist aber auch die Formgebung, insbesondere die Profilierung der Portale und des Hauptgesimses.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Hauptfront des Gebäudes ursprünglich die jetzige Hinterseite, d. h. die östliche Längsfront in der Schulgasse gewesen ist, in der die beiden schönen, jetzt zu Fenstern umgewandelten Portale (s. Abbildung Fig. 151) liegen. Die jetzigen beiden Eingänge an der Westfront scheinen erst später, vielleicht bei der Umwandlung zum Militärlazarett, hergestellt worden zu sein. Sie zeigen eine ganz andere Formgebung und stecken recht unvermittelt in den großen Bogenöffnungen. Der südliche ist gelegentlich der Einrichtung zur Universitätsbibliothek i. J. 1827 durch eine



Fig. 151. Ehemaliges Portal der Jesuitenschule.

Fensteranlage ersetzt und damals wohl auch die Entfernung der beiden »Altane« vorgenommen worden, die im dritten Stock oberhalb der Portale vorhanden waren. Die jetzige Dachanlage stammt aus dem Jahre 1846.

Infolge des wiederholten völligen Umbaus des Innern zu den verschiedenen Zwecken, denen der Bau im 19. Jh. gedient hat, bietet das Innere außer einigen stukkerten Decken im nördlichen Erdgeschoß nichts bemerkenswertes mehr. Im oberen Stock war ein ursprünglich als Oratorium benutzter großer Saal, dessen tonnengewölbte Holzdecke in den Dachstuhl hineinreichte.

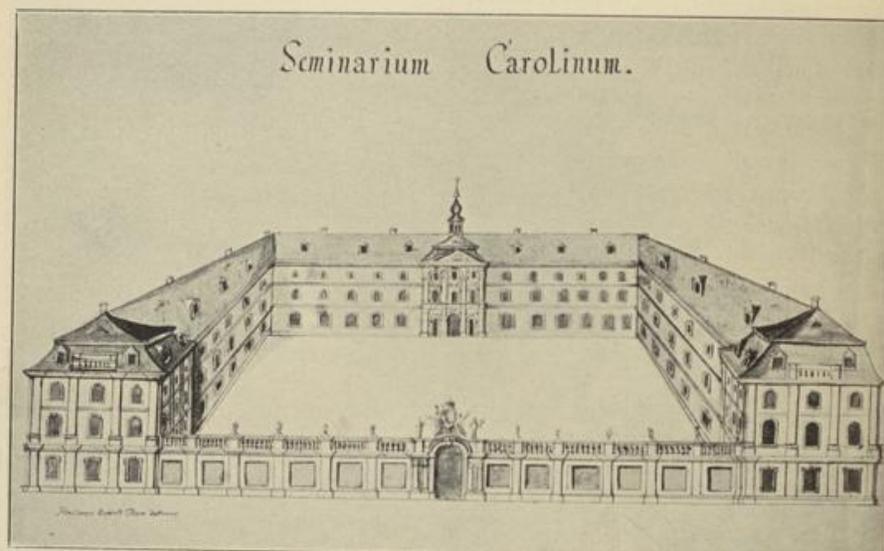


Fig. 152. Das Jesuiten Seminar nach der Zeichnung im Thesaurus Palatinus.

II. Das »Seminarium Carolinum«

(auch Karlskonvikt oder Kleines Seminar genannt, jetzt Kaserne)

Das Seminarium Carolinum (ad S. Carolum Borromeum) in der jetzt noch nach ihm benannten Seminarstraße ist eine Stiftung des Kurfürsten Karl Theodor, der das vorher den Jesuiten überlassene und von ihnen i. J. 1730 zu einem Seminar eingerichtete alte Gebäude (das jetzige Breitwiesersche Haus, s. unten) am Klingentor von diesen käuflich zurückerworben und zum Garnisonlazarett hatte umwandeln lassen (s. darüber die Akten des Großh. GLA. in Faszikel Nr. 1233). Die Grundsteinlegung des großartigen Neubaus erfolgte am 8. Juni 1750 (s. den kurzen Bericht im Thesaurus Palatinus pag. 190 bis 193); als Architekt geht aus den Karlsruher Akten der kurfürstliche Bauinspektor Rabaliatti, der Erbauer des Mannheimer Tors (s. oben S. 108) — wenigstens erscheint dieser in einem Aktenstück vom 7. Oktober 1763, in dem vom Ausbau des corps de logis im rechten Flügel die Rede ist, als der bauleitende Architekt — hervor, während der Jesuitenpater Günther die Oberleitung in Händen gehabt zu haben scheint. Die während des Baues entstandene Abbildung im Thesaurus Palatinus (Fig. 152) vom Jahre 1751 zeigt, daß nach der Straße zu als Abschluß des Hofes zwischen den

beiden Flügeln der in Hufeisenform angelegten Baulichkeit eine durch Pilaster gegliederte und von Balustern gekrönte Mauer projektiert war, in deren Mitte an der Stelle des jetzigen Torhauses ein reiches, großes Portal errichtet (auch ausgeführt?) werden sollte. Die in den Hof etwas vorspringende Mitte des Hauptflügels enthielt das Vestibule und darüber die Kapelle, die bei der Einrichtung des Anwesens zur Kaserne entfernt worden ist.

Wegen übergroßen Andranges zu dieser durch den Bestätigungsbrief Karl Theodors vom 8. Februar 1753 mit reichen Mitteln und Privilegien ausgestatteten Pflugschule des Jesuitismus wurde bereits 1763 eine Erweiterung der Anstalt durch ein »corps de logis nebst dem rechten Flügel« erforderlich, dessen Erstellung durch Raballiatti Gegenstand langer Verhandlungen in den Akten des GLA. bildet. Dieser an der Seminarstraße gelegene östliche Anbau ist i. J. 1879 durch das Gebäude ersetzt worden, in dessen Erdgeschoß sich jetzt das Offizierskasino des Bataillons befindet. Im Jahre 1765 erscheint der ganze großartige Bau vollendet. Nach Aufhebung des Jesuitenordens bekamen die Lazaristen die Aufsicht über das Gebäude. Zu Wundts Zeiten (1805) befand sich das katholische Gymnasium mit Dienstwohnungen für einige Professoren und Alumnat für Studierende darin. Danach war es Irrenanstalt seit 1826, und von 1842 bis zur Übersiedlung in das neue akademische Krankenhaus sind die medizinische und chirurgische Klinik hier untergebracht gewesen. Seit 1881 beherbergt es das in Heidelberg garnisierende Infanterie-Bataillon.

Das Innere bietet nichts bemerkenswertes mehr.

DIE UNIVERSITÄTS-BAULICHKEITEN

Der Beschreibung der Universitäts-Baulichkeiten möge eine Chronik der Universität vorausgehen, die auszugsweise dem Almanach der Universität Heidelberg vom Jahre 1888 (herausgegeben von Dr. P. Hintzelmann, Universitätsbibliothekar, Verlag der Universitätsbuchhandlung von Carl Winter) entnommen ist:

- 1353—1390 Kurfürst *Ruprecht I.*
- 1385 23. Oktober. Autorisationsbulle des Papstes Urban VI. zur Errichtung der Universität Heidelberg.
- 1386 1. Oktober. Gründung der Universität Heidelberg nach dem Muster der Pariser Universität mit vier Fakultäten, der theologischen, juristischen, medizinischen und artistischen (letztere seit dem 16. Jh. philosophische Fakultät genannt).
18. Oktober. Feierliche Eröffnung der Universität durch ein Hochamt in der Kapelle zum hl. Geist.
19. Oktober. Beginn der Vorlesungen. (Die ersten Lehrer waren Marsilius von Inghen, Heilmann Wunnenberg von Worms und Reginald von Alna, drei Wochen später Dithmar von Swerthe aus Prag.)
17. November. Marsilius von Inghen wird zum ersten Rektor gewählt.
- 1390 17. Februar. *Ruprecht I.* †. Conrad von Gelnhausen, der erste Kanzler der Universität, vermachte seine Bibliothek der Universität.
- 1390—1398 *Ruprecht II.* vertreibt die Juden und schenkt ihre Häuser der Universität zu Kontubernien, auch Kollegien oder Bursen genannt, darunter die wichtigsten: das »Collegium in der Bursch«, 1390, und das »Collegium pauperum« (Dionysianum, später Casimirianum), 1396 gegründet.

- 1393 Erstmalige Wahl des Rektors auf ein halbes Jahr.
- 1396 20. August. Marsilius von Inghen †.
- 1398—1410 *Ruprecht III.*
- 1406 12. Juni. »Studentenkrieg«. Junge Adlige, mit dem Pöbel verbunden, überfallen die Studenten, doch wird der Aufstand durch das kräftige Einschreiten des Kurfürsten selbst bald beigelegt.
- 1410—1436 *Ludwig III.*
- 1413 Ludwig III. vereinigt die zu einem Kollegiatstift umgewandelte Heiliggeistkirche mit der Universität.
- 1436 24. März. Ludwig III. vermacht der Universität seine Bibliothek.
- 1437—1449 *Ludwig IV.*
- 1438 17. Dezember. Die Universität erhält die vom Kurfürst Ludwig III. ihr vermachte Büchersammlung, die in der Heiliggeistkirche aufgestellt wird.
- 1449—1476 *Friedrich I.* führt Reformen ein, unter denen die Durchführung der Lehrfreiheit die hauptsächlichste ist.
- 1476—1508 *Philipp.*
- 1498 Kurfürst Philipp gründet eine Juristenburse.
- 1508—1544 *Ludwig V.*
- 1509 13. Oktober. Philipp Melanchthon bezieht die Universität Heidelberg.
- 1518 21. April. Luther kommt nach Heidelberg und verteidigt in einer von den Augustinern veranstalteten Disputation am 26. April 40 theologische und philosophische Streitsätze.
- 1522 »Erneuerung und Reformation der Hochschule«. Der Rektor wird von jetzt an auf ein Jahr gewählt.
- 1524 Melanchthon in Heidelberg.
- 1528 Die Kontubernien siedeln wegen einer ansteckenden Krankheit nach Eberbach über, von wo sie erst im folgenden Jahre zurückkehren. Die Universität war in Heidelberg geblieben.
- 1544—1556 *Friedrich II.*
- 1545 Einrichtung eines Universitätskarzers.
- 1546 3. Januar. Erster protestantischer Gottesdienst in der Heiliggeistkirche.
Die an der Universität bestehenden verschiedenen Bursen (Nominalisten und Realisten) werden in eine Burse unter dem Namen »Großes Kontubernium« oder »Fürstenkollegium« vereinigt.
- 1547 August. Die Universität wandert infolge der Kriegsunruhen und wegen verheerender Krankheiten nach Eberbach aus, wo sie bis zum April 1548 bleibt.
- 1555 Die Universität verläßt aufs neue wegen ansteckender Krankheiten die Stadt und siedelt nach Eberbach über.
Friedrich II. gründet das Sapienzkollegium für arme Studenten, das aber erst nach dem Tode des Stifters 1556 eröffnet wird.
- 1556—1559 *Otto Heinrich* vereinigt die kurfürstliche Bibliothek, welche er namentlich auf seiner Orientreise durch orientalische, griechische und andere Handschriften bedeutend vermehrt hatte, mit der alten, der Universität gehörigen Stiftsbibliothek in der Heiliggeistkirche (»Landbibliothek«).

- 1556 4. April. Edikt Otto Heinrichs, durch welches die lutherische Reformation und zugleich eine neue Kirchenordnung in der Pfalz eingeführt wird.
- 1557 22. Oktober. Melanchthon folgt einer Einladung des Kurfürsten nach Heidelberg, um eine gründliche Neugestaltung der Universität durchzuführen.
- 1558 Dezember. Vollendung dieses Reformationswerkes. Die Universität wird vollständig in eine evangelisch-protestantische umgewandelt.
- 1559—1576 *Friedrich III.*
- 1563 Wegen ansteckender Krankheit verläßt die Universität im September die Stadt und zieht nach Oppenheim, wo sie bis zum März 1564 bleibt.
- 1564 im Oktober muß die Universität Heidelberg wegen derselben Ursache wieder verlassen und bleibt bis zum März 1565 in Eppingen.
- 1576—1583 *Ludwig VI.* Viele berühmte reformierte Professoren werden teils abgesetzt, teils treten sie freiwillig zurück.
- 1578 29. März. Pfalzgraf Johann Casimir gründet in Neustadt a. d. Haardt eine Akademie, das Collegium Casimirianum, an welcher die ihres Glaubens wegen aus Heidelberg verdrängten Professoren wieder angestellt werden. Nach Übernahme der Regierung der Kurpfalz durch Johann Casimir (1583) kehren die Mitglieder des Collegium Casimirianum wieder nach Heidelberg zurück.
- 1583—1592 *Johann Casimir*, Administrator. Allmählich werden die Lutheraner wieder durch reformierte Professoren ersetzt.
- 1584 Ulrich Fugger vermacht der Universität seine ausgezeichnete Bibliothek.
- 1586 »Studentenkrieg« zwischen Studenten und den Bürgern »der Privilegien halber«.
- 1587 30. November. Gedächtnisfeier des 200jährigen Bestehens der Universität durch eine Rede des Prorektors Sohn.
- 1588 13. Mai. Johann Casimir legt den Grundstein zu dem an Stelle des früheren Dionysianum zu errichtenden neuen Gebäude (1591 vollendet und Casimirianum genannt).
- 1592—1610 *Friedrich IV.* Neues Aufblühen der Universität.
- 1593 Anlegung eines Botanischen Gartens durch den Professor der Medizin Heinrich Smetius.
- 1596 Juli bis März 1597 herrscht eine Pest in Heidelberg; infolge derselben zerstreuen sich Professoren wie Studenten.
- 1610—1632 *Friedrich V.*
- 1622 6. September. Eroberung Heidelbergs durch Tilly. Die Mitglieder der theologischen Fakultät werden entlassen. Die zurückgebliebenen Universitätsangehörigen müssen dem Herzog Maximilian huldigen.
Maximilian I. von Bayern schenkt die Universitätsbibliothek (»Bibliotheca Palatina«) dem Papste Gregor XV.
- 1623 4. Februar. Wegführung der Bibliothek nach Rom.
- 1624 Der Professor der Medizin Peter von Spina, der Jüngere, rettet das Archiv der Universität nach Heilbronn und von da nach Frankfurt a. M.
- 1626 Gänzliche Auflösung der Universität (nur ein Student in diesem Jahre immatrikuliert).
- 1629 Die Universität wird von Kurfürst Maximilian von Bayern als eine katholische Universität wiederhergestellt.
- 1632 Die Universität ist bis 1652 tatsächlich aufgehoben.

- 1632—1680 *Karl Ludwig*.
- 1634 Ein Versuch, eine reformierte Universität wiederherzustellen, scheidet an der Niederlage der Schweden bei Nördlingen am 26. August 1634 und Eroberung Heidelbergs durch die Kaiserlichen.
- 1652 Die Universität wird wiederhergestellt und am 1. November feierlich eröffnet unter dem Rektorat des Kurfürsten Karl Ludwig.
- 1672 Karl Ludwig läßt neue Statuten für die Universität ausarbeiten.
- 1680—1685 *Karl*.
- 1685—1690 *Philipp Wilhelm*.
- 1686 3. bis 5. Dezember. Feier des 300jährigen Jubiläums der Universität.
- 1689 2. März. Zerstörung des Heidelberger Schlosses und der Stadt durch Melac.
- 1689—1691 Die Universität ist faktisch aufgehoben.
- 1690—1716 *Johann Wilhelm*.
- 1693 22. Mai. Wiederholte Zerstörung und Plünderung der Stadt Heidelberg durch die Franzosen. Die Universität retten sich durch die Flucht. Das Universitätsarchiv wird von dem Professor Joh. Ludw. Fabricius über Hanau nach Frankfurt und von da nach Marburg gebracht und auf diese Weise vor dem Untergange bewahrt.
- 1694 Die aus Heidelberg geflohenen Professoren sammeln sich zum Teil in Frankfurt a. M. und konstituieren dort die Hochschule neu.
- 1698 Die Universität siedelt von Frankfurt nach Weinheim über.
- 1700 Rückkehr der Universität nach Heidelberg.
- 1706 Johann Wilhelm begründet die Universitätsbibliothek neu durch Ankauf der Bibliothek des 1703 gestorbenen Professors J. G. Graevius in Utrecht.
- 1712 24. Juli. Grundsteinlegung zu dem jetzigen Universitätsgebäude (Domus Wilhelmiana) auf den Trümmern des 1693 niedergebrannten Casimirianum (Dionysianum).
- 1716—1742 *Karl Philipp*.
- 1720 14. April. Karl Philipp verläßt wegen kirchlicher Streitigkeiten Heidelberg und verlegt seine Residenz nach Schwetzingen, später nach Mannheim.
- 1738 Studentenaufstand infolge von Beleidigungen der Studenten von seiten in Heidelberg garnisonierender Soldaten.
- 1742—1799 *Karl Theodor*.
- 1784 Die 1774 gegründete Hohe Kamerschule wird von Kaiserslautern nach Heidelberg verlegt und unter dem Namen Staatswirtschafts-Hohe-Schule mit der Universität verbunden.
- 1786 6. bis 9. November. Feier des 400jährigen Bestehens der Universität.
- 1799—1802 *Maximilian Joseph IV.*, Herzog von Zweibrücken.
- 1801 Durch den Frieden von Luneville verliert die Universität alle Güter und Gefälle jenseits des Rheins.
- 1803—1811 *Karl Friedrich* (seit 1806 Großherzog).
- 1803 13. Mai. Karl Friedrich begründet durch das 13. Organisationsedikt der badischen Lande die sämtlichen Lehranstalten seiner vereinten Lande aufs neue und stellt an die Spitze derselben die Universität Heidelberg; seitdem nach den beiden Stiftern »Ruperto-Carolina« genannt.



Fig. 153. Altes Rektoratsiegel.

I. Das Kollegiengebäude der Universität (Domus Wilhelmina)

Literatur: J. Durm, Das Universitätsgebäude, in Ruperto-Carola, Festchronik 1886 S. 70 ff. — F. Hirsch, Von den Universitätsgebäuden in Heidelberg, Heidelberg 1903 S. 49 ff.

Das Kollegiengebäude der Universität steht auf dem Platze des 1396 gestifteten Dionysianum, einer »Armenbursa« für mittellose Studierende, die i. J. 1588 durch das Casimirianum, eine Schöpfung des Administrators Johann Casimir, ersetzt worden ist. Von dem i. J. 1693 bis auf die Grundmauern zerstörten Bau erhalten wir durch den Merianschen Stich eine einigermaßen ausreichende Vorstellung. Danach bestand es aus zwei durch einen schmalen Hof getrennten hohen Doppelgiebelhäusern, zwischen denen ein Treppenturm aufragte, und reichte bis dicht an den Mittelorturm, von dem es nur durch zwei kleine Häuser getrennt war. Als einziger Überrest des Casimirianum wird in der Universitätsbibliothek eine große Schieferplatte vom Jahre 1591 (1,52 m breit, 1,44 m hoch und 3,0 cm dick) aufbewahrt, welche einst eines der Portale geschmückt haben wird und in vergoldeter Majuskelschrift die Zweckbestimmung und Stiftung des Baues durch den Pfalzgrafen Johann Casimir berichtet.

Da im Stadtbrande alle die Baulichkeiten zugrunde gegangen waren, in denen die Auditorien der Universität untergebracht waren, wie das theologische Auditorium im Augustinerkloster und das auditorium philosophicum der Artistenfakultät (an der Stelle der jetzigen Jesuitenkirche), so galt es zunächst, nachdem Professoren und Studenten sich allmählich zu den Vorlesungen wieder eingestellt hatten, hier Ersatz zu schaffen. Anfänglich war ein Neubau auf den der Universität gehörigen Grundstücken, dem Sapienzkollegium gegenüber, in Aussicht genommen worden, d. h. auf dem Platze zwischen Heu- und Augustinergasse, der bei Merian die Bezeichnung »contubernium academicum« trägt; nachdem aber die Jesuiten im Streite um dieses Gelände bei der kurfürstlichen Regierung

obgesiegt und den schön gelegenen Platz für ihr Kollegium und Kirchengebäude zugewiesen erhalten hatten, entschloß sich die Universität zum Bau ihres neuen Kollegiengebäudes auf dem einzigen ihr in der Mitte der Stadt noch verbliebenen größeren Platze, nämlich auf den Trümmern des Casimirianum. Auf Drängen des Kurfürsten Johann Wilhelm legten Rektor und Professoren am 10. Dezember 1700 den Plan zum Neubau vor, nachdem der kurfürstliche Oberfeldmesser Sartori sie damit im Stiche gelassen hatte. Wie aus den Baurechnungen hervorgeht, hatte man sich hierfür an denselben Künstler gewandt, dem bald darauf auch die Jesuiten den Bau ihrer Kirche und ihres Gymnasiums anvertraut haben, an den oben bereits mehrfach erwähnten kurfürstlichen Baumeister Joh. Adam Breunig, der uns zuerst bei den Reparaturarbeiten der



Fig. 154. Ansicht des Kollegiengebäudes nach der Zeichnung im *Thesaurus Palatinus*.

Heiliggeistkirche begegnet ist (vgl. oben S. 205). Trotz allen Drängens kam es aber doch erst im Frühjahr 1712 zum Abbruch der Brandruine des Casimirianums und am 12. Juni desselben Jahres zur feierlichen Grundsteinlegung der »Domus Wilhelmiana« unter dem Rektorate des Jesuiten Melchior Kirchner. Am 23. Dezember 1713 wurde das Richtfest gefeiert, aber aus Mangel an Mitteln erst i. J. 1728 oder 1729 der Bau vollendet. Das damalige Äußere gibt die unter Fig. 154 wiedergegebene Zeichnung des *Thesaurus Palatinus*, wobei die zwischen Mitteltorturm und Kollegiengebäude befindliche Baulichkeit etwas zu groß ausgefallen sein dürfte.

Der Bau besteht aus zwei ungefähr rechtwinklig aneinander stoßenden, gleich langen (42,5 m) Flügeln mit zwei Eingängen an der westlichen Langseite und einem Eingange an der östlichen Schmalseite des Südflügels. Erstere führten in einen quer durchgehenden Korridor, von dem aus die beiderseitig angrenzenden Auditorien zugänglich waren. An den Eingang von Osten her schloß sich ebenfalls ein Korridor mit südlich anliegenden Auditorien. Das Treppenhaus liegt am Zusammenstoß beider Flügel, war aber merkwürdigerweise nur vom Korridor des Südflügels aus zugänglich, ein Fehler, der zuerst



Fig. 155. Ehemalige Decke der Aula des Kollegiengebäudes.



Fig. 156. Zepter der Universität vom Jahre 1492.
(Vorderansicht.)

notdürftig durch Herstellung eines Verbindungsganges mittels Einfügung einer Fachwerkwand in das Eckauditorium, aber gründlich erst gelegentlich des Umbaues i. J. 1884 durch Anlage eines Vestibules im Westflügel verbessert worden ist.

Die beiden Oberstöcke enthielten ebenfalls Auditorien und Sammlungsräume; im dritten Stock war die Bibliothek untergebracht, außerdem im Westflügel eine durch zwei Geschosse reichende Aula. Die reiche Stuckdecke der letzteren ist gelegentlich des Durmschen Umbaues des Raumes i. J. 1885 unter der jetzigen Holzdecke bewahrt geblieben; ihr Aussehen nach einer damaligen Aufnahme gibt unsere Fig. 155. Die reichen Stukkaturen der Decke, ebenso wie der abgehauenen Pilaster, rühren vom Stukkateur Johann Battista Clerici her; der Urheber der i. J. 1829 durch Roux restaurierten Gemälde ist unbekannt. (Nähere Beschreibung der Decke bei Durm und Hirsch a. a. O.)

Von der ehemaligen Ausstattung im Innern des Baues ist nach den verschiedenen Umbauten außer einer hübschen Stuckdecke im Erdgeschoßhörsaal Nr. XIII kaum mehr etwas bemerkenswertes vorhanden.

Das Äußere weist als eine einzige Gliederung an den Ecken und an der Südseite mächtige, von unten bis oben durchgehende Pilaster mit korinthischen Kapitälern auf, während die Westfront nur mit den obenerwähnten schönen Portalen geschmückt ist. Breunig zeigt sich auch hier als ein formgewandter Klassizist, der mit geringen Mitteln gute monumentale Wirkung zu erzielen weiß. Auf die völlige Übereinstimmung der Formen der Fenster des Universitätsgebäudes mit denen des ebenfalls von Breunig herrührenden ehemaligen Jesuitengymnasiums ist oben (S. 231) bereits hingewiesen worden. Ebenso tritt auch bei den Portalen die engste Verwandtschaft hervor.

Der ursprünglich beabsichtigte, aber aus unbekanntem Gründen von Breunig nicht ausgeführte Dachreiter ist im Zusammenhange mit dem Abbruche des daneben stehenden Mittelturmes, dessen Uhr und Glocken wieder untergebracht werden sollten, bald nach 1827 entstanden. Die jetzige Form hat der Aufbau durch Zinkbekleidung erst beim Umbau des Jahres 1886 erhalten.

Die beiden *Glocken* des ehemaligen Mittelturmes hängen noch darin: die kleinere Glocke 1719 von Johannes und Andreas Schneidewind in Frankfurt a. M., die andere, größere, 1630 von Martin Schmach in Heidelberg gegossen. Beide tragen Blumenfriese, die letztere zeigt außerdem das Bild des hl. Martin. Die alte Uhr ist durch ein neues Werk ersetzt worden.

Als kostbarer Schatz werden im Tresor des Universitätsgebäudes die beiden alten *Universitätszepter* aufbewahrt, welche als äußerst seltene Stücke dieser Art besondere Beachtung verdienen. (Die Literatur über Zepter und Siegel der Universität ausführlich bei A. Th o r b e c k e, Geschichte der Universität Heidelberg Abt. I, Heidelberg 1886, S. 43*, Anm. 42, und S. 69*, Anm. 176. Hinzuzufügen ist der Aufsatz von W. L ü b k e in der Festschrift Ruperto-Carola S. 27 f.)

Das in Fig. 156 und 157 wiedergegebene spätgotische Universitätszepter ist das älteste und zugleich ursprünglich einzigste sceptrum (baculus, virga) des Generalstudiums. Toepke (Matrikel I, 29) hat bereits nachgewiesen, daß es nicht 1388, wie die nach einer Restauration i. J. 1581 angebrachte Majuskelschrift angibt, sondern erst 1492 neu angefertigt worden ist an Stelle eines älteren, das wohl noch, wie die Inschrift angibt, auf Marsilius von Inghen zurückgegangen sein dürfte. Jüngste Reparatur durch den Kölner Goldschmied Gabriel Hermeling i. J. 1886. Das silbervergoldete Zepter ist 1,40 m lang und besteht aus einem hohlen Stab, dessen Glieder durch vier Knaufe und einen Ring zusammengehalten werden. »Der oberste Knauf trägt in Email das



Glocken

Universitätszepter

Fig. 157. Zepter der Universität vom Jahre 1492.
(Seltenansicht.)



Fig. 158.
Zepter der Artistenfakultät vom Jahre 1455.

päpstliche Wappen, das des Bischofs von Worms, das pfälzische und das der Universität. Die andern Knaufe zeigen außer Pflanzenverzierungen nur die bayerischen Wecken und den Pfälzer Löwen. Eine an einem Stabe befestigte Kette, die an einem verschiebbaren Ringe saß, diente offenbar dazu, das Tragen des Zepters, das wohl in einem Ledergurt steckte, zu erleichtern. Der obere Abschluß zeigt unter einem spätgotischen vierseitigen Baldachin das Christkind als Dozenten inmitten von vier eifrig zuhorchenden oder über ihre Hefte gebeugten Schülern, den Repräsentanten der vier Fakultäten des Heidelberger Generalstudiums. (Nach Lübke stammt der Kern des ganzen architektonischen Aufbaues noch von dem ersten zwischen Dezember 1387 und März 1388 hergestellten Zepter her, und die Umarbeitung i. J. 1492 hat nur das elegante durchbrochene Laubwerk unter den Strebe-pfeilern hinzugefügt; auch der figürliche Teil könne nicht von der Herstellung des Jahres 1492 herrühren. Ich kann dieser Annahme, die sich auf stilistische Gründe stützt, ebensowenig beipflichten, wie der Behauptung Friedegar Mones [Nachlaß 1270], daß ursprünglich an Stelle des Christuskindes eine Maria den Mittelpunkt der Gruppe gebildet habe. Das alte Zepter, die *virga argentea deaurata*, war sicher nur »ein übergoldeter, silberner Stab in einfacher Arbeit« [Thorbecke, a. a. O. S. 49], und die stilistischen Merkmale sprechen eher für den Schluß des 15. als des 14. Jhs. Jedenfalls handelt es sich um die Arbeit eines in der architektonischen Formgebung der Spätgotik trefflich bewanderten Goldschmieds. Leider fehlen Stempel und Zeichen.)

Das zweite Zepter (s. Abbildung Fig. 158) ist das der Artistenfakultät und für diese als Ersatz für die alte, einfachere *virga*, i. J. 1455 angefertigt worden.

Der Stab mißt 1,32 m und ist mit drei Buckeln verziert, zwischen denen ein ringförmiges Band den Stab teilt. Auch hier Wappenschilde an den Knäufen mit dem päpstlichen, Wormsschen und zwei unbekanntem (Professoren-?) Wappen. Unmittelbar unter dem Tabernakel oder Baldachin sind drei Wappenschilde: mit dem Reichsapfel, den bayerischen Wecken und dem Pfälzer Löwen in Email angebracht. Innerhalb des Baldachins erscheint hier die Schutzpatronin des Generalstudiums und insbesondere der Artistenfakultät, die hl. Katharina, ein kleines untersetztes Figürchen mit Schwert und Rad von minderwertiger Ausführung. Der spätgotische Aufbau ist ebenso reich verziert wie beim Universitätszepter, dem es als Vorbild gedient hat, aber zweigeschossig und dadurch in dem oberen Teile leichter und graziöser wirkend. Auch hier fehlen Stempel und Zeichen, doch wissen wir aus den Akten, daß das Zepter von einem Goldschmied Karl um 52 fl. und 5 Schillingspf. angefertigt worden ist. Hautz (a. a. O. S. 166) hebt mit Recht hervor, daß die große Bedeutung der Artistenfakultät auch daraus hervorgeht, daß sie allein neben dem Universitätszepter ein solches geführt hat. Auf welche Weise diese beiden kostbaren Reliquien der Habgier und Zerstörungswut der bayerischen und französischen Soldateska entgangen sind, ist unbekannt; die Tatsache selbst eine höchst erfreuliche.

Das alte große *Siegel der Universität* (s. A. Thorbecke, a. a. O. S. 48 f. und S. 43*, Anm. 41) ist nicht mehr in Heidelberg vorhanden; der »silberne Stempel« ist als Geschenk des Fürsten von Fürstenberg (Hautz) in das Germanische Museum nach Nürnberg gekommen. Es zeigt in der Mitte den hl. Petrus, rechts und links je eine kniende Gestalt mit dem bayerischen und pfälzischen Wappenschild, alle drei unter gotischem Baldachin, und trägt die Umschrift: „*Sigillum Vniuersitatis Studii heidelbergensis.*“ (Abgebildet auf dem Titelblatt des Thorbeckeschen Buches.)

Universitäts-
siegel

Daneben war der Universität von ihrem Stifter ein zweiter, kleinerer silberner Stempel (das *sigillum minus*), zum Handgebrauch des Rektors bestimmt, verliehen worden. Er zeigte den springenden Pfälzer Löwen, der in beiden Vorderpranken ein aufgeschlagenes Buch mit der Aufschrift *Semper apertus* hielt. Die Umschrift lautete: *(sigillum) rectoratus studii heidelbergensis.* Nur in Abdrücken vorhanden.

Von den Siegeln der artistischen und juristischen Fakultät, die bis zum Jahre 1483 ebenfalls im Besitze von Siegeln gewesen zu sein scheinen, ist nichts näheres bekannt. Das Siegel der theologischen Fakultät (um die Mitte des 15. Jhs.) hat (nach Thorbecke) den hl. Hieronymus mit seinem Löwen zwischen zwei vor ihm sitzenden Schülern dargestellt enthalten. Später, im 16. Jh., haben dann die philosophische Fakultät und die theologische Fakultät für beide Konfessionen, sowie auch die medizinische Fakultät (erst 1563) eigene Siegel erhalten.

Das an das Universitätsgebäude anstoßende jetzige „*Pedellenhaus*“ (ehemalige Coblizische Haus) in der Augustinergasse ist i. J. 1733 von der Universität erworben und i. J. 1778 mit einem *Karzer* versehen worden, nachdem die bislang dazu verwendeten Räume unter dem Treppenpodest des Hauptgebäudes sich als gesundheitsschädigend erwiesen hatten. Bis zur Mitte des 16. Jhs. hatte die Universität gelegentlich die städtischen Gefängnisse im Brückenturm und Hexenturm zur Verbüßung der Freiheitsstrafen ihrer Studenten verwendet. (Über den alten Karzer s. O. Petters in Ruperto-Carola, Festchronik S. 66.)

Pedellenhaus
und Karzer



Fig. 159. Östliches Eckhaus des Archäologischen Institutes.

II. Die Baulichkeiten des jetzigen Archäologischen Institutes

Die der Südostecke des Kollegiengebäudes diagonal gegenüber liegende, von Ludwigsplatz, Ingramstraße und Schulgasse (ehemals Heugasse) begrenzte Häusergruppe, welche jetzt in der Hauptsache die Archäologischen Sammlungen der Universität birgt, steht auf einem Teil des ehemals von der »neuen Bursch« oder dem »großen contubernium« eingenommenen Platzes, dessen größerer Teil, wie wir oben (S. 218) gesehen haben, den Jesuiten zugefallen war. (Diese für die Studierenden als Unterkunftshaus bestimmte bursa war i. J. 1580 von Ludwig VI. neu errichtet worden [s. Neues Archiv I, 150], aber im Stadtbrande zugrunde gegangen.) Im Jahre 1716 verkaufte die Universität das Grundstück in einzelnen Teilen, und zwar das an der Ecke von Ludwigsplatz und Ingramstraße gelegene Grundstück an den Kirchenrat Chuno, das Eckgrundstück Ingramstraße und Heugasse (Schulgasse) an den Zimmermeister H. W. Warth, der es an den Universitätsbuchbinder Lörinck weiterverkaufte, und das nördlich daran anstoßende Grundstück in der Heugasse an Ferd. Schmitt, der es ebenfalls bereits im folgenden Jahre an den Hofgerichtsrat und Regierungsprotonotarius Fr. Cochem abtrat (Hufschmid).

Das auf dem erstgenannten Platze errichtete einfache zweigeschossige Barockhaus (jetzt Augustinergasse 7), das über dem Portal die Jahreszahl 1716 trägt, bietet künstlerisch nichts bemerkenswertes, dagegen erscheint das anstoßende dreigeschossige Eckhaus (s. Abbildung Fig. 159), das i. J. 1718 der Universitätsbuchbinder Th. Herm.

Lörinck hat errichten lassen (vorübergehend hat es danach eine Papiertapetenfabrik enthalten [seit 1770] und zu Wundts Zeiten [1805] dem Postverwalter Becker gehört), nicht nur reicher gegliedert (Haustür!), sondern auch an der Ecke im ersten Obergeschoß mit einer schönen Barockgruppe (s. Abbildung Fig. 160) in einer Nische ausgestattet. Der Urheber dieses eines Peter van den Branden würdigen Kunstwerkes ist leider nicht bekannt (über die damaligen Bildhauer in Heidelberg s. K. Lohmeyer, Heidelbergische Hausplastiken, in Heidelbergischer Tageblatt 1912 Nr. 35). Die Ecke im Erdgeschoß weist rundbogige große Öffnungen auf (jetzt unten mit Brüstungen versehen und zu Fenstern umgewandelt) mit »Mansbildtköpfen« an den Schlußsteinen; vielleicht, daß früher hier der Buchbinderladen mit Schaufenstern eingerichtet war.

Das nördlich in der Schulgasse (Nr. 4) anstoßende zweigeschossige Haus mit Torweg in der Mitte ist wieder einfacher gehalten und entbehrt künstlerischer Ausschmückung. Die Übereinstimmung aller drei Bauten in bezug auf Formgebung und Material läßt kaum einen Zweifel, daß sie von demselben Baumeister herrühren.

Hierzu gehört auch unverkennbar das an der Ingramstraße gegenüber liegende stattliche Haus (Wirtschaft zum »Deutschen Haus«), das auf einem i. J. 1717 ebenfalls von der Universität veräußerten Grundstück von Geh. Rat und Regierungs-Vizekanzler J. F. von Hertling errichtet worden ist und sich zu Wundts Zeiten (1805) im Besitz eines Herrn von Eberstein befand. Aus den Akten der Universität geht hervor, daß auf diesem Platze »vorher die kleine Schule deren Herrn P. P. Soc. Jesu gehalten worden« (s. Hirsch, Universitätsgebäude S. 53).

Über die Entstehung der Sammlungen des Archäologischen Institutes gibt der vom derzeitigen Direktor derselben, Professor Dr. von Duhn, verfaßte Katalog (Kurzes Verzeichnis der Abgüsse etc., 5. Aufl. 1907) im Vorwort ausführliche Auskunft. Zu der in diesem Verzeichnis beschriebenen reichen Sammlung von Abgüssen nach antiken Bildwerken ist i. J. 1897 eine seither stetig vermehrte, äußerst wertvolle Sammlung von Stilproben antiker Keramik in Originalstücken, besonders aus der Frühzeit griechischer Kunst, getreten.

III. Die Bibliotheca Palatina

Die Literatur über die Bibliotheca Palatina beginnt mit dem grundlegenden Werke von Friedr. Wilken, Gesch. der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidel-



Fig. 160. Mariengruppe an dem östlichen Eckhause des Archäologischen Institutes.

bergschen Büchersammlung, Heidelberg 1817. Weitere Literatur über die Wegführung in E. Winkelmanns Urkundenbuch der Universität Heidelberg, Heidelberg 1886, II, Reg. 1550. Siehe ferner J. Wille, Aus alter und neuer Zeit der Heidelberger Bibliothek Rede zur Feier der Vollendung des neuen Universitätsgebäudes, Neue Heidelberger Jahrbücher XIV (1906) S. 214 ff., und R. Sillib, Verzeichnis der Handschriften und Drucke im Ausstellungssaal der Großh. Universitätsbibliothek, Heidelberg 1912. Einzelliteratur in Pfaffs Heidelberg, 2. Aufl. 1902, Anm. 268 ff. Den Katalog der älteren illustrierten Handschriften enthält: A. von Oechelhaeuser, Die Miniaturen der Heidelberger Universitätsbibliothek, Heidelberg, Band I 1887; Band II 1895.

Die Geschichte und Beschreibung der seit 1905 im Durmschen Neubau untergebrachten Heidelberger Universitätsbibliothek geben wir aus Pfaffs Heidelberg in der neuen Sillibischen Redaktion (3. Aufl. 1910, S. 97 ff.) im Auszuge wieder:

»Bald nach der Gründung der Hochschule hören wir von zwei getrennt aufgestellten Bibliotheken; die eine gehörte der Artistenfakultät, die andere den drei »oberen« Fakultäten. Durch Schenkung und Kauf stetig vermehrt, wurden sie 1443 miteinander vereinigt.

Zu diesen Büchereien trat 1419 die Bibliothek des Stiftes zum hl. Geist; sie war auf den Emporen der Seitenschiffe der Heiliggeistkirche aufgestellt und besonders durch die Schenkung Kurfürst Ludwigs III. bedeutend geworden. Aber all diese Bibliotheken enthielten im wesentlichen doch nur mittelalterlich-scholastische Werke.

Durch eine Welt von ihnen getrennt waren die Bücherschätze, welche die dem Humanismus zugewandten Fürsten auf dem Heidelberger Schlosse sammelten: Philipp, Ludwig V., Friedrich II., vor allen Ottheinrich. Mit welcher Leidenschaft, welchem Glück, welchen Opfern dieser Fürst in deutschen und fremden Landen gesammelt, wie er auf seiner Reise nach Jerusalem eine Menge arabischer, syrischer, hebräischer, griechischer und lateinischer Handschriften erworben, ist bewundernswert. Ottheinrich stellte die von ihm gesammelten Schätze in den Räumen der Stiftsbibliothek, auf den Emporen der Heiliggeistkirche auf und bestimmte testamentarisch, daß sie in Heidelberg verbleiben sollten, als dem Sitz der Universität. Ottheinrichs Nachfolger blieben nicht müßig; besonders Friedrich IV. bereicherte die alte kurfürstliche Bibliothek auf dem Schlosse durch zahlreiche wertvolle altdeutsche Handschriften. »Diese altdeutschen Handschriften bilden als Sammlung für sich ein in sich abgeschlossenes, einheitliches, kulturhistorisches Denkmal der vornehmen literarischen und künstlerischen Neigungen und Bestrebungen eines deutschen Fürstengeschlechtes. Mit dem geistigen Leben der Universität hat diese Sammlung nichts zu tun.« 1584 erhielt diese kurfürstliche Bibliothek das kostbare Vermächtnis Ulrich Fuggers, des Freundes von Ottheinrich, darunter über 1000 Handschriften.

Die auf den Emporen der Heiliggeistkirche aufgestellte Bibliothek — bald Bibliotheca Palatina genannt — zog Tausende von Studenten an; Scaliger erklärte 1608, sie sei reichhaltiger und enthalte trefflichere Werke, als die Vaticana. Wenige Jahre später, nach der Einnahme Heidelbergs durch Tilly, machte Herzog Maximilian von Bayern diese »Bibliotheca Palatina« Papst Gregor XV. zum Geschenk. Aber der päpstliche Abgesandte, Leo Allatius, Kustos der Vatikanischen Bibliothek, führte am 14. Februar 1623 statt einer Bibliothek drei Bibliotheken aus Heidelberg weg: 1. die sogenannte Palatina der Heiliggeistkirche; 2. die kurfürstliche Bibliothek auf dem Schlosse; 3. die in der »Sapienz« aufgestellte Universitätsbibliothek und deren Handschriften; außerdem aber



Fig. 161. Illustration aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift.
(Manesse-Kodex.)

4. »die in Truhen und Schränken der Kemenaten aufbewahrten Privatissima der pfalzgräflichen Familie«; 5. Akten und Urkunden aus Registraturen des Schlosses, aus der am Fuße des Schlosses gelegenen Landeskanzlei (wie auch aus andern pfälzischen Kanzleien); endlich 6. den literarischen Besitz und Familienpapiere des damaligen Bibliothekars Janus Gruterus. »Die Mutter aller Bibliotheken,« klagt Pfarrer Schmidt in einer Predigt vom Jahre 1640, »nicht nur in Teutschland, sondern auch in vielen andern Landen und Königreichen, so zu Heydelberg im obern Theil der Kirchen zum hl. Geist gestanden, ist theils geraubt, theils sonst verderbt worden: Ein Schatz, so nicht zu schätzen; ein Schatz, welchen das Römische Reich nicht mehr zuwegbringen wird. Allein die manuscripta, oder geschriebne Bücher, hat man in die 80 000 Cronen werth geachtet. Summa, sie hat mit Ehren den Nahmen geführt: optimus Germaniae litteratae thesaurus.«

Die von Kurfürst Karl Ludwig neu gegründete Universitätsbibliothek — auch er bemühte sich schon vergebens beim Vatikan um Rückerstattung der 1623 widerrechtlich entführten Schätze — ging im Orleans'schen Kriege zugrunde.

Die heutige Universitätsbibliothek wurde von Kurfürst Johann Wilhelm (1690 bis 1716) durch Überweisung eines Theiles der Druckwerke der von ihm in Holland angekauften Bibliothek des Philologen Grävius begründet, von Kurfürst Karl Theodor gemehrt, besonders aber seit Karl Friedrich von Baden (1803) großartig bereichert. Sein Nachfolger, Großherzog Karl, erwirkte i. J. 1815/16 durch Vermittlung besonders der preussischen Regierung die Rückgabe erst von 38 griechischen und lateinischen, dann von 852 deutschen Handschriften aus dem Vatikan: an 3000 Handschriften und 5000 Druckwerke blieben zurück.

Am 10. April 1888 kehrte nach 250jähriger Entfremdung der einst im Besitze des Kurfürsten Friedrich IV. gewesene sogenannte Manesse-Kodex, die Große Heidelberger Liederhandschrift (jetzt Cod. Pal. Germanicus Nr. 848), aus der Pariser Bibliothek in die Heimat zurück: eine in den ersten Jahrzehnten des 14. Jhs. geschriebene Sammlung der Werke von 140 Minnesängern mit 138 gleichzeitigen Bildern von unschätzbarem Werte.

Sämtliche Handschriften*) der Heidelberger Universitätsbibliothek zerfallen in:

1. Codices Palatini, d. h. die aus den alten Büchereien der Universität und der Kurfürsten stammenden Handschriften, und zwar Codices Palatini Graeci, Latini, Germanici.

Von den griechischen Codices Palatini seien genannt: Griechische Anthologie aus dem 11. Jh., Plutarch (12. Jh.), Thukydides (11. Jh.), Paradoxographen (9. bis 10. Jh.); von den lateinischen: Plautus (11. Jh.), Gregor von Tours (10. Jh.), mehrere Breviere aus dem 15. Jh., Bilderhandschriften von höchstem künstlerischem Werte; von den deutschen: die altdeutschen Handschriften: Sachsenspiegel mit Bildern (13. Jh.); Otfried von Weissenburgs Evangelienharmonie; eine große Anzahl von Handschriften mit Dichtungen des 13. bis 16. Jhs. mit kunstgeschichtlich wertvollen Miniaturen, z. B. Parcival, Titurel, Lohengrin, Minnelieder, vor allem die in der erwähnten Großen Heidelberger Liederhandschrift, dem sogenannten Manesse-Kodex, enthaltenen (s. Abbildung Fig. 161). Die Handschriften des 16. und 17. Jhs., ein reicher Schatz geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Denkmäler: Gebet- und Andachtsbücher, darunter solche von der Hand der Pfälz-

*) Karl Bartsch, Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg, Bd. I, Die Altdeutschen Handschriften, Heidelberg 1887. Bd. II, Jacob Wille, Die deutschen Pfälzer Handschriften des 16. und 17. Jhs., Heidelberg 1903.

gräfin Elisabeth, Gemahlin Johann Casimirs; geistliche Lieder, Predigten, besonders M. Luthers, Volkslieder und Lieder von Humanisten wie Wernhers von Themar und Peter Harers; die wappengeschmückten Stammbücher Johann Casimirs und Friedrichs IV. u. a.

2. Codices Heidelbergenses. Zu ihnen gehören u. a.: das im Dreißigjährigen Krieg von Professor von Spina gerettete Archiv der Universität, darunter die Matrikelbücher,



Fig. 162. Miniatur aus dem Reichenauer Sakramentar.
(Cod. Sal. IX, b.)

d. h. die Verzeichnisse der eingeschriebenen Studenten vom Jahr 1386 ab, und die alten Annalen, d. h. Akten der Universität, sowie neuere Erwerbungen, wie die wertvollen Handschriften der der Universität 1839 durch Vermächtnis zugefallenen Bibliothek des Dr. G. A. Batt.

3. Codices Salemitani aus dem Kloster Salem, nördlich des Bodensees; von diesen seien hier nur das illuminierte Sacramentarium Gregorianum des 9. Jhs. von der Reichenau (s. Abbildung Fig. 162) und das große Missale genannt.

Von den Autographen seien hervorgehoben die Martin Luthers, Melanchthons, der deutschen Kaiser von Karl V. bis auf Franz II., ferner Goethes Götze von Berlichingen, zweite Bühnenbearbeitung.

Zur Papyrus-Sammlung ist i. J. 1897 der Grund gelegt worden, als die Großh. Regierung von dem Vizekonsul C. Reinhardt viele Hunderte von Schriften verschiedener Sprachen erwarb: ägyptisch; griechisch; lateinisch; persisch; semitisch (hebräisch, syrisch, arabisch), auf verschiedenen Stoffen (Papyrus, Pergament, Hadernpapier, Holztafeln), örtlich verschiedener Herkunft, zeitlich über mehr als ein Jahrtausend sich erstreckend. 1900 folgte ein Einzelkauf, 27 Blätter eines griechischen Papyruskodex mit Stücken der kleinen Propheten, eine ägyptische ‚Dorfbibel‘. Nahezu verdoppelt ward der Bestand im Sommer 1904 aus dem Nachlaß von C. Reinhardt. Weiteren Zuwachs brachte 1905 eine griechische Ostrakasammlung aus Oberägypten. Von den ‚Veröffentlichungen aus der Heidelberger Papyrus-Sammlung‘ (bei C. Winter, Heidelberg) sind bis jetzt vier Bände erschienen. Auch die zweite Hauptgruppe der griechischen Papyri, die literarische, hat in Poesie und Prosa ansehnliche Vertreter; die Blätter sind teilweise recht alt, so eine Homerhandschrift, nur leider meist geringen Umfangs und schlecht erhalten.

Unter den mittelalterlichen Urkunden befinden sich viele Kaiserurkunden, die durch ihre 700 Originalurkunden und reichhaltigen Kollektaneen für die pfälzische Geschichte wichtige Sammlung des 1876 verstorbenen Pfarrers J. G. Lehmann, dann eine Reihe auf die Universität Heidelberg sich beziehender Diplome, darunter die Stiftungs-urkunde der Universität von Ruprecht I. vom 1. Oktober 1386 und die dieser voraus-gegangene Genehmigungsurkunde von Papst Urban VI. vom 23. Oktober 1385.

Unter den Druckwerken sind eine Anzahl höchst wertvoller Inkunabeln zu ver-zeichnen, darunter ein Mainzer Ablassbrief vom Jahre 1455, der lutherische Katechismus in altpreußischer Sprache vom Jahre 1545, die älteste bekannte deutsche Zeitung vom Jahre 1609 und eine wertvolle Sammlung Holztafeldrucke.

Im ganzen umfaßt die Bibliothek 4000 Handschriften, ca. 3000 Urkunden und an Druckwerken rund 500000 Bände, darunter 1400 Inkunabeln. Unter der Verwaltung der Bibliothek steht auch das Universitätsarchiv. Die sehenswertesten dieser Schätze sind in dem mit Professorenbildnissen geschmückten Aus-stellungssaal dem Publikum zur Besichtigung ausgelegt. (Verzeichnis von R. Sillib, s. oben.)

Ursprünglich im Kollegiengebäude (s. oben S. 240), dann im Jesuiten-seminar (s. oben S. 231) untergebracht, hat die Universitätsbibliothek seit dem Jahre 1905 in dem auf dem Platze des Schwarznonnenklosters (s. oben S. 229) von Josef Durm errichteten neuen Gebäude Unterkunft gefunden.

IV. Ältere kleinere Universitätsgebäude

Die Universität besaß ferner (an der Stelle des jetzigen Hauses des Buchhändlers Carlebach, Hauptstraße Nr. 136) hinter dem Casimiranum (s. oben) an der westlichen Ecke von Hauptstraße und Augustinergasse ein Diensthaus, das Codicistenhaus, so genannt nach den Professoren des römischen Rechts (Codex), welche hier ihre Dienst-wohnung gehabt zu haben scheinen (s. Neues Archiv I, 141 ff.). Nach dem Dreißig-

jährigen Kriege war es dem Professor der Mathematik, Physik und Geographie Johannes von Leunenschloß, der dreimal Rektor war, eingeräumt.

Ein »Universitäts-Häuslein« nebst Garten, am Schloßberg vor dem Marckbronnen-Tor »im faulen Belz« gelegen, das der Universität durch Vermächtnis des Joh. Wilh. Pareus i. J. 1643 zugefallen war, scheint meist an Handwerker vermietet gewesen zu sein. (Über den Namen »Fauler Pelz« s. oben S. 106.)

V. Das »neue Kollegienhaus«

Das ehemalige „*Museumsgebäude*“ (dann vorübergehend städtischer Saalbau, seit 1901 Neues Akademisches Kollegienhaus) auf der Südseite des jetzigen Ludwigs- (ehemaligen Parade-) Platzes ist eine für die geselligen Zwecke der Museumsgesellschaft nach Plänen des Kriegsbaudirektors Arnold errichtete und i. J. 1828 eingeweihte stattliche Baulichkeit, die durch einen Umbau in den Jahren 1873 bis 1875 im Außern (Mittelbau) und Innern (großer Saal) so einschneidende Veränderungen erlitten hat, daß ihre ursprüngliche, an die Bauweise Weinbrenners anknüpfende Architektur kaum mehr kenntlich ist. Der Bau steht auf dem Garten des i. J. 1693 zerstörten ehemaligen Augustinerklosters, späteren »Sapientzhauses« (s. oben S. 114 f.), das selbst noch viel weiter nach Norden gereicht und über die Hälfte des jetzigen Ludwigsplatzes bedeckt hat. (Über die Ergebnisse der während des Druckes vorgenommenen Ausgrabungen s. unten unter Ludwigsplatz.) In der Südwestecke des Gartens ragt der Hexenturm (s. oben S. 105) empor.

Ehemaliges
Museum oder
Saalbau

VI. Das jetzige Seminariengebäude, früher Jesuitengymnasium und Universitätsbibliothek

(Siehe oben S. 231 f.)

EHEMALIGE KURFÜRSTLICHE GEBÄUDE

Der Marstall

Das unmittelbar am Neckar, östlich am Anfang der ehemaligen Vorstadt gelegene »Marstallgebäude« erscheint zuerst auf dem Holzschnitt in Seb. Münsters Kosmographie vom Jahre 1550 (s. oben Fig. 50) unter der Bezeichnung »Zeughaus«. Über die Entstehungszeit ist nichts bekannt, Karl Pfaff nimmt aber wohl mit Recht an, daß der große Schloßbaumeister Ludwig V. auch diesen mächtigen Bau, der in der Hauptsache als Zollhaus und Stapelraum für die auf dem Wasserwege verkehrenden Waren gedient hat, errichtet und dessen Lage und Bestimmung entsprechend zugleich als Wehrbau angelegt habe. Die von den Fluten des Neckars bespülte Hauptfront war in den Ecktürmen mit Schießscharten versehen und der dahinter liegende große Hof mit hohen Mauern umschlossen, die im Osten und Westen durch starke Strebepfeiler gestützt wurden.

Der Meriansche Prospekt vom Jahre 1620 (Fig. 52) zeigt den Hauptbau unverändert, aber dahinter emporragend als Abschluß des Hofes zwischen zwei Rundtürmen einen stolzen, prächtigen Renaissancepalast mit fünf Doppelgiebeln, zwei Treppentürmen und einer großen Freitreppe in der Mitte. Im Texte heißt es: „20. *Der Churfürstl. Marstall durch Hertzog Johann Casimirn erbaut*“, und in der Tat bestätigt eine Notiz im

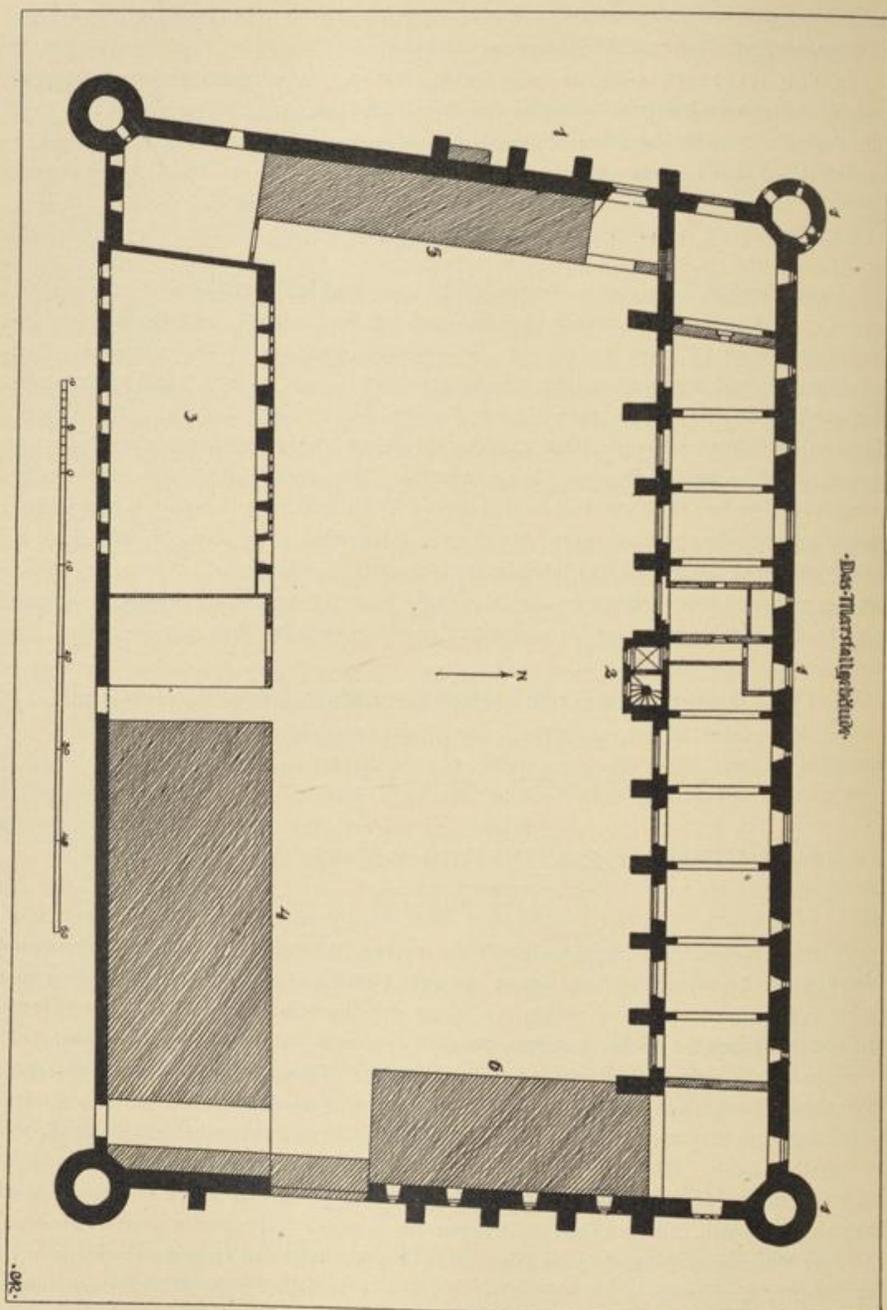


Fig. 163. Das Zeughaus und das Marstallhofgebäude.

Herunter
 Einmal
 Eine Lan
 Jesuiten
 sollen die
 Johann Cas
 mit Fig. 161
 worden ist
 ein, der N
 Die Wäp
 eine auf
 schanden,
 auf unser
 vielwunde
 d'pensen
 immer her
 sie seit 181
 chronische
 stische Ge
 Topungs
 hat in neue
 Lose die
 hängen
 Die
 stische A
 Wirkung
 gegen 171
 Etkimen
 Th oder F
 dem Wasser
 den die M
 weiche von
 legen jetzt
 ständlich; d
 Abtragung
 neuen Feste
 wirkung
 zu niedrig
 beigetragen
 nersider W
 Die H
 der Bau
 wie war
 erichtet
 Schließ

Darmstädter Thesaurus picturarum, daß der Neubau dieses Marstalls im Juni 1590 vom Administrator begonnen worden ist (s. Mitteil. des Heidelb. Schloßvereins I, 57, Anm. 1. Unter Ludwig V. war der kurfürstliche Marstall an der Stelle gelegen, wo sich jetzt die Jesuitenkirche befindet). Zwei an die seitlichen Mauern angelehnte niedrige Flügelbauten stellten die Verbindung zwischen der vorderen und der hinteren Baulichkeit her. Von Johann Casimir stammt auch der dreigeschossige Treppenanbau (Nr. 2 auf unserm Grundriß Fig. 163) vor der Südfront des älteren Baues, der damals weiterhin als Zeughaus benutzt worden ist. Beim Stadtbrande 1693 ist auch der prächtige Marstallbau völlig zerstört, der Name aber auf die ältere, stehen gebliebene Baulichkeit übertragen worden. Das Walpergensche Panorama (1763) zeigt nur noch ein Giebelpaar am westlichen Ende aufragend, die übrigen Mauerteile sind bis auf das unterste Stockwerk verschwunden, diese aber teilweise mittels Notdächern bedeckt. Heute enthält nur noch der auf unserm Plane mit Nr. 3 bezeichnete Bauteil, jetzt Universitätsreitbahn, Reste des einst vielbewunderten Casimirschen Marstalls. Das anstoßende Gebäude Nr. 5 und das auf dem abgerissenen östlichen Teile des Marstalls errichtete Gebäude Nr. 4 rühren von Weinbrenner her und werden jetzt, nachdem ihre Verwendung als Kaserne aufgegeben ist und sie seit 1818 vorübergehend akademischen Zwecken als Poliklinik, Entbindungsanstalt, chirurgische Anstalt etc. dienstbar gemacht waren, als staatliches Steueramt (5) und städtische Gewerbeschule (4) benutzt. Das Gebäude Nr. 6 auf unserm Plane ist modernen Ursprungs und enthält Stallungen für das akademische Reitinstitut. Das alte »Zeughaus« hat in neuerer Zeit durch die Einrichtung zum Zollschuppen (1804 wollte man eine Kaserne daraus machen), wie wir sehen werden, leider mancherlei einschneidende Abänderungen im Äußern und Innern erfahren.

Die ca. 135 m lange Wasserfront (s. unten auf Abbildung Fig. 164) hat durch die neuerliche Anlage des Neckarstadens am meisten von ihrer ursprünglichen kraftvollen Wirkung eingebüßt. Bei Münster (1550) und Merian (1620), aber auch noch bei Walpergen (1763) erscheint der trotzige Bau mit seinen in kraftvoller Rustika gehaltenen Ecktürmen und der langen, nur von wenigen schmalen Lichtöffnungen und einer kleinen Tür (oder Fenster?) in der Mitte durchbrochenen, ungegliederten Mauermaße direkt aus dem Wasser aufsteigend. Die schön profilierten Konsolen (s. Abbildung Fig. 160), über denen die Mauer der kreisrunden Ecktürme kräftig auskragt, und die derbe Schräge, welche von der Futtermauer zum aufgehenden Mauerwerk des Langbaues hinüberleitet, liegen jetzt auf dem Niveau der Fahrbahn und erscheinen dadurch zwecklos und unverständlich; der ganze Bau ist wie in den Boden versunken. Hinzu kommt die neuerliche Anbringung von drei großen modernen Spitzbogentoren (s. Abbildung Fig. 164) und einer neuen Fensterreihe, der zuliebe der Rundbogenfries, der einst die Fassade nach oben hin wirkungsvoll abschloß, in Wegfall gekommen ist. Nicht zuletzt hat auch die neuere viel zu niedrig ausgefallene Dachanlage ein wesentliches Teil zur Schädigung des alten Bildes beigetragen. Immerhin ist der schmucklose, mächtige Bau auch heute noch von imponierender Wirkung und beherrscht das ganze linksseitige Uferbild.

Die Hofseite (s. Abbildung Fig. 164 oben) ist nicht minder durch die Einrichtung der Baulichkeiten zu modernen Zwecken verändert worden. Im Gegensatz zur Wasserseite war sie von vornherein reich gegliedert: zunächst durch die in gleichen Abständen errichteten starken Strebepfeiler, die offenbar den Zweck haben, den Schub der gewaltigen Scheidebogen des Innern aufzunehmen (s. den Querschnitt Fig. 167) — an der Außenseite

Bau-
beschreibung

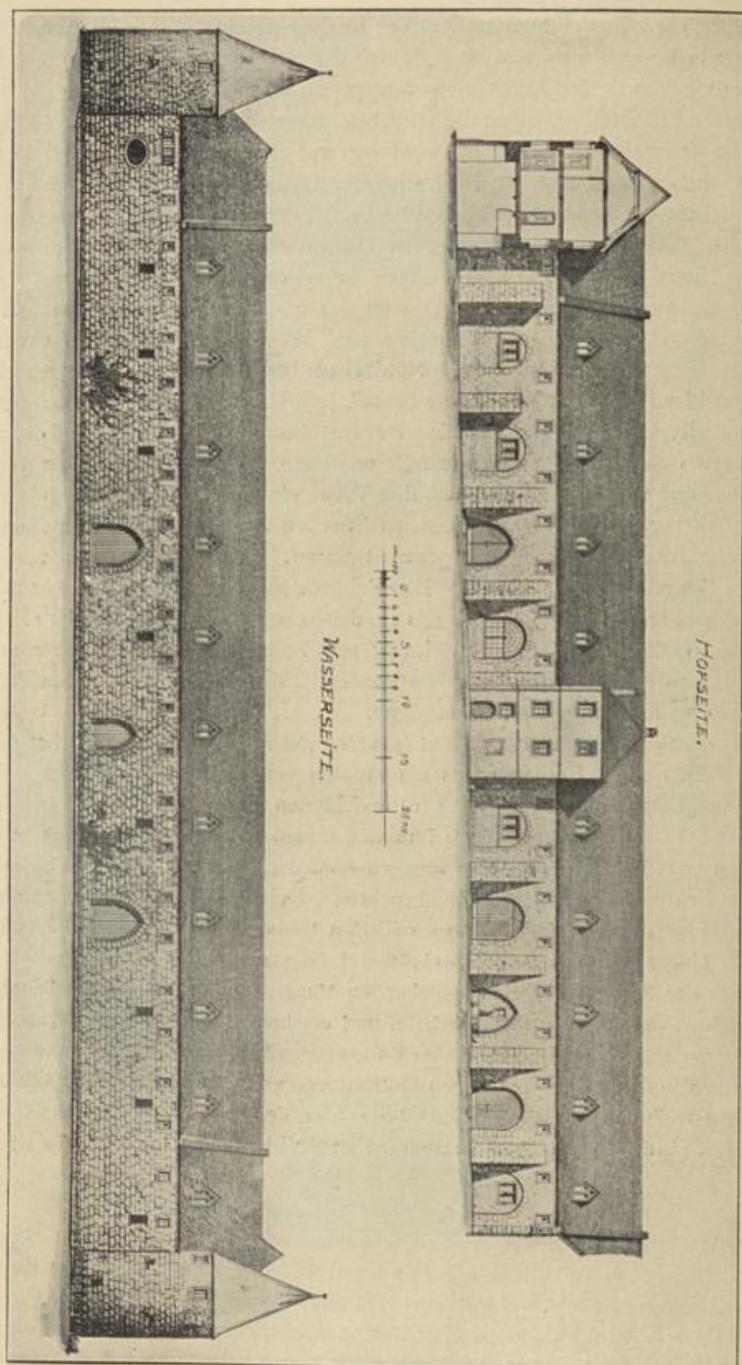


Fig. 164. Das Marstallgebäude.

genügte hierzu die Mauerstärke von über 2 m —, und dann durch den Vorbau des Treppenhauses, der, wie wir sahen, unter Johann Casimir gleichzeitig mit dem Neubau des hinteren großen »Marstalls« entstanden ist. Damals scheint auch die Zumauerung

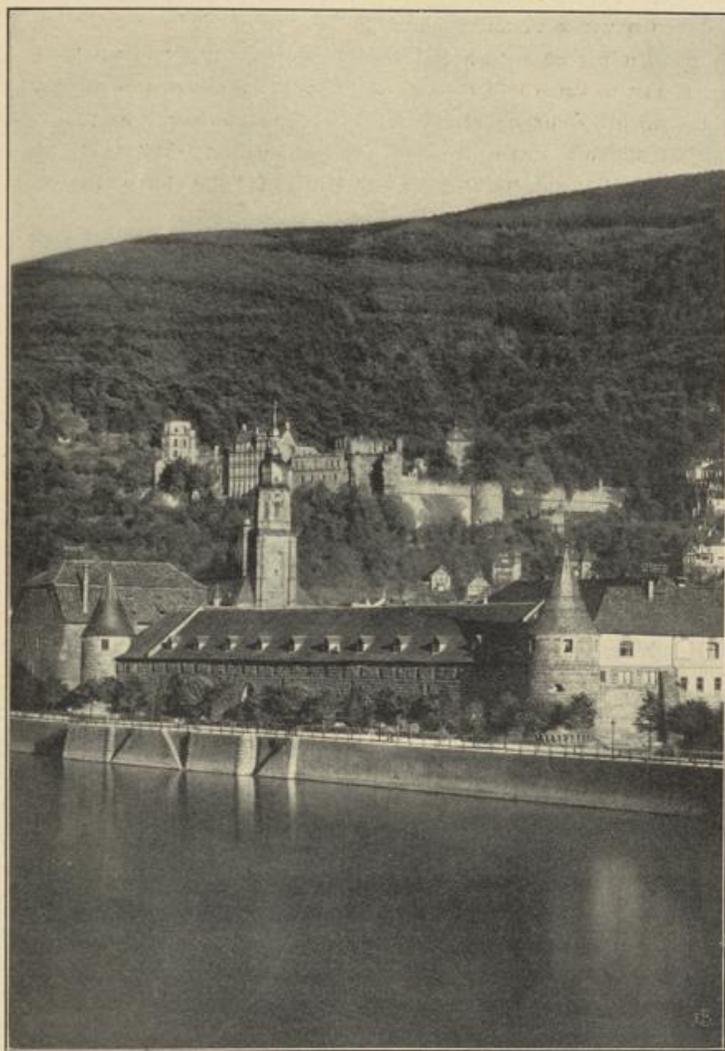


Fig. 165. Das Marstallgebäude am Neckar.

der großen Bogenstellungen vorgenommen worden zu sein und die Einsetzung der kleinen Doppelfenster darin, deren Gewändeprofil mit dem des Treppenvorbaues große Ähnlichkeit hat. Als Eingang dienten damals die beiden Spitzbogentore (s. Abbildung Fig. 168), von denen das östlich gelegene neuerdings zugemauert und mit einer Brunnenanlage davor versehen worden ist. Bei der Einrichtung zum Zollschuppen sind drei

von diesen zugemauerten ehemaligen Bogen wieder geöffnet und der eine mit einem großen Fenster, die beiden andern mit Toren versehen worden. Gleichzeitig scheinen auch hier bei Herstellung des Oberstocks die Fenster wie auf der Nordseite eingebrochen worden zu sein. Unsere Abbildungen (Fig. 164 oben und Fig. 168) zeigen die Hofseite mit allen diesen späteren Veränderungen.

Am meisten hat aber doch das Innere gelitten. Welchen Eindruck muß diese gewaltige, ca. 125 m lange und über 11 m breite Halle mit den in Abständen von 7 m sie durchquerenden Spitzbogen gemacht haben! Ein einziger Raum, an dessen Ende kleine Spitzbogentüren in das Erdgeschoß der anstoßenden Ecktürme führten, lichtdurchflutet durch die großen Bogenöffnungen der Hofseite. Die Quergurtbogen hatten den

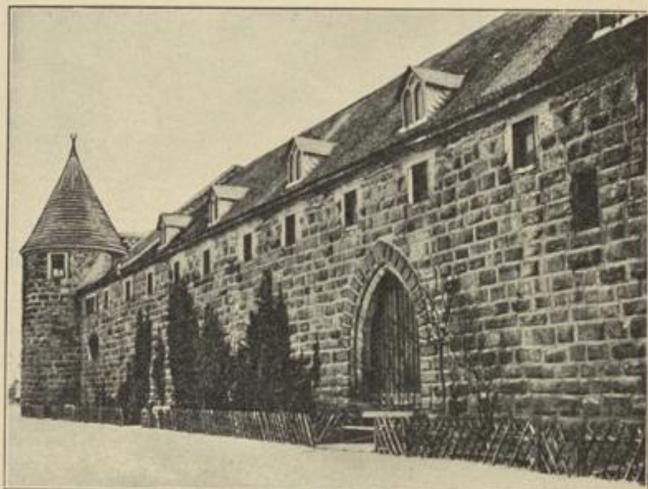


Fig. 166. Außenseite des Marstallgebäudes.

Zweck, den Unterzügen der Deckbalken mittels Konsolen als Auflager zu dienen und zugleich die Außenwände gegeneinander zu versteifen. Jetzt ist eine niedrigere Decke eingezogen und ein Obergeschoß geschaffen worden, zu dessen Beleuchtung die oben erwähnte Fensterreihe an beiden Fronten eingebrochen werden mußte. Unser Querschnitt (s. Fig. 167) zeigt den ursprünglichen Zustand mit dem Treppenhaus Johann Casimirs, das lediglich errichtet worden ist, um einen feuersicheren Zugang zu dem einst noch viel geräumigeren, aber nur durch Dachfenster belichteten Dachgeschoß zu schaffen.

Die Ecktürme enthalten im Erdgeschoß — auf dem jetzigen Straßen- und Hofniveau — je einen gewölbten Raum und darüber je zwei Räume mit Holzdecken, von denen der obere jetzt ebenfalls mit Fenstern, statt der Schießscharten, versehen und als Wohnraum eingerichtet worden ist. Die Anlage der Schießscharten in diesen Ecktürmen ist ganz eigenartig (s. Abbildung Fig. 169). Merkwürdigerweise gestatteten diese breiten Schlitz, die natürlich nur für Handwaffen berechnet waren, kein Schießen nach unten, sondern nur in horizontaler Richtung. Bei den Wehrbauten Ludwigs V. auf dem Schlosse findet sich nichts derartiges. Die auf demselben Klischee wiedergegebenen Steinmetzzeichen tragen dagegen ganz den spätgotischen Charakter dieser Periode.

Zwei Zugänge führen jetzt in den Marstallhof: der eine von Westen zwischen dem Zeughaushaus und dem jetzigen Steueramt her, der andere in der Südseite unter der jetzigen Gewerbeschule hindurch. Ersterer ist offenbar der alte Hauptzugang gewesen. Das spitzbogige Portal zeigt einfache spätgotische Profilierung; über dem Torbogen rechts erscheint, aus dem Stein gehauen, ein infolge von Verwitterung nicht mehr deutlich erkennbare kleine Drölerie: ein langgeschwänzter Affe od. dgl.

Die Mauern der jetzigen Reitbahn sind die einzigen Überreste des großen und schönen Marstallbaues Johann Casimirs. In der westlichen Schmalseite, nach dem kleinen Garten des Steueramts zu, steckt noch ein reich verziertes Renaissance-Torgewände in

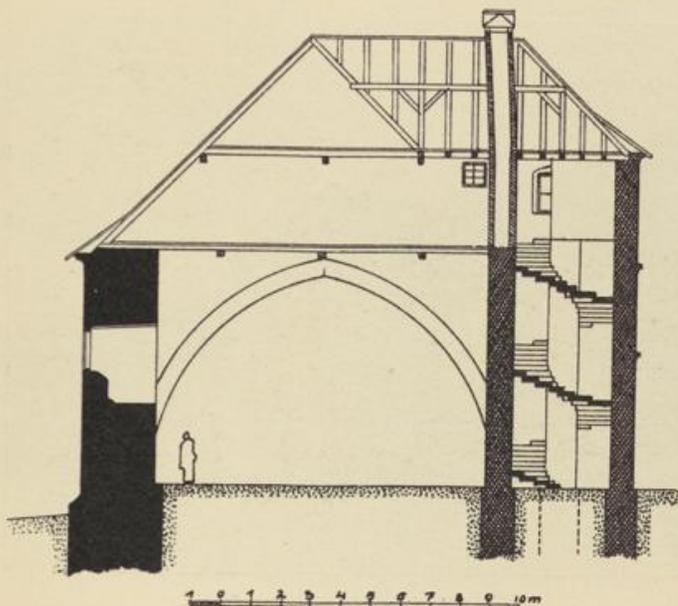


Fig. 167. Querschnitt des Marstallgebäudes.

der Mauer, und darüber ragt noch eine Konsole hervor. Der hier als ausgebrannte Ruine, ohne Dach, aufragende südwestliche Eckturm zeigt im Erdgeschoß ein merkwürdiges fünfteiliges Gewölbe, dessen Kappen durch radiale Gurte voneinander getrennt sind. Die Gewölbe der oberen Stockwerke, in welche Türen von dem anstoßenden Bau hineinführten, sind eingestürzt. Der südöstliche Eckturm am ehemaligen Graben ist nur noch im unteren Teile erhalten. Die alte östliche Hofmauer mit den vorgelegten Strebepfeilern, die schon bei Merian erscheinen, ist hier noch in ihrer ganzen Länge, aber nicht mehr in der ursprünglichen Höhe erhalten. (Man möchte annehmen, daß diese Ecktürme, deren Buckelquadern im unteren Teil mit denen der vorderen Ecktürme übereinstimmen, mit letzteren gleichzeitig entstanden und erst gelegentlich der Errichtung des großen Neubaus entsprechend erhöht worden sind, die alte Ansicht von Seb. Münster läßt aber keine Spur solcher Eckrondele an der Südseite erkennen.)

Die dreigeteilten Fenster an dem westlich den Hof begrenzenden Weinbrennerschen Bau (Nr. 6) passen in ihrer reichen Profilierung nicht recht zu dem strengen Klassi-

zismus des großen Karlsruher Architekten und dürften einem älteren Bau, vielleicht dem Marstall, entstammen.

Kranen

Unmittelbar neben dem westlichen Eckturm stand der *Hafenkranen* des alten Zollhauses, der bis in die Mitte des 19. Jhs. als Wahrzeichen des alten Schiffsgeländes seinen Platz behauptet hatte, dann in die Mitte vor das Zeughaus versetzt und schließlich bei Anlage des Neckarstadens abgerissen worden ist.

Kanzlei

Die unterhalb des Schlosses am Anfang des Burgweges gelegene kurfürstliche *Kanzlei* und die dahinter, etwas höher hinauf gelegene kurfürstliche *Münse*, die auf



Fig. 168. Marstallgebäude, Hofseite.

dem Merianschen Prospekt von 1620 unter Nr. 16 und 17 als auffällig stattliche Gebäude erscheinen und auch bereits ebenso auf dem Münsterschen Panorama zu sehen sind, haben beide im Stadtbrande von 1689 ihren Untergang gefunden. Im Text zum Merian heißt es, daß der Kanzleibau durch Kurfürst Friedrich I. i. J. 1462 zu bauen angefangen und 1472 mit einem kurfürstlichen Hofgericht »gezieret« worden sei. Im Gegensatz zu dem schmucklosen Aussehen des mit zwei Dachgauben oder Zwerchhäusern versehenen hohen gotischen Giebelbaues auf den erwähnten beiden Prospekten erscheint der Kanzleibau auf dem Zeiller-Merianschen Stich vom Jahre 1645 und bei Ulrich Kraus (ca. 1684) mit Renaissanceverzierungen, d. h. mit Volutenschmuck an den Giebelseiten und den Zwerchhäusern. Die von v. Wickenburg (a. a. O. pag. 89) wiedergegebene Inschrift des i. J. 1727 wieder aufgefundenen Grundsteins nennt als Baumeister des i. J. 1561 angefangenen Kanzleibaues den kurfürstlichen Baumeister Hans Engelhard, der den Untersuchungen H. Rotts zufolge (Mitteil. des Schloßvereins V, 81 ff. und 147 ff.) von 1547 bis kurz vor 1573 die Stelle des obersten Bauleiters am Schlosse versehen hat. Somit kann der bei Münster (1550) dargestellte Bau noch nicht der von Engelhard

errichtete Neubau sein, und wenn Merian (1620) ihn ganz ebenso darstellt, so beweist dies nur, daß letzterer in diesem Teile nach der Münsterschen Ansicht und nicht nach der Natur gezeichnet hat. Der Engelhardsche Neubau wird also, wie H. Rott richtig annimmt, in Renaissanceformen errichtet worden sein, die sich mehr oder minder eng an die des Ottheinrichsbaues angeschlossen haben werden. (Die Angabe Wundts [S. 141], wonach der Bau 1581 von Ludwig VI. begonnen und 1583 zu Ende geführt worden sei, beruht somit auf einem Irrtum.) Auf der Stelle des Kanzleigebäudes steht jetzt das städtische Waisenhaus. Am Ende des hinter dem Gebäude liegenden freien

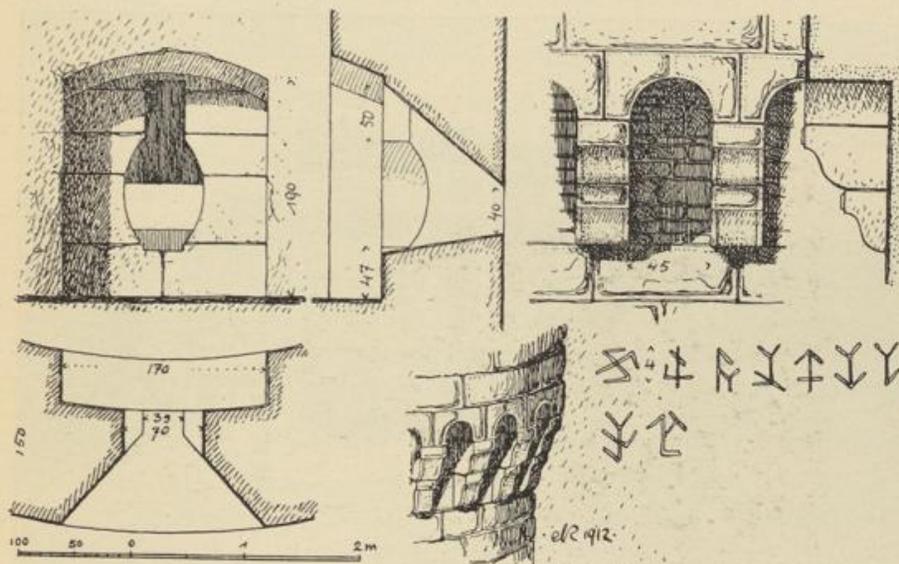


Fig. 169. Einzelheiten vom Marstallgebäude.

Platzes ist noch ein weitgespannter Rundbogen mit kräftiger Profilierung zu sehen, der in der Futtermauer des oben darüber hinwegführenden Burgwegs liegt. An der linken Seite desselben tritt ein Brunnenstock hervor mit hübscher Renaissancebekrönung. Aus dem Löwenkopf an der inneren Seite kam eine Brunnenröhre heraus, während die beiden andern Seiten mit Rosetten verziert sind. Die Jahreszahl 1798 an der Seite ist später eingehauen.

An einem Kellereingange in der kleinen Kanzleigasse befindet sich die Jahreszahl 1545 eingemeißelt; es handelt sich hierbei offenbar also um einen Rest des alten Kanzleigebäudes.

Die kurfürstliche Münze erscheint auf allen älteren Abbildungen übereinstimmend als ein turmartiges gotisches Gebäude mit auffällig hohem abgewalmtm Satteldach, dessen Fuß von Erkerausbauten an den vier Ecken malerisch umgeben ist.

Münze

Die ehemalige geistliche (reformierte) Administrationskanzlei an der Ecke von Graben- und Seminarstraße (später staatliches Lyzeum, jetzt Post) ist ein dreigeschossiger barocker Putzbau aus dem Anfang des 18. Jhs., dessen Hauptschmuck

Administrations-
kanzlei

das Sandsteinportal mit hübschem Oberlichtgitter an der Grabenstraße bildet. An der Rückseite liegt das stattliche Treppenhaus mit hübschem Empiregeländer in getriebenen Blech. Wie die Thumsche Zeichnung im Thesaurus Palatinus (pag. 93) zeigt, war schon damals vom zweiten Stockwerk aus eine Verbindung mit dem schräg anstoßenden Hexenturm mittels eines bedeckten Ganges geschaffen (vgl. oben S. 105). Zu unterscheiden von diesem Bau ist die Kirchenratskanzlei, die damals in der oberen Stadt an der Stelle des alten Mönchshofes neben der Pfluge Schönau lag (s. unten S. 295).



Fig. 170. Das Rathaus.
(Von 1886.)

GEBÄUDE IN STÄDTISCHEM BESITZ

Das Rathaus

Am 16. Dezember 1472 erwarben Bürgermeister, Rat und Gemeinde von Heidelberg ein größeres Anwesen am Marktplatze, um „ein rathuse daruß zu machen“ (s. Neues Archiv VIII, 179). Dies Gebäude, dessen Inschriften, eine lateinische und eine deutsche, uns Adamus (Apographum pag. 123) überliefert hat, ist im Darmstädter Thesaurus Picturarum vom Jahre 1572 als Hintergrund auf dem Bilde der Hinrichtung des Pfarrers Silvanus, im unteren Teile wenigstens, zu sehen. Der dort oberhalb der beiden Tore sich vor dem ganzen Bau hinziehende Altan (Wirths Archiv I, 203) ist auch auf dem Merianschen Panorama zu erkennen, außerdem ein hoher Giebel, der vielleicht erst beim Umbau um das Jahr 1600 unter Friedrich IV. entstanden ist. Nachdem dies unter Friedrich IV. um das Jahr 1600 erneuerte (s. Neues Archiv II, 167) »kostbare Rathhaus« (wie Kayser

es nennt) der Brandgier Melacs zum Opfer gefallen war, erfolgte ein Neubau in den Jahren 1701 bis 1703 unter Kurfürst Johann Wilhelm, dessen Wappen über der Balkontür des Hauptgeschosses angebracht worden ist. Der Architekt dieses streng klassizistischen, durch vornehme Verhältnisse ausgezeichneten Bauwerks (s. Abbildung Fig. 170) ist unbekannt; es mag vielleicht ein in palladiesker Schulung aufgewachsener Italiener gewesen sein, ein Landsmann der zweiten Gattin des Kurfürsten. Der Giebelaufbau in der Mitte wirkt unorganisch, ist aber, wie vermutet werden könnte, keine spätere Zutat. Bemerkenswert das schöne Balkongitter in lustigen Rokokoformen und die schmiedeisernen Oberlichtgitter in den Fenstern des Erdgeschosses. Ein am 1. März 1908 ausgebrochener Brand hat den Dachstock zerstört.

Das Innere ist beim letzten Umbau i. J. 1886 ganz modernisiert worden.

Die nördlich an das Rathaus anstoßende ehemalige Dechaney (s. unsere Abbildung Fig. 170), welche dem neuen prunkvollen Rathausflügel (Grundsteinlegung 22. März 1886) hat weichen müssen, stand am Platze des „Hirschen“, jenes altberühmten Gasthauses, das in der Selbstbiographie Götzens von Berlichingen und den Briefen Liselottes bereits erwähnt und in Scheffels Liedern verewigt worden ist (s. Neues Archiv I, 189 ff. und Mannh. Geschichtsbl. 1908 S. 181 f.).

Die städtische *Neckarschule* (vgl. Hautz, Gesch. der Neckarschule Heidelberg 1849), von der Kayser behauptet (pag. 155), daß sie zu Ottheinrichs Zeiten die einzige öffentliche Stadtschule — im Gegensatz zu den Klosterschulen und Unterrichtsanstalten der Universität — gewesen sei und die i. J. 1565 mit dem von Kurfürst Friedrich neu errichteten Pädagogium als Alumnat vereinigt

worden ist, lag westlich neben dem Brückentor vor der Steingasse, jetzt Obere Neckarstraße Nr. 1, am Neckar. Bei Münster (1550) ist sie mit der Bezeichnung »scola« als eine mäßig große zweigeschossige Baulichkeit dargestellt mit Fachwerkaufbau über einem massiven Erdgeschoß, durch welches das Tränkter (s. oben S. 94) hindurch führt; bei Merian (1620) erscheint sie nach Osten wesentlich verlängert und mit zwei Quergiebeln versehen. Nachdem sie im Stadtbrande völlig vernichtet worden, erfolgte i. J. 1706 die Errichtung des jetzt noch stehenden schmucklosen Gebäudes, in dem die Anstalt mit stetig sinkender Schülerzahl bis zu Beginn des 19. Jhs. weitergeführt worden ist, d. h. bis zur Aufhebung durch die badische Regierung i. J. 1803. Das Anwesen wurde 1805 an Buchdrucker Gutmann verkauft und hat in dieser Zeit den Zeichenlehrer Friedrich Rottmann (gestorben 1816), den Vater des Malers Karl Rottmann, beherbergt. An der Ecke vorn beim Brückentor steht folgende Inschrift: „Der Reformirten Klein Stipendiatenhaus, Die Neckarschul genandt. Reaedificat: Anno 1706. Conrad Wilhelm Mack der Zeit Schaffener“ in reizvoller Umrahmung (s. Abbildung Fig. 171).

Ehemaliges
Gasthaus »Zum
Hirschen«



Neckarschule

Fig. 171.

Inskriptionsstein an der ehemaligen Neckarschule.

Das städtische Sammlungsgebäude

Das jetzige städtische Sammlungsgebäude ist i. J. 1712 für den Regierungs- und Revisionsrat Philipp Moraß, Professor der Rechte an der Universität, an der Stelle des früheren Armenspitals, das i. J. 1693 zugrunde gegangen war, errichtet worden



Fig. 172. Ehemaliges von Cheliusches Haus.
(Jetzt städtisches Sammlungsgebäude.)

(s. Neues Archiv I, 258). Vom Jahre 1746 an befand sich das Anwesen, dem Kontraktenbuche zufolge, im Besitze der Familie von Bettendorf (Grabmal der 1746 verstorbenen Eleonore Charlotte in der Providenzkirche), von der es i. J. 1765 durch Heirat an die württembergische Familie von Zyllenhard und nach deren Aussterben (1828) i. J. 1831 käuflich von den Gölerschen Erben an den Professor M. J. von Chelius überging. Von der Stadtverwaltung i. J. 1905 angekauft, dient es jetzt in allen Stockwerken als städtisches Sammlungsgebäude bis auf die westliche Seite des Erdgeschosses, in welcher die Heidelberger Gewerbebank ihren Sitz hat.

Wie Lohmeyer zuerst auf Grund der Bauformen nachgewiesen hat, handelt es sich hier ebenfalls (vgl. oben S. 116 und 206) um eine Schöpfung A. Breunigs, dem vom Bauherrn reiche Mittel zur Verfügung gestellt zu sein scheinen. Die ganze Fassade ist in Quadern in jener ruhigen, vornehmen klassizistischen Formensprache errichtet worden, die Breunigs Bauwerke auszeichnet und unschwer erkennen läßt (s. Abbildung Fig. 172). Statt der sonst bei ihm üblichen durch alle Stockwerke reichenden Eckpilaster wendet er hier rustizierte Pfeiler an; die Fenster sind, wie beim Universitätsgebäude, dem Jesuitenkollegium und dem ehemaligen Bibliotheksgebäude, übereinander durch vorspringende Mauerstreifen verbunden. Auf eine Horizontalgliederung hat Breunig auch hier verzichtet. Den Hauptschmuck bildet das Portal mit seinen auf hohen Sockeln frei vortretenden Säulen, deren weit ausladendes Gebälk einen Balkon mit leider wenig hübschem, später zugefügtem Eisengitter im Stile Louis XVI. trägt. Die weit vorspringenden eisernen Schutzgitter vor den Erdgeschoßfenstern mit ihrem sorgfältig geschmiedeten Ranken- und Blumenwerk an den Seitenteilen dürften ursprünglich sein. Das Ganze atmet Vornehmheit und Gediegenheit und kann, außen und innen, als Muster eines eleganten Patrizierhauses der Barockzeit bezeichnet werden.

Außeres

Das Erdgeschoß wird durch eine breite gewölbte Durchfahrt in zwei Teile geteilt. Hinten rechts liegt das Treppenhaus, dessen steinerne, rechtwinklig gebrochene, zweiarmige Stiege bis in das zweite Obergeschoß führt. Gelegentlich der neuerlich vorgenommenen Restauration sind Treppenhaus und Flur in ihrer ursprünglichen vornehmen Erscheinung wiederhergestellt worden (s. Abbildung Fig. 173). Die Treppenstufen ruhen auf steigenden Gewölben und werden von einem kräftigen Baluster seitlich nach innen begrenzt. Schlanke ionische Pilaster auf der Innenseite und an der Fensterwand reizvoll detaillierte Konsolen tragen die Rundbogen, die, der Treppensteigung folgend, in ihrer Übermauerung das Auflager der Trittstufen bilden.

Inneres

Die drei Vorderräume des Hauptgeschosses sind, wahrscheinlich beim Übergang des Hauses in Zyllenhardtschen Besitz, in klassizistischen Formen neu hergerichtet worden und glücklicherweise bei der Einrichtung des Hauses zum Museum im alten Zustande belassen, nur mit einigen Vitrinen versehen worden. Die Stukkaturen an den Wänden des fünffenstrigen Mittelsaales (s. Abbildung Fig. 174) sind von außerordentlicher Feinheit und Grazie. Der westlich anstoßende zweifenstrige Raum ist i. J. 1804 durch den Mannheimer Maler Professor P. Fr. Deurer (1779 bis 1844) in ein »pompejanisches Zimmer« verwandelt worden. Die flott gemalten farbigen Figuren und Ornamente auf schwarzem Grunde erinnern an die großen Wandgemälde im Rathause zu Leimen (s. unten), die vielleicht von demselben Meister herrühren. In derselben Zeit sind auch die Westräume des Erdgeschosses (Gewerbebank) im Geschmack Louis XVI. neu hergerichtet und mit entzückenden Stukkaturen versehen worden. Die schöne großblumige Seidentapete im

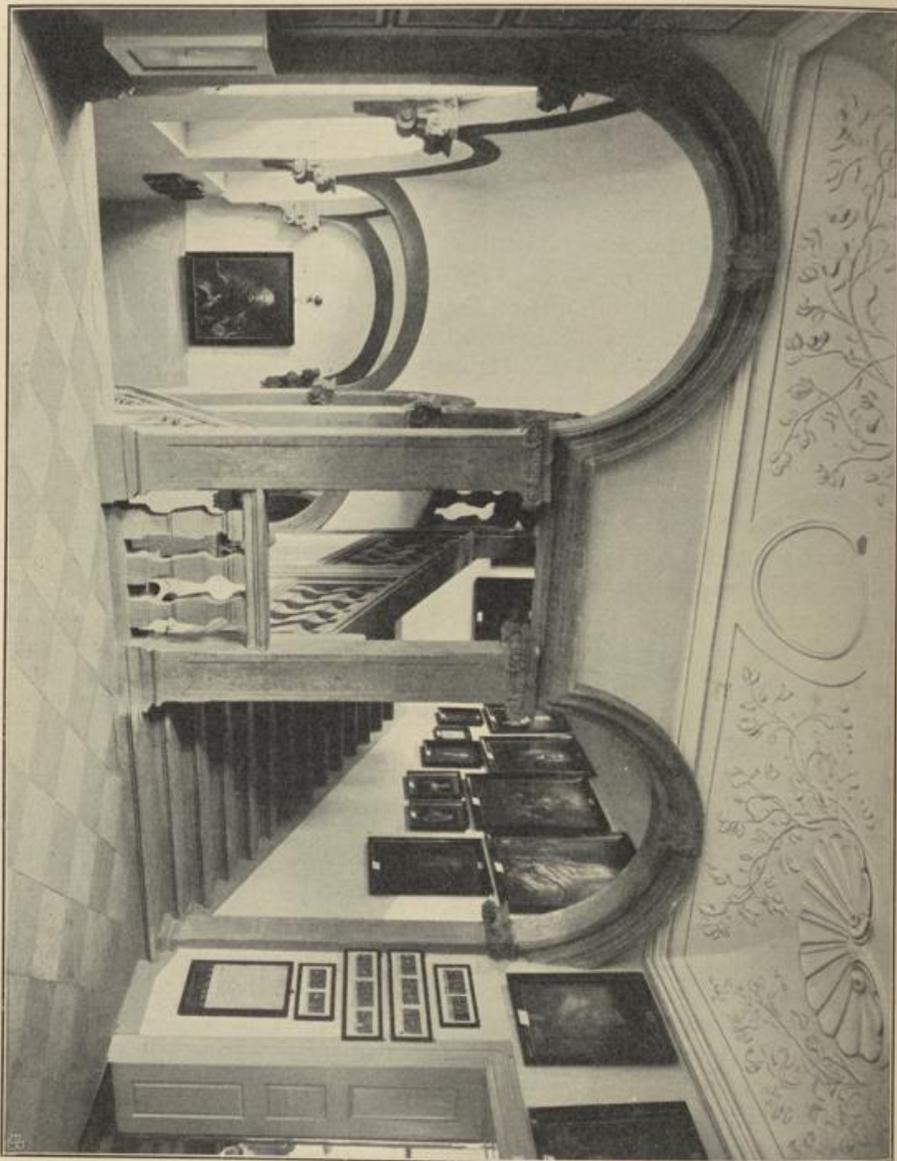


Fig. 173. Treppenhaus im ehemaligen von Cheliuschen Hause.
(Jetzt städtisches Sammlungsgebäude.)

sogenannten Münzkabinett des Hauptgeschosses stammt offenbar auch aus dieser Zeit. Alle übrigen Zimmer, insbesondere die des zweiten Obergeschosses, zeigen noch die alte Barockdekoration aus der Zeit Breunigs: einfache, aber fein ausgeführte Stuckdecken, bei denen Muschelwerk und Rankenwerk in reizvoller Mischung die Flächen und Vouten beleben.

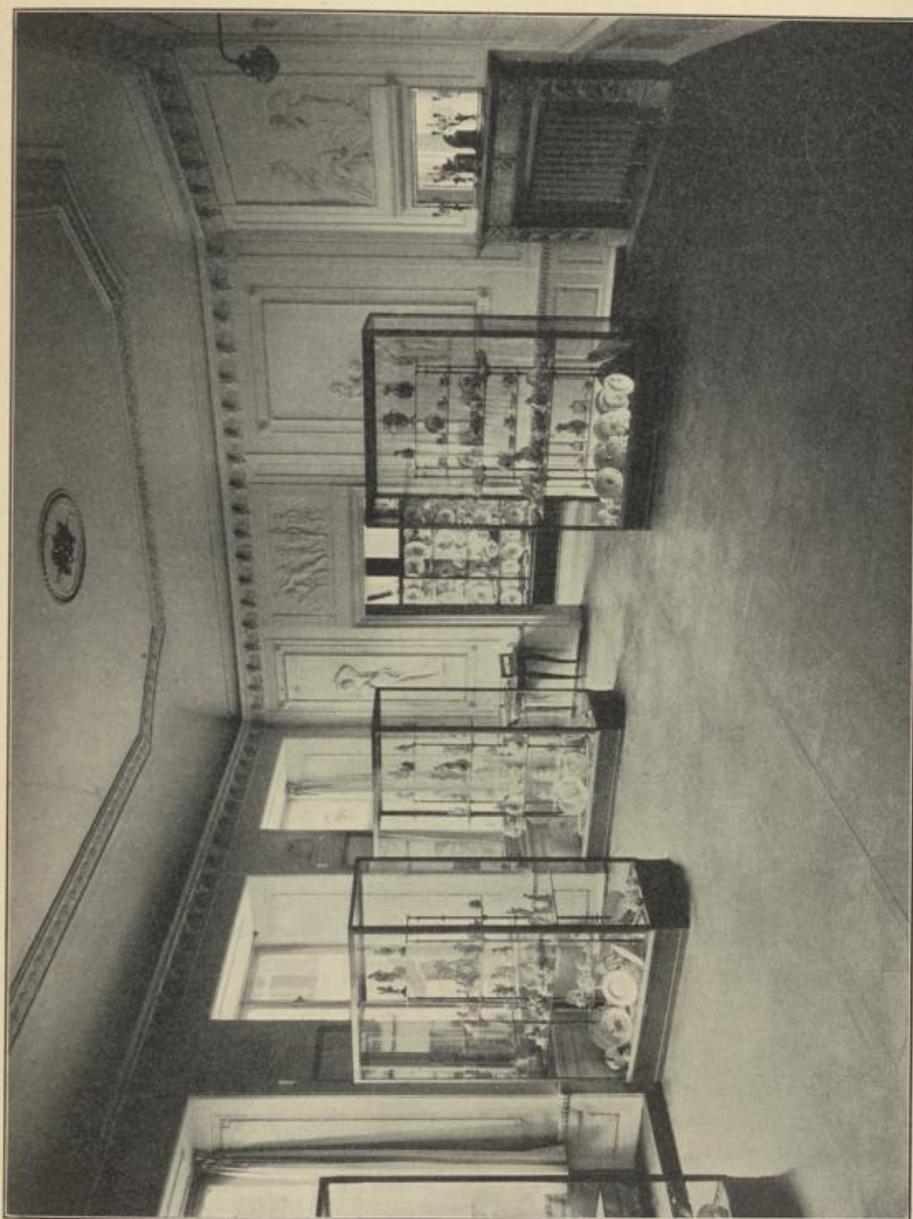


Fig. 174. Mittelsaal im Obergeschoß des ehemaligen von Chelius'schen Hauses.
(Jetzt städtisches Sammlungsgebäude.)

Die beiden den Hof einschließenden Flügelbauten entbehren ebenso wie die Hofseite des Hauptbaues künstlerischer Ausschmückung, sind aber stellenweise durch die unten verzeichneten alten Baureste und Kunstdenkmäler verziert. Ein Steinbalkon

mit demselben gußeisernen Gitter, wie an der Vorderseite, läuft quer vor der Front des Hauptbaues zur Verbindung mit dem östlichen Seitenflügel entlang.

Steindenkmäler
in der
Durchfahrt

In der Durchfahrt sind folgende *Steindenkmäler* angebracht (s. K. Christ, Aus dem Heidelberger Lapidarium 1. Heft 1908).

A. An der linksseitigen Wand:

1. Der oben S. 107 erwähnte schmucklose Gedenkstein (r. S.) vom Jahre 1601, der den Beginn der Fortführung der Vorstadtmauern unter Friedrich IV. meldet.
2. Schlußstein (r. S.) vom Tor des ehemaligen Kelterhauses (s. oben S. 106) mit dem Pfälzer Wappen in Relief und dem Monogramm **CF** darunter, das



Fig. 175. Bettendorfsches Wappen.
(Städtische Sammlungen.)

von der Jahreszahl 1555 eingeschlossen wird. (Über das Monogramm **CF** siehe H. Rott, Ott Heinrich und die Kunst, Mitteil. des Heidelb. Schloßvereins V [1905] S. 90 ff.)

3. Schlußstein (r. S.) vom Jahre 1732 vom früheren nordwestlichen Eckhause der Märzgasse (Hauptstraße Nr. 74) mit dem Reliefbilde eines auf einem verzierten Postament stehenden und mit Kutte und Kapuze bekleideten Mannes (Zunftmeister nach Christ), der die Hand zum Schwur hebt.
4. Schön skulptierter Wappenstein (r. S.) der Familie von Bettendorf in Rokokoumrahmung (s. Abbildung Fig. 175), wahrscheinlich einst außen über dem Balkon angebracht und von dort entfernt, als das Haus in andern Besitz überging.
5. Wappenstein (r. S.) mit der Jahreszahl 1733 und den Initialen C H und O P, die K. Christ: Christian Hornung Officina Palatina liest und auf einen pfälzischen Hofbuchdrucker dieses Namens bezieht. Das Wappenbild zeigt einen auf einem Buche gelagerten Löwen, oberhalb dessen sich ein Degen und Lilienstab kreuzen; zwischen letzteren der Reichsapfel. Fundort unbekannt.
6. Schmuckloser Inschriftstein (r. S.) von der ehemaligen Kirchenratskanzlei oder vom Schönauer Mönchshof in der Oberen Neckarstraße. Die Inschrift lautet: „Pfaltzgraf Carl Ludwigo Churfürst hat mich lassen barwen 1662.“

B. An der rechtsseitigen Wand sind nur die drei Tafeln vom ehemaligen Rathause der Bergstadt (s. unten) angebracht:

1. Ovale verziertes Wappenschild (r. S.) mit einer i. J. 1653 eingehauenen Inschrift, die i. J. 1840 durch Übermalung erneuert worden, aber jetzt wieder fast unlesbar geworden ist. Sie lautet: „Es lebet Niemand ohne Nachrede auf der Welldt, renoviert MDCCCXXXX.“ Die auf dem oberen und unteren

Schriftband eingemeißelten Anfangsbuchstaben: C. P. R. S. R. — I. A. E. E. D. B. geben den kurfürstlichen Titel: Comes Palatinus Rheni, Sacri Romani Imperii Archithesaurarius (Archidapifer?) Et Elector Dux Bavariae wieder; davor steht: *Ex Gratia* als Hinweis auf die Verleihung dieses Hauses und der Gerechtsame an die Bewohner der Bergstadt durch den Kurfürsten Karl Ludwig (vgl. Neues Archiv I, 278, und III, 100). Ferner eine

2. Steinplatte (r. S.) mit dem Hochreliefbilde des gekrönten Pfälzer Löwen, der über einen Dreiberg dahinschreitet. Dies Wappen der Bergstadt war über der Tür des Rathauses angebracht und rechts davon eine dritte

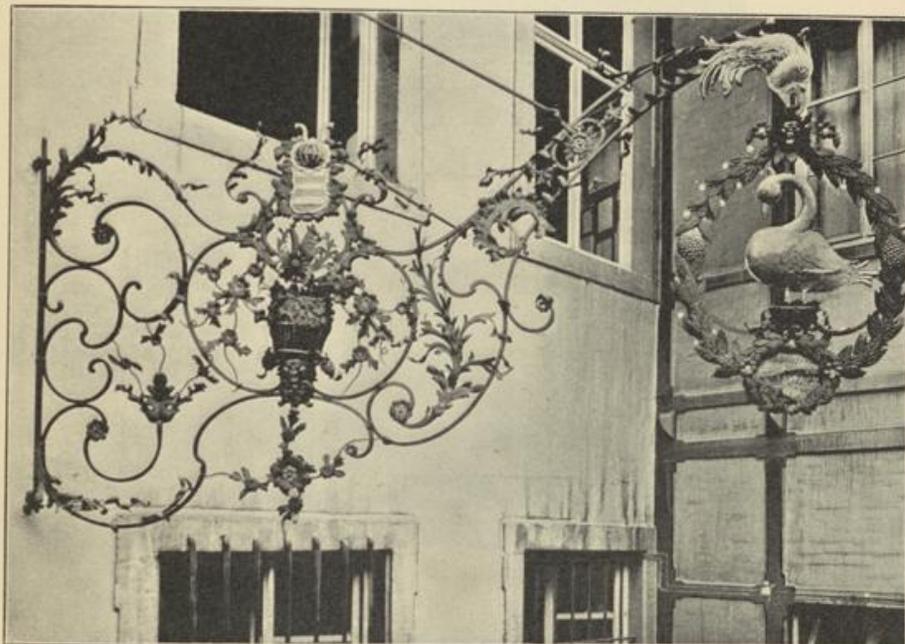


Fig. 176. Wirtshauschild aus Michelfeld.
(Jetzt in den städtischen Sammlungen.)

3. Steinplatte (r. S.) mit der Aufschrift: *Burgfreiheit 1653 renovatum 1731*. Darunter in Relief ein Holzblock mit einer rechten Hand, in der das Richtbeil tief eingehauen steckt, das Zeichen der niederen Gerichtsbarkeit, die dem »Schultheißen vor dem Berg« innerhalb des gefreiten Burgbezirkes zustand (Näheres darüber in K. Christs Lapidarium S. 4 f.).

An der Hofseite des Hauses ist ein schönes, großes schmiedeeisernes *Wirtshaus-* Wirtsschild
schild aus Michelfeld vom Jahre 1790 angebracht (s. Abbildung Fig. 176). Es gehörte dem Gasthaus »Zum wilden Schwanen« und zeigt oben in dem Rokokogeschnörkel das Wappen der dortigen Grundherrschaft von Gemmingen.

An der Ecke vor dem westlichen Flügelbau steht ein aus Nußloch stammender hoher *Brunnenstock* (r. S.) mit Fratzen auf den vier Seiten des Pfeilers, aus deren Maul Brunnenstock
die Brunnenröhren herauskommen. Der oberste Abschluß fehlt.

Portale Am östlichen Flügelbau, der das christliche Lapidarium — im Gegensatz zum römischen — enthält, sind das *Portal* und die *Nebenpforte* (r. S.) vom abgerissenen ehemaligen Augustinerinnen-(Schwarznonnen-)Kloster auf dem Graben (s. oben S. 229) angebracht. Als Seiteneingang dient jetzt die ehemalige Haupttür des Hauses Nr. 89 in der Hauptstraße vom Jahre 1699 mit dem Abzeichen der Bäckerzunft.

Herkulesstatue Dasselbst ist auch das Original des *Herkules* (r. S.) vom Marktbrunnen, der seit einigen Jahren durch eine Kopie ersetzt worden ist (s. unten), aufgestellt, ferner das eine



Fig. 177. Blick in den Hof des städtischen Sammlungsgebäudes.

der beiden Löwenreliefs vom Faßbau des Schlosses eingemauert. Oben in der Ecke steht der einst oberhalb der Haustür der unlängst abgerissenen Rhenanenkneipe (Hauptstraße Nr. 231) befindliche Januskopf im Empirestil.

Bauinschrift Darunter der Türsturz vom ehemaligen Weißnonnen- (Dominikanerinnen-) Kloster beim Schießtor mit folgender Bauinschrift: „Dieses Haus wurde im Jahre 1724 von den Klosterfrauen des weißen Dominikanerordens erbaut und nach aufgehobener Congregation im Jahre 1803 den 13. April von der evangelisch-lutherischen Gemeinde aus eigenen Mitteln gekauft und zum Hospitale bestimmt“ (s. oben S. 118 und 228).

Ein *Portal* (r. S.) von demselben Kloster ist an dem gegenüber liegenden Flügelbau, der das römische Lapidarium birgt, angebracht. Einfache, aber geschmackvolle Barockformen.

Portal

Im christlichen Lapidarium der barocke *Wappenschild* vom ehemaligen General von Freudenbergschen Hause in der Hauptstraße Nr. 235 (jetzt Palais des Prinzen Weimar).

Wappenschild

Der schöne große Garten ist durch ein hohes eisernes Gitter zwischen Sandsteinpfeosten (s. Abbildung Fig. 177) vom Hofe getrennt. Auch hier sind einige Steinaltertümer untergebracht, so links vom Eingange das große romanische Würfelkapitäl aus der alten Handschuhsheimer Kirche (s. oben S. 41).



Fig. 178. Charles de Graimberg.
(Gestorben 1864.)



Fig. 179. Albert Mays.
(Gestorben 1893.)

STÄDTISCHE SAMMLUNGEN

Über die städtischen Sammlungen (die älteren Veröffentlichungen über die Sammlungen finden sich auf S. 73 in: R. Sillib, Führer durch die städtischen Sammlungen, Heidelberg 1911), deren Entstehung und Zusammensetzung ausführlich zu berichten, kann nicht Aufgabe dieser Inventararbeit sein. Nur das Wichtigste sei im Anschluß an den Sillibischen Führer hervorgehoben:

Die städtischen Sammlungen verdanken ihr Entstehen dem Sammeleifer jenes französischen Edelmannes Charles de Graimberg (s. Abbildung Fig. 178), der, ergriffen vom Zauber der Ruinenwelt des Schlosses, seit dem Jahre 1810 sich als freiwilliger Hüter

droben auf dem Jettenbühl eingerichtet und dabei nicht nur alles von Altertümern gesammelt hat, was einigermaßen mit der Geschichte des kurfürstlichen Herrschersitzes und dessen ehemaligen Bewohnern zusammenhing, sondern der auch bemüht gewesen ist, durch Herausgabe künstlerisch ausgeführter Ansichten vom Schlosse und dessen Umgebung das Interesse weiterer Kreise für dies Kleinod deutscher Kunst zu erwecken (s. Mitteil. des Schloßvereins IV [1903] S. 1 ff.). Das vom Heidelberger Universitätsprofessor Dr. Th. A. Leger i. J. 1838 verfaßte und von Graimberg herausgegebene *Erklärende Verzeichniß der Denkmäler in der Graimbergischen Altertümer-Halle* nebst den beiden Nachträgen Legers vom Jahre 1839 und 1843 enthält allein 3681 Nummern von Gemälden in Öl und Wasserfarben, von Kupferstichen, Lithographien und Holzschnitten, Münzen und Siegeln, Porzellan und Fayencen, Waffen, Rüstzeug u. dgl., fast alles in mehr oder minder enger Beziehung zur Geschichte der Pfälzgrafen und des Schlosses stehend, leider aber nicht vollzählig in den Besitz der Stadt übergegangen, sondern zum Teil vorher veräußert. Hierzu kommt das Lapidarium mit bemerkenswerten römischen Fundgegenständen und einigen Skulpturresten von den Schloßbauten. Diese in den Jahren 1811 bis 1864 geschaffene Sammlung ist i. J. 1879 von der Stadtgemeinde Heidelberg käuflich erworben und i. J. 1893 durch die der Stadt hinterlassene Sammlung des um die Geschichte der Stadt und des Schlosses ebenfalls hochverdienten Rechtsanwalts Albert Mays (s. dessen Bildnis Fig. 179) erheblich vermehrt und ergänzt worden. Seither haben neue Ankäufe und Schenkungen mancherlei Lücken auszufüllen vermocht, und dauernd wird an der Vermehrung dieser Schätze gearbeitet. Nachdem die ersten Erwerbungen Graimbergs im Torbau des Schlosses notdürftig genug untergebracht gewesen waren, hatte die Sammlung zuerst im Hauptgeschosse des Friedrichsbaues und seit dem Beginn von dessen Restaurierung i. J. 1897 im Ottheinrichsbau provisorisch Aufstellung gefunden, bis i. J. 1908 die Übersiedlung an ihren jetzigen Aufbewahrungsort erfolgt ist.

Die Sammlung zerfällt in folgende Abteilungen, aus denen nur einige der wichtigsten Gegenstände hervorgehoben und einige wenige auch in Abbildung wiedergegeben werden können.

I. Die prähistorische Abteilung

Heidelberg und Umgebung haben schon vor der Mitte des 19. Jhs., neuerdings aber zumeist durch die erfolgreiche Forschertätigkeit von Dr. Karl Christ und durch die mit größter Hingabe unternommenen Grabungsarbeiten des auf diesem Gebiete besonders verdienten ehemaligen Konservators und Professors Dr. Karl Pfaff (gestorben 1908) ungemein zahlreiche und bedeutsame Reste aus allen Perioden der Vorgeschichte geliefert, und zwar von der ältesten paläolithischen Zeit an bis in die jüngere Eisenzeit (La-Tène-Periode) hinein. Die Beigaben der Erdbestattungen an Waffen, Schmuck und Gefäßen spielen hierbei, wie gewöhnlich, die Hauptrolle. Die Hauptfundstätten und -funde sind oben S. 82 f. erwähnt worden.

II. Die römische Abteilung

Von den römischen Ansiedlungen auf beiden Ufern des Neckars und den aus deren Resten zutage geförderten Gegenständen ist ebenfalls oben auf S. 86 ff. bereits gehandelt worden. Leider ist nur ein Teil der Funde in die städtischen Sammlungen gelangt,

eine Anzahl der wertvollsten und wichtigsten Stücke bergen die Sammlungen von Mannheim und Karlsruhe. Immerhin bietet das im westlichen Flügel des Erdgeschosses untergebrachte römische Lapidarium eine reiche Quelle für das Studium der römischen Provinzialgeschichte und Kunst, hauptsächlich aus dem 2. und 3. Jh. n. Chr.: Altäre und Architekturreste mit und ohne Skulpturen, Grabschriften und Stempel, Scherben von Tongefäßen aller Art und von Terra sigillata, Gold- und Silbermünzen, Waffen, Werkzeuge und Geräte, Schmuckgegenstände und Glasgefäße, Nadeln, Perlen und sonstiger Kleinkram, den der vicus in Bergheim und das castrum von Neuenheim mit seinen canabae in reicher Fülle wieder haben ans Licht gelangen lassen.

III. Die frühgermanische Abteilung

Die frühgermanische Abteilung enthält hauptsächlich Beigaben aus den oben S. 93 erwähnten alemannischen und fränkischen Reihengräbern von Heidelberg-Neuenheim, Handschuhsheim, Kirchheim, Wiesloch und Eichtersheim, bestehend in Schmucksachen verschiedenster Art und aus den verschiedensten Materialien (Silber, Bronze, Ton, Glas, Glasfluß etc.), Waffen, Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens u. dgl. Auch einige Eß- und Trinkgefäße aus Ton und Glas sind darunter.

Den Schwerpunkt der städtischen Sammlungen bildet

IV. Die kurpfälzische und badische Abteilung

welche fast allein die beiden oberen Stockwerke des Vordergebäudes sowie das Untergeschoß des östlichen Flügelbaues füllt und (s. R. Sillib in der 3. Auflage von K. Pfaffs Heidelberg, Heidelberg 1910, S. 141 ff.) in zwölf Unterabteilungen zerfällt:

1. Gemälde und Stiche von fast allen pfälzischen Kurfürsten und von den Mitgliedern des badischen Herrscherhauses samt deren Angehörigen, soweit sie nur irgendwie mit Heidelberg und dessen Schloß in Beziehung zu bringen sind, ebenso von Feldherren und Staatsmännern, Dichtern und Denkern, die hier gelebt haben oder sonst für Heidelberg von Bedeutung gewesen sind. Unter diesen Porträts befinden sich einige Stücke von hervorragendem Kunstwert.

Hervorzuheben sind:

Bildnis einer fürstlichen Persönlichkeit mit einem Buche in der Hand (Nr. 416), im Maysschen Katalog als Porträt des Kurfürsten Friedrich I. bezeichnet; von H. Thode (Mitteil. des Schloßvereins III [1893] S. 222) eher für Friedrich II., weil offenbar nach dem Leben gemalt, in Anspruch genommen und in Verbindung gebracht mit dem im Inventar von 1685 (ebenda S. 192 ff.) aufgeführten Dürerbildnis dieses Kurfürsten. Neuerdings von Wilhelm R. Valentiner (Jahrb. der Kgl. Pr. Kunstsammlungen XXIV [1903] S. 298) für ein Porträt Philipps des Aufrichtigen und als möglicherweise von der Hand des Hausbuchmeisters herrührend angesprochen. Jedenfalls ein vortreffliches, leider arg verputztes Werk eines mittelrheinischen Meisters, etwa aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jhs.

Das Doppelbildnis (Nr. 424) des Kurfürsten Friedrichs II. und seiner Gemahlin Dorothea von Dänemark vom Jahre 1542, auf Leinwand gemalt und auf einer hölzernen Klapptafel aufgezogen, scheint identisch zu sein mit dem im Verzeichnis der kurfürstlichen Gemäldesammlung in Heidelberg vom Jahre 1685 erwähnten Doppelbild

»in einem holtzern Libell« (s. darüber Mitteil. des Schloßvereins III, 1896, S. 221) und wäre dann das einzige, einigermaßen sicher nachweisbare Kunstwerk, das »nach langer Wanderung (aus München) an seinen ehemaligen Aufbewahrungsort zurückgekommen ist«.

Bildnis der Gemahlin des Pfalzgrafen Casimir (Nr. 439); vielleicht Kopie nach dem im Inventar von 1685 erwähnten Bildnisse der Elisabetha von Christoph Amberger (s. Thode, a. a. O. S. 224).

Bildnis Friedrichs V. (Nr. 445), nach Thode (S. 230) Kopie nach Mich. Mierevelt.

Die im Louis-XVI- und Liselotte-Zimmer befindlichen großen Ölporträts der späteren pfälzischen Herrscher sind zum Teil minderwertige Kopien des 18. Jhs., rein dekorativen Charakters, teils aber auch wertvolle Meisterwerke, deren Urheber noch zu bestimmen sind. Nicht minder wertvoll sind die in großer Anzahl vorhandenen, eingerahmten Bilder dieser Persönlichkeiten von der Hand zeitgenössischer Graphiker in den verschiedensten Vervielfältigungsarten. (Das Magazin enthält ebenfalls noch eine Anzahl guter Porträts, die erst unter der Hand des jetzigen bilderkundigen Konservators in einem hoffentlich demnächst zu erstellenden Anbau zur Würdigung gelangen werden.)

In einem Zimmer des Erdgeschosses befinden sich eine Reihe von Ölbildnissen von Mitgliedern des Pfalzgräflich Zweibrückenschen und Zweibrücken-Birkenfeldschen Hauses, die aus Schloß Karlsberg bei Zweibrücken, der von den französischen Revolutionären zerstörten ehemaligen Residenz des letzten Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, stammen. Außerdem Bildnisse der bayerischen Königsfamilie, darunter eines von J. Stieler und eines von Anton Graff.

2. Urkunden, darunter solche Kaiser Arnulfs vom Jahre 896 und Ruprechts des Jüngeren vom Jahre 1366, ferner eine Bulle des Papstes Alexander IV. vom Jahre 1255; Manuskripte, wie die berühmte »Pfalzgrave Otto Henrici Reformation der Universität zu Haidelberg«; Autographen von Melanchthon (1542) und Friedrich III. (1564), Briefe Friedrichs V. (1618), Karl Ludwigs (1633), Sophies von Hannover (1706), Elisabeth Charlottes (1708), Tillys (1623), ein gemeinsames Schreiben des britischen Feldherrn Ruprecht von der Pfalz und des Generals Monk of Albermarle aus dem Jahre 1666; Stammbuchblätter pfälzischer Fürsten.

3. Eine Münzsammlung von etwa 6500 Stück, und zwar a) kurpfälzische Münzen, darunter: Pfennig von Alzei von Ludwig II. (1253 bis 1294), Goldgulden der älteren Kurfürsten, Albus von Friedrich I. mit Brustbild; Porträtmedaillen von Ludwig V. (s. Abbildung Fig. 180), Friedrich II., besonders zahlreiche von Ottheinrich (s. Abbildung Fig. 181) und seinem Bruder Philipp (s. Abbildung Fig. 182), von Friedrich III., Johann Casimir, Friedrich IV. (darunter eine in einer Gruft der Heiliggeistkirche gefundene) (s. Abbildung Fig. 183), Friedrich V. und seiner Gemahlin Elisabeth von England; große Schaumünze von Karl Ludwig, Liselotte (s. Abbildung Fig. 184), Karl, Philipp Wilhelm, Johann Wilhelm, Karl Philipp, Karl Theodor (s. Abbildung Fig. 186); dazu eine fast vollständige Sammlung von Universitäts- und Faßmünzen (s. Abbildung Fig. 185); b) Münzen der pfälzischen Nebenlinien mit sehr seltenen Stücken; c) andere Münzen (von denen ein großer Teil aus einer Schenkung des Herrn Max Klingel herrührt), darunter vom Kloster Lorsch geschlagene Halbbrakteaten des 11. bis 12. Jhs., die von Ludwig XIV. auf die Zerstörung von Heidelberg geprägte Bronzemedaille mit der von Boileau herrührenden Aufschrift: »Heidelberga deleta« (s. oben S. 80), badische Münzen und Medaillen. Mit die wertvollsten Stücke verdankt die Sammlung der Schen-



Fig. 180. Porträtmedaille Ludwigs V. vom Jahre 1526.



Fig. 181. Porträtmedaille Ottheinrichs vom Jahre 1558.



Fig. 182. Porträtmedaille des Pfalzgrafen Philipp vom Jahre 1541.

Band VIII².

18

kung des obenerwähnten und abgebildeten Rechtsanwaltes Albert Mays. Großes silbervergoldetes Schaustück mit Monogramm H R und der Jahreszahl 1536, ein anerkannt vortreffliches Werk des Leipziger Goldschmieds Hans Reinhardt-d. A., dem

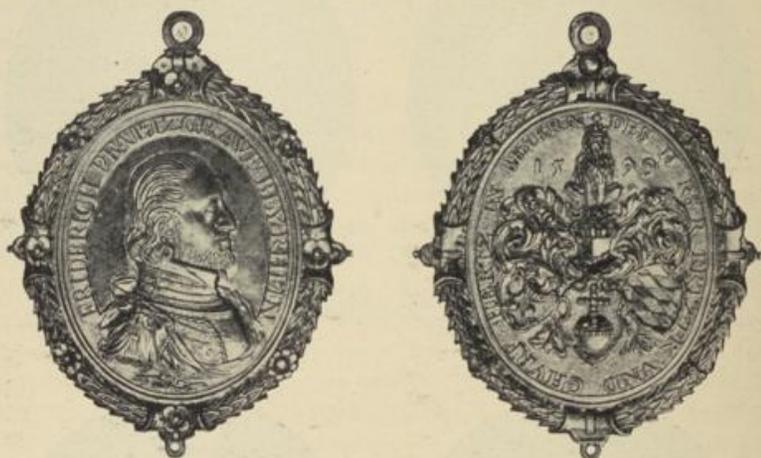


Fig. 183. Schaumünze Friedrichs IV. vom Jahre 1599.
(Gräberfund der Heiliggeistkirche.)



Fig. 184. Porträtmedaille der Lisclotte vom Jahre 1717.

auch ein Bleiguß mit dem Bildnis Kaiser Karls V. angehört. Das Schaustück zeigt auf der Vorderseite den Sündenfall, auf der Rückseite die Erlösung.

4. Eine Anzahl Heidelberger Inkunabeln vom Jahre 1485 an, die meisten aus der Offizin von Heinrich Knoblochser, zum Teil illustriert, sowie eine sehr wertvolle große Sammlung Einblattdrucke zur Geschichte der Pfalz und der Stadt Heidelberg. Zunfaltertümer. Ausgaben des Heidelberger Katechismus u. a. m.

5. Waffen, Uniformen, Fahnen aus fast allen Perioden der Heidelberger Geschichte.

6. Ansichten von Stadt und Schloß Heidelberg samt deren Umgebung, Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen, Schabkunstblätter, Steindrucke, Zeichnungen, Aquarelle, Olskizzen u. dgl., darunter Arbeiten von Friedrich und Karl Rottmann, J. W. Schirmer, Ernst Fries, Verhaes, Fahrbach, Karl Fohr und andern Meistern des vorigen Jahrhunderts. Historische und Genredarstellungen zur Geschichte

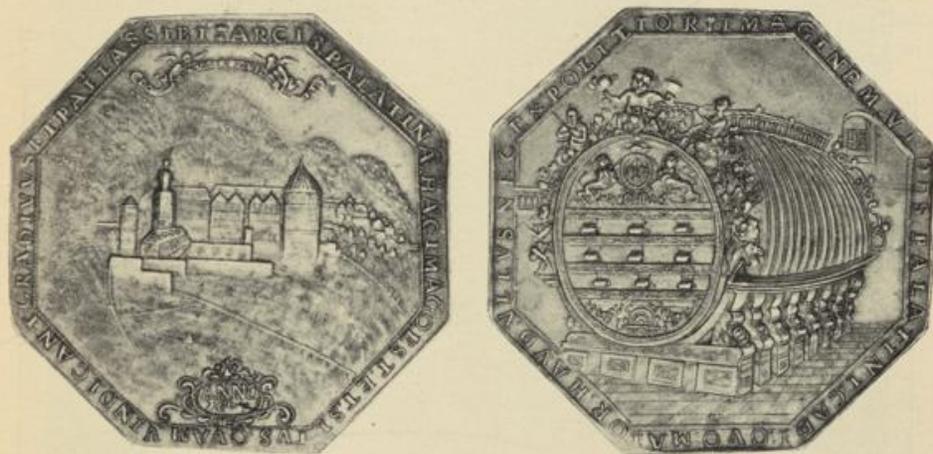


Fig. 185. Faßmedaille vom Jahre 1664.



Fig. 186. Medaille Karl Theodors vom Jahre 1713.

der Stadt, des Schlosses und deren Umgebung. Eine in ihrer Art einzige, hochbedeutsame Sammlung, teils an den Wänden unter Glas und Rahmen, teils in Kästen und Mappen. Besonders interessant auch das Graimbergzimmer mit Originalzeichnungen des Begründers dieser Sammlungen und einer Auswahl der von ihm herausgegebenen zahlreichen Ansichten des Schlosses in Kupferstich und Lithographie.

7. Heidelberger Professoren- und Studentenbilder, zum Teil in einem besonderen Studentenzimmer (Vermächtnis der »Tante Felix« in Handschuhsheim). Ikonographisch und lokalgeschichtlich gleich interessante Sammlung.

8. Kirchliche Altertümer, zum Teil unbekannter Herkunft, zumeist aber nachweislich aus Heidelberg und der Umgegend stammend. Hervorzuheben sind:

Gotischer Altarschrein (Triptychon), der Tradition nach aus dem Franziskanerkloster stammend (s. Abbildung Fig. 187): Christus inmitten der zwölf Apostel in Relief, aus Holz geschnitten in halber Lebensgröße. Die gut erhaltenen, aber leider in der Farbe erneuerten Reliefs sind (unter Graimberg) auf die unverzierten Schrankflächen neu aufmontiert worden. Es handelt sich um anerkannt tüchtige Arbeiten des fränkischen



Fig. 187. Gotischer Altarschrein.
(Von T. Riemenschneider.)

Meisters Tilman Riemenschneider, bei denen neben der bekannten Vorliebe für geneigte Kopfhaltung die Sucht nach Individualisierung der einzelnen Figuren charakteristisch hervortritt. Die beiden Wappen an den Seitenflügeln (von Köln und Rüd von Colenberg) sind jüngeren Ursprunges und nicht zugehörig.

Wangenstücke des spätgotischen Chorgestühls aus der Kirche des Klosters Schönau mit der Darstellung des hl. Sebastian unter verschnörkeltem spätgotischem Rankenwerk.

Zwei Holzreliefs (Himmelfahrt Christi und Ausgießung des hl. Geistes) aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs. Fränkische Arbeit.

S. Joseph mit dem Christkinde, schöne Steinskulptur vom Jahre 1718 vom ehemaligen Findelhause (»Muttergotteshaus«) in der Neugasse (s. oben S. 227)



Fig. 188. Zunftbecher in den städtischen Sammlungen.

stammend und glücklich beim Abbruch unlängst hierher gerettet. Die ehemals darunter befindliche Gruppe ist zurzeit im Lapidarium (s. unten S. 288) aufgestellt. (S. darüber K. Lohmeyer, Heidelberger Hausplastiken aus der Barockzeit, Heidelberger Tageblatt 1912, Nr. 35.)

Zwei Holzfiguren (S. Sebastian, S. Joseph mit dem Christuskinde) und eine Steinfigur (S. Joseph mit dem Christuskinde), Barockarbeiten, maniert in Haltung und Körperbildung, aber flotte und charaktervolle Arbeiten, stammen aus dem ehemaligen Augustinerinnenkloster in der Grabengasse.

Ein barocker (?) *Jacobus*, holzgeschnitzt, aus der Gutleuthofkapelle von Schlierbach. Auffällig ruhig in Haltung und Faltengebung. Fein durchgearbeiteter Kopf. Leider völlig »gereinigt«, d. h. ganz vom ehemaligen Anstrich befreit.



Fig. 189. Frankenthaler Porzellangruppe:
sog. »Jäger aus Kurpfalz«.

Madonna aus der Ecknische eines Hauses in der Altstadt, ebenfalls holzgeschnitzt, mittelmäßige, aber ebenfalls charakteristische Arbeit aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs.

Die zahlreichen Werke barocker Kleinplastik in Elfenbein, Speckstein, Alabaster, Buchsbaum, Birnbaum u. dgl., zum Teil von großer Schönheit der Ausführung, können hier nur erwähnt werden.

9. Steinzeug, Fayencen, Ziergläser, Schmucksachen, Metall- und Edelmetallgegenstände. Hervorragende Stücke von Siegburger und Kreussener Steinzeug, ebenso von den oberfränkischen Kunsttöpfereien aus Kreussen (16. und 17. Jh.). Auch Mosbacher und Grünstadter Fayencen sind gut vertreten. Ziergläser mit geschliffenen

Ornamenten und Wappen oder Namenszügen der Kurfürsten, darunter ein »Schaper-glas« Karl Ludwigs mit dessen Bildnis in Emailfarben, ein Hochmeisterpokal aus Mergentheim vom Jahre 1665 u. a. m.

Unter den Schaustücken aus Silber sind bemerkenswert eine Anzahl Heidelberger »Zunftbecher«, von denen die vier schönsten: der Pokal der Bäckergesellen und der der Brauer vom Jahre 1735, der Bauhandwerker vom Jahre 1700 und der Bäcker vom Jahre 1724 in Fig. 188 zusammengestellt erscheinen. Schöner Kupferpokal in Louis-XVI-Stil, vergoldet und versilbert, mit dem Gräfl. Erbachschen Wappen und dem Bildnis des Ludwig Friedrich Karl Eginhard, Graf zu Erbach-Fürstenau (gestorben 1794).

10. Porzellansammlung, darunter eine besonders reiche Sammlung Frankenthaler Porzellan (655 Stück!). »Die große Zahl der Frankenthaler Porzellane gibt ein nahezu vollständiges Bild über die ganze Entwicklung der kurfürstlichen Manufaktur von ihrer Gründung durch Karl Theodor i. J. 1755 an bis zu ihrer Auflösung i. J. 1800 unter Kurfürst Max Joseph von Bayern.« Von den Hauptstücken geben wir in Fig. 189 und 190 die Gruppen des sogenannten »Jägers aus Kurpfalz« wieder und »Allegorie auf

die Genesung des Kurfürsten Karl Theodor i. J. 1744«. Das Modell zu letzterer wird dem Mannheimer Hofbildhauer Konrad Linck aus Speyer, dem Verfertiger der Brückenstandbilder (s. oben S. 99), zugeschrieben. (In der 3. Aufl. des Pfaffschen »Heidelberg« findet sich [auf S. 142 ff.] eine vortreffliche kurze Skizze über die Geschichte dieser berühmten Fabrik aus der Feder des Heidelberger Hofgoldschmiedes Nicolaus Trübner.)

Auch Meißen, Nymphenburg, Höchst etc. sind mit einigen guten Stücken vertreten.

11. Möbel und Gerätschaften. Unter diesen befinden sich einige besonders schöne Schränke, von denen ein großer Ulmer Renaissanceschrank in Fig. 191 wiedergegeben ist. Hervorzuheben ferner ein schöner Nußbaumholzschrank in Louis-XVI-Stil (s. Abbildung Fig. 192), aus Handschuhsheim stammend, sowie ein derb profilierter, gekehlter sogenannter Frankfurter Schrank von hervorragend schöner Furnierarbeit.

Unter den zahlreichen vortrefflich geschnitzten, sogenannten Bauernstühlen befindet sich einer von 1694, ein anderer (Abbildung Fig. 193) von 1698, beide reizvoll mit Delphinen und Nereiden verziert und mit Initialen und Hausmarken versehen. Einige Stücke zeigen Aposteldarstellungen, andere Fratzen in derber, charaktervoller Schnitzarbeit.

Hierzu zu rechnen ist auch der Prunk-Jagdswagen Karl Theodors (s. Abbildung Fig. 194), der unlängst aus von Venningenschem Besitz in das Eigentum der städtischen Sammlungen übergegangen ist (s. K. Lohmeyer, Ein Prunkjagdwagen des Kurfürsten Karl Theodor, in »Der Cicerone« III [1911] S. 953 ff.) und nach Entfernung des entstellenden Anstriches das elegante Rokocoschnitzwerk und die davon umrahmten reizvollen Bilder der beiden Muschelsitze fast in ursprünglicher Frische wieder erkennen läßt. Das einfache, plumpe Gestell steht hierzu in unerfreulichem Gegensatze.

12. Originaldenkmäler der Architektur und der Plastik vom Mittelalter bis auf die Gegenwart, darunter Architekturbruchstücke vom Heidelberger Schlosse, Grabsteine, Wappen, Inschriften etc. aus Burgen, Kirchen, Klöstern und Häusern aus Heidelberg und Umgegend.

Die schönsten und wichtigsten Gegenstände dieser Abteilung, die ihrer lokalgeschichtlichen Bedeutung wegen ausführlicher beschrieben werden müssen, befinden sich im sogen. christlichen Lapidarium, im Erdgeschoß des östlichen Seitenflügels im Hofe.



Fig. 190. Frankenthaler Porzellangruppe: Allegorie auf die Genesung Karl Theodors.

Grabsteine

I. Grabsteine.

Die dort aufgestellten *Grabsteine* sind von K. Christ im 1. Heft von »Aus dem Heidelberger Lapidarium (erschieden im »Heidelberger Tageblatt« 1908, Sonderabdrücke o. J.) eingehend beschrieben worden. In neuester Zeit sind zwei schmucklose Grabsteine aus der Wirtschaft »Karlsburg« in der Hauptstraße Nr. 53 hinzugekommen, wahrscheinlich aus dem ehemaligen angrenzenden Dominikanerkloster stammend (s. unten



Fig. 191. Ulmer Schrank in den städtischen Sammlungen.

Nr. 2 und 5). Die Grabsteine 1, 6, 8, 12, 13 und 15 stammen von dem Friedhof der S. Peterskirche und waren i. J. 1860 bei Anlage der Odenwaldbahn gegenüber der Schießtorstraße in einen Kanal vermauert worden (s. oben S. 197)

1. Grabstein des i. J. 1414 verstorbenen Dietrich von Bettendorf, eines der ältesten bekannten Mitglieder dieses Oberpfälzer Geschlechtes. Die schon von Adamus pag. 81 (freilich recht ungenau) wiedergegebene Grabschrift lautet: *anno · dñi · m · cccc · xiiii · die · xxii · mensis · maii & theodorici [us] pettendo[r] armiger[is] barbar' (?) tunc illustr' · p'ncipis · dñi ludowici · comitis · palatini · etc. camerari'*

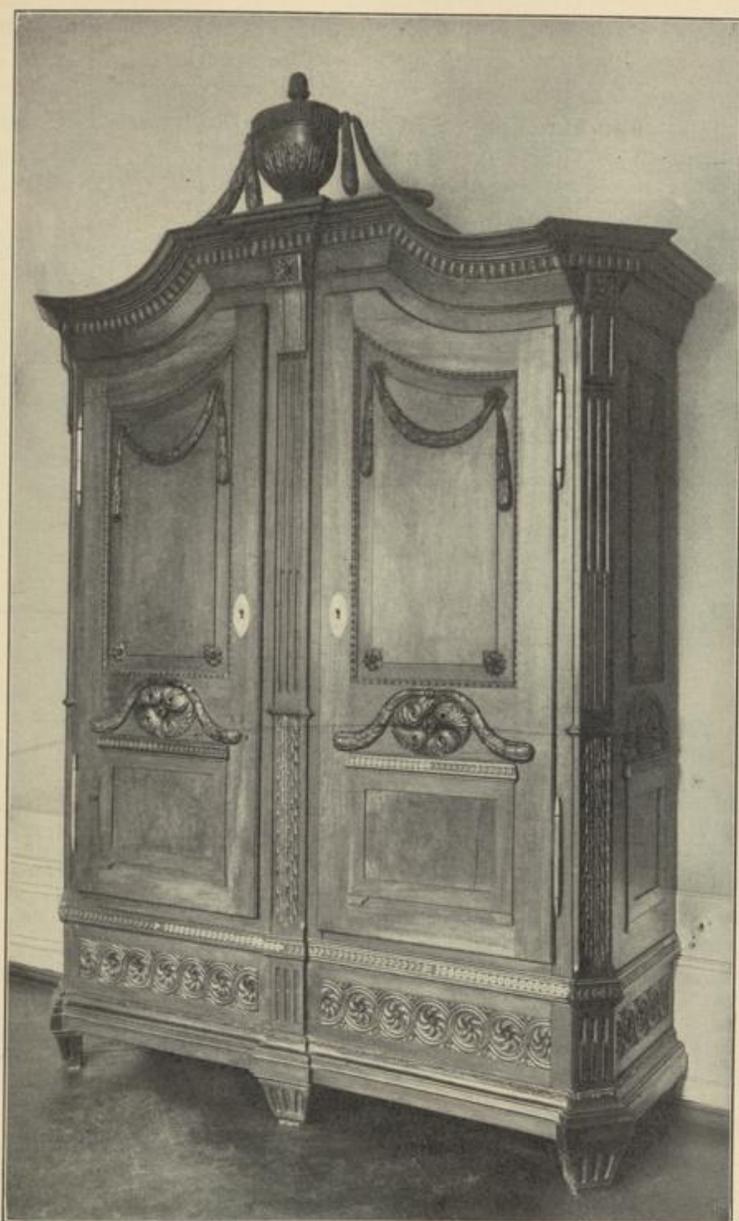


Fig. 192. Schrank im Stile Louis' XVI. in den städtischen Sammlungen.

cui' aīā · reg'escat · ī · pace. In der Mitte des Steines das Bettendorfsche Wappen (s. Abbildung Fig. 195).

2. Grabstein (r. S.) des i. J. 1444 verstorbenen Kürschnergesellen Jorg Falck. Die am Schluß verstümmelte Inschrift lautet: anno · dñi · m · cccc · XLIV · uñ · hant ·

martinſ · tag · ſtarb · der · erſam · jorg · falch · kurgner · knecht · dem · got ·
gnad · der · erſt · bruder · in · ſ

3. Gedenkstein des i. J. 1487 verstorbenen Ritters von Albich mit folgender
Inſchrift: anno · dñi · m · ʒ · ʃ · LXXXVII · (= 1487) in · (prae) vigilia · aſſump-
cionis · marie · iſt · verſchieden · der · erenbeſt · philipſ · von · albich · genant ·
der · decheimer · beſ · ſele · got ·
genad ·



Fig. 193. Stuhl in den städtischen Sammlungen.

den Ecken (nach K. Christ und Huffschild) drei Wappen von : Dechsheim (Ort bei Worms, wo das Geschlecht begütert war und von wo es obigen Beinamen führte), Kurmainz (oder Bolanden, oder Reippeltsheim = Hof Hohenfels), Bellendorf und Gans von Otzberg oder Kranich von Kirchheim-Bolanden-Dirmstein.

4. Das ebendaher stammende und ebenfalls von v. Wickenburg bereits wieder-gegebene Grabmal mit dem Reliefbilde eines auf einem gotischen Lehnstuhle sitzenden und mit Barrett und Talar bekleideten Mannes in halber Lebensgröße. Der rechte Fuß ruht auf einem Wappenschild, der vom Grafen Lambert von Oberndorff als der des kurfürstlichen Sekretärs Paulus Baumann von Oedheim nachgewiesen worden ist; auf dem Knie hält er eine Schriftrolle. Der Hintergrund der Nische ist mit spätgotischem

Dieser schon im Thesaurus Palatinus (pag. 53 sq.) ausführlich besprochene und abgebildete Grabstein befand sich damals im »dermaligen reformirten Pfarrhause zum Heiligen Geist in der Fischer-Gassen (jetzt Fischergasse Nr. 9) gelegen, in einen kleinen Hoff eingemauert« und war nach v. Wickenburg die Ursache, nebst einem zweiten Denkstein (s. folgende Nr. 4), daß dies Haus früher fälschlich für eine Propstei gehalten worden, während es ein adliger Sitz: »der Bachovsche Hof«, gewesen sei. K. Christ hat im Neuen Archiv (II, 19 ff.) das Tatsächliche darüber zusammengestellt und vermutet, daß das jetzt noch vorhandene »Haus einst dem Rittergeschlecht von Albich bei Alzey gehört« habe und daß es möglicherweise an der Stelle eines dem uralten Geschlecht der Bachoven von Echt (im Herzogtum Limburg zwischen Röremonde und Maaseyk ansässig) gehörigen Anwesens errichtet worden sei. Wie die beiden Gedenksteine in diesen Hof gekommen sind, ist nicht bekannt. Der Ritter ist behelmt, in voller Rüstung stehend, etwas unter Lebensgröße dargestellt; mit der Rechten hält er die Lanze, die Linke ruht auf dem Schwertknauf. In

Rankenwerk überzogen. Die Grabschrift fehlt, doch ist oben, innerhalb des geschweiften Giebels, die Jahreszahl 1888 zu lesen.

5. Grabstätte des i. J. 1505 verstorbenen Stutenmeisters der Kurfürstin Hans Pfitz von Trier. Die Umschrift lautet: anno · dñi · 1505 · deß xiii tag · novembriß · ißt · verschidē · der · erßā · meistē · hanß · spitß (Pfitz) vō · trier · unßer · gnedigsten · fräue · pfaltzgreffi · štuidē · gewesße · ißt · de · got · gnad · In



Fig. 194. Prunkjagdwagen des Kurfürsten Karl Theodor.

der Mitte des Steins in sehr abgetretenem Relief ein Ziehbrunnen im Wappenschild (als Anspielung auf den Namen Pfitz, d. h. Pfütz = puteus, Brunnen [K. Christ]).

6. Grabstein der Katharina Busch, deren Todesjahr in der fast erloschenen Inschrift nicht mehr zu lesen ist. Die Verstorbene ist stehend mit einem Buche in der Hand dargestellt. Tracht und Schrift noch aus der Mitte des 16. Jhs. stammend. Die beiden Wappenschilde ebenfalls fast ganz verwischt.

7. Grabstein des i. J. 1540 verstorbenen Hans Blick von Lichtenberg mit teilweise verstümmelter Inschrift: anno · dñi · 1540 · uff · den · freytag · vor ·

dem · p̄ngstag · starb · [der edel und gestreng Hans Wlck] von · Lichtenberg · des · seie · got · genedig · sei · Bei Adamus (pag. 23) wird der Stein als in templo Franciscanorum befindlich erwähnt. Bei Abbruch des Klosters i. J. 1805 war derselbe in das benachbarte Mittermaiersche Haus verbracht worden. Der Verstorbene ist barhäuptig in voller Ritterrüstung und ebenfalls wie der Ritter von Albich (s. oben Nr. 3) in halber Lebensgröße dargestellt. Die beiden oberen auf Konsolen ruhenden Ahnenwappen sind: Lichtenberg und Dahlsheim. Unter dem rechten Fuß des Ritters das Wappen der Montfort, unterm linken das der Bickenbach.

8. Grabstein der i. J. 1552 verstorbenen Margareta Simelbeckerin, Frau des Heidelberger Schultheißen Osteringer, mit dem Reliefbilde der Verstorbenen, betend



Fig. 195. Aus dem Lapidarium der städtischen Sammlungen.

mit Rosenkranz in langem Schleier und gefältelem Gewand. Unter dem rechten Fuß der Frau das Simelbeckersche Wappen, unter dem linken das Osteringersche.

9. Kleiner Grabstein eines i. J. (15)75 verstorbenen Wickelkindes, Jerg Barteleme, Söhnchens des Jerg Buchenperger, mit zwei Wappenschilden unterhalb des Reliefbildes.

10. Grabstein der i. J. 1595 verstorbenen reformierten Witwe Katerina Duraytt, aus der alten Kirche von Neuenheim stammend. (Nach K. Christ ist obiger Name der jetzt noch in Handschuhsheim vorkommende »Thurecht«.) Die Verstorbene ist in Schleier, gefältelem Mantel und glattem Kleide betend dargestellt. Auf einer Kartuschetafel in der Mitte ist ein Spruch aus Hiob eingemeißelt.

11. Verstümmelter Grabstein eines Pfalzgrafen oder Feldhauptmanns, aus dem Chor der Heiliggeistkirche i. J. 1885 ausgegraben. In Hochrelief ist ein Ritter barhäuptig in voller Rüstung lebensgroß dargestellt. Die abgeschlagene Rechte hielt den Kommandostab, die Linke ruht auf dem Knaufe des Schwertes. Die Inschrift ist ringsum zerstört. A. Mays hat geglaubt, diesen Grabstein mit dem Pfalzgrafen Wolfgang, dem jüngsten Sohne des Kurfürsten Philipp, in Verbindung bringen zu dürfen, doch hebt K. Christ mit Recht hervor, daß Haartracht, Vollbart und die schmale gefälte Halskrause auf das spätere 16. Jh. hindeuten.

12. Grabstein des i. J. 1611 verstorbenen kurfürstlichen Pulvermachers Hans Vischer. Über der Inschrift das redende Wappen (zwei gekreuzte Fische) der Familie Fischer.

13. Grabstein des i. J. 1655 verstorbenen Heidelberger Bürgers und Eisenhändlers Mathias Hanot, eines Wallonen. Nur mit Bibelspruch und Grabschrift versehen.

14. Grabstein des i. J. 1712 verstorbenen ehemaligen kurpfälzischen Anwalt-schultheißen und Centschöffen Sebastian Lentz, ebenfalls (wie Nr. 10) aus der alten Kirche in Neuenheim stammend, schmucklos, nur mit Grabschrift und Bibelspruch versehen.

15. Grabstein des i. J. 1728 verstorbenen kurpfälzischen Hauptmanns Johann Friedrich Hangies. Unterhalb der Grabschrift das Wappen, umgeben von kriegerischen Emblemen und mit dem Namenszug des Kurfürsten Karl Philipp untenan.

Darunter ist eine Inschrift eingehauen, nach welcher dieser Stein i. J. 1729 von der ehelichen Hausfrau des Genannten Anna Catharina geb. Brackin gesetzt worden ist. Auf dem abgeschrägten Rande des Steines steht als dritte Inschrift: „*Dessen Vater war weiland Herr Johannes Hanngis, ebenmäßig gewesener Hauptmann von Ihro churfürstlichen Durchlaucht zu Pfaltz.*“

16. Grabstein der Heidelberger Familie Ortt mit dem runden Allianzwapen des Johann Wilhelm Ortt und dessen Frau Marie Margarethe Elisabeth Orttin, laut Inschrift ohne Beifügung der Jahreszahl von dem Sohne und der Tochter des Ehepaares gestiftet. »Der Taufname des Enkels Johann Wilhelm deutet auf die Zeit des gleichnamigen Kurfürsten (1690 bis 1716), woraus sich ergibt, daß der Stein erst im 18. Jh. gesetzt ist« (K. Chr.).

17. und 18. Zwei Schönauer Grabsteine von 1291 (?) und 1463 (s. darüber unter Schönau).

II. Architekturstücke.

Stücke eines romanischen Rundbogenfrieses und eine zusammenhängende Reihe romanischer Kapitäle von einer Türleibung, die früher im Rathaus in Handschuhsheim, teils in den Fundamenten eingemauert, teils außerhalb derselben gelegen waren. Wie unsere Abbildung (s. unter: Heiligenberg) zeigt, handelt es sich hier trotz der Verwitterung und Verstümmelung um bedeutsame Reste eines romanischen Hauptportals aus dem 11. oder 12. Jh. Allgemeiner Annahme zufolge stammen diese interessanten Stücke von der romanischen S. Michaelsbasilika auf dem Heiligenberge, während Schleuning sie als Bruchstücke von der alten Handschuhsheimer Kirche betrachtet wissen will (s. W. Schleuning, Die Michaelsbasilika, Heidelberg 1887, S. 39 f, Anm.). Das Stück mit den Kapitälern ist später zu einem Rundbogen umgearbeitet und dabei sehr zerstört worden. Auf der Lagerseite sind allerlei Ziffern eingehauen.

In neuester Zeit sind hier auch die beiden romanischen Sandsteinsäulen mit ihren Würfelkapitälern untergebracht, die ebenfalls von der S. Michaelsbasilika auf dem Heiligenberge stammen und bisher im Hofe des früher dem Hofrat Umbreit, jetzt der Burschenschaft Alemannia gehörigen, aber unlängst abgerissenen Hauses Karlstraße Nr. 10 standen.

Sechs romanische kleine Säulen von der Zwerchgalerie der alten, i. J. 1807 durch die Franzosen auf Abbruch versteigerten S. Johanniskirche beim Dom zu Worms.

Reste vom Palas der alten Burg an Stelle der jetzigen Molkenkur. Ergebnisse der Ausgrabungen von K. Pfaff in den Jahren 1900 und 1901. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um die Bogenleibung eines romanischen (?) Rundbogenfensters.

Vielleicht gehört auch noch dem Zeitalter des romanischen Stils der zu einem Weihwasserbecken ausgehöhlte Steinwürfel an, dessen Vorderseite ein Relief enthält

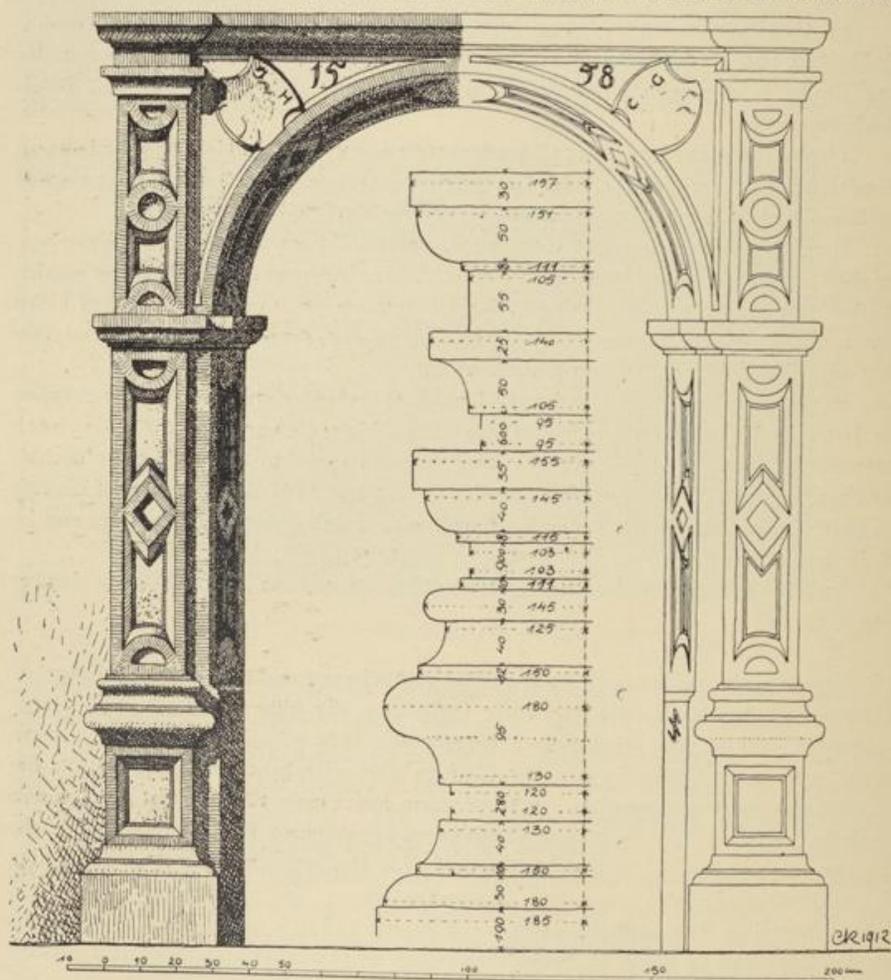


Fig. 196. Portal von einem Hause am Burgweg.
(Städtische Sammlungen.)

mit einem Löwen, der vor einem aus dem Felsen herauswachsenden Feigenbaum steht. Kein ausgeprägter Stilcharakter; flüchtige, rohe Arbeit. Das schon von Grimm (Vorzeit und Gegenwart von der Bergstraße, 1822, S. 156) erwähnte, jedenfalls sehr altertümlich wirkende Stück stammt aus dem sogenannten »Templerhause« in Weinheim.

Aus spätgotischer Zeit finden sich zahlreiche Bruchstücke von Fenstermaßwerk, Gewölberippen, Baldachinen etc., zum Teil aus dem Augustinerkloster stammend, dem

auch der oben (S. 115) abgebildete Gewölbeschlussstein. (Über die neuesten Funde s. unter: Ludwigsplatz.) Leider ist die bei der Auffindung noch vorhanden gewesene farbige Bemalung des letzteren durch die damalige »gründliche Reinigung« vernichtet worden, während sie bei einigen der übrigen Bruchstücke noch leidlich gut erhalten ist. Hervorzuheben ferner der sehr zerstörte obere Teil eines spätgotischen Sakramentshäuschens (stammt aus der Metzchen Sammlung) mit höchst reizvollem Aufbau und Detaillierung.

Der Renaissance- und Barockperiode gehören folgende Gegenstände an: Schönes Sandsteinportal vom Jahre 1558, von einem unlängst abgerissenen Hause, der ehemaligen »Erlanger Bierstube« am Burgweg, stammend (s. Abbildung Fig. 196). Die beiden Wappenschilde (bayerische Wecken und Pfälzer Löwe) deuten auf die einstige Zugehörigkeit des Hauses zum kurfürstlichen Hof hin; die Architekturformen zeigen keine Verwandtschaft zu denen des damals im Bau begriffenen Ottheinrichsbaues.

Doppelwappen (von Eisack und von Koppenstein) v. J. 1576, unlängst im Garten des Sammlungsgebäudes gefunden, in dessen Nähe der Forstmeister von Eisack gewohnt hat.

Geschnittes Pfosten- und Rahmenwerk von dem abgerissenen Eckhause neben dem alten Rathause am Schloßberg mit der Jahreszahl 1604 (Abbildung Fig. 197).

Türsturz (?) mit Doppelwappen und der Jahreszahl 1586 (s. Fig. 198), aus der ehemaligen Wirtschaft »Zum Horn« in der Haspelgasse stammend (vgl. Neues Archiv II, 132).

Originalkopf der Statue Friedrichs II. vom Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses, am 20. Mai 1633 durch eine schwedische Kugel vom Königstuhl aus heruntergeschossen. Der Kopf hat durch den Sturz nicht unwesentlich gelitten, doch läßt sich immerhin noch erkennen, daß Meister Seb. Götz auch in diesem Kopf ein vortrefflich durchgearbeitetes, lebenswahres Werk geschaffen hatte.

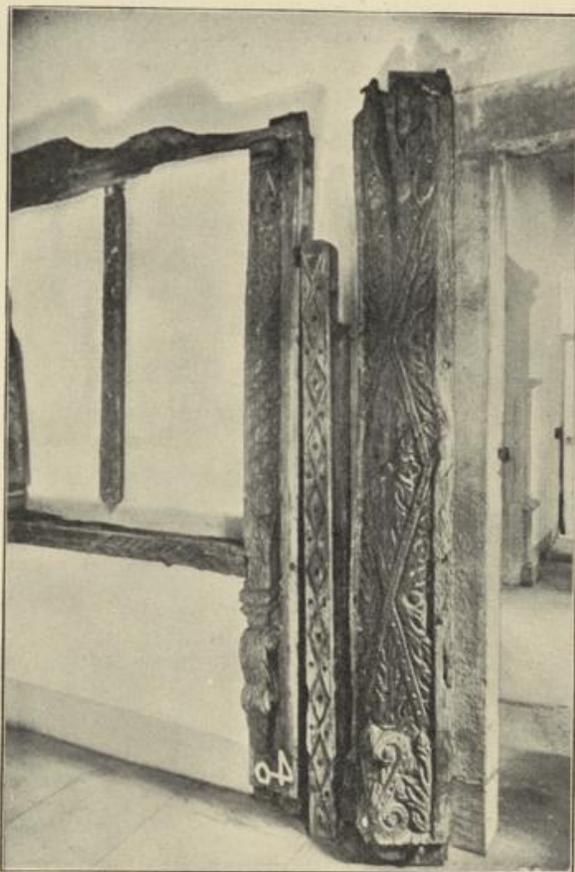


Fig. 197. Pfosten- und Rahmenwerk von einem Hause der Bergstadt. (Städtische Sammlungen.)

Verwitterte Skulpturteile vom »Ritter«, die anlässlich der jüngsten Restaurierung (s. unten S. 313) entfernt und durch Kopien ersetzt worden sind.

Drei schöne gewundene Eichenholzständer, darunter einer mit der Jahreszahl 1684, aus der renovierten protestantischen Kirche in Schriesheim stammend.

Grenzstein eines Gutes des Klosters Schönau mit Klosterwappen, neuerdings auf dem Gelände des neuen Bahnhofs gefunden.

Zwei Schlußsteine vom »Atzelhof« (s. oben S. 54) in Handschuhsheim.

Skulptiertes und reich profiliertes Architekturstück (von einem Eckpfeiler) mit der nachträglichen Aufschrift: NAR · WAS · GUGST · und der Jahreszahl 1726, die Initialen R K einschließend, oberhalb einer Gruppe von Steinmetzgeräten (s. Abbildung Fig. 199). War an der Schloßwirtschaft von Albiger angebracht oder in der Nähe (s. Neues Archiv III, 123).

Hervorragend schöne Stücke sind die beiden großen barocken Kapitäle (r. S.), die beim Neubau des Schulhauses in Schwetzingen gefunden worden sind.



Fig. 199.

Von einem Hause der Bergstadt.

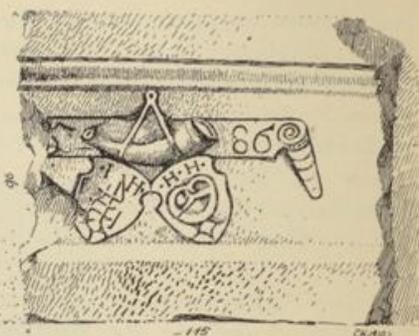


Fig. 198.

Von einem Hause in der Haspelgasse.

Sammlung gußeiserner Ofenplatten, zum Teil vom Schlosse stammend, von 1589 an bis ins 18. Jh. hinein reichend, mit den für diese (meist aus Siegen-Nassauischen Gießhütten stammenden) Arbeiten geradezu typischen biblischen Darstellungen der Hochzeit zu Kana, Wundertat des Propheten Elisa u. dgl. m.

Auch zwei Glocken befinden sich in der Sammlung: die eine, größere, ehemals im Besitze der evangelischen Gemeinde in Neckarzimmern, vom Jahre 1559 ist in der kurfürstlichen Gießerei am unteren Schloßberg von Hans Feigell (Sillib [Führer S. 72] weist darauf hin, daß diese Glocke gewiß vom damaligen Patron der Kirche, Götz von Berlichingen, gestiftet worden ist und den Ritter auch zu Grabe geläutet haben wird; die beiden Eulen unterhalb der Schrift am Halse der Glocke scheinen sinnbildlich als Totenvögel auf die Bestimmung der Glocke als Scheide- und Totenglocke hinzuweisen), die andere, kleinere Glocke i. J. 1784 ist von Anselm Speck in Heidelberg gegossen worden.

Im Lapidarium haben auch vorübergehend Aufstellung gefunden:

Kleine barocke Holzfigur (Madonna mit dem Christuskind) aus der ehemaligen Gutleuthofkapelle zu Schlierbach (s. unten) und

S. Michael mit dem Drachen und eine Sandsteinmuschel mit der Jahreszahl 1718, unter der der obenerwähnte S. Joseph gestanden ist, beide ebenfalls

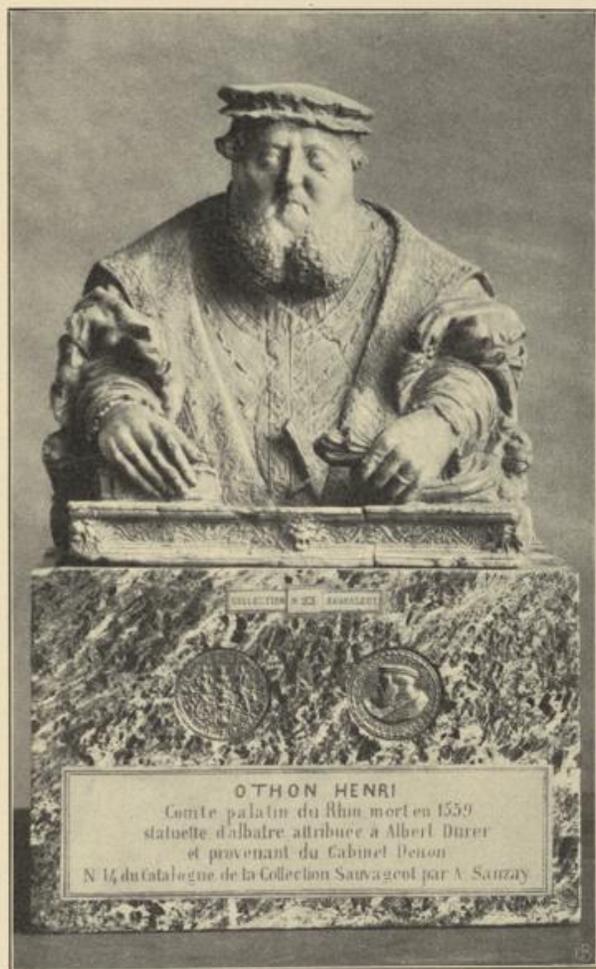


Fig. 200. Kopie der im Louvre befindlichen Büste Ottheinrichs in den städtischen Sammlungen.

vom »Muttergotteshaus« in der Neugasse (s. oben S. 227) stammend. Bemerkenswert die alte Bemalung dieser Steinbildwerke, die bei S. Michael besonders gut erhalten ist. K. Lohmeyer (a. a. O.) glaubt, die zweifellos bessere S. Josephstatue mit dem damals in Heidelberg tätigen Bildhauer Peter van den Branden, die S. Michaelsgruppe mit dessen Schüler Joh. Jac. Führer in Verbindung bringen zu dürfen.

Von den übrigen, zu dieser Abteilung gehörigen Werken, die im Haupthause untergebracht sind, seien hervorgehoben:

Die Überreste der i. J. 1693 zerstörten Grabdenkmäler im Chor der Heiliggeistkirche, teils in den Jahren 1842 bis 1845 bei Gelegenheit von Bauarbeiten, teils 1886 bei der Wiederherstellung der Gräfte gefunden.

Wie oben (S. 135) erwähnt, befinden sich darunter kostbare Stücke in Alabaster und Marmor von dem Prachtmonumente, das Ottheinrich sich noch zu Lebzeiten von den Gebrüdern Abel in Köln hatte herrichten lassen und das nach dessen Tode der pietistischen Geistlichkeit Ludwigs des Frommen (s. darüber H. Rott, Mitteil. des Schloßvereins V, 124, und VI, 216f.) Anlaß zu schweren sittlichen und religiösen Bedenken ob seines heidnischen Charakters gegeben hat. A. Mays hat in seinem erklärenden Verzeichnis (S. 158 ff.) nicht nur alle schriftlichen Quellen darüber abgedruckt, sondern daraufhin auch die einzelnen Bruchstücke zu identifizieren, insbesondere Teile einer größeren Reliefdarstellung des Jüngsten Gerichts nachzuweisen versucht (s. meine Gegenstände in Mitteil. des Heidelberger Schloßvereins II [1890] S. 274). Außerdem bemerkenswert: das reizvolle Köpfchen eines Kindes aus weißem Marmor, mit fein gearbeitetem Häubchen, Halskrause und Spitzen, wahrscheinlich vom Grabmal der Anna Leonora, Tochter Friedrichs IV., herrührend, die i. J. 1600, im Alter von fast eineinhalb Jahren, gestorben und in der Heiliggeistkirche beigesetzt worden war.

Prächtiger Kaminaufsatz in Ton, nach Sillib (S. 60) wahrscheinlich aus dem Ottheinrichsbau stammend, eine Mosbacher Töpferarbeit aus der ersten Hälfte des 17. Jhs. (einzelne dazu verwendete Hohlformen im Depot der Sammlungen). Unter den ornamentalen Motiven spielen Früchte und Blumen in etwas derber und schwerfälliger Anordnung die Hauptrolle. Der Ersparnis halber sind dieselben Formen sowohl für die drei etwas plump ausgefallenen Muschelbekrönungen mit Putten, als auch für die beiden oberen und unteren Füllplatten verwendet worden. (Näheres über die Wiederentdeckung dieses seltenen Stückes im Maysschen Verzeichnis auf S. 118. Spuren »von schwerer Farbe und Vergoldung« seien bei der Reinigung vollständig verschwunden.) Die vorhandenen Reste von andern Kaminen aus dem Ottheinrichsbau lassen eine nahe Verwandtschaft in Stil und Technik erkennen.

Nachbildung der jetzt in der Collection Sauvageot des Louvre befindlichen Büste (Alabaster) Ottheinrichs, die i. J. 1685 nachweislich noch im Heidelberger Schloß vorhanden war (s. darüber H. Rott, Ottheinrich und die Kunst, Mitteil. des Heidelberger Schloßvereins Bd. V Heft 1 und 2, Heidelberg 1903, S. 105). Der Künstler dieses vortrefflichen, i. J. 1556 angefertigten kleinen Werkes ist bisher nicht zu ermitteln gewesen.

V. Die Bildersammlung

Eine besondere Abteilung bildet die im westlichen Seitenflügel untergebrachte Bildersammlung, deren Grundstock ebenfalls auf von Graimberg zurückgeht. Außer einigen zum Teil recht bemerkenswerten Bildern deutscher Schulen des 15. und 16. Jhs., sind es besonders die i. J. 1907 als Posseltsche Schenkung der Stadt überwiesenen 148 Bilder meist holländischer und vlämischer Meister des 17. und 18. Jhs., die ihren Charakter bestimmen. Soweit die Bilder sich auf die Geschichte der Stadt und des Schlosses, sowie deren Bewohner und Herrscher beziehen, sind sie in den betreffenden

Räumen des Vorderhauses untergebracht und dort zum Teil schon erwähnt worden. Unter den neuesten Erwerbungen sind als besonders für die Geschichte von Stadt und Schloß wichtig hervorzuheben:

1. Ansicht von Schloß und Stadt Heidelberg, Olgemälde von G. Berckheyde vom Jahre 1671, i. J. 1895 aus dem englischen Kunsthandel erworben (s. darüber Mitteil. des Schloßvereins III [1896] S. 248 mit Abbildung Tafel VIII), eines der reiz- und stimmungsvollsten Bilder des Harlemer Meisters.

2. Großes Panorama (1,75 × 2,63 m) von Schloß und Stadt Heidelberg, Olgemälde von dem Antwerpener Maler Jacob Focquier (Jacques Fouquières), zwischen 1616 und 1618 entstanden (s. oben Abbildung Fig. 51). Trotzdem das Bild weder signiert, noch datiert ist, lassen sich Urheber und Entstehungszeit aus dem Umstande, daß auf dem danach gefertigten Merianschen Stich vom Jahre 1620 der Künstlernamen angegeben und die Anwesenheit Fouquières am kurfürstlichen Hofe in den Jahren 1616 bis 1618 nachgewiesen ist, mit großer Sicherheit feststellen. (Näheres darüber von Sillib in der »Heidelberger Zeitung« vom 17. Dezember 1909 und in Mannh. Geschichtsbl. XI [1910] Sp. 10 ff. mitgeteilt.) Das Bild ist nach mancherlei Wanderungen im Auslande als hochherzige Schenkung des letzten Besitzers, des Herzogs von Sutherland, aus Dunsobin Castle i. J. 1909 wieder an seinen Ursprungsort zurückgelangt.

Außer der hervorragenden historisch-topographischen Bedeutung dieses Werkes ist auch die künstlerische nicht zu unterschätzen, wenn auch die ursprüngliche feine Abtönung von der düsteren grauen Stimmung des Vordergrundes in die luftigen, grünlich-blauen Fernen der Rheinebene und der den Horizont begrenzenden Hartberge durch den dicken Firnistüberzug sehr gelitten hat. Die peinlich sorgfältige Darstellung aller Architektur sowohl beim Schlosse, wie auch bei der Stadt, wo jedes einzelne Haus mit photographischer Genauigkeit wiedergegeben erscheint, verleiht diesem Bilde den Wert einer lokalgeschichtlichen Urkunde ersten Ranges.

Weniger bedeutsam das schon länger in der Sammlung befindliche

3. zweite kleinere Olgemälde von Fouquières, das als eine ausgeführte Studie zu dem vorerwähnten großen Gemälde zu betrachten sein dürfte (Zangemeister Nr. 45).

Aus dem älteren, Graimbergischen Bestande der Bildersammlung seien noch folgende Gemälde hervorgehoben:

Heilige Anna selbdritt von 1518; mäßiges oberdeutsches Werk.

Bildnis eines Mannes in mittleren Jahren mit einem Brief in der Hand. Auf dem alten Rahmen steht die Jahreszahl 1484. Nach Valentiner könnte einer der Räte Philipps des Aufrichtigen dargestellt sein. (Abgebildet bei Lehmann, Das deutsche Bildnis 1900, S. 80). Der unbekannte oberdeutsche (?) Urheber dieses vortrefflichen Bildwerks scheint mit der oberitalischen Bildnismalerei eng vertraut gewesen zu sein und von dort auch die warme Farbgebung entlehnt zu haben.

Bildnis des »Isaac Mirgel patritius Lindauensis proavus«, tüchtige Arbeit eines oberrheinischen Meisters, durch die neuerliche Reinigung in seiner klaren, lichten Tongebung glücklich wiederhergestellt.

Bildnis des Bürgermeisters von Schaffhausen Alexander Peier von dem Schweizer Maler Hans Asper (1499 bis 1571), einem Nachahmer H. Holbeins d. J. aus dem Jahre 1554.

Eine Anzahl kleinerer Arbeiten von Lucas Cranach d. Ä., die Kurfürsten Friedrich III. und Johann I. sowie Luther und Melanchthon (vom Jahre 1543) darstellend, Werkstattbilder mittlerer Qualität, wie sie in unzähligen Exemplaren in den Galerien Europas verstreut sind. Hervorragend schöne eigenhändige Arbeiten des Meisters dürften dagegen die beiden Bildnisse vom Jahre 1526 sein, welche »einen Bürgermeister« und dessen Frau in der farbenprächtigen Tracht der Zeit darstellen.

Großes Bildnis der Königin Christine von Schweden.

Männliches Bildnis vom Jahre 1573; gut im Ausdruck.

Zwanzig kleine Bildnisse von Familienmitgliedern des Kirchenrats Marcus zum Lamm (gestorben 1606) aus Speyer, alle aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs. stammend und meist miniaturartig fein ausgeführt. Trachtengeschichtlich besonders wichtig.

Eine Anzahl Familienbildnisse aus Nürnberger Patrizierfamilien, darunter einige vom Nürnberger Meister Lorenz Strauch (1554 bis 1636), zwei Kölner Porträts, einige Niederländer, meist aus dem 16. Jh. stammend und von geringerem Kunstwert.

Eine wesentliche Vermehrung erhielt die Bildersammlung durch die i. J. 1907 als hochherzige Schenkung der Erben ihres Sammlers Ernst Karl Louis Posselt der Stadt überwiesene Galerie von 148 meist holländischen Bildern des 17. Jhs. Dem derzeitigen städtischen Konservator Karl Lohmeyer verdanken wir nachfolgende kurze Würdigung der Hauptwerke dieser bisher in ihrer Bedeutung nicht genügend gewürdigten Sammlung.

»Die Posseltsche Gemäldesammlung ist ein Geschenk der aus Heidelberg stammenden Industriellenfamilie Posselt in Zgienz bei Lodz in Rußland an die städtischen Sammlungen i. J. 1907. Sie wurde von dem Begründer der russischen Textilindustrie dieser Familie, von Ernst Karl Louis Posselt, gesammelt, der einen großen Teil der Gemälde in Rußland selbst erwarb. Alte Nummern und Bezeichnungen lassen es vermuten, daß eine Reihe der Kunstwerke ursprünglich aus der Kaiserlichen Eremitage in S. Petersburg stammt. Die heute in den städtischen Sammlungen aufbewahrten Gemälde sind nur ein Teil der ursprünglichen Posseltschen Galerie, wie er aus der großen Menge von auch zum Teil unbedeutenderen Bildern durch den Generaldirektor der Berliner Museen, Exzellenz W. Bode, auf Ansuchen der Familie Posselt für das Heidelberger Museum ausgewählt wurde.

Den Hauptbestand machen die Niederländer aus. An wichtigeren Werken seien hier, zum Teil mit neuen Bestimmungen — der kleine, gleich bei Übernahme der Schenkung aufgestellte Katalog ist nicht immer zuverlässig —, genannt: Ludolf Backhuysen: Seestück. Pieter van Bredael: Treiben in einem italienischen Dorfe. (Im Katalog als italienischer Meister des 18. Jhs. bezeichnet, jedoch ein zweifellos echter Bredael, der zudem voll signiert ist.) Pieter Jacobz Codde: Vornehme Gesellschaft. Cornelis Decker: Bauernhäuser am Wasser. Joost Cornelisz Droochsloot: Jahrmarktleben. Anton Goubau: Wachtstube. Jan van Goyen: Kanallandschaft — Dorflandschaft. (Die beiden andern im Katalog als Gemälde dieses Meisters verzeichneten Stücke dürften ihm kaum selbst angehören.) Willem Claesz Heda: Frühstückstisch. Meindert Hobbema: Kanallandschaft. Willem Kalff: Frühstückstisch (vorzügliches, besonders beachtenswertes Werk des Meisters, eben renoviert und dabei pracht-

voll herausgekommen). Claas Molenaer: Winterlandschaft. Caspar Netscher: Bildnis einer vornehmen Dame, bez. 1674. (Als ein zweites Werk dieses in Heidelberg geborenen Meisters muß ein Gemälde des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, des Türkenbesiegers, gelten, das im Badischen Zimmer der Sammlungen aufbewahrt wird.) Willem de Poorter: Darstellung Christi im Tempel. Pieter Symonsz Potter: Kücheninneres — Waffenstilleben — Gelehrtenstilleben. Schule des Rembrandt: Josef, den gefundenen Becher in der Hand, spricht mit Juda (im Katalog als Aert de Gelder bezeichnet, eine immerhin sehr fragliche Zuschreibung). Jacob Jsaaksz van Ruisdael zugeschrieben: Waldlandschaft mit Weiher. (Der zweite im Katalog verzeichnete Ruisdael ist ein Vlāme mit falscher Signatur des Ruisdael.) Cornelis Saftleben: Die Alte in der Küche. Antoni van Stralen: Kanallandschaft mit Schlittschuhläufern — Winterlandschaft, bez. 1632. (Im Katalog als Monogrammist A. S. aufgeführt.) Gerard Terborch: Das Maleratelier (durchaus beachtenswertes, erst neuerdings bestimmtes und noch unveröffentlichtes Jugendwerk, im Katalog fälschlich als J. A. Berck-Heyde genannt). Esaias van de Velde: Landschaft mit Wasserfall — Dorfstraße, bez. 1627. Thomas Wijck: Bauernstube.

Von deutschen Meistern, die in der Posselt-Sammlung vertreten sind, wären zu nennen: Christian Georg Schütz: Flußlandschaft. Johann Georg Trautmann: Kinder am Feuer. Johannes Zick: Alte Frau beim Mahle. Januarius Zick: Triumph des Kreuzes.

Von Italienern sind erwähnenswert: Giuseppe Maria Crespi: Szene aus der Legende eines Heiligen. Alessandro Lissandrino Magnasco: Ruine mit Bettlerstaffage — Antiker Tempel mit Staffage. Francesco Trevisani: Der barmherzige Samariter. Pietro della Vecchia: »Jus in armis.«

Von Franzosen verdient allein eine Landschaft mit Fischern, 1776 von Joseph Vernet gemalt, Erwähnung.

Ein ebenso eigenartiges, wie künstlerisch bedeutsames Interieur bietet das vor einigen Jahren aus einem Hause der Grabengasse (Nr. 8) hierher übertragene Kupferstichkabinett eines Kunstfreundes aus dem Ende des 18. Jhs. in reizvollsten Louis-XVI.-Formen. Die ringsum in die Holzwände eingelassenen Kupferstiche rühren meist von dem in Paris tätigen deutschen Kupferstecher Johann Georg Wille (gestorben 1808) her.

MÜHLEN UND ZUNFTHÄUSER

Von den ehemaligen *drei Mühlen*, die am Neckar lagen und deutlich auf den alten Stichen zu sehen sind: der Mönchmühl, Herrenmühl (auch Pfeilmühle und Fürstenmühle genannt) und der Pfistermühl (auch Neumühle oder Stadtmühle genannt), sind nur noch die Mönch- und Herrenmühle vorhanden.

Die zuunterst gelegene Pfistermühl, die 1471 Eigentum eines Privatmannes und dann in den Besitz der Bäckerzunft gelangt war, ist seit dem Hochwasser 1824 eingegangen; sie stand an der Stelle des Götzenbergerschen Hauses, Lauerstraße Nr. 7.

Die in der Mitte gelegene Mönchmühl ist zuerst 1239 in einer Urkunde nachweisbar, worin sie dem Kloster Schönau von der Frau Hildegund, Witve des Heidelberger Bürgers Marcolf, geschenkt wird. Im Jahre 1307 auf Kosten des Pfalzgrafen

Mühlen

Rudolf und dessen Bruders Ludwig vergrößert oder ganz erneuert, kam sie zur Reformationzeit in Privatbesitz und wird seither (Obere Neckarstraße Nr. 11), entsprechend erneuert und vergrößert, ununterbrochen betrieben.

Die wahrscheinlich ebenso alte, i. J. 1370 erstmalig erwähnte, zuoberst gelegene kurfürstliche oder Herren-Mühl, welche i. J. 1836 allodifiziert und danach vorübergehend zu einer Maschinenfabrik umgebaut worden war, wobei sie den Namen »Kunstmühle« erhalten hatte, ist i. J. 1862 mit neuzeitlichen Verbesserungen (Hauptstraße Nr. 237 bis 243) wieder dem Mühlenbetriebe überwiesen worden. (Über diese Mühlen wird ausführlich gehandelt im Neuen Archiv I, S. 48 ff.)

Zunfthäuser

Von den alten Zunfthäusern ist noch das Spänhauer-Zunfthaus (Obere Neckarstraße Nr. 7), ein viergeschossiger, schmuckloser Neubau nach dem Stadtbrande, vorhanden. Die Inschrift über dem Oberlicht der Tür lautet: Z · H (Zunfthaus) IOHANNES GASMAN / WIRD ER GENANT / WIE ES DER ZUNFT / BRUEDER IST / BEKANNT, ER HAT / GEMACHT DAS FENSTER / ALEIN GOT WOL

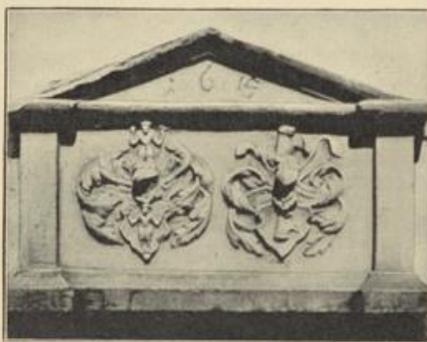


Fig. 201. Wappenstein am ehemaligen Schlachthaus in der Oberen Neckarstraße.

UNS ALN / GNÆDIG SEYN / 1700 UND ALLE JAHR! Zwischen der Inschrift das Zunfthaus der Steinmetzen mit gekreuztem Pickel und Schlägel über einem Steinmetzzeichen. Weiter oben am Haus über einem Fenster finden sich, ebenfalls mit einem Zunfthaus (gekreuzte Hacken?), die Initialen I. S. G. mit der Jahreszahl 1731 angebracht. (Über die Spänhauerzunft, die eine der bedeutendsten bürgerlichen Korporationen der Stadt gewesen ist und noch i. J. 1816 unter 1500 selbständigen Einwohnern über 120 Mitglieder aus fast allen Gewerben zählte, s. Neues Archiv I, 166 f.)

Am östlichen Eingange derselben Straße, neben der ehemaligen Neckarschule (s. oben S. 261), liegt links das ehemalige Zunfthaus der Metzger (Obere Neckarstraße Nr. 3), ein unscheinbarer Barockbau, in dem sich die Zunftstube befand. An dem östlich anstoßenden einstöckigen Schlachthaus befinden sich drei Wappensteine der Zunftmeister eingemauert, alle von der Form, wie unsere Abbildung Fig. 201 zeigt. Der westlichste Stein zeigt im Giebel die Jahreszahl 1614 (in 1615 umgeändert), die beiden andern die Jahreszahl 1615. Jeder Stein hat zwei Wappenschilder mit größtenteils auf das Metzgergewerbe bezüglichen Abzeichen, ohne Helmzierden. Auf den beiden westlichen Wappensteinen sind die Initialen, auf dem östlichen die ganzen Namen der Wappenträger, darunter der noch teilweise lesbare des Johann Georg Berger eingehauen. Dieser Name mit dem Metzgerabzeichen, einem sogenannten Hackmesser, und der Jahreszahl 1620 erscheint auch auf einem bei der Fundamentierung des Hauses Albert-Ueberle-Straße Nr. 28 ausgegrabenen und jetzt dort eingemauerten Inschriftstein. (K. Ch.)

Die Zunftstuben der Fischer, Schuhmacher und Weingärtner lagen in der Dreikönigsstraße, die der Bäcker in der Pfaffengasse. (Inschrift zweier Meister der Bäckerzunft am Hinterhause Neckarstaden Nr. 20.)

Bei einer Einwohnerschaft von ca. 5500 Köpfen und einer Studentenschaft von ca. 580 Personen besaß Heidelberg zur Zeit der Aufstellung des oben mehrfach erwähnten Einwohnerverzeichnisses von 1588 zwölf *Schildwirtschäften* (Gasthäuser), von denen die Hälfte in der Pfaffengasse und Haspelgasse gelegen war, außerdem vier darin nicht genannte Gasthäuser, zu denen vor 1689 noch drei hinzugekommen zu sein scheinen (s. Neues Archiv I, S. 14 f.). Daneben werden eine Anzahl »Weinschenken« und »Biersieder« ohne Schildgerechtigkeit genannt.

Wirtschaften

PRIVATGEBÄUDE

A. Geistliche Höfe

(Für die nachstehenden lokalgeschichtlichen Ausführungen und Nachweise bilden die Untersuchungen von A. Mays und K. Christ im I. und II. Bande des Neuen Archivs und die Mitteilungen M. Huffschmids im VII. Bande desselben Werkes die hauptsächlichste Grundlage.)

Innerhalb der Mauern Heidelbergs lagen einst folgende geistliche Höfe, d. h. Absteigequartiere und Verwaltungsgebäude: 1. der vier Klöster Schönau, Lorsch, Sinsheim und Maulbronn und 2. der Bischöfe von Worms und Speyer.

I. Der *Schönauer Hof* war ursprünglich in Neuenheim gelegen und ist dort bereits i. J. 1204 nachweisbar. Eine domus und mansio, d. h. ein Hof mit Magazin des Schönauer Klosters in Heidelberg, wird urkundlich 1229 und 1231 auf einer dem Kloster zu Anfang des Jahrhunderts von dem Ehepaar Vogelin geschenkten Hofstatt (area) erstmalig erwähnt. Zur Vergrößerung des Grundstücks war i. J. 1222 das Anwesen des kurfürstlichen advocatus Siboto ebenfalls durch Schenkung hinzugekommen (s. Mannh. Geschichtsbl. VI [1905] Sp. 36 und 54). Im Jahre 1235 kam eine weitere Hofstätte, am Neckar gelegen, und 1239 die Mönchsmühle hinzu, so daß sich allmählich ein stattliches Anwesen hier entwickelt hat, das infolge der für die Schiffahrt so günstigen Lage »bald zu einem wirtschaftlichen Mittelpunkt der Mönche« geworden ist (s. Neues Archiv II, 104 ff., und Mannh. Geschichtsbl. l. c. Sp. 35 ff.). Nach Aufhebung des Klosters i. J. 1560 gingen dessen Besitzungen an die geistliche Administration in Heidelberg über, die in der Pflege Schönau ihren Sitz hatte. Auf dem Merianschen Prospekt erscheint der »Schönauer Münchhoff« mit der anstoßenden »Münchmühle« als ein Komplex von kleineren um einen Hof gruppierten Gebäuden, deren eines mit einem Dachreiter oder Glockentürmchen versehen ist und also wohl das Wohnhaus der Mönche mit der Kapelle gewesen sein wird. Im Stadtbrande (1693) mögen alle diese Bauten zugrunde gegangen sein.

Schönauer Hof

Auf dem wüsten Platze in der Hirschstraße ist bald darauf das jetzt noch vorhandene zweistöckige geräumige Gebäude (Hirschstraße Nr. 17) mit Vorgarten, die »Pflege Schönau«, auch als reformiertes Gymnasium entstanden, während der Platz westlich daneben zur Errichtung der Kirchenratskanzlei verwendet worden ist, worinnen nach Kayser (S. 155) »ein Hochwürdiger Kirchen-Rath, eine Hochlöbliche Administration oder geistliche Verwaltung und Ehegericht ihre Zusammenkünfte hielten«. Nachdem letzteres Gebäude i. J. 1790 durch einen Neubau ersetzt und später zu einer Spritzenfabrik umgebaut worden war, ist es vor einiger Zeit abgebrochen worden. Jetzt Ostseite der Mönchgasse und Hirschstraße Nr. 11 bis 15. Ein stattliches Portal, dessen

Torpfelder die klassizistische Formgebung aus dem Ende des 18. Jhs. aufweisen, führt in den Vorgarten, hinter dem sich das zweigeschossige Gebäude der »Pflege Schönau« in einfachem Putzbau mit höher geführtem Mitteltrakt erhebt. Letzterer wird von einem



Fig. 202. Portal am ehemaligen Wormser Hofe (jetzt Harmonie-Gebäude).

schön geschwungenen giebelartigen Aufsatz mit œil de bœuf und Vase obenauf bekrönt. Das Gebäude dient jetzt als evangelisches Pfarrhaus für die Heiliggeistkirche.

Lorscher Hof

II. Der *Lorscher Hof* lag gegenüber dem Tränkter, das unter dem Neckarschulhaue hindurch ging, also neben dem jetzigen Gasthause »Zum goldenen Schwan«, an der Stelle des Hauses Steingasse Nr. 1.

III. Der *Sinsheimer Hof*, dem Stift Sinsheim an der Elsenz gehörig, lag an der Stelle des schönen, von Werkmeister Joh. Jac. Rischer erbauten Hauses Untere Straße Nr. 11. Nach der Reformation war der Hof zu den verschiedensten Zwecken benutzt worden, bis er nach dem Stadtbrande in Besitz des obengenannten Architekten kam (s. Neues Archiv I, 91 und unten S. 325).

IV. Der *Maulbronner Hof* war ein Freihof und lag anfangs in der Judengasse (Neues Archiv I, 131), dann auf der sogenannten »Froschau« unten am Neckar zwischen Semmelgasse und Untermönchsgasse. Im Jahre 1693 brannte der Hof nieder; die Ruine wurde 1706 vom Herzog von Württemberg verkauft.

V. Der *Wormser Hof* (Englisches Haus, jetzt Harmoniegebäude, Hauptstraße Nr. 110), bereits 1409 urkundlich erwähnt, lag von jeher an der Hauptstraße, der damaligen »Großen Sandgasse«, heutigen »Schiffgasse«, gegenüber und erscheint auf dem Merianschen Panorama als stattliches Gebäude mit reichverziertem Giebel und einem Erker gegen die Hauptstraße zu, sowie mit einer monumentalen Toreinfahrt daneben. Im Jahre 1610 verkaufte der Bischof von Worms diesen Hof an Kurfürst Friedrich IV. Seit dieser Zeit führt er (in Verbindung mit dem anstoßenden Barbyschen Hofe, s. Neues Archiv I, 255 f.) den Namen »Englisches Haus« (nicht zu verwechseln mit dem »Englischen Hof«, s. unten S. 302), vielleicht weil er vom Kurfürsten Karl Ludwig dem englischen Lord Craven, »einem treuen und uneigennütigen Freunde seiner Mutter«, geschenkt worden war. Auf Bitten der nächsten Nachbarn, der Kapuziner, ist der Hof i. J. 1689 der Zerstörung entgangen, ebenso wahrscheinlich 1693, im vorigen Jahrhundert aber gründlich umgebaut worden. Bei dieser Gelegenheit scheint das Hofportal in die Mitte des Gebäudes als Hauptportal versetzt worden zu sein. Das Anwesen gehört jetzt der i. J. 1839 gegründeten Bürgergesellschaft Harmonie.

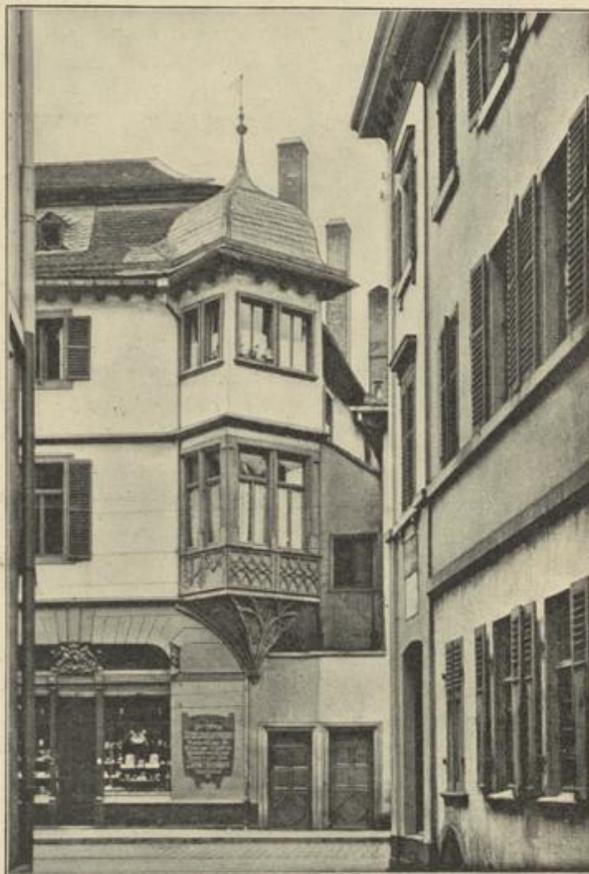


Fig. 203. Erker vom „Englischen Haus“ in der Hauptstraße.

Sinsheimer Hof

Maulbronner Hof

Wormser Hof

Mehrfach restauriert und in einzelnen Stücken erneuert, leider auch mit Olfarbe wiederholt stark überstrichen, ist das Portal (s. Abbildung Fig. 202) trotzdem noch ein vielbewundertes Prachtstück aus den letzten Jahrzehnten des 16. Jhs., bei dem nur die



Fig. 204. Gartenpavillon im Restaurant „Zum Rodensteiner“.

kleinen oberhalb der Muschelnischen stehenden Ritterfiguren etwas stark aus dem Maßstab herausfallen. Der (erneuerte?) Giebel enthielt einst wohl ein Wappen, jetzt ist er mit einer Lyra verziert, die in Form und Maßstab arg verfehlt erscheint. Die drei reizenden Kartuschen im Fries mögen einst aufgemalte Inschriften enthalten haben. Der Sockel war sicher ursprünglich gegliedert und verziert; jetzt schmucklos erneuert. Auch der Erker stammt noch vom alten Renaissancebau her und ist ein charakteristisches Beispiel dafür, wie im Privatbau die gotische Formgebung sich noch über die

Mitte des 16. Jhs., wenn auch mit Renaissance-motiven vermischt, bewahrt hat. Wie unsere Fig. 203 zeigt, sitzt der Erker jetzt recht unglücklich an der Ecke des charakterlos gewordenen Hauses, während er dem Merianschen Stiche zufolge früher an der Ecke eines hohen Giebelhauses herauschaute.

Möglich, daß zum Wormser Hof auch der *Gartenpavillon* gehört hat, der jetzt im Hofe des benachbarten Restaurants »Zum Rodensteiner« steht und unlängst in den Neubau eines Gartensaales hineingezogen worden ist (s. dagegen unten S. 315). Der zweigeschossige Bau (s. Abbildung Fig. 204) ist im unteren Teil dem obenerwähnten Portale stilistisch verwandt; während letzteres aber der Formgebung des Ottheinrichsbaues zuneigt, sind die Einzelheiten am Pavillon mehr im Charakter des Friedrichsbaues gehalten. Der barocke obere Aufbau ist i. J. 1676 entweder erneuert, oder neu aufgebracht worden. Diese Jahreszahl findet sich nämlich nicht nur an dem Abakus über einer Säule des Untergeschosses, jetzt im Innern des Gartensaales, nachträglich eingehauen, sondern auch an dem Türsturz unter dem Podest der Freitreppe, die neuerdings als Zugang zu dem oberen Geschos angelegt worden ist. Die ehemalige schöne Eingangstür zum Pavillon hat als Eingang zur Restauration (Sandgasse Nr. 3) Verwendung gefunden. (Vgl. Neues Archiv VII, 100.)

[Es erscheint in hohem Maße bedauerlich, daß es nicht gelungen ist, dies reizvolle kleine Bauwerk, das zu den äußerst seltenen Kunstdenkmälern in Heidelberg gehört, die alle Brände und Stürme überdauert haben, städtischerseits zu erwerben und vor dieser »Verschandelung« zu retten.]

VI. Ein Absteigequartier der Bischöfe von Speyer, der *Speyrische Hof*, wird schon zum Jahre 1401 und 1405 urkundlich erwähnt. Das im I. Bande des Neuen Archivs veröffentlichte Heidelberger Einwohnerverzeichnis vom Jahre 1588 gibt einen Speyrischen Hof »uffm Marckt« an, dessen Lage sich aber nicht näher bestimmen läßt. Daneben wird ein in obigem Verzeichnis nicht angeführter Speyerer Hof in einer Reihe von Urkunden des 16. und beginnenden 17. Jhs. in der alten Lauergasse erwähnt. Nach K. Christ (s. oben S. 139) lag dieser an der westlichen Ecke der Kettengasse, wo heute die Realschule steht. Im Jahre 1588 ist dieser zweite Hof von dem Administrator Johann Casimir verkauft und i. J. 1693 zerstört worden.

B. Adlige Höfe

1. Der im Einwohnerverzeichnis von 1588 erwähnte *Teutschenhof* (Deutscher Hof, Deutschordehaus, Deutsches Haus) in der Kettengasse war das Amtshaus für die Verwaltung der dem Deutschen Ritterorden in Heidelberg zustehenden Einkünfte und der dem Orden in Heidelberg und dessen Umgebung gehörenden Besitzungen, zugleich aber auch das Absteigequartier der Gebietiger und Ritter, wenn sie von Horneck oder Weinheim in die Stadt kamen. Er lag am oberen südlichen Ende der Kettengasse gegenüber dem Speyerer Hof an der östlichen Seite auf der Stelle des jetzigen Hauses Nr. 7 in der Zwingerstraße. Nachdem das Haus im Stadtbrande zugrunde gegangen war, kaufte der Orden i. J. 1700 das anstoßende Grundstück dazu und stellte das jetzt noch vorhandene Haus her. Nach der Aufhebung des Ordens i. J. 1805 bzw. 1809 wurde die Briefpost darin eingerichtet; seither der ältere Teil umgebaut und als Gasthaus verwendet. Im Giebelfeld des Hinterbaues, der jetzigen »Konzerthalle«, ist der

Rest eines Torbogens mit einem großen, von Löwen gehaltenen Sandsteinwappen des Hochmeisters Pfalzgrafen Franz Ludwig (gestorben 1732), Sohnes des Kurfürsten Philipp Wilhelm, angebracht. Die Inschrift darunter lautet: *Franciscus Ludovicus Dei Gratia Magnus Magister Ordinis Teutonici per Germaniam et Italiam Comes Palatinus Rheni Bavariae Juliae Cliviae et Montium Dux etc.* Das Wappen scheint über dem Haupteingangstor zum »Deutschen Hof« geprangt zu haben.

Barby-Hof

2. Ein Hof der Grafen von Barby, der von dem als Offizier in Diensten des Johann Casimir stehenden Grafen Wolfgang vor dem Jahre 1578 errichtet oder bezogen worden ist, lag in der Vorstadt ursprünglich an der oberen westlichen Ecke der damals weiter hinauf reichenden Sandgasse, dem S. Peterskirchhofe gegenüber. Auf dem i. J. 1578 von der Universität eingetauschten Grundstück wurde dann ein zweites Wohnhaus errichtet, jetzt Hauptstraße Nr. 112 bis 114. Das Anwesen ging später an einen der Herren von Landschad (von Steinach) und dann an den Kurfürsten durch Kauf über. Im 18. Jh. Gräfl. Wieserisch.

Gemmingen-Hof

3. Der bereits 1515 nachweisbare Hof der von Gemmingen, die schon im 15. Jh. in Diensten von Kurpfalz erscheinen, lag in dem oberen Teile der Heugasse, wo jetzt die Hintergebäude der Jesuitenkirche stehen, gegenüber dem Augustinerkloster.

Göler-Hof

4. Der Hof der Göler von Ravensburg, des alten Kraichgauer Adelsgeschlechtes, lag im Oberen Kaltental, welches am Burgweg begann und sich von da parallel zum Kaltental, der heutigen Karlstraße, bis an die östliche Stadtmauer hinzog.

Handschuhsheimer Hof

5. Der Hof der Herren von Handschuhsheim, die seit dem 14. Jh. in hohen Stellungen am pfälzischen Hof erscheinen, lag (nach Wundt) »unten an dem Mönchhof am Neckar«, oder aber auf der nördlichen Seite der Unteren Straße, jetzigen Hirschstraße, am Eck der Mönchgasse. Westlich davon in derselben Straße lagen die beiden im Stadtverzeichnis von 1588 erwähnten

Landschaden-Höfe

6. Landschaden-Höfe, d. h. die Höfe der Edlen von Neckarsteinach, an der Stelle des jetzigen Leonhardschen Hauses (Hirschstraße Nr. 7). Das Wappen am Ostportal gehört der Familie Nebel und ist nach dem Stadtbrande, dem das alte Anwesen zum Opfer gefallen war, vom Professor Conrad Daniel Nebel wohl von der Hofapotheke i. J. 1710 hierher übertragen worden (s. Abbildung Fig. 205). Das dreigeschossige stattliche Haus ist mit zwei Portalen versehen und an den Erdgeschosfenstern mit hübschen schmiedeeisernen Gittern. (Vgl. Neues Archiv X, 115.)

Leiningenscher Hof

7. Die Grafen von Leiningen besaßen ebenfalls mehrere Höfe in der Stadt, von denen der älteste laut einer Urkunde des Jahres 1357 »ußwendig unserer Veste zu Heidelberg, ebewendig der Pfarrkirchen zu S. Peter« gelegen war, also wahrscheinlich an Stelle des jetzigen Breitwieserschen Hauses. Ein anderer Hof lag dem Barfüßerkloster gegenüber (vgl. Neues Archiv I, 43) in der Gegend des heutigen Karlsplatzes auf der nördlichen Seite der Straße, wahrscheinlich neben dem Sickinger Hof (s. unten).

Hirschhornischer Hof

8. Der Hirschhornische Hof oder »Hirschhof« lag auf der Stelle des jetzigen Hauses Hauptstraße Nr. 146 und reichte mit seinem Hinterhause bis zur Heugasse. Auf dem Merianschen Panorama ist der stattliche Hof mit seinen zwei Giebeln gut sichtbar. Nach Wundt (S. 119) erhielt nach Aussterben des Hirschhornischen Geschlechtes (1632) unter Kurfürst Karl der Graf zu Sayn und Wittgenstein den Hof zu Lehen. Derselbe verkaufte ihn aber an den Bürger Weingard, der hier das Gasthaus »Zum König von Portugal« neu erbaute. Zu Wundts Zeiten (1805) gehörte es dem Handelsmann Hafner. Der stattliche Barockbau ist leider durch Laden- und Fenstereinbrüche sowohl im Erd-

geschoß, wie im Hauptgeschoß seines ehemaligen vornehmen Aussehens beraubt worden und enthält auch im Innern nichts bemerkenswertes mehr. Hinten im Hofe, von Ge-
sträuch ganz verdeckt, befindet sich das ehemalige Wirtsschild, eine Sandsteinplatte
mit der teilweise zerstörten Inschrift: *Allhier (zum) Kunig von (und) In Portugal* ||||.

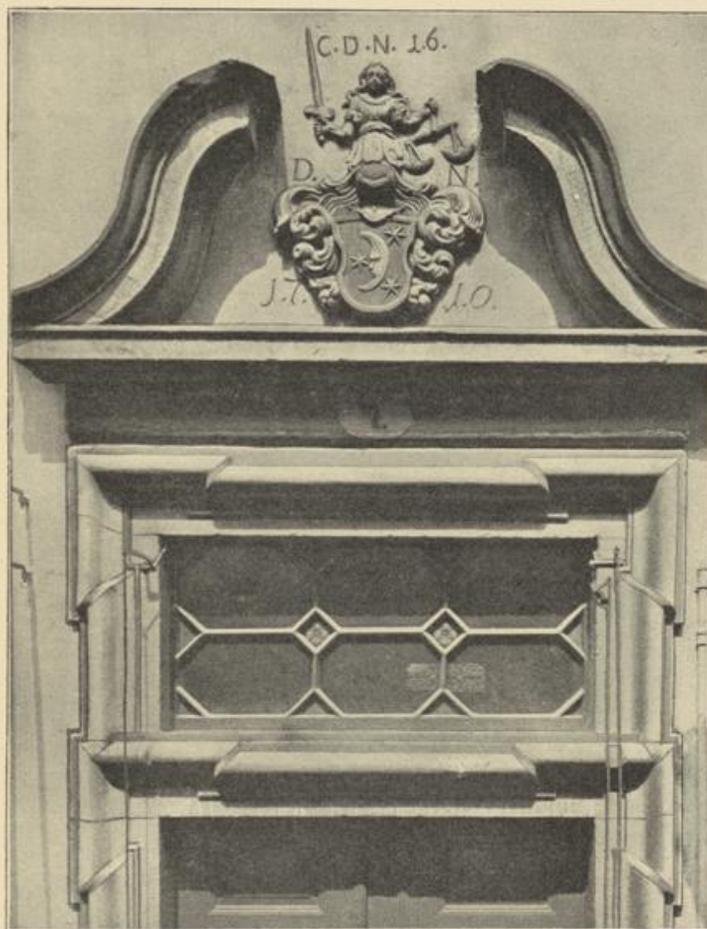


Fig. 205. Türbekrönung vom Leonhardschen Hause in der Hirschstraße.

9. Der *Sickinger Hof* lag nach dem Verzeichnis von 1588 »uff der Obern Straß Sickinger Hof
gegen der Linnen zu«, d. h. im östlichen Teile der Hauptstraße, wahrscheinlich an der
Stelle des jetzigen Bezirksamtsgebäudes am Karlsplatze. Wengleich die Hauptbesitzungen
dieser Familie nicht auf pfälzischem Gebiete lagen, so finden wir doch bereits zu Anfang
des 15. Jhs. Mitglieder derselben in angesehener Stellung am kurfürstlichen Hofe. Damals
lag der Hof aber in der Steingasse, neben der Schöneck, der Heiliggeistkirche gegen-
über; der obige Hof ist (nach Wundt) erst i. J. 1466 vom Bischof von Speyer erworben
worden. Das Meriansche Panorama zeigt gegenüber dem Kloster zwei stattliche Giebel-

bauten mit Treppenturm, von denen der eine wohl als der Sickinger, der andere als der Leininger Hof (s. oben) zu betrachten ist. Nach Wirth (Archiv III, 83) sind bei dem Neubau nach dem Brande, ebenso wie zum Venningenschen Hofe, Steine vom gesprengten Dicken Turme mit Erlaubnis des Kurfürsten verwendet worden. Zu Wundts Zeiten (1804) war »das Schmucksche Haus, dem Kloster gegenüber«, das beträchtlichste Gebäude dieser Straße, in der bald darauf die berühmte Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée Einzug hielt. Eine in die Fassade eingelassene Inschrifttafel hält die Erinnerung hieran wach, während eine zweite Gedenktafel dem Andenken an die Besuche Goethes an dieser kunstgeweihten Stätte in den Jahren 1814 und 1815 gewidmet ist. Architektonisch bietet das langgestreckte zweistöckige Gebäude am Äußern und im Innern nichts sonderlich bemerkenswertes.

Solmsscher Hof

10. Der Gräfllich *Solmssche Hof*, über den sonst nichts näheres bekannt ist, lag »neben der Französischen oder Klosterkirche«, also wahrscheinlich auf dem östlichen Teile des jetzigen Karlsplatzes, und war ursprünglich von Walbrunnischer oder von Venningenscher Besitz (s. Neues Archiv II, 90 f.).

Schöneck

11. Die in zahlreichen Urkunden vom 13. bis 17. Jh. erwähnte sogenannte „*Schöneck*“ oder „*Schöneck*“ ist i. J. 1544 als kurfürstliches Erblehen von den Brüdern Philipp und Ulrich Ulner von Dieburg oder Dippurg (s. darüber Literatur in Neues Archiv I, 242, und Archiv für hessische Geschichte XIV, 690 f.) erworben worden. Das Anwesen lag neben dem obenerwähnten älteren Sickinger Hofe, der Heiliggeistkirche gegenüber an der östlichen Ecke der Steingasse, wo auf dem Merianschen Panorama ein hoher Giebel zu sehen ist, an der Stelle der bisherigen Apotheke »Zum Schwan« (Marktplatz Nr. 1). Die Familie der Ulner scheint das Haus nur kurze Zeit besessen zu haben, denn im Verzeichnis von 1588 wird es nicht mehr als Ulnerscher Besitz angeführt. Während des Dreißigjährigen Krieges ist es als Lazarett benutzt worden.

Die mehrfach erwähnte »Kleine Schöneck« (auch »die Untere« genannt im Gegensatz zur »Oberen«) lag, den Untersuchungen Huffschmids zufolge, neben der »Oberen Schöneck«, von der sie ursprünglich einen Teil bildete, in der Steingasse (jetzt Nr. 9). Im Jahre 1370 wurden Horneck von Erlickheim und Hans Kreys von Lindenfels damit belehnt. Die Ansicht von Mays, die »Untere Schöneck« sei am Ausgange der Leyer-gasse gelegen und es habe dazu der jetzt noch im Hinterhause des Hauses Neckarmünz-gasse Nr. 4 stehende Turm — jetzt Münzturm genannt — gehört, wird durch die Grundbücher widerlegt (vgl. auch K. Christ, Neues Archiv II, 118, Anm.). Ein Überrest von der »Schöneck« mag die gotische Konsole sein, die in dem Hause Steingasse Nr. 9, dem ehemaligen Bomeisselschen Handelshaus (s. Wundt S. 125) im Hofe eingemauert ist. Vielleicht stammt daher auch die Säule mit dem schönen Kompositkapitäl, die jetzt im Durchgang des Hauses Steingasse Nr. 11 aufgestellt ist und dort im Boden gelegen haben soll.

Venninger-Hof

12. Der *Venninger-Hof* lag »uffm Neuen Markt«, d. h. an dem kleinen Platze, der im Gegensatze zu dem »Großen Markt« bei der Heiliggeistkirche der »Kleine« oder »Neue Markt« genannt wurde und erst nach dem Stadtbrande den jetzigen Namen »Kornmarkt« erhielt, wahrscheinlich an der Stelle des ehemaligen Graimbergschen Hauses (Kornmarkt Nr. 5). Etwas näheres ist über diesen alten adligen Sitz nicht bekannt.

Außerdem ist der sogenannte Englische Hof in der Kettengasse, als Geschenk des Kurfürsten Karl, vorübergehend im Besitze der Venningen gewesen, aber vom

Kurfürsten Johann Wilhelm nach dem Stadtbrande zurückgekauft und den Jesuiten überlassen worden. Der Oberzeugmeister von Venningen erhielt statt dessen i. J. 1706 den vom Kurfürsten kurz vorher von der Witwe des Löwenwirts erworbenen Platz in der Vorstadt dem Dominikanerkloster gegenüber, wo früher das Gasthaus »Zum Löwen« gestanden hatte, nebst Garten und bekam ebenso wie vorher die Herren von Sickingen (s. oben S. 302) die Erlaubnis, zum Neubau seines Hauses daselbst Steine vom gesprengten Dicken Turm des Schlosses verwenden zu dürfen. Später

wurde es Gasthaus „Zum Riesen“ und hat diesen Namen bis heute erhalten (vgl. Mannh. Geschichtsb. 1908, S. 146). Der stattliche dreigeschossige Bau (s. Abbildung Fig. 206), jetzt Hauptstraße Nr. 52, zeigt an dem über das Dach hinausgeführten und dort durch einen Segmentgiebelabgeschlossenen Mitteltrakt reichen Skulpturenschmuck und oben in einer Nische das überlebensgroße Standbild des Erbauers in voller Ritterrüstung, wonach das ehemalige Gasthaus wohl seinen Namen erhalten hat. Die Unterschrift lautet: EBERHARD FRIDERICH VON VENNINGEN GENERAL LEVTNANT VND OBERST JÄGERMAISTER ANNO MDCCVII. Von den schönen Konsolen, die den Balkon stützten, sind nur noch die mittleren, und auch diese nur zur Hälfte, erhalten geblieben. Die beiderseitigen Pilasterfüllungen zeigen in etwas derber Formgebung Embleme, Trophäen, Instrumente u. dgl., die sich auf den weidmännischen Beruf

des ritterlichen Bauherrn, daneben aber auch auf dessen Neigung für die schönen Künste beziehen; leider alles mit Olfarbe dick überschmiert. Am weitgespannten Rundbogen des Portals ein robuster Faunkopf als Schlußstein. Leider hat der vornehme Charakter des Baues durch das Einbrechen von Schaufenstern arg gelitten. Das Innere bietet, abgesehen von einigen Stuckdecken, nichts bemerkenswertes mehr. (Über ein drittes Venningensches Haus s. unten S. 314.)

13. Das Haus, welches Ottheinrich vom Jahre 1544 an bis zu seiner Thronbesteigung in Heidelberg bewohnt hat, lag wie der alte Venningensche Hof »uffm Neuen Mark« und heißt noch im Verzeichnis von 1588: *Hertsog Ott Henrichs Hof*. Es lag dem alten »Spittelbronnen« (s. unten) gegenüber und grenzte »oben an die Grafen



Der »Riese«

Fig. 206.

Ehemaliges Gasthaus „Zum Riesen“ in der Hauptstraße.

Ottheinrichshof

von Hohenloe, undten an das Rathhausgesslin«, also genau an der Stelle des bisherigen Hotels »Adler« (jetzt Teil des neuen Rathauses). In den Jahren 1545 und 1552 erwarb der Pfalzgraf zwei weitere östlich anstoßende Häuser (jetzt Nr. 197), von denen also eines das obenerwähnte Hohenlohesche Haus gewesen sein muß, über das sonst nichts bekannt zu sein scheint.

Rambsdorffsches
Haus

14. Das *Rambsdorffsche* (oder *Wolframsdorffsche*) *Haus* »im Oberen Kaltenthal« stand an der Stelle des unlängst durch einen Neubau ersetzten Alemannenhauses (Karlstraße Nr. 10), woselbst sich noch ein Wappenstein dieses thüringischen Geschlechtes vom Jahre 1568 mit den Initialen HD · HF · C · V · W eingemauert befindet (s. Neues Archiv II, 81). Ebenso ein Wappen mit Bockshorn und Spruchband.

Freuden-
bergsches Haus

15. Das *Freudenbergsche Haus* (jetzt Palais des Prinzen von Sachsen-Weimar) vor dem ehemaligen Oberen Tor, jetzt Hauptstraße Nr. 235, ist von dem ursprünglich hessischen General von Freudenberg-Mariotte, der 1714 »Gubernator« von Heidelberg war, zu Anfang des 18. Jhs. errichtet worden. Das ehemals daran angebrachte Wappen ist jetzt am östlichen Flügelbau der städtischen Sammlungen (s. oben S. 269) eingemauert. Später, um 1770, ward es zu einer »Zitz- und Cottonsmanufaktur« eingerichtet; dann schenkte es der Kurfürst Karl Theodor i. J. 1784 der von Kaiserslautern hierher verlegten Staats- und Landwirtschaftlichen Hochschule für deren Vorlesungen, Laboratorien, Bibliothek und Sammlungen, welche letztere unter Karl Friedrich besonders durch ein chemisches Laboratorium, naturwissenschaftliche Apparate, Instrumente, Maschinen u. dgl. vermehrt worden sind. Das stattliche zweigeschossige Haus mit den beiden nach der Hauptstraße vorspringenden Flügeln, welche eine cour d'honneur umschließen, fällt durch seine einfachen, schönen Verhältnisse unter Vermeidung ornamentaler Zieraten. Das Innere mehrmals umgebaut und modernisiert. Der große, schöne Garten ist nach dem Neckar zu »auf Schwibbögen vorgelegt« und hat seinerzeit als Botanischer Garten gedient.

Schomberger Hof

Der vom kurpfälzischen Geheimen Staats- und Kriegsminister Hans Maynard von Schönburg oder Schomberg, dem Vater des berühmten Kriegshelden, späteren Marschalls und Herzogs Friedrich von Schönburg, i. J. 1613 erbaute und 1693 völlig zerstörte *Schomberger Hof* gegenüber der Providenzkirche ist i. J. 1774 durch das jetzige stattliche Haus (Hauptstraße Nr. 79) ersetzt worden, das (zu Wundts Zeiten) der Wachs-, Unschlitt-, Lichter- und Seifen-Fabrik der Firma Ernst & Co. gehörte.

Bachovenscher
Hof

Über den ehemaligen *von Bachovenschen Hof* s. oben S. 282.

Bozheimischer
Hof

Ein *von Bozheimischer Hof* lag einem Einwohnerverzeichnis von 1699 zufolge in der Mark des Schloßberges hinter dem heutigen Amtsgefängnis (Neues Archiv III S. 101).

Bettendorffsche
Höfe

Dasselbst lag auch der in einem Briefe der Liselotte vom Jahre 1718 erwähnte *von Bettendorffsche Hof*, und zwar in der Gegend des Oberen Faulen Pelzes (Neues Archiv III, 90), während ein älterer Besitz dieses Geschlechtes in der Gegend der Semmelsgasse, damals einem der vornehmsten Quartiere der Stadt, gelegen haben muß. Ein dritter Besitz war um 1720 das jetzige Großh. Palais am Karlsplatz (s. unten S. 330), das vorher u. A. der Familie von Bellendorf angehört hat. Endlich ist auch das jetzige städtische Sammlungsgebäude einst Bettendorffsches Besitz gewesen (s. oben S. 263).

Seckendorffscher
Hof

Ein Hof der *Herren von Seckendorf* soll am Graben gelegen haben. Derselbe gehörte aber eigentümlich dem englischen Lord Craven, dem Kurfürst Karl Ludwig dies Anwesen i. J. 1650 geschenkt hatte (Neues Archiv VII, 121). Am Graben lag auch das erste Haus des Landschreibers Franz Joseph Wreden, der es 1737 kaufte (ebenda S. 118).

C. Patrizier- und Bürgerhäuser

Die Stadtbrände von 1622, 1689 und 1693 haben mit dem Bestand an alten Baulichkeiten, insbesondere auch an alten Bürgerhäusern, gründlich aufgeräumt, so daß es als ein besonders glücklicher Zufall zu bezeichnen ist, daß das reichste und künstlerisch wertvollste Privathaus, das Heidelberg vor dem Dreißigjährigen Kriege innerhalb seiner Mauern aufzuweisen gehabt hat, alle jene Unglücksjahre überstanden hat und in verhältnismäßig guter Verfassung erhalten geblieben ist. Wir beginnen deshalb die Aufzeichnung der bemerkenswerten älteren Patrizier- und Bürgerhäuser mit dem »Ritter«.

Der »Ritter«

Von Otto Linde

Literatur: Hormuth, Heidelb. Wochenblatt 1833 Nr. 133 und 188; derselbe Aufsatz als Broschüre Heidelberg 1868.

Baugeschichtliches. Der »Ritter« oder das »Haus Zum Ritter S. Georgen« wurde laut Inschrift an der Hauptfassade i. J. 1592 von Carolus Belie(r) und seiner Ehefrau Francisca Soriau erbaut. Der Großtuchhändler Charles Belier aus Tournai hatte — als Calvinist mit seiner Familie und andern Glaubensgenossen seine intolerante französische Heimat fliehend — in der Residenz des Kurfürsten Friedrich III., des eifrigen Verfechters Calvinscher Lehre, Zuflucht und Aufnahme gefunden. Nach des Verfassers Feststellungen im Archiv zu Tournai waren schon die Eltern und Voreltern Beliers »detailleur des draps« gewesen und hatten sich offenbar bereits ein größeres Vermögen verdient, das die flüchtige Familie wohl größtenteils mit nach Heidelberg rettete, da es Charles Belier verhältnismäßig bald nach seiner Ansiedelung ermöglicht war, das beim Markt und der Heiliggeistkirche bestgelegene Grundstück des heutigen »Ritter« zu erwerben.

Bau-
geschichtliches

Das Erdgeschoß eines Neubaus wird auf dem Platze bereits ausgeführt gewesen sein, als dieser aus uns unbekanntem Gründen, vielleicht wegen plötzlichen Ablebens des bisherigen Besitzers, veräußert worden war. Redete die angefangene Fassade zwar auch in der seit Vollendung des Ottheinrichsbaues besonders erstrebenswerten Formensprache der Renaissance, und mag der Neubau auch hinsichtlich seiner Grundrißanlage den Anforderungen des Käufers entsprochen haben, so mißfiel indes dem neuen Besitzer doch wohl die durch die ungleiche Säulenstellung sich notwendigerweise ergebende unsymmetrische Fortführung der nach dem zeitgemäßen Stilgefühl stärker zu betonenden Vertikalen, die in einem über die ganze Fassadenbreite beabsichtigten Giebel sehr schlecht eingeschnitten und dessen richtige Durchbildung sogar gänzlich vereitelt hätten.

Dem vielgereisten Kaufmann mochte die sich im Erdgeschoß zeigende und hier durch die Ladenanordnung berechnete Schlichtheit des ursprünglichen Entwurfes für die übrige Fassade außerdem nicht zusagen, so daß er seinem leider noch immer unbekanntem Baumeister die interessante Aufgabe stellte, unter Belassung des Erdgeschosses eine neue, reicher durchgebildete Fassade aufzuführen.

Ein etwa naheliegender Zusammenhang mit den Baumeistern des Schlosses ließ sich bis jetzt durch nichts begründen, ebensowenig daß beim Entwurf einer der heimatlichen Baumeister des Bauherrn mitgewirkt hat.

Fast 100 Jahre stand der Bau des Jahres 1592 unverändert. Nur ein kleiner, aber mehrgeschossiger Anbau wurde bald nach dem Erbauungsjahr an den die Hoffront westlich gegen den Nachbar zu abschließenden Wendeltreppenturm ausgeführt, war bis zum Jahre 1904 erhalten und ist jetzt zum Haupttreppenhaus benutzt. Die Schreckens- und Kriegsjahre 1689 und 1693 verschonten auch den »Ritter« nicht, wie die baulichen Untersuchungen des Verfassers ergaben, die im Auftrage des Großh. Unterrichtsministeriums gelegentlich der Aufnahmen und Vorarbeiten für die folgende Restaurierung der Jahre 1906/07 und 1907/08 an dem stark gefährdeten Bauwerk vorgenommen wurden.

Nur dem Umstand, daß die Fassade als eine der wenigen am Marktplatz aus Haustein erbaut war und daß die Gründlichkeit des »brûler« der Franzosen hierbei glücklicherweise versagte, ist es zu danken, daß das Gebäude noch so erhalten blieb, wie wir es heute vor uns sehen. Erwiesen ist zwar, abgesehen von den zahlreichen Brandspuren an der Fassade und im Innern, daß die Stockwerke ausgebrannt waren und daß das Dach sowie die Gebälke der Hoffront vom Feuer verzehrt wurden, wodurch auch die Gewölbe des Vorplatzes im I. Obergeschoß herunterbrachen. Das dachlose und ausgebrannte Haus muß aber immerhin das besterhaltene aller von der Brandfackel der verwilderten Soldateska heimgesuchten Häuser gewesen sein, denn es diente 1694 bis 1703, während das alte Rathaus in Trümmern lag und der Neubau des heutigen vor sich ging, provisorisch für Ratssitzungen und erlebte auch als einziges der bedeutenden städtischen Profanbauten damals schon bald eine Restaurierung, die an der Fassade genau festgestellt werden konnte.

Schon vor dem Kriege muß das vornehme Patrizierhaus zum Gasthause umgestaltet worden sein, denn zum Jahre 1681 wird bereits das Schild »Zum Ritter« erwähnt, und am 7. Juni 1689 wohnten mehrere Judenfamilien »in des Ritterwirths Haus in der Judengaß« (s. Neues Archiv I, 281). Nach dem Kriege scheint bald darauf zur Vermehrung der Zahl der Gastzimmer der parallel zur Vorderfassade gelegte Querbau im Hofe hergestellt worden zu sein, dessen Fensterumrahmungen auf den Beginn des 18. Jhs. hinweisen.

Ein minderwertiger weiterer Flügel entlang der westlichen Grenze wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ebenfalls zu Erweiterungszwecken erbaut. Das Jahr 1871 brachte schließlich die bis 1906 bestandene Verschandelung der klaren Giebelsilhouette durch die Ausführung zweier, von der Vorder- bis zur Rückfassade durchgehenden Aufbauten in Höhe des untersten Giebelgeschosses.

Der Grundriß

Die heutige *Grundrißeinteilung* läßt noch deutlich die alte Anlage erkennen (s. Abbildung Fig. 207). Das Erdgeschoß wird durch ein rundbogig geschlossenes Tor mit überwölbter Durchfahrt betreten, die, wie das kleine Rundfenster links oberhalb des Tores zeigt, ursprünglich nicht eingewölbt beabsichtigt war. Die vorderen zwei parallel zur Fassade einerseits nach der Straße zu, andererseits nach dem Hofe zu gelegenen Räume dienten Verkaufszwecken. Nach oben und unten klappbare Holzladen verschlossen die großen Fensterbogenöffnungen. Das rechteckige Mittelfenster wurde späterhin eingebrochen. Die schon oben erwähnte, in die Hofecke gelegte Wendeltreppe oder »Schneck« mit reichem Spindelprofil führt zu den Stockwerken und bis zum untersten Giebelgeschoß. Vom Treppenturm betritt man im I. Obergeschoß einen sehr geräumigen, auf die ganze Breite der Hoffassade ausgedehnten, überwölbten, mit Steinfliesen ausgelegten Vorraum, an den sich die beiden Vorderzimmer noch heute an-

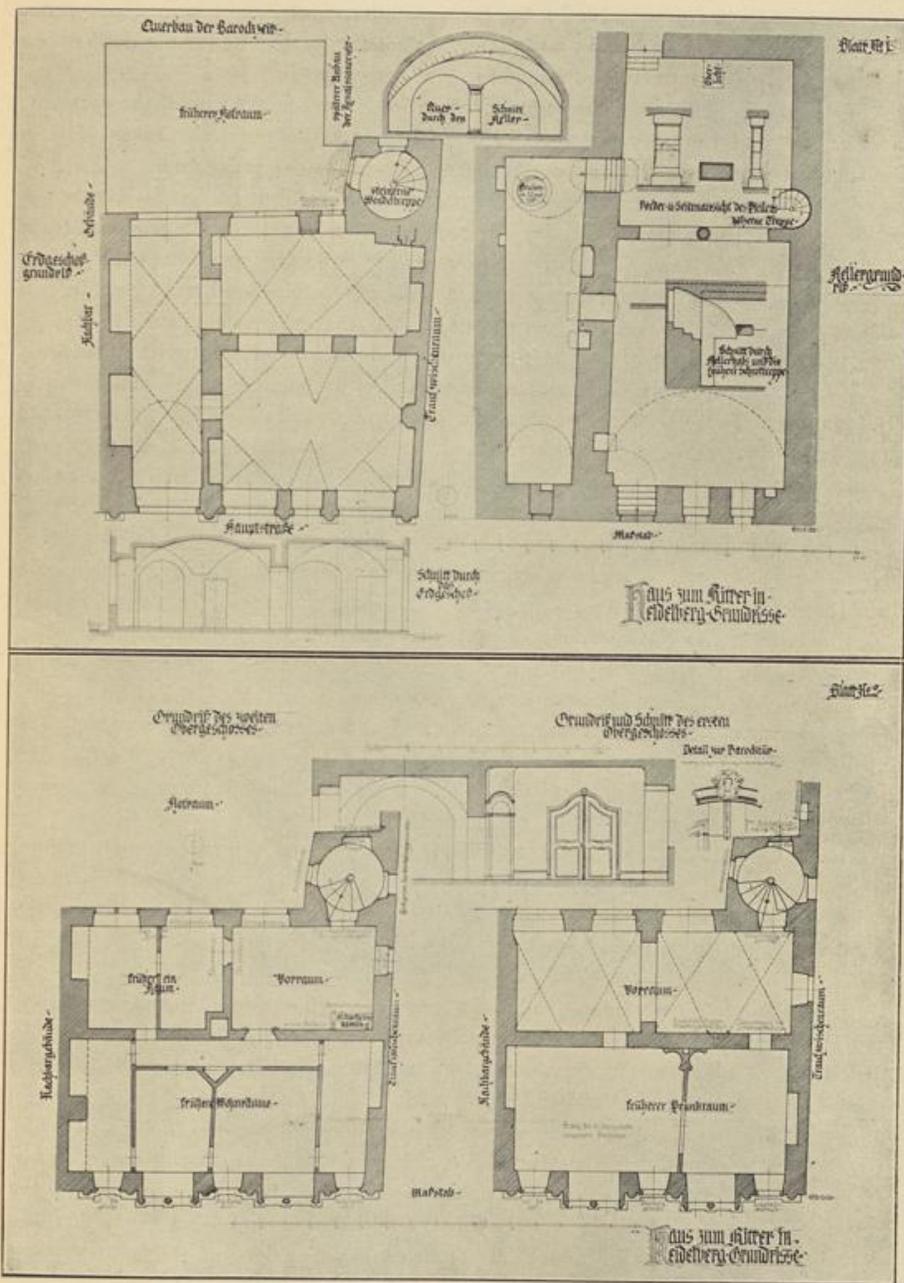


Fig. 207. Grundrisse der Häuser „Zum Ritter“.

Renaissance übersetzt — in den ionischen Stil über und im II. Oberstock in den korinthischen, der sich auch auf die Säulen der beiden Giebelgeschosse in freier Weise erstreckt.

In der Gliederung der Fassade (s. Abbildung Fig. 208) ist das Vorherrschen einer vertikalen Tendenz bemerkbar, und die beim Ottheinrichsbau überwiegenden Horizontalen, die noch das strengere Festhalten am Italienischen kennzeichnen, sind am »Ritter« als einem Vorläufer des Friedrichsbaues schon allenthalben um die senkrechten Linien herumgekröpft, sich diesen also unterordnend. Bemerkenswert ist, daß bei diesem Auf-

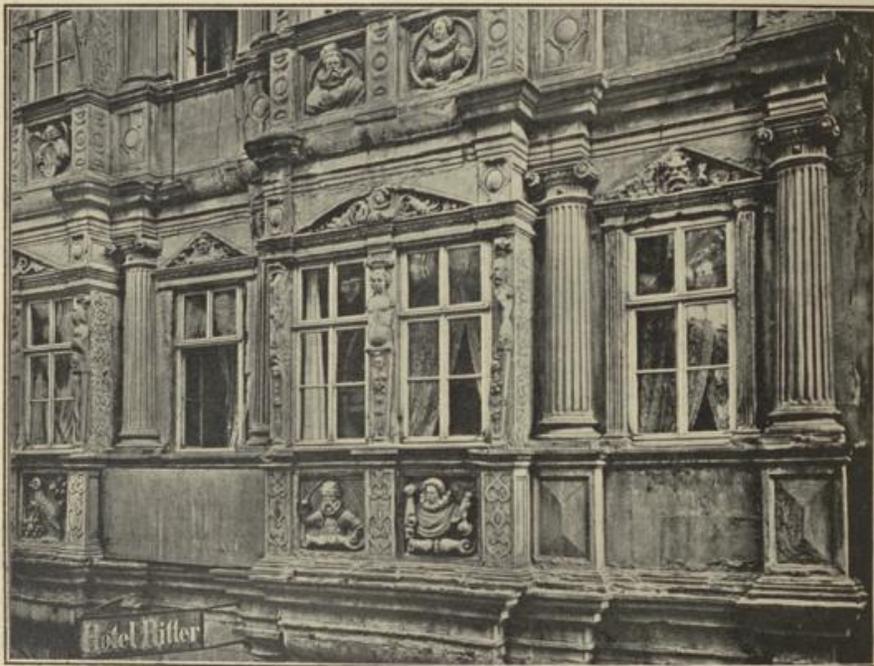


Fig. 209. Westlicher Erker vom »Ritter«.

streben der Fassade und ihrer Höhe von 22,50 m das reiche Detail gleichmäßig bis zuoberst fortgeführt wurde.

Ehedem war die Erdgeschoßfront etwas höher als heute und hatte einen äußeren Kellereingang, so daß die Weinfässer direkt von der Straße in den Keller gebracht werden konnten. Die fünf anscheinend willkürlich angeordneten Säulen beweisen durch ihren Steinschnitt ihre Ursprünglichkeit, und die teilweise Verschneidung ihrer Kapitäle mit den Erkervorkragungen besagt, daß die Säulen sich dem späteren Entwurf für die heutige Fassade unterordnen mußten, deren Hauptmotiv die beiden den bedeutendsten dekorativen Schmuck tragenden Erker bilden.

In den untersten Erkerbrüstungen sehen wir rechts die in starkem Relief herausgearbeiteten Büsten eines Mannes in reicher Rüstung und einer Edelfrau mit einem Falken auf der linken Hand (s. Abbildung Fig. 209).

Die linke Erkerbrüstung (s. Abbildung Fig. 210) zieren zwei steigende Widder mit ornamentalen Fruchtgehängen. Darüber folgen je drei schön detaillierte Hermen,

die einen Architrav mit Dreiecksverdachung tragen. Die glatten Brüstungsplatten des I. Obergeschosses waren mit spätgotischem Maßwerk rot in rot bemalt; dieselben Platten des nächsthöheren Stockes zeigten goldgemalte Schrift, von der nur das Wort

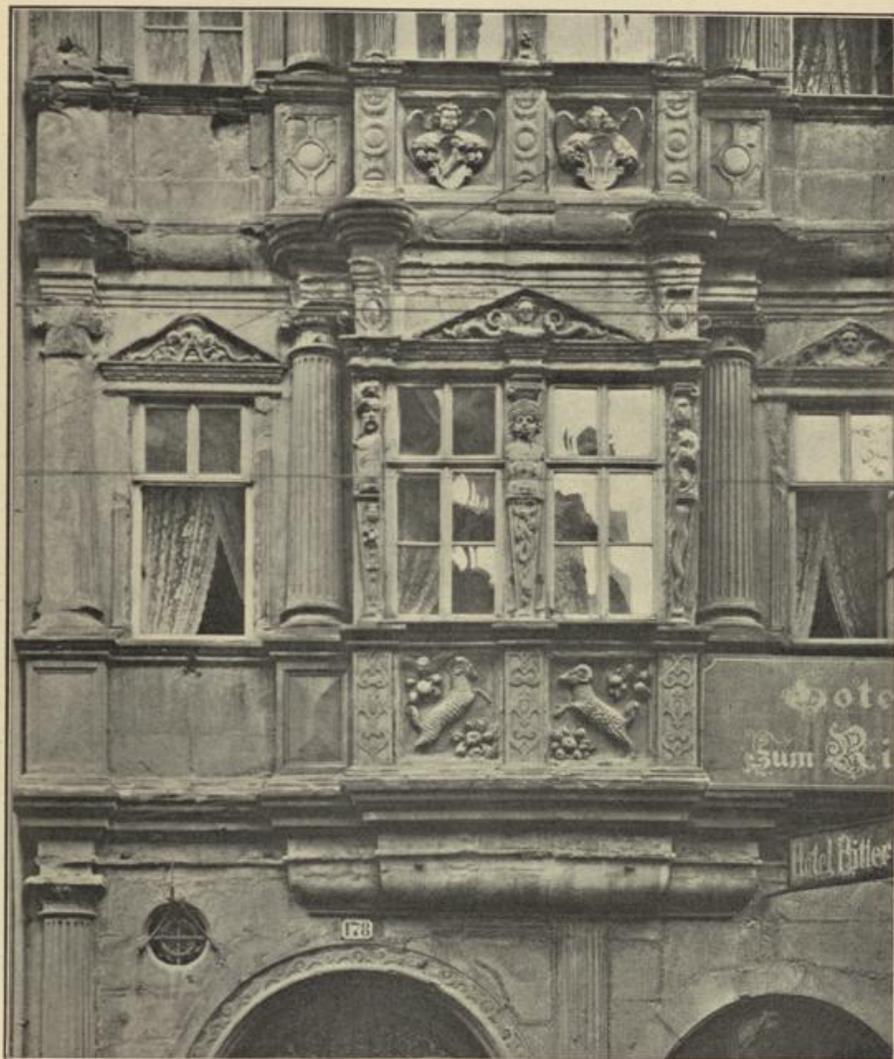


Fig. 210. Östlicher Erker vom „Ritter“.

amicitia noch lesbar war. Die Erkerbrüstungen dieses Geschosses machen uns rechts mit dem Erbauer und seiner Frau bekannt und führen uns links auf von Genien gehaltenen Schildern die redenden Familienwappen: einen Widder (französisch *bélier*) und anderseits zwei Fische (französisch *saur* oder *sor* Bückling) vor, neben denen die eingangs genannten Namen der Erbauer und die Jahreszahl der Erbauung des Hauses stehen.

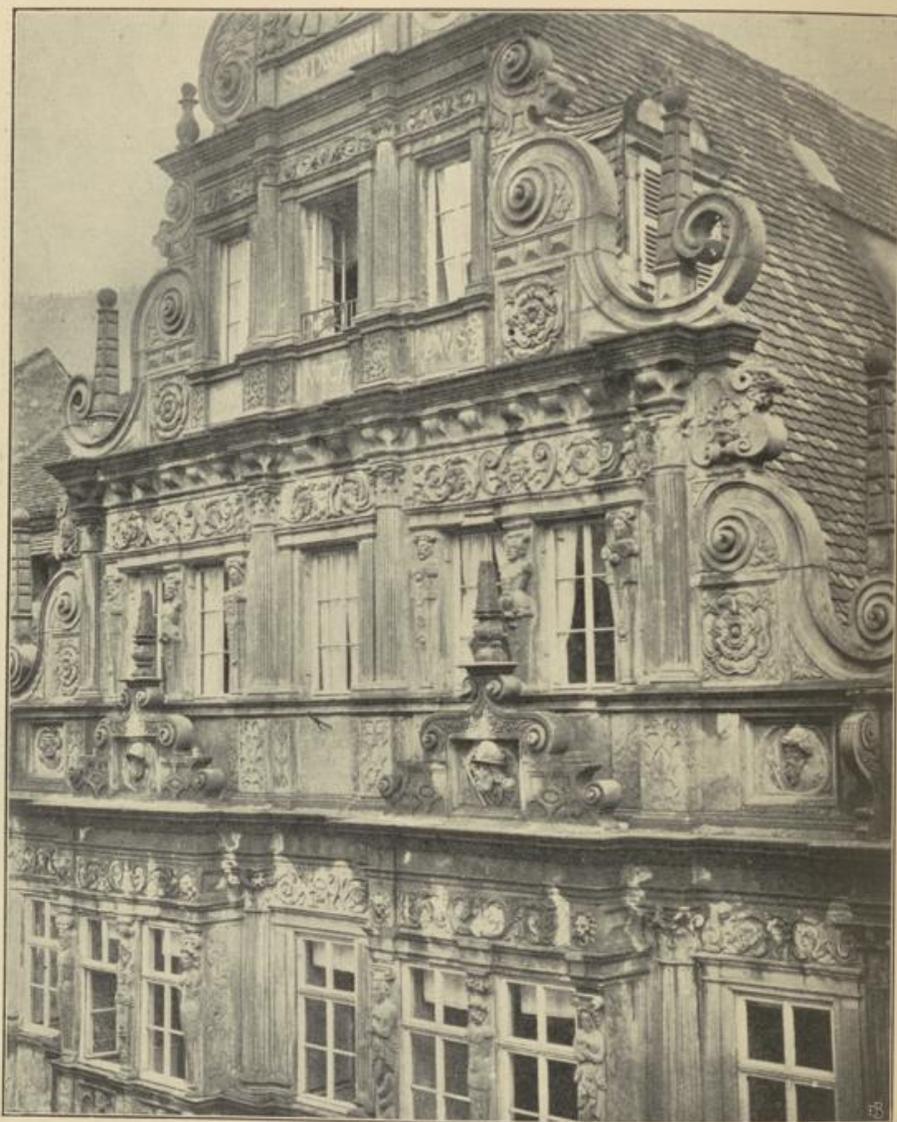


Fig. 211.. Giebel des „Ritter“.

Wie im unteren Stockwerk erheben sich wiederum je drei Hermen darüber und folgen Architrav und auf die ganze Fassadenbreite in feiner Zeichnung abwechselnd die Friese zwischen Kapitälern und den Löwenköpfen der Ecken der Erker, die mit diesem Stockwerk durch kleine Giebelchen und ehemals bekrönende Pyramidchen abschlossen.

Das den Hauptgiebel von den unteren drei Geschossen trennende, konsolgeschmückte Hauptgesims trägt eine noch auf die ganze Fassade sich erstreckende Brüstung, in der sich über dem Erker und den beiden äußeren Fensterachsen vier Me-

daillonporträts (drei davon erneuert, die Originale in den städtischen Sammlungen) nachstehender Frankenkönige befinden (s. Abbildung Fig. 211). Die Umschriften dieser Brustbildnisse lauten in der Reihenfolge von Ost nach West:

CHILPERIC[VS REX] FRAC IX.
 THEODORICVS REX FRANC XI (?).
 [CHIL]DEB[ERTVS REX FRANCORV]M VI IIII.
 CHILDERICVS R · F XIII (?).

und sollten wohl an Beliers Heimatland erinnern. Die beigelegten römischen Zahlen geben, zum Teil falsch (?), die Regierungsjahre dieser Herrscher an.

Auf der glatten Brüstung der Mittelachse liest man den Psalm CXXVII: »Si Jehovah non aedificat domum, frustra laborant aedificantes eam« als Zeugnis der tiefen Religiosität des Erbauers.

Die über den Erkern liegenden gekuppelten Fenster dieses untersten Giebelgeschosses haben wiederum Hermengewände, über deren architravartigem Sturz sich das zierliche Ornament der Friese hinzieht. Ein Konsolgesims leitet zum letzten Stock des von großen S-förmig geschlungenen Voluten mit aufgesetzten Pyramiden eingerahmten Giebels über. Auf den Brüstungsplatten stehen die jene Zeit ebenfalls charakterisierenden Worte: »persta invicta Venus«. Die Friese über den drei Fenstern dieses Geschosses sind fast zu fein, als daß sie von unten noch erkannt werden können. Ebenso kann man kaum die auf das Wappentier Beliers anspielenden, auch sonst noch verwendeten Widderköpfe der beiden Säulenkapitäle sehen, die die letzte Horizontalgurte unter dem abschließenden Volutenaufbau tragen helfen. Die Fläche dieser Giebelendigung wird von einem durch die letzte Restaurierung wieder voll geöffneten Ovalfenster durchbrochen, das über einer Schriftplatte sitzt. In den Worten dieser obersten Schriftplatte: »soli dei gloria« läßt der Hausbesitzer gewissermaßen seine Spruchweisheit gipfeln, den Ruhm des Höchsten verkündend, nachdem er sich im Spruch zuvor als Anhänger der Renaissance bekannt hatte.

Mit der überlebensgroßen Büste eines jugendlichen, geharnischten Kriegers mit Helm und Busch (in den 1870er Jahren herabgestürzt und erneuert, Original in den städtischen Sammlungen) in klassischer Auffassung klingt die herrliche Fassade sieghaft aus, bis zum letzten Stein Lübkes Lob des »Ritter« als einer der prachtvollsten Fassaden der deutschen Renaissance bestätigend.

Die Rückfront ist ihrer Lage entsprechend sehr einfach und in gotisch anmutender Strenge gehalten. Ein spätgotisches Abdeckprofil umzieht die Dachlinie und bildet den schlichten Giebel, der ehemals nur von einem Maßwerkrundfenster mit zwei Fischblasen unterhalb der Spitze verzierend durchbrochen war. Die trennenden Stockwerksgurten weisen das Profil der Giebelabdeckung und die gotische Schräge auf. Alle Fenster hatten Mittelgewände, ihr einfaches Hohlkehprofil endete in einem gewöhnlichen Profilablauf.

Der Putz der Hoffassade war bemalt, wie die an Tür und Fenstern des Treppenturms und an dem Türchen vom Hof in den Vorderbau aufgedeckten Malereien bekunden, die größtenteils ebenfalls 1905 neu aufgemalt wurden.

Die in zwei Bauperioden auf Kosten des Staates, der Stadt und des Besitzers F. O. Zeuner durchgeführte *Restaurierung* des »Ritter« beschränkte sich der Hauptsache

Die
Restaurierung

nach auf die Rückversetzung des Gebäudes in einen baulich guten Zustand, wobei man bestrebt war, nicht den Bau des Jahres 1592 neu wiedererstehen zu lassen, sondern das Aussehen des Gebäudes unserer Zeit mit seiner Patina und seinen Schäden, soweit sie den Bestand des Hauses nicht nachteilig beeinflussten, zu bewahren. Auf Grund dieses Wiederherstellungsprinzips wurde daher mehr konserviert und geschützt, als erneuert. Die Gesimse erhielten alle eine Kupferabdeckung, und die Giebelsilhouette wurde ebenfalls mit Kupfer verwahrt. Eine Erneuerung oder Auswechslung von Hausteinen trat nur bei kranken und ihre Umgebung gefährdenden Stücken der Fassade ein, deren Fugen im übrigen sämtlich sorgfältigst ausgegossen und gut geschlossen wurden, so daß der Bestand unseres kunstgeschichtlich wertvollsten Renaissanceprivatbaues auf Jahre hinaus wieder gesichert erscheint.

Die übrigen bemerkenswerten älteren Privathäuser sind in folgendem nach den Straßen geordnet angeführt.

Hauptstraße

(1391 Obere Gasse, 1419 platea magna, 1508 Speierer Straße, 1620 Speirisch Straß und Obere Straß, 1622 In der Straßen, seit 1689 Hauptstraße) von Westen nach Osten:

Privathäuser

Nr. 72. Stattliches Barockhaus vom Jahre 1732, dessen Erdgeschoß vollständig durch Lädeneinbrüche verändert worden ist. Nur die beiden Obergeschosse zeigen noch die alten schönen Fensterumrahmungen.

Nr. 75. Das jetzt zum Restaurant Perkeo eingerichtete, dreigeschossige Eckhaus, das an dem Seitenportal (Giebelaufsatz neu) in der Karpfengasse die Jahreszahl 1701 mit den Initialen WIB aufweist (s. Fig. 231), ist an der Hauptfront im Erdgeschoß völlig erneuert bis auf das einfache Tor, das aber selbst bereits einem späteren Umbau anzugehören scheint. Nur die beiden barocken Obergeschosse auch hier unverändert.

Nr. 78. Ehemaliges Haus des Administrationspräsidenten von Leoprechting an der Märzgasse mit einem Garten, der ehemals bis an die Plöck ging (nach Wundt ebenfalls einst ein Venningensches Anwesen wie der »Riese« (s. oben S. 303), und zwar der Neidensteiner Linie gehörig), jetzt im Besitze von Carl Vollmond. Im Jahre 1745 hat hier Kaiser Franz I. »bei sieben Wochen« logiert, zu Beginn des Jahres 1814 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und von 1847 bis 1861 hat es Robert von Mohl beherbergt. Das vornehme dreigeschossige Barockhaus mit hübschem Portal in Rustika und wechselnder Fensterverdachung (Dreieck- und Segmentgiebel im Hauptgeschoß) verdankt (nach Wundt) seine, heute zum Teil noch vorhandene geschmackvolle innere Ausstattung dem Administrationsrat Harscher, der es zu Ende des 18. Jhs gekauft hatte. In der Toreinfahrt hinten zur Seite steht auf hohem Sockel eine stellenweise verwitterte und abgestoßene männliche lebensgroße Sandsteinfigur, welche früher im Hofe hinter einem Brunnen aufgestellt war, ein echtes barockes Dekorationsstück, dessen Bedeutung zweifelhaft ist, da der Gegenstand, den die Figur in den Armen hält und zu dem das bärtige Haupt hinabgewendet ist, nicht mehr deutlich zu erkennen ist. Vielleicht ein S. Joseph, der zu dem Christkind herabblickt.

Nr. 84. Altes zweigeschossiges, stattliches Herrschaftshaus, dessen Erdgeschoß leider ebenfalls durch Schaufenster entstellt ist, jetzt im Besitz der Familie Landfried. Der östliche Seitenflügel enthält ein schönes Empireportal und als Abschluß nach dem

Garten ein reizvolle Säulengloggia. Zum Garten führt ein monumentales Portal, dessen schönes gußeisernes Gitter mit getriebenem Rankenwerk sich zwischen zwei Empiresäulenstümpfen bewegt, auf denen steinerne Urnen thronen. Das Ganze im Geschmack des ausgehenden 18. Jhs. Die Wappen an den Urnen weisen wohl auf den Erbauer, einen Herrn von Mieg, hin (s. Wundt S. 97).

Nr. 97. Städtisches Sammlungsgebäude (s. oben S. 262 ff.).

Nr. 110. Englisches Haus (s. oben S. 297).

Nr. 120. Stattliches Barockhaus vom Jahre »1752« mit schönem Giebelportal. An der Stelle des bei Merian sichtbaren hohen Renaissancegiebelhauses von Professor J. W. A. Dahmen errichtet (s. Neues Archiv VII, 100 ff.). Nach Wundt (S. 102) ist hier der spätere Reichserzkanzler und Fürstprimas von Dalberg »in Kost und Logis« gewesen. (K. Christ nimmt an, daß der Pavillon im »Rodensteiner« [s. oben S. 299] von dem einst hier vorhandenen großen Hause, der ehemaligen »Herberge zum Schwert«, herstammt, nicht aus dem Wormser Hofe, wie oben vermutet.) Auf der Hofseite war ein reich verzierter Balkon, der durch modernen Überbau verdorben ist. Im Innern sind das Treppenhaus mit schönen Stukturen unterhalb des Treppenlaufes, sowie das leider durch moderne Einbauten entstellte, ehemals offenbar sehr prächtige und geräumige Vestibül des Hauptgeschosses, ferner

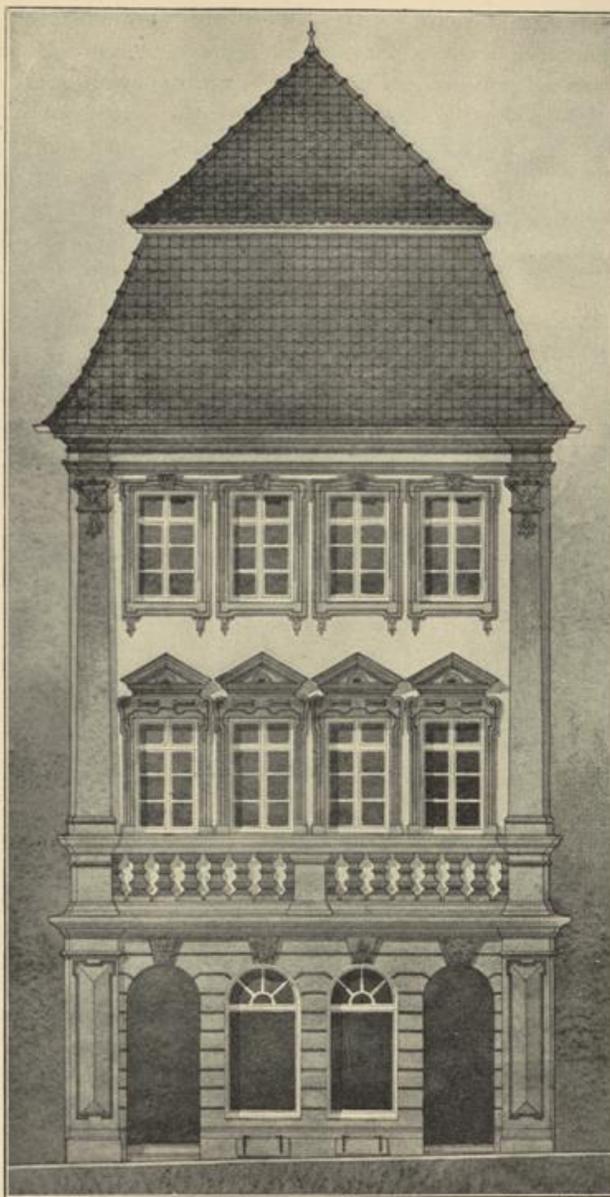


Fig. 212. „Pfälzer Hof“ in der Hauptstraße Nr. 127.
(Nach Aufnahme der Großh. Baugewerkschule in Karlsruhe.)

eine Anzahl reizvoller Stuckdecken und Kaminwände daselbst, sowie hübsche Reliefsurportes oberhalb der reichen Türumrahmungen bemerkenswert, leider alles durch mehrmaligen Anstrich im Kontur verschwommen. Auch das alte Parkett stellenweise noch vorhanden. Das Ganze muß einst einen sehr vornehmen und stimmungsvollen Eindruck gemacht haben.



Fig. 213.

Gruppe am Eckhause Nr. 137 in der Hauptstraße.

würde. Leider sind wir über die in Heidelberg tätigen Barockbildhauer noch zu wenig unterrichtet (vgl. K. Lohmeyer, Heidelberger Hausplastiken aus der Barockzeit, Heidelberger Tageblatt 1912, Nr. 35).

Nr. 146. Ursprünglich Hirschhornscher Hof (s. oben S. 300f).

Die gegenüber liegende Häuserreihe Nr. 163, 165 und 167 an der Ecke der ehemaligen Judengasse (jetzt Dreikönigstraße, s. unten) war einst Universitätsbesitz (s. Hirsch, Universitätsgebäude S. 7) und ist erst nach dem Stadtbrande an Private übergegangen,

Von den im Garten aufgestellten großen Sandsteinvasen befinden sich je zwei weitere Exemplare auf einer Mauer gegen den Mühlkanal zu in der Oberen Neckarstraße und in der Grabengasse bei Dr. Keller. Sie haben wahrscheinlich einst die Gartenmauer dieses Anwesens geziert.

Nr. 127. Der gegenüber liegende Pfälzer Hof, ein kleines, vornehmes Barockhaus mit reicher Pilastergliederung und Gesimsbildung (s. Abbildung Fig. 212), ist bei der letzten Restauration leider mit einem so derben Anstrich versehen worden, daß die Konturen der Werkstücke sehr gelitten haben und die Schlußsteinfratzen an den Bogen des Erdgeschosses, das Wappen und die Hausmarke daselbst kaum noch zu erkennen sind. Wie unsere Abbildung zeigt, sitzen die Achsen etwas eng beieinander, das Ganze ist aber doch schön gegliedert und von vornehmer Wirkung.

Nr. 137. Das an der Ecke Hauptstraße und Heumarkt gelegene Rupprechtsche Barockhaus enthält als hervorragenden Schmuck an der Ecke im Hauptgeschoß innerhalb einer Muschelnische eine barocke Madonnengruppe von nicht geringem Kunstwert (s. Abbildung Fig. 213). Die Gruppe ist in Komposition und Einzelbehandlung von solcher Schönheit und Charakteristik, daß sie einem P. van den Branden als Urheber zur Ehre gereichen

die die jetzigen schmucklosen Häuser errichtet haben. Die Nummern 165 und 167 bilden ein Haus mit der Toreinfahrt in der Mitte; das schmale Haus Nr. 163 steht für sich.

Das Knoblauchsche Haus (Nr. 161) enthält auf der Hofseite noch das alte Treppenhaus mit einem schönen, kunstvoll gearbeiteten »Schnecken«, der mit fliegen-



Fig. 214. Medersches Haus, Hauptstraße Nr. 168.

der Spindel durch alle vier Geschosse hinaufreicht und oben mit einer reizvollen Loggia abschließt. Die jetzt, bis auf eine, zugemauerten Bogenstellungen derselben ruhen auf kurzen Pilastern mit ionischen Kapitälern, oberhalb deren konsolenartige Stützen bis zum Dachgesimse aufsteigen. Letztere sind barock, während der untere Teil um das Jahr 1580 entstanden sein dürfte. Es handelt sich also wohl um einen Umbau nach dem Brande.

Das ehemals Medersche, jetzt Seeligsche Haus (Nr. 168) an der Ecke der Kettengasse gehört zu den reichsten und schönsten Privathäusern, die nach dem Brande entstanden sind (s. Abbildung Fig. 214). Die Architektur des Erdgeschosses

ist, wie bei fast allen Häusern der verkehrsreichen Hauptstraße, modernen Bedürfnissen geopfert worden (die Schaufenster waren einst rundbogig geschlossen), die beiden Obergeschosse mit den kräftig profilierten Fenstern und dem weit ausladenden Hauptgesimse zeigen aber noch den alten Zustand. Die nach der Hauptstraße zu gelegene Schmalseite des Hauses ist als Schauseite in beiden Oberstockwerken mit Brüstungsreliefs verziert. Das Mittelstück im zweiten Obergeschoß zeigt eine sehr zusammengedrungene und manierierte Darstellung der Dreifaltigkeit mit folgender Inschrift: „*Alle Stund und Zeit sey gelobt die Heilige Dreifaltigkeit*“ (oben) und „*Wer Gott verdraut hatt wohl Gebaut*“ (unten). Die beiden Fruchtgehänge daneben in Hochrelief kontrastieren in Stil und Technik auffällig mit den in flachem Relief gehaltenen Füllungen der unteren Brüstungen, und zwar dürften die oberen Füllungen zugleich mit den unnützen kleinen Konsolen, die ein wunderbares Stilgemisch zeigen, zwischen den Fenstern beider Stockwerke erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts nachträglich zugefügt sein. Die Hauptzierde des Hauses bildet die schöne barocke Madonnenstatue in einer Muschelnische an der Ecke des Hauptgeschosses (s. Abbildung Fig. 214). Sie ist der am Hause Nr. 137 befindlichen Statue nahe verwandt, so daß wohl derselbe Künstler für beide in Frage kommt.

Das dreistöckige stattliche Carlebachsche Eckhaus (Nr. 136) hat an der Ecke im Oberstock ebenfalls eine Madonnenstatue in einer Muschelnische aufzuweisen, die diesmal etwas kleiner als sonst ausgefallen ist (erneuert?). In der Augustinerstraße ein hübsches barockes Seitenportal mit einer weiten rundbogigen Hofeinfahrt links daneben. An letzterer ein derber Fratzenkopf als Schlußstein.

In der Ecke des Gärtchens in der Augustinerstraße ist an der südlichen Mauer oberhalb eines Laufbrunnens eine Inschrift auf zwei Sandsteinplatten eingemauert, die früher an dem anstoßenden Hinterhause eingelassen war. Das Anwesen war Universitätsbesitz gewesen und hatte vor dem Stadtbrande zur Abhaltung der *lectiones: Collegia publica* und der *actus academici* gedient (s. Hirsch, Universitätsgebäude S. 51 f.). Aus dieser Zeit stammt die schwer verständliche Inschrift, in welcher davon die Rede ist, daß i. J. 1582 diese Mauer mit dem für die untere Wasserleitung bestimmten Kanal auf akademische Kosten unter dem Rektorat des Ludwig Graff, während der Professor des römischen Rechts Valentin Forster das Haus bewohnte, errichtet worden sei. Der Text lautet:

D · O · M · S
MVRVS HIC CUM CANALI
INF · STILLICID^o DESTINATO
APPOSITGE NE SORDES · IM
MITTANTVR Prolantvrve · PER ·
ADIVDICATIONEM SVMPT ·
ACADEM · EXTRVCTVS EST ·
A · DOM · 1582 M · OCT^oBRI
CL · V · LVD · GRAFFIO · MED · D ·
ET · PROF · AC II RECT MAGN
VAL · FORSTER^o IVR DCOD · PROF ·
HAS · ÆD · INAB · SV@ MMC · POS ·
OA

Nach dem Stadtbrande wurde das Anwesen am 9. März 1715 an den Metzgermeister Joh. Barth. Kimbecher verkauft, der das jetzige Hintergebäude errichtet und die alte Inschrift wieder daran angebracht haben wird.

Nr. 169. Stattliches Eckhaus, dessen in der Dreikönigsstraße gelegener Torweg einen auffällig schönen barocken Fratzenkopf am Schlußstein aufweist. (Elternhaus von G. E. Lessings Gattin Eva König.)

Der »Ritter«, Hauptstraße Nr. 178 (s. oben S. 305 ff.).

Das auf der Südseite des Marktplatzes an der Ecke der Krämergasse gelegene Haus, die ehemalige Hofapotheke (Hauptstraße Nr. 190), fällt durch seine ebenso reiche, als derbe Architektur aus dem Rahmen der übrigen Heidelberger Barockbauten heraus, zu deren frühesten es zu zählen sein dürfte (bald nach dem Jahre 1700). Der dreigeschossige schmale Bau steigt mit kräftiger Pilastergliederung auf und endet im mittleren Teil mit einem hohen gebrochenen Segmentgiebel, auf dem ungeflügelte Putten lagern. Über dem säulengeschmückten Portal befindet sich das kurfürstliche Wappen Karl Philipps auf ausgebreitetem Hermelinmantel, auf das Privilegium der Hofapotheke hinweisend, das hier bereits vor dem Jahre

1403 nachweislich ist. In diesem Jahre nämlich verlieh Kurfürst Ruprecht III. das Erblehen, das bis dahin der Edelknecht und Viztum Albrecht von Erlikheim innegehabt hatte, seinem Apotheker Hans Schönthal (s. Neues Archiv I, 77, III, 108, X, 91. Die weiteren, das Hofapotheke-Lehen betreffenden Urkunden abgedruckt in Oberrh. Zeitschr. XXII, S. 216 ff. und 359 ff.). Die Umrahmung der Fenster fällt nicht nur durch ihre derbe Profilierung auf, sondern auch durch die merkwürdigen spangenartigen Verzierungen in der Mitte der Gewände und des Sturzes. Das riesige Reklameschild über dem Hauptgeschoß vernichtet die einheitliche Wirkung dieses eigenartigen Baues. Im zweiten Stock hatte sich viele Jahre die Heidelberger Lesegesellschaft versammelt.



Fig. 215.

Treppenaufgang des Buhlschen Hauses, Hauptstraße Nr. 234.

Das i. J. 1775 von Goethe bewohnte Haus (Hauptstraße Nr. 196) enthält in der Mitte des Oberstockes eine der beliebten Madonnenstatuen mit der Unterschrift: »Virgo Immaculata« in der üblichen Muschelnische aus dem Jahre 1749.

Das Hotel »Zum Prinzen Karl«, zu Ehren des Herzogs Karl II. von Pfalz-Zweibrücken so genannt, stammt aus dem Jahre 1788 und ist zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mit einem Anbau versehen worden, der die ganze westliche Seite des Kornmarktes einnimmt. Außen künstlerisch belanglos, innen ganz modernisiert.

Nr. 201. Das Eckhaus an der Mönchsgasse, jetzt Gasthaus »Zum großen Faß«, ist ein zweigeschossiger Barockbau, der dadurch interessant ist, daß er noch das alte gebrochene Satteldach mit der unteren durchgehenden Lukenreihe aufweist. Das Doppelportal an der Seite mit seiner eleganten Sandsteinumrahmung scheint zu Ende des 18. Jhs. nachträglich eingefügt zu sein.

Das westliche Eckhaus am Karlsplatz (Hauptstraße Nr. 214, Försters Bierhalle) hat an der dem Platze zugewendeten Längsfront einen fast mittelalterlich anmutenden Konsolenfries, auf dem das entsprechend auskragende Obergeschoß ruht, während die schmale Straßenfront sich in drei barocken Bogenstellungen (Tür und zwei Fenster) öffnet und nach oben glatt durchgeht. Der gleiche Fries an der Westseite des Harmoniegebäudes (s. oben S. 297) und an dem Hause Lauerstraße Nr. 8.

Über das ehemalige Boisseréesche Haus s. oben S. 302.

Das dem jetzigen Palais des Prinzen Weimar (s. oben S. 304) gegenüber liegende Anwesen (i. J. 1889 von Professor Heinrich Buhl [gestorben 1907] erworben) Hauptstraße Nr. 232 bis 236, war i. J. 1440 im Besitze eines Peter Ludolt und i. J. 1588 (s. Häuserverzeichnis) vom kurfürstlichen Hofrichter bewohnt. Nach dem Dreißigjährigen Kriege besaß es der Hofmarschall und Faut von Heidelberg Joh. Friedr. von Landas, in dessen Berggarten um 1660 die junge Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (Liselotte) ihren Briefen zufolge sich an Kirschen zu laben pflegte (vgl. oben S. 169). Nach dem Stadtbrande erbauten hier die Jesuiten auf dem weiten leeren Platz ein Spital, und daneben der Kirchenrat von Lünenschloß (oder Leunenschloß) ein neues Wohnhaus, das 1752 von der reformierten Gemeinde zur Errichtung eines städtischen Spitals angekauft, aber schon 1763 wieder an Baron von Helmstatt verkauft wurde (s. Neues Archiv II, 118). Um das Jahr 1800 gelangte es in den Besitz der Familie Leonhard aus Neckargemünd, die auch den sogenannten Neuen Plan von der Stadt dazukaufte. Auf diesem war eine Bleiche gewesen, welche sich auf dem um 1750, mit Ausnahme dreier Fischweiher, zugeworfenen ehemaligen Stadtgraben längs der Plankengasse hingezogen hatte. Den schönen, stilvollen Haupteingang und die dazu emporführende Freitreppe mit ihrem graziösen Empiregitter zeigt unsere Abbildung Fig. 215. Im Innern ist die alte, höchst reizvolle und stilvolle Ausstattung mit Stuckdecken, Surportereliefs, Ofennischen u. dgl. meistens noch erhalten, besonders in dem in der Mitte des Obergeschosses gelegenen Saale, zu dem eine breite Steintreppe in einem stattlichen Treppenhaus emporführt. Offenbar stammen Portal, Freitreppe und innere Ausstattung von einem Umbau her, den die Familie Leonhard um das Jahr 1800 vorgenommen hat.

Das Hofportal, westlich an das Haus anschließend, in reichen Renaissanceformen mit schönem Fruchtbüschel als Giebelrelief, ist der einzige Überrest von dem älteren, erst vor einem Menschenalter abgerissenen Nachbarhaus (Nr. 232). Der schattige Berggarten zieht sich bis zur Höhe des ehemaligen Karlsturms empor.

(In der östlich anstoßenden Gasse, jetzt Friesenberg Nr. 1 und 1a, lag die kurfürstliche »Sängerey« [Hofkapellmeisterei], die aber nach dem Einwohnerverzeichnis von 1600 damals nur noch den Namen führte und von einem Bierbrauer bewohnt war [vgl. Neues Archiv II, 111 und 123, Anm. 12].) Auf dieselbe Stelle bauten i. J. 1718 die Karmeliter ihren Konvent (s. oben S. 116).



Fig. 216. Abgerissenes Prestinarisches Haus vor dem Karlstor.

Das kleine zweistöckige Bilabelsche Haus (Nr. 239) vor dem ehemaligen Ober-
tor ist auch erst nach dem Stadtbrande errichtet worden, enthält aber noch Teile des
älteren Hauses, wie die Jahreszahl 1520 am Kellereingang und das zweiteilige spät-
gotische Fenster auf der Rückseite des Hauses beweisen. Die Formgebung des Fensters
weist ebenfalls auf die Zeit Ludwigs V., des großen Schloßbaumeisters (1508 bis 1544),
hin. Vorn an der Ostecke der Straßenfront ist unten am Sockel der Rest eines
Türsturzes oder eines Grabsteins aufrecht stehend eingemauert. Die Jahreszahl
(1508) ist ungefähr noch zu erkennen, der vorhergehende Rest der gotischen Inschrift

zu undeutlich. Bemerkenswert auch die Haustür mit ihren hübschen Schnitzereien im Empirestil.

Erwähnt sei auch noch das i. J. 1910 trotz seines eigenartigen künstlerischen und historischen Wertes den neuen Bahnanlagen geopfert ehemalige *Prestinarische Haus*

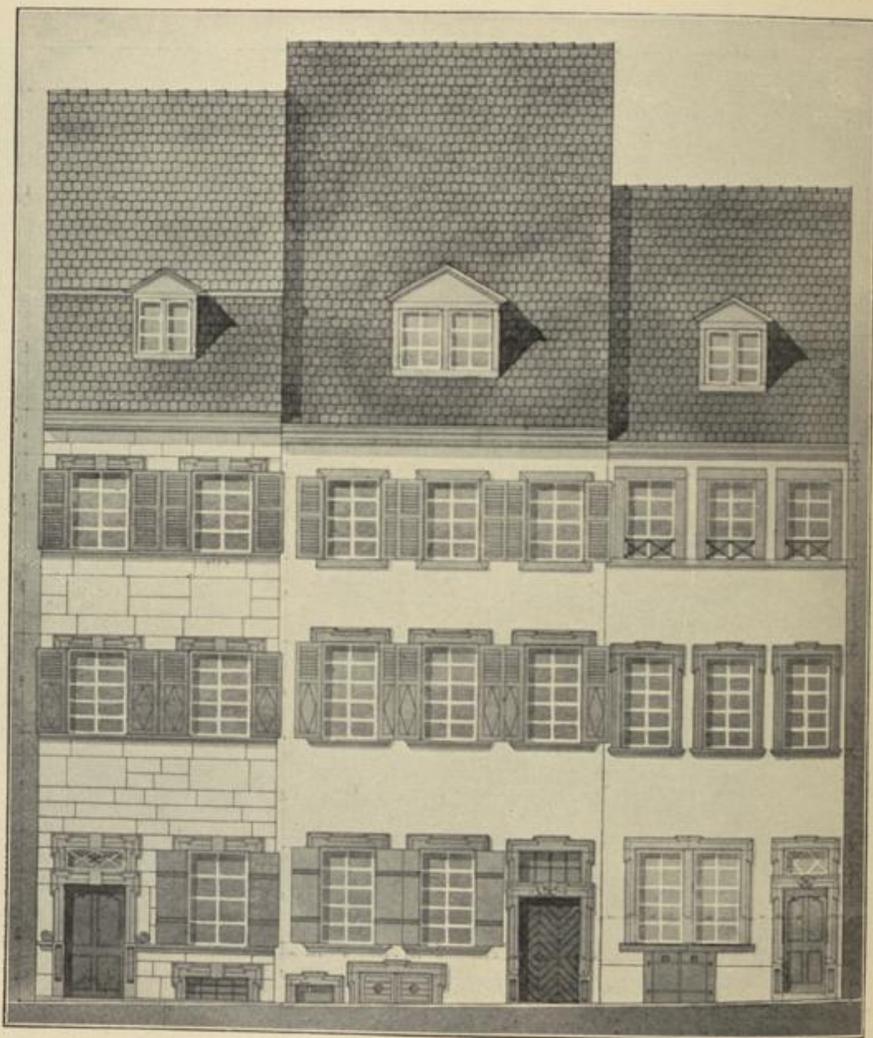


Fig. 217. Häusergruppe in der Kleinen Mantelgasse (Nr. 25 bis 29).
(Nach Aufnahme der Großh. Baugewerkschule in Karlsruhe.)

vor dem Karlstor (Schlierbacher Landstraße Nr. 3), nach Erhöhung der Landstraße vom Volke das »Haus mit den versunkenen Säulen« genannt (s. Abbildung Fig. 216). Zu Anfang des 19. Jhs. von einem reichen Engländer J. M. Pikford in klassizistischen Formen erbaut, hat es i. J. 1815, als das Hauptquartier der Verbündeten sich in Heidelberg befand, dem Kaiser Alexander von Rußland vom 5. bis 25. Juni als Sommeraufenthalt gedient

und kann als die Geburtsstätte der »heiligen Allianz« betrachtet werden (s. darüber Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen, und den Feuilletonaufsatz [von Schaible] in Nr. 279 des Heidelberger Tageblatts vom 29. November 1909). Die »versunkenen Säulen« sind jetzt auf Stift Neuburg aufgestellt (s. unten).

Wir schließen damit die Beschreibung der wichtigsten Häuser der Hauptstraße, die freilich noch manch altes, nach dem Stadtbrande erbautes Barockhaus enthält, das Erwähnung verdiente. Leider sind diese aber zumeist derartig durch Schau- fenster- und Ladeneinbrüche verunstaltet und mit modernen Reklame- tafeln in allen erdenklichen Formen, Farben und Größen so sehr be- pflastert, daß der altertümliche Eindruck der nach wie vor die Hauptverkehrsader der Stadt bildenden Straße fast ganz verloren gegangen ist.

Wir bleiben zunächst in der Altstadt und wenden uns den Quartieren nördlich der Hauptstraße zu.

Zu den interessantesten Partien der ehemaligen Altstadt gehören der *Heumarkt* mit der darauf mündenden *Unteren Straße*. Von reizvoller Wirkung ist der Erker am sonst schmucklosen hohen Rupprechtschen Hause trotz seiner etwas zu derb profilierten Auskragung, die von einer Ecksäule ausgeht.

Heumarkt und
Untere Straße

Das gegenüber liegende dreigeschossige stattliche »Goldene Roß« (Untere Straße Nr. 1) hat vor den meisten älteren Häusern Heidelbergs den Vorzug unberührter Erhaltung, ebenso der anstoßende Gasthof »Zum Löwen« mit zwei Rustika-Bogen- stellungen links vom Torweg.

In den vom Heumarkt flußwärts führenden beiden *Mantelgassen* stehen noch eine ganze Anzahl jener kleinen Häuser, die nach dem Stadtbrande auf den schmalen Grundstücken an Stelle der mittelalterlichen Giebelhäuser errichtet worden sind und daher oft nur drei oder vier enge Fensterachsen aufweisen. Eine charakteristische Häusergruppe dieser Art gibt die Abbildung Fig. 217 nach Aufnahmen der Großh. Bau- gewerkschule zu Karlsruhe. Die Architekten des beginnenden 18. Jhs. haben es trefflich verstanden, jeder dieser kleinen unscheinbaren und schmucklosen Baulichkeiten ein ge- wisses charakteristisches Gepräge zu geben und mit geringen Mitteln Abwechslung und Eigenart zu schaffen. Dabei kehren gewisse Eigentümlichkeiten stetig wieder, so besonders die Oberlichter über den Türen, die sich fast bei allen in diesen Zeiten entstandenen Wohngebäuden Heidelbergs zur Beleuchtung des Eingangs finden (s. Abbildung Fig. 218).

Mantelgassen

Das weiter östlich liegende Jägersche Haus (Untere Straße Nr. 11) fällt in seiner großzügigen Formgebung und eigenartigen Detaillierung völlig aus dem Rahmen der Heidelberger Barockbauten heraus (vgl. Abbildung Fig. 219). Die kräftigen Eck- und Zwischenpilaster mit ihren reizvollen korinthischen Kapitälern erheben sich vom Stock- gesimse aus über dem an der Vorderseite leider durch Läden entstellten Erdgeschoß sehr wirkungsvoll auf Postamenten, die die Höhe der Fensterbrüstungen haben. Die Fenster des Hauptgeschosses zeigen einfache, aber kräftig profilierte Umrahmung mit Köpfen an der Stelle von Schlußsteinen, während die kleinen Fenster des zweiten Obergeschosses mit reich profilierten Seitenkonsolen und Fruchtgehängen am geraden Sturz auffallend reich dekoriert erscheinen. Ein kräftiges Hauptgesims schließt das Ganze wirkungsvoll ab. Das Haus zieht sich weit in die nach dem Flusse zu abfallende Bussemergasse hinein und zeigt hier kräftig umrahmte Kellerfenster als besonders wirk-

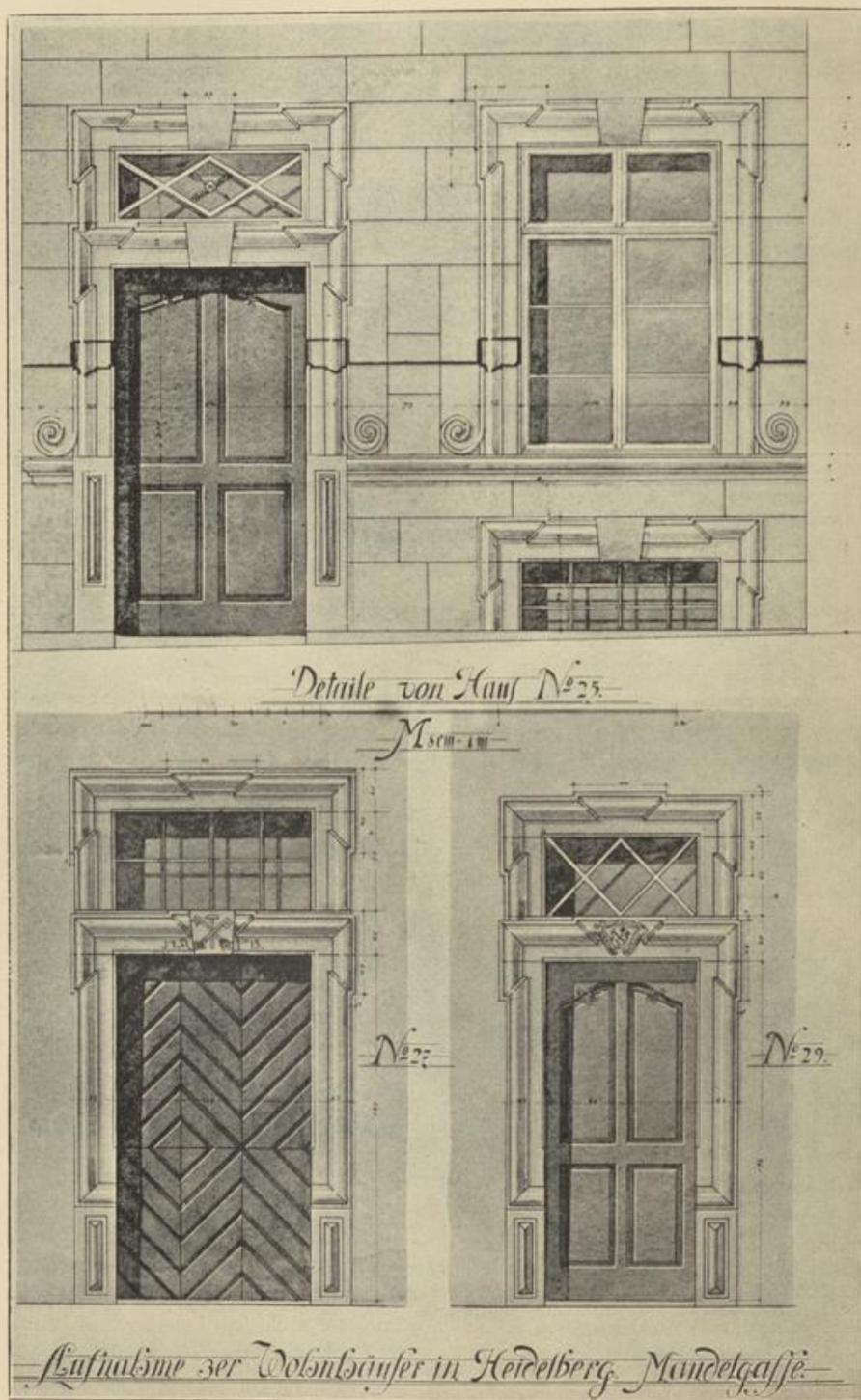


Fig. 218. Türen und Fenster von den Häusern der Kleinen Mantelgasse Nr. 25 bis 29.
(Nach Aufnahme der Großh. Baugewerkschule in Karlsruhe.)

sames Motiv. Es steht an der Stelle des oben (S. 297) erwähnten »Sintzheimer Hofes«, d. h. des ehemals dem Sinsheimer Stifte gehörigen Anwesens, das seit der Reformation mancherlei Schicksal und Besitzwechsel aufzuweisen gehabt hat, bis es i. J. 1693 niederbrannte und dann in den Besitz des »Administrations«-Werkmeisters Jacob Rischer kam (vgl. Neues Archiv I, 91). Um 1820 war darin der Universitäts-Fechtboden.

Wie K. Lohmeyer in seinem interessanten Aufsatz »Zur Baugeschichte des Rastatter Schlosses« (Oberrh. Zeitschr. NF. XXVII [1912] S. 300 ff.) näher ausgeführt hat, ist dieser neue Besitzer Johann Jacob Rischer aus Bregenz, der zu Anfang des 18. Jhs. aus badischem Dienst in kurpfälzischen getreten ist, zugleich der Erbauer dieses schönen Hauses gewesen, das bald nach 1711 entstanden ist. Mit Recht sagt Lohmeyer, daß dieser »palazzo wie ein Fremdkörper in der engen und zum größten Teil mit einfachen Bauten besetzten Straße erscheine, dabei von einer so ausgeprägten italienischen Eigenart, daß er, plötzlich nach Genua in die Via Balbi versetzt, dort nicht sehr aus dem Rahmen fallen dürfte«. Leider ist uns über die sonstige Tätigkeit dieses Vorarlberger Meisters in Heidelberg bisher nur noch bekannt, daß er am S. Annahospital (s. oben S. 222) als Werkmeister tätig gewesen ist und sich auch am Wettbewerb für den Dikasterienbau beteiligt hat.

In der *Dreikönigsstraße* ist das Eckhaus (Nr. 25) durch sein schönes, reich verziertes und skulptiertes Portal mit Oberlicht und Volutenabschluß ausgezeichnet. Hier, in der Dreikönigsgasse, die bis zum Jahre 1832 Judengasse hieß und als solche zum ersten Male i. J. 1390 urkundlich bezeugt ist, lag früher die Judenschule (Synagoge), die, wie wir oben gesehen haben, nach Vertreibung der Juden i. J. 1391 zu einer Marienkapelle (*capella beatae virginis*) verwandelt wurde und in deren Nachbarhäusern (Untere Straße Nr. 24 bis 28) das juristische und medizinische Auditorium (Nr. 26 auf dem Merianschen Prospekte) eingerichtet worden sind (s. Neues Archiv I, 94 ff., und Hirsch, Universitätsgebäude S. 5 ff.).

Als eines der kleinen Normalhäuser, wie sie nach dem Brande in Heidelberg allerorten entstanden sind, geben wir in der Abbildung Fig. 220 das Haus Dreikönigsgasse Nr. 22 wieder, das in seiner schönen einfachen Formgebung, seinem klaren Aufbau



Dreikönigsstraße

Fig. 219. Jägersches Haus in der Unteren Straße.

und seiner hübschen Dachanlage als mustergültig zu bezeichnen ist. Die Haustür enthält schöne geschnitzte Louis-XVI.-Dekoration.

Im übrigen zeigt die Untere Straße in reizvollem Wechsel an sich unscheinbare, aber doch meist recht charaktervolle glatte Putzbauten und überkragende Fachwerkgebäude, die ein stimmungsvolles und altertümlich wirksames Bild bieten.

Fischmarkt

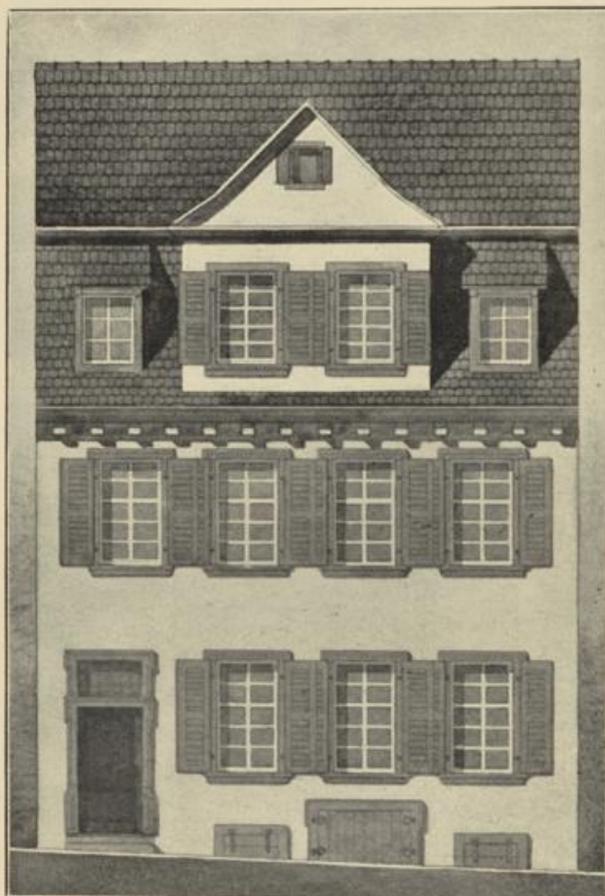


Fig. 220. Haus Nr. 22 in der Dreikönigsstraße.

dem Stadtbrande von einem Guttenberger (wahrscheinlich J. Leonhard, s. Grabstein Nr. 59 von S. Peter) aus Steinen des gesprengten Turmes errichtet worden sein. Außer einer hübsch verzierten Tür (aus dem Ende des 18. Jhs.) im Hauptgeschoß, nichts bemerkenswertes mehr im Innern vorhanden.

Das Haus Fischmarkt Nr. 4 war die Stiftspfisterei (s. oben S. 155).

Haspelgasse

In der vom Fischmarkt ausgehenden *Haspelgasse* (über den Ursprung des Namens handelt K. Christ im Neuen Archiv I, 112 f.) steht eines der schönsten Barockhäuser der Stadt (Nr. 12), ungefähr an der Stelle des auf dem Merianschen Panorama

Der *Fischmarkt*, auf den die Untere Straße mündet, enthält an der Ecke Haspelgasse und Fischmarkt ein unlängst in blendendes Weiß getauchtes barockes Patrizierhaus (s. Abbildung Fig. 221) mit der so häufig vorkommenden Marienstatue in einer Muschelnische vorn an der Ecke des Hauptgeschosses. Die Fenster in beiden Geschossen sind abwechselnd mit Dreiecks- und Segmentverdachungen versehen, wie beispielsweise auch an dem Rupprechtschen und Vollmondschen Hause Hauptstraße 137 und 78 (s. oben S. 316 und 314). Das reizende Seitenportal in der Haspelgasse (s. Abbildung Fig. 222) in Louis-XVI-Formen ist eine spätere Zutat, bzw. Umänderung.

Das daneben stehende, jetzt geteilte altertümliche Giebelhaus (Fischmarkt Nr. 5 und 6) mit seinen drei geputzten auskragenden Geschossen soll nach

unter Nr. 18 als Zehnthaus (im Text dazu als Kaufhaus) bezeichneten, auch bereits bei Münster sichtbaren großen Giebelhauses, das »einen großen Saal zur Abhaltung von Messen, Tanzbelustigungen, Festlichkeiten etc. enthielt und deshalb schon 1424 ‚Tanzhaus‘ genannt wird« (s. auch Neues Archiv II, 133, Anm.). Nach dem Stadtbrande entstand hier der jetzige vornehme, zweigeschossige Barockbau, von Eckpilastern mit reichen



Fig. 221. Haus an der Ecke von Haspelgasse und Fischmarkt.

Kapitälern eingefast und mit einem schönen, von Karyatiden flankierten Portal in der Mitte. Über der einfachen Hoftür steht die Jahreszahl 1735. Von der alten Inneneinrichtung ist nur noch bemerkenswert das Treppenhaus links, das man einst durch drei offene Bogenstellungen vom Flur aus betrat und dessen Decke noch die alten Stuckverzierungen, leider neuzeitlich bemalt, aufweist. Aus der Zeit, als das Zimmernsche Bank- und Handelshaus hier etabliert war (Anfang des 19. Jhs.), scheinen die beiden hölzernen Klapptüren im Erdgeschoß mit ihren hübschen Kettenschnitzereien zu stammen.

Haus Haspelgasse ii. Heidelberg.

*Detail zur
Haustüre*

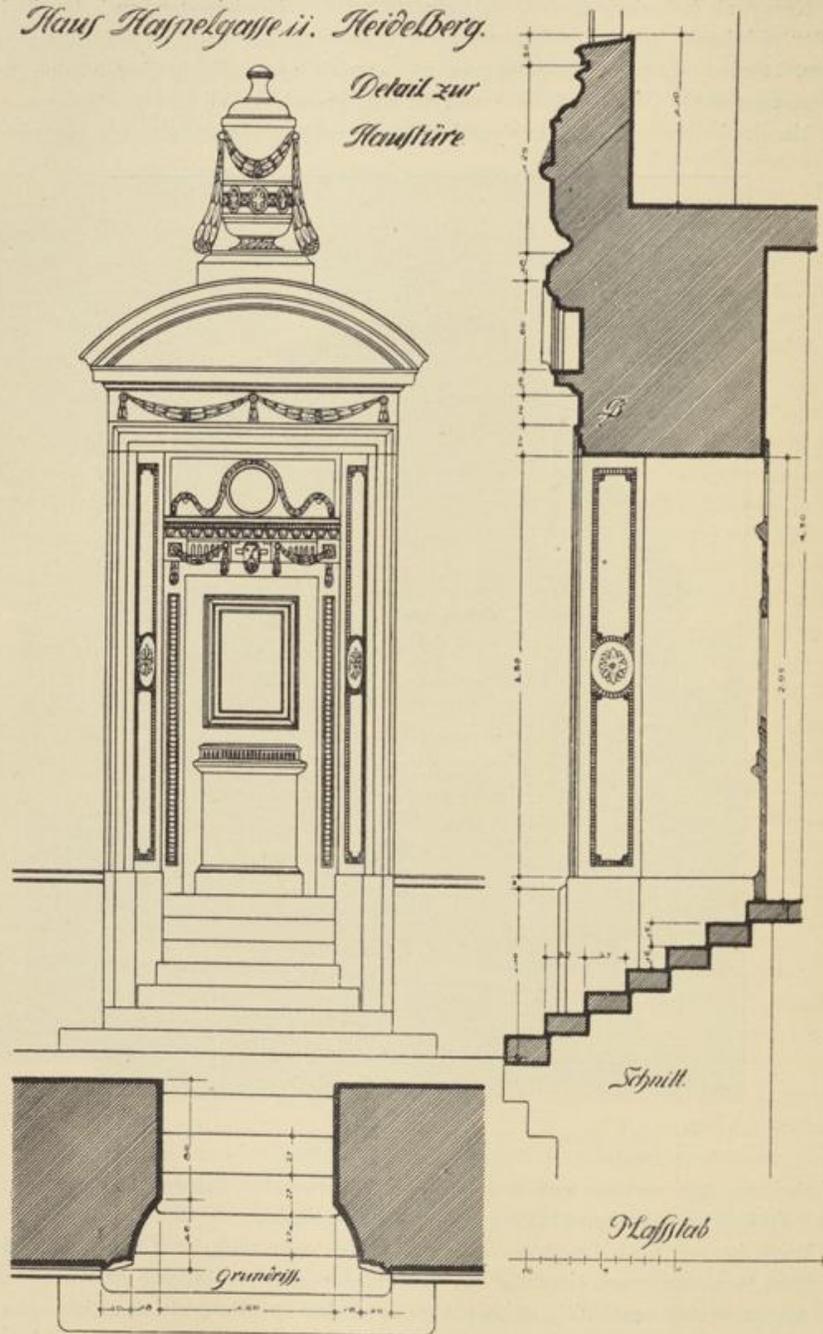


Fig. 222. Portal am Eckhause Haspelgasse und Fischmarkt.

Über die alten Eckhäuser in der ebenfalls vom Fischmarkt ausgehenden und nach der Alten Brücke führenden *Steingasse* s. oben S. 302.

Steingasse

In derselben fällt das große dreigeschossige Barockhaus (Nr. 9), ehemals Bomeissel'sches Handelshaus, in der Mitte der Ostseite auf, dessen Mittelaufsatz in das Dach hineinreicht, vornehm in seiner ganzen Erscheinung, ohne allen Zierat. Den Untersuchungen Hufschmidts zufolge steht es an der Stelle der »kleinen Schöneck« (s. oben S. 302).

Das schräg gegenüber liegende Haus (Nr. 14) ist eines der wenigen Barockhäuser in Heidelberg, das sein Erdgeschoß mit den rundbogigen Fenster- und Türöffnungen noch völlig unberührt zeigt. Die zwischen den Fenstern, wie beim Mederschen Hause (s. oben S. 317), angebrachten leeren Konsolen scheinen hier ursprünglich zu sein.

Das Gasthaus »Zum goldnen Schwanen«, der ehemaligen Neckarschule gegenüber, zeigt am Schlußstein des seitlichen Torwegs die Jahreszahl 1708 mit gekreuzten Wurfschauflern, dem Zeichen der Bierbrauer (s. unten Fig. 230 Nr. 8).

Die jenseits des Marktes als Fortsetzung der Unteren Straße sich erstreckende *Hirschstraße*, welche von dem einst an ihrem Eingange gelegenen und im Stadtbrande zerstörten berühmten Gasthause »Zum Hirschen« ihren Namen hat, bot bis vor kurzem ebenfalls noch ein einheitliches, stimmungsvolles Gepräge, ist aber leider durch die Neubauten der letzten Zeit in ihrem alten Bestande sehr geschädigt worden. Die Hauptgebäude: »Pflege Schönau« und das Leonhardsche Haus, sind oben (S. 295 und 300) bereits besprochen worden. Einige Hausmarken und Inschriften, die sich noch an älteren, unscheinbaren Häusern ziemlich zahlreich befinden, sind unten (Fig. 230 und 231) wiedergegeben.

Hirschstraße

Parallel mit der Hirschstraße zieht sich die *Obere Neckarstraße* der Stadtmauer und dem Flusse entlang, ebenfalls nach dem Brande völlig neu, und zwar fast durchweg auf beiden Seiten wiederaufgebaut, während bei Münster und Merian nur einzelne Häuser an der Mauerseite erscheinen.

Obere
Neckarstraße

Über die am östlichen Anfang dieser Straße gelegenen alten Zunfthäuser s. oben S. 294.

Bei den Hausmarken dieser Straße kommen wiederholt die bei den Bierbauern gebräuchlichen Wurfschaufler und Faßhaken vor (s. Fig. 230).

Auf der südlichen Seite der Hauptstraße, den Schloßberg entlang zog sich „das *Kalte Tal*“ hin, das dem Einwohnerverzeichnis vom Jahre 1588 zufolge (s. Neues Archiv I, 60 f.) nur von Hofangehörigen bewohnt war und erst seit 16. September 1843 den Namen Karlstraße führt. (Zu unterscheiden vom höher gelegenen »Oberen Kaltental«, das am Burgweg begann und sich parallel mit dem unteren Kaltental bis an die östliche Stadtmauer hinzog.) Am Kaltental lag an der Stelle des jetzigen Karlsplatzes das Franziskanerkloster (s. oben S. 116 f.), in dem i. J. 1545 ein Pädagogium für klassische Studien als Vorschule für die Universität eingerichtet worden war und das nach dem Stadtbrande nach Osten zu durch einen Garten auf der Stelle der abgebrannten Häuser bis zur Kisselgasse hin ansehnlich vergrößert worden ist. Die Abschlußmauer an der Kisselgasse steht zum Teil noch. Vom jetzigen Garten des Sachsschen Hauses aus sieht man in ihr zwei Reihen Konsolen stecken und eine große rundbogige Wandnische, deren einstiger Zweck nicht recht einzusehen ist.

Kaltes Tal

Karlstraße

In der *Karlstraße* (am Karlsplatze) liegt:

Das jetzige Großherzogliche Palais (Karlstraße Nr. 4), ehemalige kurpfälzische Landschreiberei, mit einem Garten, der sich bis zum Burgweg hinaufzieht. Früher, bis 1580, Bellendorfscher, dann Clos von Neuburgscher, von Hundheimscher, seit 1712 von der Sachsscher, dann von Bettendorfscher und schließlich von Wredescher Besitz, ist es i. J. 1767 von der kurfürstlichen Regierung »zu einem ständigen Amthause« angekauft worden. Verkäuferin war die Witwe des kurfürstlichen Regierungsrats und Landschreibers Franz Joseph Wreden, des Großvaters des Fürsten Wrede, der 1767 hier geboren ist. Seit Beginn des 19. Jhs. ist es als Kurfürstliches, später Großherzogliches Absteigequartier



Fig. 223. Rückseite des Mittermaierschen Hauses.
(Karlsplatz Nr. 8.)

eingerrichtet. Der zweigeschossige stattliche Putzbau ist außen nur im Mitteltrakt, in dem die Einfahrt liegt, etwas reicher ausgestattet. Über dem Torweg ein Balkon mit gegossenem Eisengitter, oben halbkreisförmiger Giebelabschluß. Das Treppenhaus mit denselben Eisengittern, wie am Balkon, liegt rechts von der Durchfahrt und mündet in einen Vorraum, von dem aus man in die Wohnräume des Obergeschosses gelangt. Die Decken derselben sind zumeist noch mit den schönen Stukkaturen aus dem Anfang des 18. Jhs. an den Vouten verziert, besonders im großen Empfangszimmer, wo das von Faunen gehaltene Allianzwapen: von der Sachs und von Landsee innerhalb reicher und kräftiger Barockornamente sehr wirkungsvoll angebracht erscheint. (Der kurfürstliche Regierungsrat und Oberamtmann zu Ladenburg Amandus Ernst von der Sachs, der das Anwesen i. J. 1712 vom Oberamtmann Philipp Carl Freiherr von Hundheim erworben hat, war

vermählt mit Maria Francisca Antonia geborene Freiin von Landsee (s. Akten im GLA.) Eine dreiteilige Loggia, die aber nur noch nach außen zu, an der Hofseite, zur Erscheinung gelangt, öffnete sich hier einst nach dem sich weit am Schloßberg hinaufziehenden Garten. Während seiner Studienzeit hat Graf Leopold von Hochberg (der spätere Großherzog Leopold) bis 1811 hier gewohnt; im Juni 1815 war der Kaiser von Österreich hier einquartiert.

Das östlich davon liegende ehemalige Maische, jetzt Mittermaiersche Haus (Karlsplatz Nr. 8) ist ein einfacher zweigeschossiger Barockbau, dessen rückwärts ausladende Seitenflügel einen kleinen stimmungsvollen Hof einschließen (s. Abbildung Fig. 223). An letzteren sind Reliefs, von dichtem Grün umrankt, angebracht: eine Eule mit Taube, sowie Gipsabgüsse nach zweien (Winter und Herbst) der reizenden



Fig. 224. Relief vom Mittermaierschen Hause.
(Nach Verschaffelt.)

Reliefs der vier Jahreszeiten (s. Abbildung Fig. 224) im Hauptsale des Bretzenheimschen Palais in Mannheim von Peter Anton von Verschaffelt (1710 bis 1793). Auch oben im Treppenhaus zwei Gipsabgüsse nach Verschaffeltschen Originalen und ein Porträtkopf des Professors Mai, eines Schwiegersohnes des Künstlers. J. A. Beringer (P. von Verschaffelt, Straßburg 1902, S. 106) hält für sehr wahrscheinlich, daß das ganze Haus nach Verschaffelts Plänen entstanden ist; es liegt aber meines Erachtens hierzu kein einigermaßen zwingender Grund vor. Die schön geschnitzte Haustür ist anscheinend jünger (um 1800).

Östlich daneben liegt das Haus der Burschenschaft Alemannia, das zurzeit durch einen Neubau ersetzt wird. Die ehemals am Hinterhaus angebrachten romanischen Säulen, die vom Heiligenberg stammen, befinden sich jetzt im städtischen Lapidarium (s. oben S. 285). Die beiden an der Hofseite eingemauerten Wappensteine, darunter einer der Herren von Wolframsdorf (s. Neues Archiv II, 41) vom Jahre 1568, sind inzwischen wieder an der Gartenmauer angebracht worden.

Weiterhin das stattliche jetzt Nebelsche Haus (Nr. 16), in dem der berühmte Jurist Anton Friedrich Thibaut von 1808 bis 1840 gewohnt hat. Ohne jeglichen Zierat an Fenstern und Türen und ohne alle Zwischenteilungen erhebt sich dieser viergeschossige Putzbau mit seinen weiten Fensterachsen als Musterbeispiel eines Bürgerhauses in schönen Verhältnissen und einfachster Formgebung.

Über die hinter dem Kaltental unterhalb des Burgwegs am Bergabhänge gelegene ehemalige kurfürstliche Kanzlei und Münze s. oben S. 258 f.

Im Zuge der Karlstraße, an der Südostecke des Kornmarkts, liegt das zweistöckige, i. J. 1839 vom Grafen von Graimberg von der Pflege Schönau erworbene Haus (Kornmarkt Nr. 5), in dem dieser sein »Museum«, den Grundstock zu den städtischen Sammlungen, untergebracht hatte (s. oben S. 260 f.). Das Äußere mit den beiden rundbogigen großen Erdgeschoßöffnungen an der Ecke und den beiden von merkwürdig gotisierenden Maßwerkbrüstungen umgebenen Balkonen darüber, präsentiert sich sehr stattlich; im Innern sind nur noch einige schöne Türbegrünungen und einfache Stuckdecken erhalten.

Der Zug der Karlstraße setzt sich nach Westen jenseits des Kornmarkts als *Ingrimstraße* *Ingrimstraße* fort, den Häuserblock zwischen Haupt- und Zwingerstraße und die diese beiden verbindenden vier Querstraßen ungefähr in der Mitte durchschneidend. Die nach den in ihr liegenden, bereits Anfang des 15. Jhs. erwähnten öffentlichen Badstuben benannte Mittel- und Oberbadgasse, ebenso wie die beiden andern Gassen: Apothekergasse und Krämergasse, haben im ganzen den Charakter des 18. Jhs. in ihren meist kleinen und unscheinbaren, aber doch abwechslungsreich ausgestatteten Häusern zu bewahren gewußt und bieten im ganzen noch malerische und stimmungsvolle Straßenbilder.

Am oberen Ende der *Mittelbadgasse* befindet sich eine reicher ausgestattete Baulichkeit (Nr. 10) mit großem hübschem Portal und Oberlicht, während die beiden schräg gegenüber liegenden Häuser (Nr. 13 und Eckhaus Zwingerstraße) als einzigen Schmuck je eine Marienstatue in Muschelnische erhalten haben, wie wir solche wiederholt bereits angetroffen haben; in diesem Falle etwas kleiner als sonst ausgefallen, aber doch hübsche charakteristische Barockfiguren.

Vor der Gasse quervor in der Zwingerstraße liegt der ehemalige Mittelbadbrunnen, den die Abbildung im Thesaurus noch unter einem Schutzdach befindlich zeigt, während jetzt eine einfache Mauernische vorhanden ist, innerhalb deren sich das Wasser aus zwei Röhren in das schmucklose Becken ergießt.

Ein drittes Bad (1544 urkundlich erwähnt), das Unterbad, lag im südlichen Teil der Kettengasse.

Die *Zwingerstraße*, ehemals »Gasse zum heißen Stein« geheiß (wahrscheinlich nach den heißen Steinen, welche zur Erzeugung des Wasserdampfes in den Bädern verwendet wurden), war ursprünglich nur auf der nördlichen Seite bebaut; auf der südlichen zog sich die Stadtmauer entlang (s. oben S. 106). An ihrem westlichen Ende lag das Deutschordenshaus (s. oben S. 299 f.). Daneben an der Ecke ein stattlicher Barockbau mit schönem Portal in der Kettengasse, das ehemalige protestantische Pfarrhaus beim ehemaligen Marktbrunnentor (s. oben S. 106). Im Osten der Zwingerstraße lag das »Bremeneck«, ein mit Dornen »verbrämtes« Stück Land, das bereits in Urkunden des 15. Jhs. genannt wird und der jetzigen Wirt-

schaft ihren Namen gegeben hat (s. Neues Archiv II, 169, Anm.). Bemerkenswerte ältere Häuser sind nicht mehr vorhanden, bis auf das einfache Barockhaus (Nr. 13) mit der kleinen Statue des S. Johannes Nepomuk am Eck der Apothekergasse.

Außerhalb und oberhalb der ehemaligen Stadtmauer laufen jetzt die beiden „*Faule-^{Faulepelzgassen} pelzgassen*“ entlang, die ihren Namen nach dem »Faulen Belz« oder Pelz (s. oben S. 106) führen und bereits auf dem Stadtplan von 1622 verzeichnet stehen. (Über die Bewohner dieser Gegend s. Neues Archiv III, 107 f.) Bemerkenswerte Baulichkeiten weisen sie nicht mehr auf.



Fig. 225. Klingentor (Außenseite).

Der »Obere Faule Pelz« führt schräg hinauf zum ehemaligen Keltort (s. oben S. 105 f.) und mündet in die Schloßstraße, an deren Anfang sich eines der schönsten und größten älteren Häuser der Stadt erhebt:

Das früher Leonhardsche jetzt Breitwiesersche Haus *am Klingentor* ^{Am Klingentor} ist zu Anfang des 18. Jhs. vom kurfürstlichen Leibmedicus und Geheimerat von Jungwirth (s. oben S. 59) an der Stelle des i. J. 1693 abgebrannten Pfarrhauses von S. Peter, zwischen Keltort und Klingentor, neu erbaut, noch vor seiner Fertigstellung vom Kurfürsten erworben und den Jesuiten i. J. 1720 für die Gründung einer Erziehungsanstalt überwiesen worden. Das Collegium oder Seminarium Carolinum (so genannt nach dem Namenspatron des Kurfürsten, dem hl. Carolus Borromaeus, auch das Kleine Seminar genannt im Gegensatz zu dem späteren größeren Jesuitenseminar) ist darin i. J. 1730 eröffnet worden. Gelegentlich der Erweiterung dieses Konviktes i. J. 1738 wurde das oberste Stockwerk des alten, daran anstoßenden Klingentors abgerissen und der jetzige Zustand hergestellt. Im unteren Geschosß entstand eine Kapelle mit einer nach Süden erkerartig vorspringenden, jetzt innen zugemauerten Altarnische (s. Abbildung Fig. 225).

Nach Übersiedlung des Konviktes in das neue große Seminar in der Seminarstraße (s. oben S. 232 f.) i. J. 1750 wurde das Anwesen von den Jesuiten an die Hofkammer verkauft, die darin ein Militärlazarett einrichten ließ. (Als solches ist es auch im Thesaurus Palatinus (pag. 159) unter der Überschrift: »Nosocomium, das Lazarett« mit den beiden anstoßenden Toren abgebildet.) Nachdem es in der Folge seit 1764 einige Zeit die kurfürstliche Papiertapetenfabrik (Savonerie) beherbergt hatte (nach K. Christ war diese Fabrikation seit 1756 durch einen gewissen Boßmann aus Berlin eingeführt und bis zum Brande i. J. 1764 in den östlichen Teilen des Heidelberger Schlosses untergebracht worden; den Namen Savonerie führte sie daher, daß die Pariser Tapeten- und Gobelinfabrik in einer früheren Seifenfabrik untergebracht war), ersteigerte es i. J. 1787 der Ratsverwandte Jacob Kuhn, um es i. J. 1800 an den Grafen Jenison zu verkaufen. Später im Besitz des Mineralogen Karl von Leonhard, ging es von dessen Familie neuerdings an den Möbelfabrikanten Breitwieser über (s. K. Christ im Neuen Archiv III, 114 ff.).

Zu Wundts Zeiten (I, 110), zu Anfang des 19. Jhs., war es »wohl das größte Haus in der Stadt . . . mit zwei großen Sälen, 42 Stuben und Kammern, zwölf großen und kleinen Küchen« usw. Das langgestreckte Gebäude zeigt in einfachen Barockformen in der Mitte einen i. J. 1738 um ein Stockwerk erhöhten vierstöckigen Trakt, an den sich beiderseitig dreistöckige Flügel mit Mansardendach und je einem großen Portal (hübsche Segmentbogenverdachung) anschließen. Das Innere, ursprünglich völlig symmetrisch angelegt, aber durch die verschiedenen Umbauten und die Renovation i. J. 1889 sehr verändert, weist aus älterer Zeit nur noch einige alte Stuckdecken auf. Das weiträumige Treppenhäus im Mittelbau war von beiden Portalen aus zugänglich. Die östlich davon gelegenen Räume im Erdgeschoß enthielten Stallungen.

Hinter dem Klingentor führt ein langer Stollen (Wassergang) in den Berg hinein.

Das etwas höher dahinter, am ehemaligen Burgfahrweg im »Kaltental« gelegene und bereits auf dem Heidelberger Stadtplan vom Jahre 1622 verzeichnete Affensteins-Haus (jetzt Schloßberg Nr. 4) ist i. J. 1693, nachdem es seit 1680 als »Bergkaserne« gedient hatte, zerstört, aber erst um das Jahr 1730 wieder neu aufgebaut worden (s. Abbildung im Thesaurus Palatinus auf pag. 31 mit der Überschrift »Die Casernes«). Der »unschöne alte Kasten« beherbergte eine Zeitlang, nach dem Schloßbrande von 1764, die kurfürstliche Tapetenfabrik und hat auch weiterhin verschiedenen industriellen Zwecken gedient (s. Neues Archiv III, 117); jetzt städtische Mietskaserne. (Über das alte, zu Anfang des 17. Jhs. ausgestorbene Adelsgeschlecht der Affenstein s. Neues Archiv I, 74 und 128.)

Der im Unteren Klingenteich gelegene alte jüdische Friedhof ist der Schutzjudenschaft an Stelle des ihr entzogenen alten Friedhofes in der Vorstadt im sogenannten Hopfengarten i. J. 1702 vom Kurfürsten überwiesen worden. Die Örtlichkeit hieß damals in der Urkunde noch »der Affenstein« (s. Wirths Archiv I, 60).

In der außerhalb des Klingentors und der ehemaligen Stadtmauer sich schräg hinaufziehenden Klingenteichstraße liegt das Wohnhaus des Kunstmalers Guido Schmitt mit einem am Gaisberg hinaufsteigenden Garten, der zahlreiche alte Kunstdenkmäler aus Heidelberg und Umgegend enthält.

Sammlung
Schmitt

Sammlung Schmitt

Der Ursprung der Sammlung geht auf den Vater des jetzigen Besitzers, den Porträt- und Historienmaler G. Ph. Schmitt, zurück. Es handelt sich hauptsächlich um Werke

der Plastik und um Architekturstücke, die im Berggarten am Gaisberge malerisch im Grün und an den Wegen verteilt zur Aufstellung gebracht worden sind. Karl Christ hat im Illustrierten Haus- und Familienkalender für Heidelberg und Umgebung, Jahrgang 1899 S. 10 ff. (wieder abgedruckt in den Heidelberger Familienblättern 1899 Nr. 6 und 7) zuerst auf dieses kleine Museum aufmerksam gemacht. In nachstehendem seien im Anschluß an das Christische Verzeichnis die wichtigsten Stücke angeführt:

Das älteste Stück der Sammlung ist der Rest einer Syenitssäule (0,42 m Durchmesser und 1,30 m hoch) römischen Ursprunges, die aus den alten Steinbrüchen des Felsberges stammt und ursprünglich, wie die aus gleichem Material bestehenden und ebenso bearbeiteten Stücke an der Brunnenhalle des Heidelberger Schlosses, in der katholischen Kirche am Markt in Mannheim (Hochaltar), am »Warmen Damm« in Wiesbaden, auf dem Oppenheimer Markt etc., irgend ein Römerbauwerk im Dekumatenland geziert haben wird. Ein zweites, dazugehöriges Stück steht auf dem Heidelberger Friedhof über dem Grabe der Frau des ehemaligen Schloßkastellans Richard Janillon, der diese Stücke mit andern Altertümern aus dem Schwetzingen Schloßgarten zunächst nach Mannheim und dann nach Heidelberg mitgenommen hatte.



Fig. 226. Renaissanceportal.
(Sammlung Schmitt.)

Romanischen Ursprunges ist ein großes Würfelkapitäl, das aus dem Kloster Schönau stammt und jetzt als Gartentisch verwendet wird. Aus Schönau stammen auch die drei Bruchstücke eines hochgotischen Sarkophages mit schönem Maßwerk in Relief.

Kleines romanisches Kapitäl mit Vögeln an beiden Seiten, unbekannter Herkunft. Die romanische Basis gehört nicht dazu. Romanisches Doppelkapitäl aus der Johanniterkirche in Wölchingen bei Boxberg (s. Band IV Abt. 2 S. 226 ff.) stammend und vielleicht anlässlich der Reparatur der Kirche in den Jahren 1877 und 1878 von dort entfernt.

Spätgotische achteckige Brunnenschale (r. S.) mit vier Löwenköpfen als Wasserspeier vom Jahre 1576, im Klingenteich gefunden.

Weitaus die Mehrzahl der Stücke gehört der Renaissance- oder der Barockzeit an.

Ein Prachtstück ist das Renaissanceportal (s. Abbildung Fig. 226), das jetzt hoch oben im Garten den Eintritt in das sich anschließende Kastanienwäldchen vermittelt, früher die Eingangstür zu dem auf dem Merianschen Panorama sichtbaren Treppenturm des ehemaligen Helwerthschens Hauses am Eck der Hauptstraße Nr. 16 (s. Wundt, S. 96) gebildet hat. (Der Architrav war verschwunden, konnte aber nach einer Zeichnung vom Jahre 1848 neu wiederhergestellt werden.) Auf dem kleinen Schilde unterhalb des das Ganze bekronenden Obeliskens sind die Initialen V. M. — A. H. mit der Jahres-



Fig. 227. Standbild eines Kapuziners.
(Sammlung Schmitt)

zahl 16, jedenfalls Abkürzung von 1616, angebracht. Dem Stile nach kann keine andere Zeit als der Anfang des 17. Jhs. in Frage kommen.

Von den Grabsteinen des alten Friedhofes von S. Peter sind einige Reste auch hierher gekommen, so besonders das Bruchstück der schon von Adamus (Apographum pag. 105) mitgeteilten Grabschrift der i. J. 1585 verstorbenen Jungfrau Margaretha Bischöffin. Ferner zwei Reliefstücke von einem großen Epitaph: ein Totengerippe und Wilder Mann, Schilde haltend. Auch von den Fenstermaßwerken von S. Peter sind mehrere sehr schadhafte Stücke hierher gekommen, nachdem sie an Ort und Stelle durch Kopien ersetzt worden waren.

Sehr bemerkenswert ist die Sammlung von steinernen, größtenteils schön skulptierten Ofenuntersätzen. Das älteste Paar von 1595 mit reizvollen Renaissanceornamenten,

ein anderes von 1781 mit einem von Palmzweigen umgebenen Wappenschild, auf dem Handwerkszeug der Steinhauer abgebildet ist.

Bildstock aus Wimpfen i. Th. mit Stiftungsinschrift des Ehepaares Hans Ihle und dessen Hausfrau Dorothea, Hofbauern des adligen Ritterstiftes zu Wimpfen i. Th., vom Jahre 1684 und einem rohen Relief der Kreuzigung auf der Vorderseite.

Zwei barocke lebensgroße Sandsteinfiguren, Juppiter (jetzt vergoldet) und Neptun darstellend, sind aus Schlierbach hierher gekommen, wo sie wahrscheinlich im Park des ehemaligen Schlößchens des Grafen Jenison (jetzt Restaurant Spitz) gestanden haben. Gute, dekorative Arbeiten aus der Mitte des 18. Jhs. Von ebendaher stammt vielleicht eine dritte, in Stil, Material und Technik mit obigen beiden Statuen übereinstimmende Ceres, die aus dem Garten der Wirtschaft »Zum silbernen Anker« (jetzt Villa des Herrn Bürgermeister Dr. Walz) jenseits der Brücke erworben worden ist und

ihr Gegenstück in einer Statue hat, die zurzeit in der unterhalb des Rondells vor dem Stückgarten gelegenen Villa des Herrn Ebert aufgestellt ist. (In derselben Villa eine große gebuckelte Brunnenschale, die aus dem Schloßhofe zu stammen scheint.)

Die kleine barocke S. Nepomuk-Statue, die aus dem Besitze des Baumeisters der S. Peterskirche, Frank-Marperger, stammt, scheint identisch zu sein mit dem von Wickenburg (Thesaurus Palatinus pag. 194 bis 196) erwähnten, damals vor dem Seminarium Carolinum, später vor dem Leonhardschen Hause aufgestellten Bildwerk.

Künstlerisch das wertvollste Stück, wengleich im Gesicht und an den Extremitäten stark restauriert, ist wohl das steinerne lebensgroße Standbild eines Kapuziners, das einst das Portal des Heidelberger Kapuzinerklosters (Hauptstraße Nr. 108) geschmückt hat. Wahrscheinlich bald nach der Errichtung des Klosters (um 1690) entstanden, erscheint es in seiner ungesuchten Haltung und Faltengebung, in wohlthuendem Gegensatz zu dem manierten Figurenwerk der darauf folgenden Periode, als Werk eines tüchtigen Meisters (s. Abbildung Fig. 227).

Ein schönes Renaissancekapital, das aus dem Landfriedrichen Garten, dem ehemaligen Herrngarten, hierhergekommen ist, stammt von dem bei Merian sichtbaren größeren Bauwerke daselbst.

Von kleineren Gegenständen seien noch erwähnt ein aus dem Röhrbacher Schloßchen stammender steinerner Brunnenaufsatz: ein hockender Löwe (r. S.), der einen Wappenschild (springender Löwe mit halbem Rad) in den Pranken hält, ferner die obere Hälfte eines aus Neckarhausen stammenden kleinen Crucifixus (r. S.) mit auffallend ausdrucksvollem Kopf, kleiner Wappenschild (r. S.) mit Rosetten aus Bammental, ehemaliger Schlußstein (r. S.) mit dem Bilde eines Faun, jetzt als Büste zurechtgehauen (soll vom abgebrannten Flügel des Mannheimer Schlosses stammen), Gräflich Wisersches-Leiningen-Westenburgsches Allianzwapen aus dem früher Gräflich Wiserschen Hause an der westlichen Ecke der Sandgasse und Hauptstraße in Heidelberg (ein zweites daher stammendes Wisersches Allianzwapen [Wiser und Müller von Gnadeneck] im Besitze des Herrn Max Klingel, Leopoldstraße 15) u. a. m.

Erwähnt seien schließlich noch Kopf und Oberteil der großen Caritasfigur aus Keupersandstein von der Front der Jesuitenkirche, die Ende der neunziger Jahre wegen zu starker Verwitterung ebenso wie ihre beiden Kolleginnen von ihrem luftigen Standorte entfernt und durch eine Kopie ersetzt worden ist.



Fig. 228.

Sandsteinköpfchen in der Sammlung Schmitt.

Im Hause wird ein reizendes, porträtmäßig behandeltes kleines Köpfchen (w. S.) aufbewahrt, das in der Nähe im Klingenteich gefunden worden ist und vielleicht einem barocken Grabmal der S. Peterskirche angehört hat (s. Abbildung Fig. 228).

Unterhalb des Klingentors hinter dem Chor der Peterskirche an der Ecke der Grabengasse und Seminarstraße springt aus dem dort stehenden einfachen Barockhaus ein fünfseitiger Erker vor, der ebenso wie der Erker am Englischen Hause und am Heumarkte recht unglücklich auf der schwerfälligen, von einer zierlichen Engelskonsole ausgehenden Auskragung ruht und auch in seinen Formen keineswegs muster- gültig erscheint, aber an dieser Stelle doch recht wirksam in die Erscheinung tritt.

Über die an der Stelle des jetzigen Bibliotheksgebäudes einst befindlichen Bauten des Schwarznonnenklosters s. oben S. 118 und 229 f.

Auch die Hauptbaulichkeiten der Plöck, in der ältere und neuere Häuser in buntem Wechsel stehen, sind oben S. 222 ff. bereits besprochen worden.

Der ehemalige Herrengarten, auf dessen Mitte ungefähr die Schießstorgasse lief, ist neuerdings durch die der Hauptstraße parallel laufende und von der Friedrichstraße bis zur Münzstraße reichende Landfriedstraße ungefähr in der Mitte geteilt worden.

Von bemerkenswerten Häusern aus den die Hauptstraße und Plöck verbindenden Straßen und Gassen seien noch folgende angeführt:

Märzgasse

Das zweistöckige stattliche Haus *Märzgasse* Nr. 18, gegenüber dem ehemaligen Herrengarten, das der berühmte Rechtsgelehrte Vangerow von 1840 bis 1870 bewohnt hat, zeichnet sich durch schöne Verhältnisse und vornehme Achsenteilung aus. Das Hauptportal ist merkwürdigerweise seitlich verschoben. Die davorgestellten korinthischen Säulen, die einen Balkon stützen, ebenso wie die Fensterverdachungen und sonstige Zieraten erscheinen als neuere Zutaten, die den ursprünglichen Charakter des Hauses stark verändert haben.

Das daneben stehende Eckhaus an der Plöck (*Märzgasse* Nr. 20) mit seinen großen durchgehenden ionischen Pilastern an der abgeschrägten Ecke war zusammen mit dem vorhergehenden, das von Wundt (S. 108) erwähnte Gräflich von Wisersche, später von Helmstädt'sche Anwesen. Vor Einbruch des Ladens muß diese Ecke mit ihren Balkonen sehr vornehm gewirkt haben.

Wir schließen den Rundgang mit den nördlich von der Hauptstraße gelegenen Straßen und Gassen der ehemaligen Vorstadt, die so vielfach mit neueren Baulichkeiten durchsetzt sind, daß das alte Bild nur an wenigen Stellen, in den kleineren Gassen, einigermaßen erhalten ist, und gehen dabei vom ehemaligen Mitteltor aus, über das oben S. 102 f. eingehend gehandelt worden ist.

Krahmengasse

In der *Krahmengasse* (Nr. 6) steht ein schönes zweigeschossiges kleines Barockhaus, das bei der Enge der Straße in seiner reizvollen Formgebung nicht genügend zur Geltung kommt. Die hübschen Eckpilaster mit den reichen Kapitälern, ebenso andere Einzelheiten, wie zum Beispiel die Fensterumrahmungen, sind den entsprechenden Teilen an dem oben (S. 326) erwähnten Hause in der Haspeltgasse (Nr. 12) so nahe verwandt, daß wohl auf denselben Architekten als Urheber und dieselbe Entstehungszeit (1734) geschlossen werden kann.

Die *Schiffsgasse* enthält eines der größten und ansehnlichsten älteren Häuser der Stadt (Nr. 4), einen dreigeschossigen Barockbau vom Jahre 1752 (Jahreszahl am schönen Volutenschlußstein des Torbogens, s. Abbildung Fig. 229), leider nachträglich mit Fensterverdachungen, Brüstungsfüllungen im Hauptgeschoß und sonstigen »Zieraten verschönert«. Jedenfalls haben sich die einfach, aber stilvoll umrahmten Fenster früher weit wirkungsvoller auf der ungegliederten Putzfläche herausgehoben.

Schiffsgasse

Die *Bauamtsgasse* (nicht, wie Wundt S. 111 schreibt: Baumannsgasse) führt ihren Namen von dem herrschaftlichen Bauhof, der an ihrem unteren Ende stand und i. J. 1799 verkauft worden ist. An einem Hause (Nr. 2) ist eine barocke Steinkonsole eingemauert (»Mannsbildtkopf«) mit einem Ansatz darauf, der wie der Anfang einer Gewölberippe aussieht. Stammt vielleicht aus dem Marstallgebäude Joh. Casimirs.

Bauamtsgasse

In der *Ziegelgasse* (Nr. 26) an der Ecke der Hauptstraße stand eines der interessantesten älteren Gebäude der Stadt, das ehemalige kurfürstliche Ballhaus, mit hohen Bogenfenstern und einer Holzgalerie im Saale, das später Magazin für eine Gerberei wurde und endlich als »Pauksaal« der Studentenschaft diente. Leider unlängst abgerissen ohne vorherige Aufnahme.

Ziegelgasse

In der den Neckar entlang ziehenden *Unteren Neckarstraße* erhebt sich das hohe Giebelhaus »Zum goldenen Anker« (Nr. 86) vom Jahre »1738«, dessen auskragende Fachwerkgeschosse leider verputzt und mit modernen Fensterumrahmungen entstellt sind.

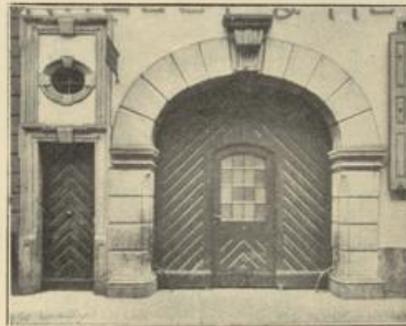
Untere
Neckarstraße

Fig. 229.

Portal am Haus Nr. 4 in der Schiffsgasse.

Eine einst sehr vornehme Baugruppe bilden die sogenannten Barionschen (früher Zangischen, zu Wundts Zeit von Dünenfeldischen) Häuser Nr. 17, 19 und 21 in der Unteren Neckarstraße auf dem ehemaligen Zimmerplatz am Neckar, einst alle zweigeschossig und in übereinstimmenden barocken Formen gebaut, jetzt in ihrer Gesamtwirkung dadurch stark beeinträchtigt, daß das westliche Eckhaus (Nr. 17) um ein Stockwerk erhöht und an das angrenzende, früher isoliert gelegene Mittelhaus angebaut worden ist. Die ehemalige Wirkung zeigt einigermaßen nur noch die Rückseite, wo die beiden Flügelgebäude vor dem langgestreckten Mittelbau einen Hof einschließen, der nach dem Neckar zu mit einem Gitter abgeschlossen ist.

Von älteren *Inschriften*, *Wappen* u. dgl., die in der Stadt verstreut sind, seien genannt:

An der Gartenmauer des Hauses Hauptstraße Nr. 242, beim Karlstor, ist ein aus einem Anwesen in der Plöck (Nr. 91) hierher verbrachtes schönes großes Barockwappen der Familie von Holzappel(?) eingemauert, das leider rechts unten falsch ergänzt worden ist. Stammt vielleicht vom S. Peter- oder S. Annenfriedhof.

Inscrip-
steine etc.

Am Eckhause Hauptstraße Nr. 203 findet sich in der Mauer der Oberen Mönchstraße eine Sandsteinplatte mit der Jahreszahl 1561 und einem Wappenschild, auf dem sich die Initialen A R oberhalb einer Trophäe von Steinmetzwerkzeugen befinden, wahrscheinlich Rest eines Türsturzes (s. Nr. 5 auf Fig. 230).

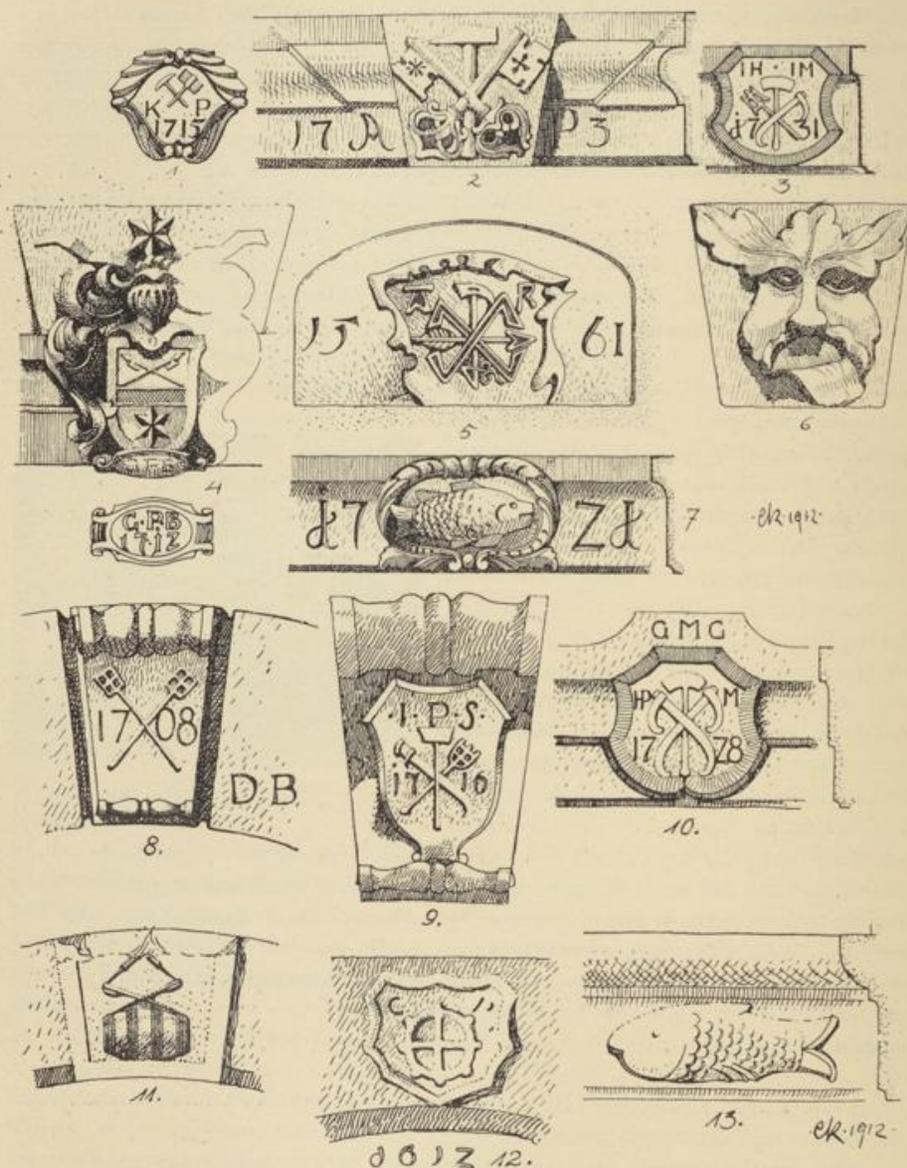


Fig. 230. Heidelberger Hausmarken.

Nr. 1. Kleine Mantelgasse 29. Nr. 2. Kleine Mantelgasse 27. Nr. 3. Bussemergasse 14. Nr. 4. Fischergasse 8.
 Nr. 5. Mönchgasse. Nr. 6. Lauerstraße 9. Nr. 7. Bussemergasse 8. Nr. 8. Obere Neckarstraße 2. Nr. 9. Obere
 Neckarstraße 4. Nr. 10. Kleine Mantelgasse 19. Nr. 11. Fischergasse 2. Nr. 12. Jakobs-gasse 3. Nr. 13. Lauerstraße 6.

Am Torweg des Hinterhauses von Hauptstraße Nr. 88 ist ein alter schöner Wappenstein mit dem Pfälzer Löwen, der Schildform zufolge aus dem 16. Jh. stammend, eingemauert. Herkunft unbekannt.



Fig. 231. Heidelberger Hausmarken.

Nr. 14. Untere Neckarstraße 86. Nr. 15. Ecke Kleine Mantelgasse und Untere Straße. Nr. 16. Kleine Mantelgasse 19. Nr. 17. Karpfengasse (Eingang zum Perkeo). Nr. 18. Obere Neckarstraße 10. Nr. 19. Städtische Sammlungen. Nr. 20. Hirschstraße 5. Nr. 21. Untere Straße 35. Nr. 22. Neue Schloßstraße (an einer Brunnenstube eingemauert). Nr. 23. Haspelgasse 8. Nr. 24. Leyergasse (in einer Gartenmauer). Nr. 25. Obere Neckarstraße 7.

An der Gartenmauer des Hausrathschen Anwesens (Ziegelhäuser Landstraße Nr. 37) ist ein Wappenstein mit einem Fischotter darauf eingemauert, wahrscheinlich von einem Bau stammend, der an Stelle der früheren Wirtschaft »Zum Hirschen« gestanden

hat. »Beim Abbruch der letzteren kam dahinter ein großes Brunnenbassin zum Vorschein mit zwei Inschriftsteinen von 1583 und 1584 und den abgekürzten Namen des Heidelberger Bürgermeisters Heinrich Eckhart (samt Wappen, einem Faßhaken, wie ihn Wirte und Küfer führen) und dessen Frau Juliane Müller (mit redendem Wappen: einem Mühlrad). Der erstgenannte Stein jetzt an der Rückseite der betreffenden Villa eingemauert, der andere nach Handschuhsheim (Friedensstraße Nr. 28) verbracht, wo er einen Schweinetrog zierte« (Mitteil. von K. Christ).

Besondere Beachtung verdienen die heute noch ziemlich zahlreich an den älteren Hausmarken etc. Häusern vorhandenen *Hausmarken, Zunftzeichen, Wappen, Embleme* u. dgl. Sie sind teils mit Jahreszahlen, teils ohne solche, meistens über der Tür oder dem Torweg in Stein gehauen, drohen aber leider mit den an die Stelle der alten Häuser tretenden Neubauten allmählich ganz zu verschwinden. Unsere Abbildungen Fig. 230 und 231 geben davon eine Auswahl nach Angaben des Herrn Landgerichtspräsidenten a. D. G. Christ und nach Aufnahmen des Herrn Dipl.-Ing. K. Koch. Die Bedeutung dieser alten Marken für die Lokalgeschichte bedarf keiner besonderen Erläuterung. Zudem zeigt sich aber auch bei diesen unscheinbaren Dingen oft ein Stück naiver, frischer Handwerkskunst, die im Laufe der Zeit immer mehr abhanden gekommen ist.

D. DIE ÖFFENTLICHEN PLÄTZE, BRUNNEN UND DENKMÄLER

Marktplatz

Der das Herz der ehemaligen Altstadt bildende *Marktplatz*, in dessen Mitte die Heiliggeistkirche steht, heißt in seinem freien östlichen Teile bereits bei Merian »der marckt« oder »marckh«, auch »dere Statt Marckt«, bei Liselotte der »große Markt«; später auch der Speisemarkt, bei Wundt (1805) »der große Speißemarkt« genannt. Vielleicht befand sich früher dort der Kirchhof. Der kleine, auf der andern Seite der Kirche im Norden gelegene Abschnitt hat bis heute den alten Namen Fischmarkt bewahrt.

Die Mitte des Platzes, zwischen Rathaus und Chor der Kirche, d. h. die Stelle, wo sich einst das Schaffot erhob, auf dem Sylvanus enthauptet worden ist, nimmt seit der Mitte des 18. Jhs. ein großer Röhrenbrunnen mit der Statue des Herkules obenauf ein. »Bis vor dem Jahre 1740 stund nahe diesem Brunnen, gegen das Rathaus zu, noch ein großer Lindenbaum und ein hölzerner Triller Auf älteren Kupferstichen sieht man beide noch« (Wundt). Die dem Farnesischen Herkules frei nachgebildete, aber recht minderwertige Sandsteinstatue des Helden, der sich auf die Keule stützt, mit dem pfälzischen Wappenschilder dahinter, ist vor einiger Zeit wegen drohenden Verfalls in die städtischen Sammlungen verbracht (s. oben S. 268) und durch eine Kopie ersetzt worden.

Die den Platz umgebenden Häuser gehören meistens noch dem 18. Jh. an, haben aber in neuerer Zeit so mancherlei Umänderungen und Erneuerungen erfahren, daß von einer einheitlichen Wirkung nicht mehr die Rede sein kann. Die wichtigsten Baulichkeiten sind oben (S. 302, 305 ff. und 319) bereits besprochen worden. Erwähnt sei nur noch das an der Nordseite gelegene ehemalige Kapitelhaus der Heiliggeistkirche (Marktplatz Nr. 2, s. oben S. 155).

Der *Kornmarkt*, der auf dem obengenannten Stadtplane vom Jahre 1622 den Namen »New Marckt« führt, ist erst nach dem Stadtbrande zu Anfang des 18. Jhs. in seiner jetzigen Größe und viereckigen Gestalt angelegt worden. Auf seiner Südseite lag das i. J. 1553 teilweise abgerissene alte Kur-Spital mit seinem Kirchhof, von dem noch Überreste der Toten unlängst zu tage gefördert worden sind. Nach Wumdt war er im 18. Jh. »Exerzir-Platz für das pfälzische Militär« und enthielt ein Wachthaus mit dem »Schnappgalgen, auf welchem die Namen der Deserteurs angeschlagen gewesen«. Das Aussehen des Platzes i. J. 1763 mit seinen kleinen unscheinbaren Häusern zeigt der Walpergensche Stich vom genannten Jahre. Seine Mitte ziert ein großartiges barockes Marienbild auf hohem Sockel, das Kurfürst Karl Philipp i. J. 1718 hat errichten lassen. Die Inschrift oben am Sockel lautet:

NON STATVAM AVT
SAXVM SED QVAM
DESIGNAT HONORA.
NOCHSTEIN, NOCH BILD,
NÖCH SAVLEN HIER,
DAS KIND VND
MVTTER EHREN WIR.



Fig. 232. Marienbild auf dem Kornmarkt.

Unsere Abbildung (Fig. 232) zeigt dies in seiner Art klassische Werk, das in Stil und Ausführung die beste Skulpturleistung des Barock in Heidelberg darstellt. Die stark bewegte, aber graziöse Haltung, sowie der Ausdruck des Gesichtes von Mutter und Kind, die reizvolle Gruppierung der Putten, welche die Erdkugel über Wolken tragen, die sorgfältige Ausarbeitung der Einzelheiten, dies alles wirkt zusammen, um diese Immaculata als das Werk eines sehr bedeutenden, leider nicht bekannten Barockmeisters in der Art des P. von Branden zu kennzeichnen.

Kornmarkt

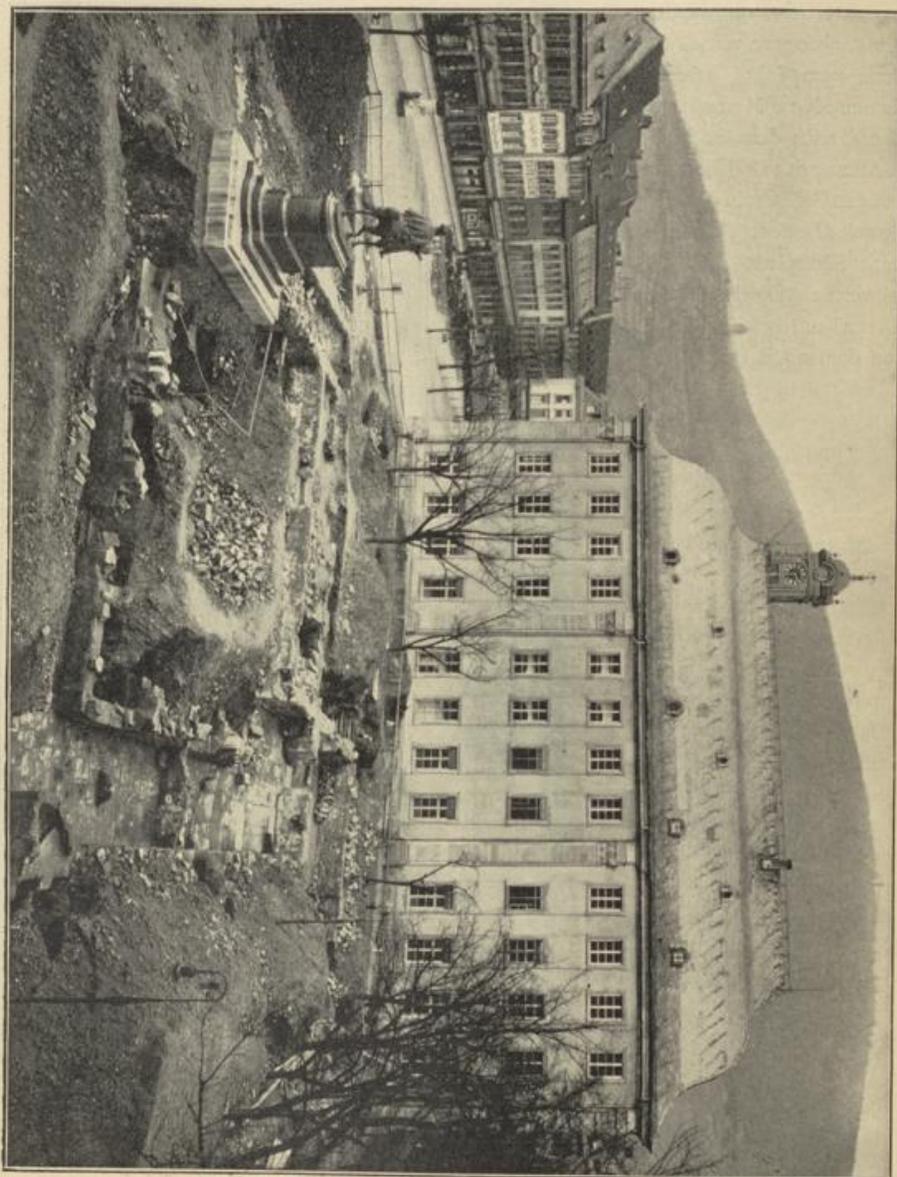


Fig. 233. Der Ludwigsplatz mit den Ausgrabungen im Herbst 1912.

Der Brunnen, der jetzt damit verbunden ist und sein Wasser in vier Muscheln am Postament ergießt, der alte »Spitalbrunnen«, war ursprünglich an der Nordost-ecke des Platzes gelegen; erst in den 1830er Jahren wurde sein Wasser zum Mutter-gottesbilde hingeleitet (s. Wundt, Archiv I, 33 ff.).

Der ringsum mit Bäumen bepflanzte *Karlsplatz* ist erst i. J. 1805 infolge des Abbruchs des Franziskanerklosters (s. oben S. 116f.) entstanden. Über die an ihm gelegenen Gebäude s. oben (S. 301 und 330f.).

Karlsplatz

Der kleine dreieckige *Heumarkt*, der sich einst gleich beim Mittelorturm längs der Grabenmauer nach Süden abzweigte, war bereits vor dem Stadtbrande auch auf der Westseite mit Häusern umgeben, die sich längs der Stadtmauer entlang zogen. Seine ursprüngliche Größe und Gestalt hat er beibehalten. Ungefähr in der Mitte stand zu Merians Zeit ein Brunnen, der längst verschwunden ist.

Heumarkt

Der jetzige *Ludwigsplatz* (so genannt nach dem Großherzog Ludwig [1819—1830]), welcher von Karl Theodor zum Exerzierplatz hergerichtet worden war und damals den Namen *Paradeplatz* geführt hat, ist das Gelände, auf dem sich einst das im Stadtbrande zugrunde gegangene Augustinerkloster (s. oben S. 114f.) erhob.

Ludwigsplatz

Über die Resultate der während der Drucklegung dieses Bandes vorgenommenen Ausgrabungen (s. oben S. 114) gibt nachstehender Bericht aus der Feder des Leiters der Grabungsarbeiten Kenntnis.*)

Das Augustinerkloster

Von Hermann Schrieder

Über das Aussehen des ehemaligen Augustinerklosters, an welches bisher nur noch die Augustinergasse erinnerte, sind wir durch kleine Abbildungen in den Ansichten von Heidelberg in Seb. Münsters Kosmographie (s. oben Fig. 50) und Merians großer Nordansicht (s. oben Fig. 52) einigermaßen unterrichtet. Außerdem sind auf dem von Hirsch veröffentlichten Plane des Universitätsarchivs (s. oben S. 204) mit sämtlichen Universitätsgebäuden aus dem 17. Jh. auch die damals schon zur Universität gehörenden Klostergebäude verzeichnet. Während man bisher glaubte, das Kloster sei bis auf einige Keller, deren einen man noch in der Mitte des 19. Jhs. mit Schutt ausfüllte, vom Erdboden verschwunden, stellte sich bei den Grabarbeiten im Sommer 1912 heraus, daß bei der Einebnung des Platzes im Anfang des 18. Jh. dessen Niveau ca. 1,70 m über das Klosterniveau zu liegen gekommen war und daß die Mauern größtenteils bis zu dieser Höhe im Boden erhalten waren (s. Abbildung Fig. 233). Alle Gebäude sind aber mit Ausnahme des Kreuzganges bis unter die Fensterbänke abgebrochen, so daß sich nirgends aus den Fensterformen Schlüsse auf die Entstehungszeit ziehen lassen. Ein zwischen den Gewölberippen des eingestürzten Kreuzganges gefundener prächtiger Gewölbeschlussstein veranlaßte die Stadtverwaltung, nach den übrigen Schlusssteinen zu suchen und so nach und nach den Kreuzgang, den Chor der Kirche, den Verbindungsraum zwischen beiden und die Vorhalle der Kirche bis auf den Fußboden ausheben zu lassen. Es fanden sich im ganzen 13 Schlusssteine des Kreuzganges und 2 von der Vorhalle, die in unseren Abbildungen Fig. 234 bis 236 wiedergegeben sind.

Dieselben stellen dar: 1. Osterlamm. 2. Christus, mit der Dornenkrone, seine Wundmale zeigend. 3. Mönch, in der Rechten ein Buch und Lilie, in der Linken einen Teller mit einem gebratenen Vogel haltend; ein (Raub-)Vogel schwebt über dem Teller.

*) Während der Drucklegung dieses Bogens (Ende Dezember 1912) ist man mit Wiederschüttung des Ganzen und Herstellung von Gartenanlagen daselbst beschäftigt.



Fig. 234. Schlußsteine aus dem Augustinerkloster.



Fig. 235. Schlusssteine aus dem Augustinerkloster.

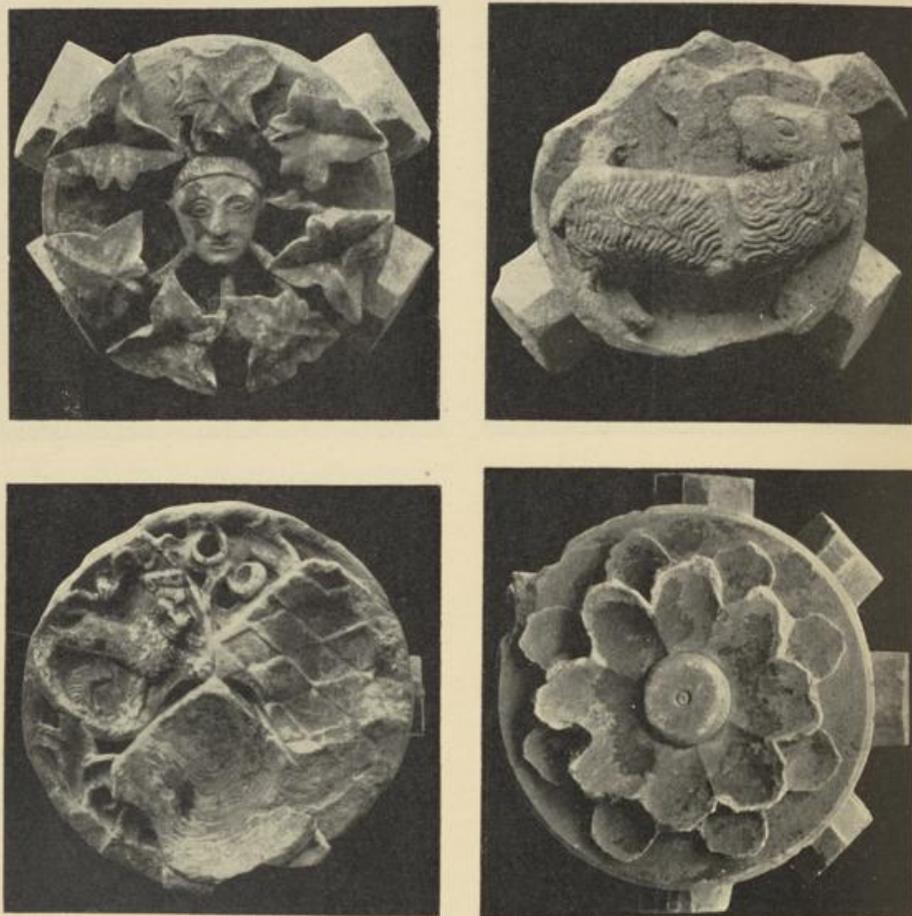
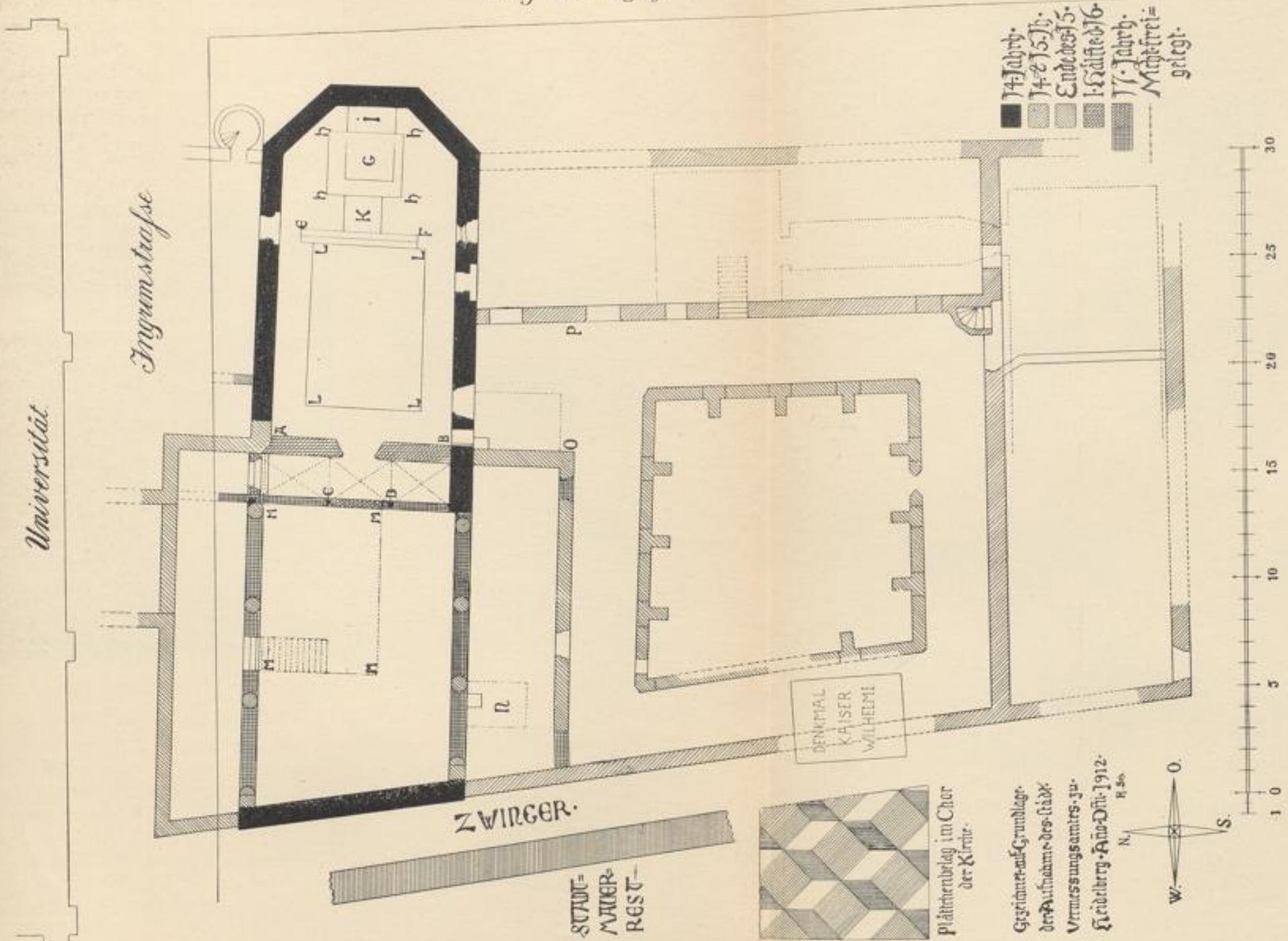


Fig. 236. Schlußsteine aus dem Augustinerkloster.

4. S. Ambrosius, mit Buch und Bischofstab, ein von zwei Pfeilen durchbohrtes Herz haltend. 5. S. Augustin, mit offenem Buch und Bischofstab. 6. S. Andres. 7. Jacop der gros (Jakob der Ältere). 8. S. Johannes. 9. S. Philippus. 10. S. Thomas. 11. S. Jacobus minor. 12. Sant Judas that. (Judas Thaddäus). 13. Schön komponiertes pfälzisches Wappen. 14. Osterlamm. 15. Männerkopf, von einem Efeukranz umgeben. (Die beiden letzten in der Vorhalle gefunden.) Dazu kommen noch der gewaltige mit einer Rosette geschmückte Schlußstein vom Chor der Kirche und der bereits i. J. 1880 gefundene oben (S. 115) erwähnte und abgebildete Schlußstein mit Reichsadler von derselben meisterhaften Ausführung wie der Adler am Ruprechtsbau des Schlosses und wie dieser aus der Zeit von 1400 bis 1410 stammend. Da er in dem kleinen Treppentürmchen an der Nordostecke des Klosterbezirkes gefunden wurde, läßt sich seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Gebäude nicht feststellen, nach den Rippenansätzen gehört er aber weder in die Kirche noch in den Kreuzgang.

Augustinerkloster.



Band VIII², Zu Seite 348.

Fig. 237. Grundriß des Augustinerklosters zu Heidelberg.
(Nach den Ausgrabungen i. J. 1912.)

Badische
Landesbibliothek

Die Kirche

Bei der Aufdeckung der Mauerreste kam auf der Nordseite des Platzes eine dreischiffige Kirche mit einem durch eine nachträglich eingesetzte Wand mit Portal abgetrennten Chor (s. Abbildungen Fig. 238 und 239) zum Vorschein. Die Untersuchung ergab, daß nur die in unserem Plan (s. Abbildung Fig. 237) schwarz angelegten Teile zur ersten Kirche gehören, deren schräger Westabschluß durch die Richtung der bei der Erbauung bereits vorhandenen Stadtmauer und deren Zwinger bedingt wurde. Diese erste einschiffige Kirche war anscheinend durch einen bei einer späteren Verkleinerung



Fig. 238. Chor der Augustinerkirche.

in eine Vorhalle umgebauten Lettner in Laien- und Priesterkirche getrennt. Verschiedene Umstände lassen schließen, daß im letzten Drittel des 15. Jhs. der Güterbesitz des Klosters sich bedeutend vergrößert hat, und diese günstige Vermögenslage mag ihren Ausdruck in einer reichen Bautätigkeit gefunden haben. Die Längsmauern des Schiffes wurden entfernt und je durch drei Vollsäulen und eine Halbsäule mit sechsseitiger Basis ersetzt. Im Norden und Süden wurde je ein Nebenschiff angefügt. Im südlichen fanden sich am Ostende einige spätgotische Gewölbekonsolen noch in situ.

In der ersten Hälfte des 16. Jhs. jedoch, als das Kloster nach raschem Verfall sich auflöste, um dann in Besitz der Universität überzugehen, trennte man das Schiff durch die Mauer *AB* vom Chor und errichtete auf den sechsseitigen Säulen *CD* und Wandkonsolen eine Vorhalle unter Verwendung der Kreuzrippen und Schlußsteine des ehemaligen Lettners. Dadurch wurde aus dem ehemaligen Chor eine selbständige Kapelle, in welcher man durch die Chorstufen *EF* einen Chorraum abtrennte. Der Bodenbelag

wurde erneuert und an Stelle von kleinen dunkelgrauen Plättchen in Chor und Schiff (in *LLLL*) glasierte Tonkacheln in einem grünen, gelb und dunkelbraun schattierten Würfelmuster gelegt. Längs der Wände des Schiffes, wo die Bänke standen, begnügte man sich mit Backsteinpflaster. In *G* ist das Altarfundament erhalten, welches später, als die Kapelle nur noch als Auditorium diente, nach Entfernung des Altars mit Backsteinen (*HHHH*) überpflastert wurde. Die Größendifferenz zwischen dem Fundament *G* und dem Pflaster *HHHH* rührt wohl von den ohne Fundament versetzten Altarstufen her. Die Aufmauerung *I* ist wohl die Basis des öfter erwähnten Katheders aus



Fig. 229. Chor der Augustinerkirche.

der Universitätszeit. Das Rechteck *K* ist mit neueren Backsteinen gepflastert. Da sich in dem ausgehobenen Grund die zerschlagenen ehemaligen Bodenkacheln und in der Ecke der Grube einige kleine Knochen und Holzreste fanden, ist anzunehmen, daß man die Gebeine einer hier bestatteten hervorragenden Persönlichkeit ausgegraben hat, vielleicht als die Kapelle den Reformierten zur Abhaltung ihres Gottesdienstes eingeräumt wurde.

Im Chor der Kirche befanden sich der Überlieferung nach die Gräber der Kurfürsten Rudolf I. und seines Vaters Ludwig II. Da jedoch Rudolf in England starb, Ludwig II. aber in Fürstenfeld begraben wurde, so kann es sich nur um ein Kenotaph gehandelt haben. Im Thesaurus Palatinus wird die Inschrift des Epitaphs wiedergegeben: Equites aurati, in Anglia mortuus Rudolfus et Imperator Romanus Ludovicus etc. . . . primor mortuus II. Februarii anno MCCXCIII, alter vero XI. Augusti MCCCXIX. Die Inschrift redet aber von Ludwig dem römischen Kaiser, und auch in dem erklärenden

Text zur Inschrift ist von Ludwig dem Bayer, Rudolfs Bruder, die Rede. Es sind also Ludwig II., der Strenge, und Ludwig der Bayer und außerdem die Todesjahre Ludwigs II. und Rudolfs I. verwechselt, somit die Wiedergabe der Inschrift verdächtig. Nach Quirin Reuter (1606) lautete die Inschrift: *Rudolfi ac Ludovici lamentabilia deposita altare quod cernis recondita tenet etc.* Auch hier sind die Todesjahre verwechselt.



Fig. 240. Bruchstücke der Grabplatte Kaiser Ludwigs (?).

Am Ende des 16. Jhs. hat man den »Altar« abgebrochen, aber keine Gebeine darin gefunden, und der Heidelberger Professor Wittekind bezweifelte damals in einer Textkritik der Inschrift und Stilkritik der »Gemälde« der Fürsten das Alter der Inschrift. Aus allem scheint hervorzugehen, daß man im 16. Jh., als die Kirche Hörsaal wurde, das Kenotaph abgebrochen und durch ein Wandgemälde mit Inschrift ersetzt hat. Vielleicht dürfen wir in dem unteren Rest einer Grabplatte mit einer liegenden prachtvollen Kurfürstenfigur in Hochrelief, die aus dem Anfang des 14. Jhs. stammt und nachträglich aufrecht in die Nordseite des Chores eingemauert wurde, einen Rest des Kenotaphs erblicken (s. Abbildung Fig. 240). Der fehlende Oberkörper ist wahrscheinlich erst bei der Einebnung des Platzes, weil über das Platzniveau hervorragend, abgeschlagen worden,

und nur die Trümmer haben sich, soweit sie nicht um 1860 beim Graben eines Baumloches verloren gingen, gefunden. Der Kopf ist spurlos verschwunden. Da die Reste einer kleinen zugehörigen Engelsfigur gefunden wurden, ruhte das Haupt des Kurfürsten wohl auf einem von Engeln gehaltenen Kissen.

Über dem Mittelschiff ist im 17. Jh. ein Gebäude errichtet und dabei sind die Säulen in die Mauerzüge eingemauert worden, so daß sie sich in situ erhielten. Ebenso



Fig. 241. Südlicher Kreuzgangflügel des Augustinerklosters.

wurde ein Teil unterkellert (MMMM) und dadurch der Boden des ersten Geschosses bedeutend erhöht. Das südliche Seitenschiff wurde dabei Hofraum und ebenfalls aufgefüllt und gepflastert. N ist eine im Zusammenhang mit dem Hause ausgeführte Senkgrube.

Der Kreuzgang

Der südlich an die Kirche sich anschließende und mit unregelmäßigen Steinplatten belegte Kreuzgang (s. Abbildungen Fig. 241 und 242) ist nach der Form der Pfeiler, der gefundenen Rippen, Konsolen und der bereits erwähnten Schlußsteine in das Ende des 15. Jhs. zu setzen. Am Ostende des südlichen Kreuzgangflügels befindet sich ein Ausgang in den Kreuzganghof. An diesem Flügel mußte sich der Regel nach ein Brunnen im Hof befunden haben. Im nördlichen Kreuzgang fanden sich auf den Trümmern eines eingestürzten, in seinen Bruchstücken vollständigen Kreuzganggewölbes die zertrümmerten Bestandteile eines vollständigen Ofens mit Renaissancekacheln, so wie er vom Obergeschoß des auch bei Merian zweigeschossigen Kreuzganges heruntergestürzt sein mag.

Bei der Freilegung ergab sich der Kreuzgang als durch zahlreiche schwache Mauern aus Lehm und Backsteinen in kleine Räume zerlegt. In einer der Mauern war ein Tür-

pfosten, der seinem Stil nach erst in den letzten Jahren des 17. Jhs. entstanden sein kann, verwendet, und urkundlich wissen wir, daß sich nach der fast vollständigen Zerstörung Heidelbergs im Jahre 1693 zahlreiche Leute in den Gewölben des Klosters angesiedelt haben. Jeder der kleinen Räume hatte einen aus Backsteinen gemauerten Herd, und unter jedem Herd fanden sich eine oder mehrere in den Boden eingelassene Grab-



Fig. 242. Nördlicher Kreuzgangflügel des Augustinerklosters.

platten, die man als Ofenfundamente irgendwoher geholt hat. Diese teilweise schon vorher anderweitig verwendeten Grabplatten — einzelne sind abgeschnitten oder sonst beschädigt — gehören größtenteils ins Ende des 13. Jhs. Sie befinden sich jetzt in den städtischen Sammlungen. Ihre Beschreibung folgt unten.

In dem Verbindungsraum zwischen Kreuzgang und Kirche fanden sich die keilförmigen Steine eines großen, ehemals zwischen die Ecke *O* und die Mauer *P* eingespannten Bogens von 6 m Spannweite, der dadurch bemerkenswert ist, daß die einzelnen Keilsteine gegen die Mitte des Bogens zu immer länger werden, so daß der Schlußstein

mit seiner unteren Fläche sich in der Kämpferhöhe befand. An den Schlußstein waren mit einer starken Nase der Gewölberippenanfänger der beiden anstoßenden Kreuzganggewölbe und mittels eines Aushaues die Rippen für die beiden Gewölbe des Verbindungsraumes zwischen Kreuzgang und Kirche angehängt. Diese merkwürdige Konstruktion zeichnete der Meister auf der einen Seite mit einem Wappenschild mit seinem Steinmetzzeichen (s. Abbildung Fig. 243 zuäüßerst rechts), während auf der anderen Seite noch die erste und vierte Ziffer einer Jahreszahl zu lesen sind, die ihrem Charakter nach um 1500 zu setzen sind (s. nebenstehende Abbildung). Beide Ziffern sind mit Arabesken verziert; während aber bei der 7 die Linien nur Ornament sind, scheinen sie (man vergleiche den andersartigen Charakter bei der 1 einen bestimmten Zweck zu haben. Offenbar hat man mit der Ziffer 1 die Jahreszahl 1268 vereinigt und so zu der Jahreszahl aus der Glanzzeit des Klosters stolz

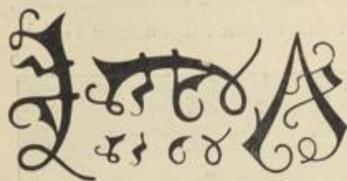


Fig. 243. Bruchstücke aus dem Augustinerkloster.

das Gründungsjahr des nach 1256 und vor 1279 errichteten Klosters hinzugefügt; die Zahl war wohl auf dem tief herabhängenden Schlußstein zu sehen.

Ostlich vom Kreuzgang liegt ein gotischer, teilweise unterkellertes Gebäudezug, dessen innere Einteilung und Bestimmung jedoch nicht festgelegt wurde. Der heutige Kellereingang mit spundförmigem Türbogen ist erst im 17. Jh. eingebrochen.

Auch die Bestimmung des Gebäudezuges südlich vom Kreuzgang ist nicht ersichtlich, doch lassen die starken Mauern darauf schließen, daß er eingewölbt war. Bei Merian sehen wir an dieser Stelle einen dreistöckigen Renaissancebau. Friedrich III. (1559 bis 1576) wird ihn wohl auf den alten Fundamenten errichtet haben, weil er es war, der die Sapienz vergrößerte, so daß 70 Studenten statt 20 untergebracht werden konnten, und weil sein Nachfolger für die Errichtung der Burse jenseits der Augustinergasse Platz suchen mußte.

Der freigelegte Grundriß, der ja, nachdem die wichtigen Funde in den städtischen Sammlungen untergebracht sind, architektonisch nichts besonderes bietet, soll wieder zugedeckt werden. Der Gedanke, daß in diesen Räumen die Universität gegründet wurde, daß die Augustiner dafür geehrt wurden, indem ihnen die Feier der Seelenmesse für

den Stifter der Universität übertragen wurde, daß sich Magister und Doktoren je nach Veranlassung im Kreuzgang, in der Kirche und im Refektorium zu versammeln pflegten, daß in der Kirche einst die feierlichen Doktorpromotionen stattfanden, daß Luther an dieser Stelle seine Thesen verteidigte, hatte die Universität veranlaßt, für die dauernde Freihaltung einzutreten; auf die Gründe, die dagegen gesprochen haben und zu einer Wiederschüttung des Ganzen führen werden, muß ich mir versagen, hier einzugehen. ¶

Die Grabsteine

In Nachstehendem geben wir in chronologischer Reihenfolge die Inschriften der Grabsteine, über deren Auffindung oben berichtet worden ist. Der Text derselben ist in zweifelhaften Fällen mit Hilfe des Herrn Landgerichtsrats M. Huffschmid und der Herren Landesgerichtspräsident a. D. G. Christ und Dr. K. Christ festgestellt worden. Das Material ist durchweg roter Sandstein:

1. Grabplatte mit der Darstellung eines Augustinermönchs, in vertieften Linien; Kopf bei einer späteren Verwendung der Platte abgeschnitten; ohne Schrift; um 1300.

2. Große Platte mit dem tief eingegrabenen Namen der Verstorbenen in der Mitte:

Ø GISILĀ

3. Große Platte mit Inschrift am oberen Rand:

* Ø · IOHĀNES DE HĀLLIS.

4. Große Platte mit der umlaufenden Inschrift:

||| · II · KĀ · IĀHVĀRII · Ø · HERMĀIVS · DE · ZVZEHVSĀN ||||

In der Mitte der Platte ein großes ornamentiertes Kreuz.



Fig. 244. Grabstein aus dem Augustinerkloster.

5. Große Platte mit einem eingeritzten kleinen Kelch in der Mitte und der Umschrift:

ANNO · DNI · M · CCLXXIX · HERRIA · TARDIA · POSC ·
 EPIPHANI // Θ · HEINRICUS · GRIBARIUS ·

6. Grabplatte mit zwei parallel um den Rand laufenden Inschriften:

a) /// Θ · DOMI · OL · CC · LXXX · KALÆ · ROVENBRIS · Θ ·
 HRÄTER // PRIOR · HI (?) · SUI · AVGI ·

b) ANNO · DNI · MLLASIMO · CCC · I · Θ · DARRADVS
 // III · K^o · ROZ ·

7. Große Platte mit der Umschrift:

✠ ANNO · DOMINI · OL · CC · LXXXI · Ø · hA //
 LOZAR · (DI)ZIS · M · HEIDILBERG / · VI · IDZIS · OKTOB'IS ·

In der Mitte der Platte groß:

HARTMUT^o

Diese Platte ist dadurch besonders wertvoll und wichtig, weil sie die älteste Nennung eines Heidelberger Bürgers Namens Hartmut enthält.

8. Große Platte mit der Umschrift:

✠ ANNO · DDOMINI · MLLASIMO · DVADERTSIOO · NORR ·
 GASIOO · III · VIII · ID^o · DEUBB^o · Θ

In der Mitte steht groß:

HEDEWIG

9. Große Platte mit der Umschrift:

✠ ANNO · OMI · MLLASIMO · CC · NORR · IX · VIII //
 DE · SASSARHVSÆ · VIDADIS · OMI · DVGIS · I · RENO ·

In der Mitte Dreieckschild mit zwei Wecken in flachem Relief.

10. Kleine Platte eines Kindergrabes mit der Umschrift:

✠ ANNO · DNI · OL · CCC · XIII · Θ · IOHES · HILZIS · GÖTHRIDİ
 // MI · III · H · AIG^o ·

In der Mitte ist in Relief eine stilisierte Rose in Umrahmung angebracht (s. Abb. Fig. 244).

11. Große Platte mit der Umschrift:

Ano · dni · 150A · in · die · s · /// · evangeliste · obiit · reverend ·
 pater · sacre · Theo · licēiat · fr · johes · molitoris · por · h · loci · c ·
 aia · regēscat · in · pce · A ·

12. Große, leider sehr zerstörte Grabplatte mit der Umschrift:

Anno domini Milleſio qugeteſio undcio i die ſancti /// Obiit
 nobil' vir Johāneſ heußer de Hoemberg cui' anima viuat
 christo amē ✠

In der Mitte zerstörtes Wappen mit Helm und Decke in Flachrelief; Helmzier: offener Flug mit Zickzackbalken.

13. Bruchstück einer Platte mit den Resten der Umschrift:

Marcy · M · d · rrr · vere · pius · et · doctus · iuris · doctor //

Auf der sich nach der Hauptstraße hin platzartig anschließenden Erweiterung der Grabengasse erhebt sich dicht an der Hauptstraße ein *Brunnen*, dessen Säule einen springenden Pfälzer Löwen mit Krone und Zepter in den Pranken trägt. Jahreszahl 1712 an der Sockelplatte. Säule und Becken stammen aus dem Schluß des 18. Jhs. und lehnten sich früher, wie unsere Abbildung Fig. 67 zeigt, an eine kleine Baulichkeit (Wachlokal?) an.

Brunnen

Die Vorstadt besaß außer dem Zimmerplatz am Neckar keine Plätze. Erst in neuerer Zeit ist nördlich an der Leopoldstraße der *Wredeplatz* entstanden (mit dem Standbilde des i. J. 1838 verstorbenen bayerischen Marschalls Fürsten Wrede, eines geborenen Heidelbergers, s. oben S. 330), einst das »Arboretum«, der Botanische Garten des Professors Gattenhof (s. oben S. 196).

Wredeplatz

Die Neuenheimer Vorstadt

Das auf dem rechten Ufer des Neckars gelegene, seit dem Jahre 1891 mit Heidelberg vereinigte ehemalige Dorf Neuenheim hat seinen altertümlichen Charakter völlig eingebüßt. Wie wir gesehen haben (oben S. 82 ff. und 86 ff.), handelt es sich hier um eine uralte Ansiedlung, deren Bewohner: Kelten, Germanen, Römer, Franken, Alemannen etc., jeweils bedeutsame Spuren hinterlassen haben.

Den Mittelpunkt des mittelalterlichen Dörfleins bildete die an der Ladenburger Straße gelegene *Kirche*, die i. J. 1137 von Bischof Buggo von Worms geweiht und in gotischer Zeit durch einen Neubau ersetzt worden war, von dem nur der Chor und der seitlich neben dem Chor stehende Turm das Unglücksjahr 1693 überstanden haben. Das zu Beginn des 18. Jhs. neu errichtete dürftige Langhaus ist i. J. 1906 wieder abgerissen, gleichzeitig der anliegende Kirchhof zum Marktplatz umgewandelt worden. Ein Bild des ehemaligen Kirchleins gibt unsere Fig. 245. Jetzt stehen hiervon nur noch der Turm mit seinen zwei- und dreigeteilten gotischen Nasenfenstern in der Glockenstube und der südlich anschließende, flach gedeckte ehemalige Chorraum, dessen Fenstergewände aus der Zeit Ludwigs V. (1508 bis 1544) stammen dürften. Der ehemalige spitzbogige Triumphbogen ist rundbogig erneuert worden. Von den beiden Glocken für die reformierte Gemeinde war die eine i. J. 1729 von Blasius Sattler in Mannheim, die andere i. J. 1772 von Anselm Frantz Speck in Heidelberg gegossen.

Ehemalige Kirche

Von den Häusern der jetzigen Neuenheimer Vorstadt erinnern nur wenige einstöckige Hütten noch an das nach der Einäscherung von 1693 offenbar recht dürftig wieder aufgebaute alte Gemeinwesen. Die Erinnerung an den ehemaligen Besitz der Schönauer Mönche im Orte hält der sogenannte »Mönchhof« am Ende der Brückenstraße fest, der bis vor kurzem ein malerisches, mit älteren Baulichkeiten umgebenes ländliches Anwesen darstellte, vor einigen Jahren aber ebenfalls den modernen Verkehrsrücksichten und Bauplänen fast völlig zum Opfer gefallen ist (s. Mannh. Geschichtsbl. 1904 S. 156 und 1905 S. 177). Am ehemaligen Hoftorschlußstein steht die Jahreszahl 1786 mit den Initialen HTMP, das anschließende kleine Wohnhaus trägt die Jahreszahlen 1725 und 1726. Gegenüber ein Haus von 1749 mit einem Hoftor daneben von 1761.

Ältere Häuser

Das sogenannte »Lutherhaus«, das an der Stelle der neuen protestantischen Kirche stand, war eine »elende Herberge« (s. oben S. 226). Es befanden sich Jahres-

zahlen daran aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jhs. Mit Luther und dessen Anwesenheit in Heidelberg hat es aber nichts zu tun gehabt. (*K. Chr.*)

Am Ende der Lutherstraße gegen den Neckar zu steht noch ein älteres Haus (Nr. 4), an dessen Hofeinfahrt zwei glatte Türpfosten mit der Jahreszahl 1580 und zwei bürgerliche Wappenschilde mit Initialen angebracht sind. Das eine Wappen



Fig. 245. Ehemalige Kirche des Dorfes Neuenheim.

zeigt eine Pflugschar über zwei Sternen und die Initialen PL (wohl Lenz), das andere ein Mühlrad mit Brezel darüber und die Initialen BH (wohl Hübsch).

In der Albert-Uberle-Straße befinden sich am Hause Nr. 10 drei Skulpturfragmente unbekannter Herkunft eingemauert: Zwerg mit einer Flasche oder Keule in der Hand (16. Jh.?), Kopf eines Ritters (17. Jh.) und Bruchstücke eines Grabmals (17. Jh.) mit Relief der Stifterfamilie unterm Schutze (Mantel) der Jungfrau.

Ebenso am Hause Nr. 28 daselbst Inschriftstein vom Jahre 1620, auf die Errichtung einer Weinbergmauer durch Hans Jerg Berger bezüglich (s. oben S. 294 beim Schlachthaus).

Die Bergheimer Vorstadt

Literatur: Das deutsche Bergheim bis zu seiner Vereinigung mit Heidelberg, in Wirths Archiv I, 65 ff.

Die westliche Vorstadt Heidelbergs, deren Geschichte, wie wir gesehen haben, weiter zurückreicht, als die Geschichte der Stadt, welcher sie i. J. 1392 gewaltsam einverleibt worden ist, erscheint heute, ebenso wie die gegenüber liegende Neuenheimer Vorstadt, als ein ganz moderner Stadtteil. So zahlreich die Funde und die zum Teil noch erhaltenen Baureste (s. oben S. 84 und 91 ff.) ältester und alter Kulturperioden sind, die uns auf Bergheimer Böden durch den Spürsinn und den Spaten der Forscher erschlossen worden sind, keine Baulichkeit über der Erde zeugt mehr von alter Zeit. Auch die alte Bergheimer Mühle, die einzig den Namen des untergegangenen Dorfes die Jahrhunderte hindurch bewahrt hat, ist ganz modernisiert worden.

Die ehemalige *Kirche des Dorfes Bergheim* stand an der Schnittstelle der jetzigen Kirchstraße und Vangerowstraße in der Nähe der alten Bergheimer Mühle unweit des Flusses. Gelegentlich der von K. Pfaff geleiteten Ausgrabungen in den Jahren 1899 und 1900, die, wie wir gesehen haben, für unsere Kenntnis der ältesten Besiedlung dieser Gegend von so einschneidender Bedeutung geworden sind (vgl. oben S. 82), kamen auch die Fundamente dieses kleinen Gotteshauses wieder zum Vorschein (entgegen der Annahme Wirths im Archiv I, 97 f.*). »Es ergab sich, daß die Kirche auf uraltem Kulturboden errichtet war.« Sowohl in dem polygonal (5/8) geschlossenen Chor, als auch innerhalb des Langhauses kamen neolithische Hüttengruben und Trichtergruben mit zahlreichen interessanten Gebrauchsgegenständen zu tage, ferner Reste römischer und altchristlicher Gräber sowie die Herd- und Arbeitsstätte eines alemannischen Töpfers. Von der Kirche selbst fanden sich keine Baureste, aus denen das Alter derselben hätte bestimmt werden können, doch deutet der polygonale Chorschluß auf eine gotische Anlage hin, die vielleicht nicht lange vor der Verlegung des Dorfes entstanden sein mag. (Erster Fundbericht von K. Pfaff in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 15. Juli 1899.) Innerhalb der damals ebenfalls aufgedeckten Umfriedigung des Kirchhofes waren schon früher wiederholt christliche Bestattungen in friedlichem Verein mit römischen Grabstätten zum Vorschein gekommen. Die von dort stammenden Hauptfunde sind oben S. 91 ff. bereits beschrieben worden.

Ehemalige Bergheimer Kirche

Die Bergstadt

Aus der im Schutze des Schlosses entstandenen alten »Burgfreyheit« ist ebenfalls im Laufe der letzten Jahrzehnte eine moderne Vorstadt geworden. Sie bedeckt den ganzen westlichen Teil des Schloßhügels mit der sich schlangentartig zwischen den Villen emporwindenden neuen Schloßstraße, die vom »Faulen Pelz« ihren Ausgang nimmt.

Der Burgbezirk bildete eine ursprünglich wohl nur aus niederen Hofbediensteten bestehende Gemeinde, welche unter der Gewalt des kurfürstlichen Haushofmeisters, später

*) Erstmals hat Karl Christ bei Beschreibung eines hier eingemauert gewesenen römischen Grabsteines in den Verhandlungen der Heidelberger Philologenversammlung von 1865 S. 214 auf diese Kirche mit Kirchhof aufmerksam gemacht, wovon damals noch die Umfassungsmauern standen. Vgl. auch hiernach Wagner-Haug, Fundstätten I S. 295.

des Oberstburggrafen, als Vertreters des Hofmarschalks oder Seneschalks stand. Ein eigener Schultheiß »vor dem Berg« hielt das »Burgergericht«, d. h. niedere Gerichtsbarkeit in Straf- und Zivilsachen, neben der polizeilichen Gewalt und finanziellen Verwaltung in Händen. Die kurfürstliche Ernennung und Bestätigung dieser von der Stadt völlig unabhängigen Organisation vom Jahre 1592 gibt hierüber eingehende Auskunft (s. Neues Archiv I, 124 f.). »Diese ‚Burgfreiheit‘ bestand bis zum 3. Februar 1743, an welchem Tage sie durch kurfürstliche Verordnung aufgehoben und die Schloßbewohner dem Oberamte und dem Stadtrate zu Heidelberg unterworfen wurden« (Wirth, Archiv I, 5).

Die alten Ansichten lassen die allmähliche Entwicklung dieser Bergstadt erkennen. Bei Münster (1550) sind es erst wenige, zunächst beim westlichen Schloßtor etwas dichter, dann nach dem Keltortor zu ganz vereinzelt gelegene unscheinbare, kleine Häuser, traulich in Waldesgrün gebettet (s. Fig. 50); bei Merian (1620) sehen wir bereits eine zusammenhängende, beiderseitig den »Schloßberg« oder Burgweg entlang sich zum Schlosse herauf ziehende Häuserflucht (s. Fig. 52), ebenso bei Walpergen (1763) (s. Fig. 53b).

Der neuesten Zeit war es vorbehalten, das alte schöne Bild ganz zu zerstören, d. h. die herrliche Schloßruine aus ihrer wirkungsvoll isolierten Lage herauszureißen und zum Endpunkt des Häusermeeres der Stadt zu machen, anspruchsvolle Villenbauten unmittelbar neben die zerfallenen Mauern des altherwürdigen Herrscherschlosses zu setzen.

Dem modernen Villenbau und der Bergbahn ist denn auch der einzige monumentale historische Zeuge der ehemaligen Unabhängigkeit und Gerechtsame der Bergstadt zum Opfer gefallen. Am oberen Ende des Burgwegs stand bis zum Jahre 1889 noch das *Rathaus*, ein kleiner Barockbau (s. hinten rechts auf der Abbildung Fig. 246), der die vom älteren Bau herrührenden, jetzt in den städtischen Sammlungen befindlichen (s. oben S. 266 f.) drei Tafeln mit dem Hinweis auf die Gerechtsame der Bergstadt eingemauert enthielt. Der Schloßbrand, ebenso wie der Stadtbrand, scheinen das ältere, unter Karl Ludwig errichtete Häuschen verschont zu haben, das dann i. J. 1731 erneuert oder durch den Neubau, der bis zuletzt bestanden hat, ersetzt worden ist.

Westlich daneben, weiter unterhalb, erhob sich ein sehr verfallenes altes *Eckhaus* vom Jahre »1604« mit hübscher Fachwerkschnitzerei (vorn auf Abbildung Fig. 246), das i. J. 1889 mit abgerissen worden ist. Die geschnitzten, lange unter Putz verborgen gewesenen Pfosten, Lagerhölzer, Rahmenwerke u. dgl. sind beim Abbruch ebenfalls in die städtischen Sammlungen gerettet worden (s. oben S. 287).

An dem hier gelegenen kleinen Platze, unter dem jetzt die Bergbahn durchgeht, stand ein mit einem Pfälzer Wappen geschmückter Brunnen und eine Wirtschaft »Zum Löwen«, an der das Relief eines Löwen, ähnlich dem am alten Rathause (s. oben), angebracht war, während das kleine bemalte Löwenköpfchen, das sich zurzeit im Berggartenmuseum des Herrn Guido Schmitt (s. oben S. 334 ff.) befindet, von der ehemaligen Hofbäckerei (jetzt Pension Müller-Neuer, s. unten) stammt.

Von älteren Häusern ist nur noch das kleine Anwesen Schloßberg Nr. 29 erwähnenswert, das auffällig reicher behandelt, rechts im Erdgeschoß die Haustür und daneben ein hübsch profiliertes Doppelfenster enthält. Das Obergeschoß zeigt dementsprechend auf der rechten Seite über der Tür ein größeres und links zwei gekuppelte kleinere Fenster. Dazwischen ein kleines Tabernakel mit Kreuz obenauf. Alles hübsch in Sandstein gearbeitet mit rustizierten Eckpilastern.

Ehemaliges
Rathaus

Ehemaliges
Fachwerkhaus

Älteres Haus

Am Hause Schloßberg Nr. 41 befindet sich ein Türsturz mit der Inschrift: „*Ein-
gang zu Hieronymus Landfried 1811*“. Dies war der obere Eingang zum Garten
der Landfriedschen Brauerei »im faulen Belz«, der bis zu den Häusern des Schloßbergs
hinaufreichte (s. Neues Archiv III, 108 f).

Inschriften

Ein an der hinteren Gartentür der Pension Müller-Neuer (Schloßberg Nr. 47 bis 49)
eingemauerter Stein mit der Inschrift: „*Kuovrat Miler, Hofbecker allhie Anno 1600*“



Fig. 246. Abgerissene Häusergruppe (Rathaus) der Bergstadt.

erinnert daran, daß die Familie des nach dem Einwohnerverzeichnis von 1708 hier
wohnhaften Schultheißen Müller bereits ein Jahrhundert vorher am Schloßberg ansässig
war (s. Neues Archiv III, 99 f).

Am neuen Schloßweg unterhalb des Ebertschen Hauses befindet sich über einer
Brunnenstube ein Stein mit der Jahreszahl 1534, den Initialen H B und einem Stein-
metzzeichen eingemauert (s. oben Nr. 22 auf Fig. 231).

Brunnenstube

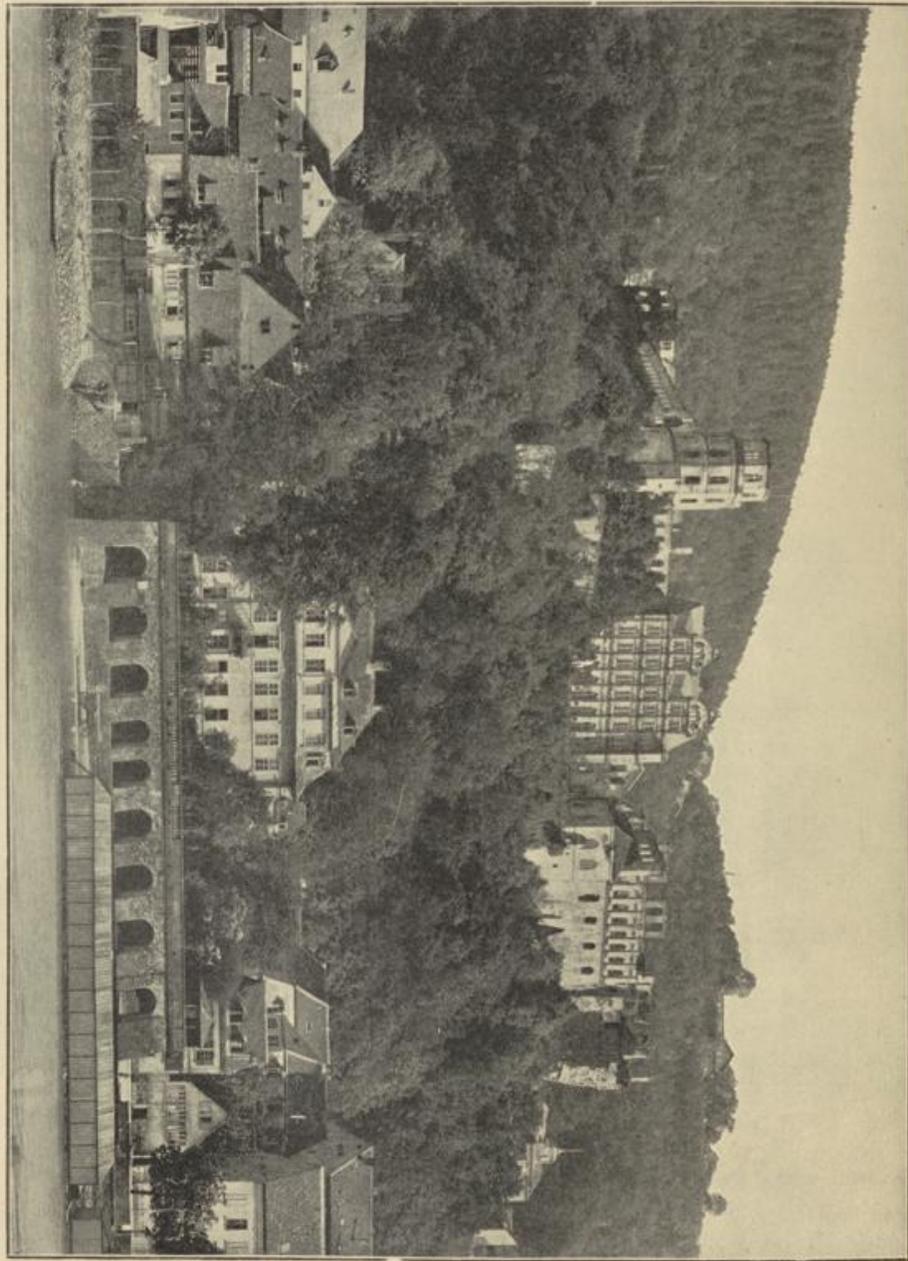


Fig. 247. Die Nordseite des Heidelberger Schlosses.



DAS SCHLOSS

Quellen: Marc Rosenberg, Quellen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses, Heidelberg 1882. Dies grundlegende Werk enthält im Auszuge die ältesten zeitgenössischen Erwähnungen und Berichte, soweit sie damals bekannt waren. Seither ist das urkundliche Material nicht unwesentlich vermehrt worden, hauptsächlich durch folgende Werke: A. Koch und J. Wille, Regesten der Pfalzgrafen von Rhein I (1214 bis 1400), Innsbruck 1887 bis 1890. E. Winkelmann, Urkundenbuch der Universität, 2 Bände, Heidelberg 1888. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz, im Auftrage des Stadtrates und der Kommission für die Geschichte der Stadt herausgegeben von Albert Mays und Karl Christ, Bd. I, Heidelberg 1890; II, 1893; III, 1898; IV, 1901; V, 1903; VI, 1905; VII, 1907; VIII, 1910; IX, 1911. Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses, herausgegeben vom Heidelberger Schloßverein, Bd. I, Heidelberg 1886; II, 1890; III, 1896; IV, 1903; V, 1905; VI, 1912.

Quellen

Literatur: Die Literatur über das Heidelberger Schloß ist Legion. Die älteren Arbeiten finden sich ziemlich ausführlich in M. Rosenbergs Quellen (s. oben), die neueren (seit 1805) in v. Oechelhaeuser, Das Heidelberger Schloß, bau- und kunstgeschichtlicher Führer, Heidelberg 2. Aufl. 1902, S. 189 ff., in O. Kienitz und K. Wagner, Literatur der Landes- und Volkskunde des Großh. Baden, Karlsruhe 1901, S. 392 ff., Ad. Zeller, Das Heidelberger Schloß, Karlsruhe 1905, S. IX f., und in K. Pfaff, Heidelberg und Umgebung 3. Aufl. bes. von R. Sillib, Heidelberg 1910, S. 221 f., doch sind hier meistens nur die wichtigsten Veröffentlichungen hervorgehoben, neben denen sich eine unübersehbare Fülle von Einzelaufsätzen in den verschiedenen in- und ausländischen Zeitschriften, Vereins- und Tageblättern findet. Es erscheint untunlich, hier ein vollständiges Literaturverzeichnis aufzustellen, doch werden die wichtigsten neueren Arbeiten an den betreffenden Stellen angeführt werden.

Literatur

Die Streitliteratur über die Wiederherstellungsfragen ist von W. Valentiner im Auftrage des Heidelberger Schloßvereins in Band IV von dessen »Mitteilungen« (s. oben) sorgfältigst, wenn auch nicht erschöpfend, bis April 1903 zusammengestellt worden.

Für die Baugeschichte ist und bleibt die Grundlage unserer Kenntnisse das von den damaligen Vorständen des Schloßbaubureaus Julius Koch und Fritz Seitz i. J. 1891 im Verlag von Arnold Bergsträßer in Darmstadt herausgegebene Werk: Das Heidelberger Schloß, dem mit gütiger Erlaubnis der Herren Verfasser eine größere Anzahl der nachstehenden Abbildungen entnommen worden sind.

Die alten Ansichten des Schlosses bis 1764 hat K. Zangemeister im I. Band der Mitteilungen des Schloßvereins (1886) zusammengestellt und diese Zusammenstellung in den folgenden beiden Bänden (s. oben) durch Nachträge ergänzt.

Baugeschichte

A. Das obere oder alte Schloß

(Molkenkur)

Die Geschichte der beiden Burgen oder Schlösser, welche oberhalb der Stadt an den nördlichen Abhängen des Königstuhls von den Pfalzgrafen errichtet worden sind, hängt aufs engste mit der Geschichte der Stadt Heidelberg zusammen und ist oben in der Einleitung zum Abschnitt Heidelberg von R. Sillib in Umrissen bereits skizziert worden.

Neben der politischen geht die baugeschichtliche Entwicklung des Wittelsbacher Herrschersitzes einher, die im Folgenden, ebenfalls in gebotener Kürze, geschildert werden soll. Die wichtige Streitfrage bezüglich der Priorität des oberen und des unteren Schlosses sei hierbei zunächst erörtert (vgl. dazu: M. Huffschild, Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses, im Neuen Archiv III [1898] S. 7 ff.).

Die erste urkundliche Erwähnung der Stadt Heidelberg stammt, wie wir oben (S. 71) sahen, aus dem Jahre 1196, die erste urkundliche Erwähnung einer Burg daselbst aus dem Jahre 1225 (dann 1235, 1260, 1284, 1287, 1288 und 1294). Zum Jahre 1303 werden in einer Urkunde zum ersten Male zwei Burgen erwähnt und danach ebenso in Urkunden von 1313, 1323, 1329 usw. In der letzteren (Vertrag von Pavia) heißt es ausdrücklich: »Heidelberch, di obern und nidern burch und di stat.« Zwischen den Jahren 1294 und 1303 muß also die zweite Burg entstanden sein, und zwar, wie Huffschild (a. a. O. S. 11) glaubhaft gemacht hat, im Zusammenhange mit der durch den Tod Ludwigs II. veranlaßten Besitzteilung, als eine Gründung Rudolfs I.

Bis vor 15 Jahren hat kein Zweifel geherrscht, daß die obere Burg als die ältere, die untere als die jüngere anzusehen ist, und die Untersuchungen des Schloßbaubureaus hatten bestätigt, daß keine älteren Mauerreste oder sonstigen Anzeichen für das Vorhandensein einer Burganlage auf dem unteren Plateau, dem sogenannten Jettenbühl, vor dem 15. Jh. vorhanden seien. Da fand sich i. J. 1897 bei den Restaurierungsarbeiten am Friedrichsbau in der Mauer, die diesen vom Gläsernen Saalbau*) trennt, ein vermauertes Doppelfenster, dessen Formen auf die ersten Dezennien des 13. Jhs. hinweisen (s. unten S. 373), in situ vor, und der Beweis erschien geliefert, daß der Jettenbühl schon zur Zeit des Pfalzgrafen

*) In der Bezeichnung der einzelnen Bauteile des Schlosses bin ich dem von Fr. Seitz zuerst aufgestellten und seither fast allgemein befolgten Grundsatz (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 224) treu geblieben und benenne sie mit den Namen, unter welchen sie in den Bauakten des 17. Jhs. erscheinen, wenn auch dabei die eine oder andere ältere Bezeichnung (z. B. Gespiegelter Saal statt Gläserner Saal) in Wegfall kommt. Nur so ist eine Einheitlichkeit zu erzielen und sind Mißverständnisse zu vermeiden, wie solche durch die frühere, zum Teil ganz willkürliche Namengebung häufig genug herbeigeführt worden sind.

Ludwig des »Kehlheimers« (1214 bis 1228) eine Burg getragen habe. In dieser Zeit ist aber, wie wir sahen, urkundlich nur von einer Burg die Rede, die zweite, d. h. die obere Burg müßte demnach, im Gegensatz zur bisherigen Annahme, jüngeren Ursprungs sein, als die niedere Burg. Dem widerspricht aber die leicht erklärliche Tatsache, daß bei allen alten ähnlichen Doppelanlagen (z. B. Baden-Baden) die obere, kleinere Burg stets die ältere, die untere, größere stets die jüngere Anlage darstellt. Zumal in Heidelberg erscheint es geradezu widersinnig, daß mit dem Anwachsen des Raumbedürfnisses für die kurpfälzische Hofhaltung die Residenz weiter hinweg und sogar weiter berg-



Fig. 248. Zeichnung des alten Schlosses vom Jahre 1537.

auf, d. h. vom Jettenbühl auf den Kleinen Gaisberg hinauf verlegt, also die Verbindung mit der emporblühenden Stadt erschwert, statt erleichtert worden sein sollte. Auch heißt die obere Burg auf dem Münsterschen Panorama von 1550 ausdrücklich: »vetusta arx«, alte Burg, im Gegensatz zur »arx regalis«, d. h. der Königsburg auf dem Jettenbühl, ebenso »altes Schloß« bei Merian (1620) und nicht anders vorher bei Peter Harrer i. J. 1535, bei Jacob Micyllus 1541 und a. a. O. (K. Christ [Mitteilungen des Heidelberger Schloßvereins II, 51] bezieht auch die Bezeichnung »die burg zu berge« in einer Urkunde von 1353 auf das obere Schloß.)

Wie löst sich dieser Widerspruch? Bekanntlich hat der Sekretär und Historiograph Friedrichs II. Hubert Thomas Leodius in seiner Schrift »De antiquitatibus« berichtet, daß an der Stelle, wo sein Herr den »neuen Hof« (Gläsernen Saalbau) errichtet habe, einst ein sehr altes Heiligtum gestanden sei, das eine alte Zauberin oder Seherin Jetta bewohnt habe und dessen Überreste zu seiner Zeit noch zu sehen gewesen seien. Zu den

Überresten dieses alten, vielleicht zu Beginn des 13. Jh. in eine Kapelle umgewandelten »fanum« könnte unser Bogenfenster gehören, auch zu einem daneben stehenden Profanbau, ohne daß deshalb an eine Burg auf dem Jettenbühl gedacht zu werden braucht. Diese auch von Sillib (Pfaff, Heidelberg S. 217) vertretene Auffassung zeigt meines Erachtens den besten Ausweg aus den vorhandenen Schwierigkeiten. Weit weniger annehmbar dürften die anderen Erklärungen sein, etwa daß das obere Schloß als Witwensitz für Mechtild, die Gemahlin Ludwigs II, oder zur Verstärkung der Hauptangriffseite der unteren Burg nachträglich zwischen 1294 und 1303 errichtet worden sei. Leider haben die Ausgrabungen (s. unten) der oberen Burg gar keine bestimmten Anhaltspunkte für das Alter derselben ergeben.

Wir halten also vorläufig daran fest, daß die obere Burg die ältere und die untere Burg die jüngere ist.

Über das ehemalige Aussehen der auf dem Kleinen Gaisberg, einem westlichen Vorsprunge des Königstuhls, gelegenen oberen Burg, die auf den Münsterschen und Merianschen Ansichten nur als Ruine in undeutlichen Umrissen erscheint, gibt uns eine i. J. 1537 vom Pfalzgrafen Ottheinrich gefertigte Zeichnung in den städtischen Sammlungen (s. Abbildung Fig. 248) ziemlich gute Auskunft. Die Bezeichnung oben links lautet: *arx sup. in Haydelberch 1537 Ott heinr. c. p.* (comes palatinus). Die Unterschrift: *Ott Heinrich pfallsgrave m. p.* (manu propria) ist von anderer Hand. An der Echtheit dieser wohl unmittelbar vor der Zerstörung der Burg (s. unten) entstandenen Zeichnung zu zweifeln, liegt kein Grund vor. Hiernach hat Christian Barth i. J. 1852 unter Benutzung der älteren Ansichten eine Rekonstruktion der oberen Burg versucht, die nach der ebenfalls in den städtischen Sammlungen befindlichen Originalzeichnung in Fig. 249 wiedergegeben ist. Wie ein Vergleich mit Fig. 248 ergibt, sind einige Versehen und Ungenauigkeiten dabei untergelaufen (der Berchfrit ist rund statt viereckig gezeichnet, die Strebpfeiler vorn und der Eckturm rechts fehlen, usw.), im ganzen sind aber die zeichnerischen Grundlagen für eine Rekonstruktion richtig zusammengetragen und mag dies obere Bollwerk wohl ungefähr so ausgesehen haben, ehe es am 25. April 1537 in die Luft flog.

Man hatte gehofft, durch Untersuchung der Ruine eine genauere Kenntnis der alten Anlage zu erlangen; dies ist aber nur in geringem Maße gelungen. Die kurzen Mitteilungen, die der Leiter der in den Jahren 1900 und 1901 auf Veranlassung und Kosten des Schloßvereins unternommenen Grabungen Karl Pfaff in seinem »Heidelberg« (1. Aufl. S. 212) gibt — die versprochene ausführliche Veröffentlichung ist leider wegen der Erkrankung und des frühzeitigen Todes des Genannten unterblieben —, lassen wir wörtlich folgen:

»Dabei wurden, größtenteils unter der Erde, gegen Osten, Norden und Süden zusammenhängende Mauerzüge gefunden, die aus großen, wohlverbundenen Sandsteinen errichtet sind. Strebpfeiler stützen dieselben an den Ecken und in Zwischenräumen ihrer Längsausdehnung. Die Nordmauer läuft unter dem jetzigen Wirtschaftsgebäude hindurch bis an den Rand des Geländes und ist dort abgebrochen. Ferner wurde gegen Südosten ein rechtwinkliger Mauerzug gefunden, der sich an die obengenannte südliche Mauer angeschlossen zu haben scheint. In dem südwestlichen Kellerraum des Wirtschaftsgebäudes liegt sodann eine aus Werksteinen aufgebaute runde Zisterne, die konzentrisch mit einer Mauer umgeben ist; von der mittelalterlichen Burg herrührende Buckelquader

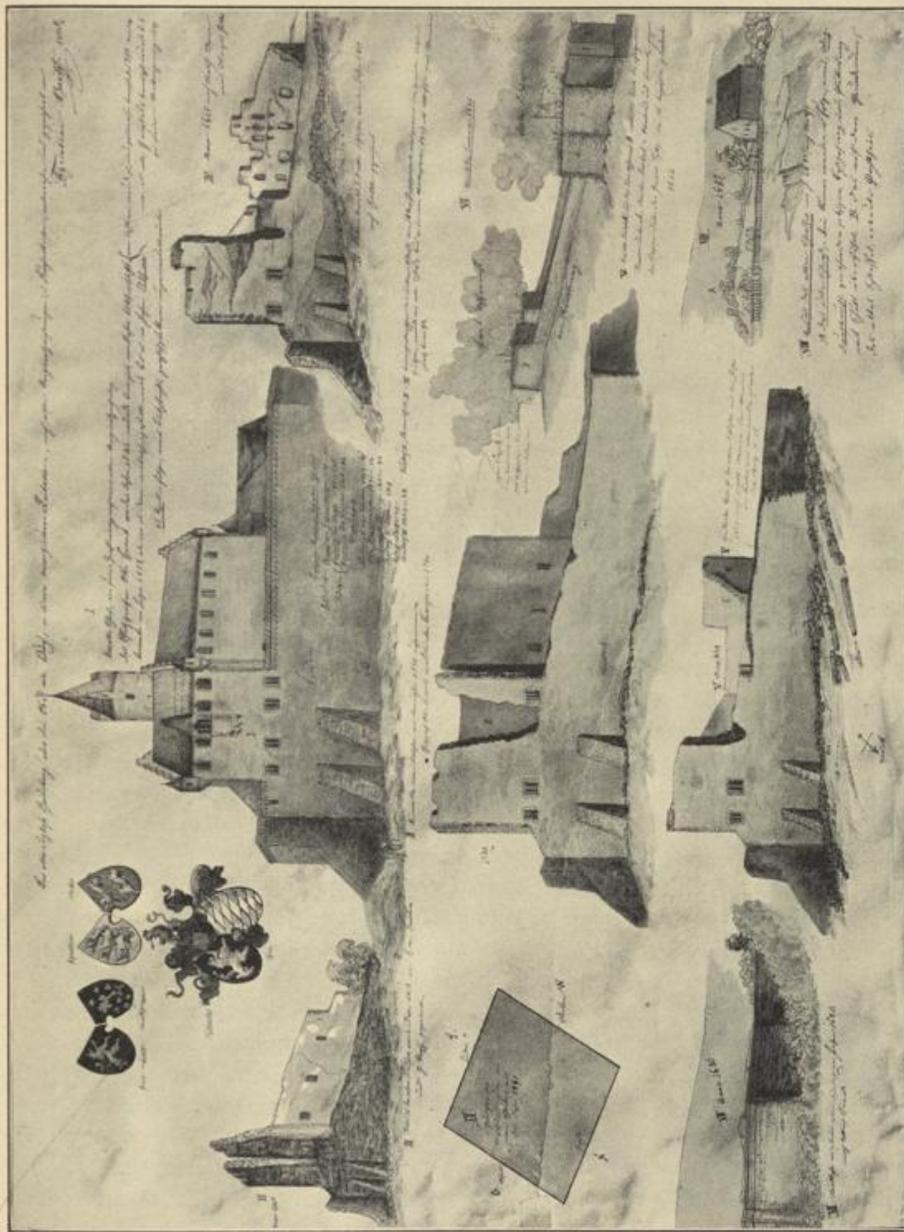


Fig. 249. Aufnahmen und Rekonstruktionszeichnungen des alten Schlosses von Chr. Barth.

finden sich der modernen südlichen Stützmauer des Molkenkurgeländes eingefügt und wenige Architekturteile und skulptierte Stücke liegen im Garten der Molkenkur umher bezw. werden in den Wirtschaftsräumen bewahrt.

Haben so diese vom Heidelberger Schloßverein veranstalteten Ausgrabungen nur wenige Reste der mittelalterlichen Burganlage zu tage gefördert, so haben sie doch über die ehemaligen Terrainverhältnisse sicheren Aufschluß gebracht und bestätigen und erklären ganz erheblich die genannte Federzeichnung der oberen Burg von der Hand Otto Heinrichs.«

Die Hauptursache der verhältnismäßig geringen Resultate dieser mit Unterstützung der städtischen Baubehörden und der Herren Bauräte Koch und Seitz vorgenommenen Untersuchungen liegt in der neuerlichen Herstellung eines breiten und tiefen, das ehemalige südliche Burggelände von Osten nach Westen unter Benutzung des alten Halsgrabens durchquerenden Einschnittes zum Zwecke der Herstellung der neuen Fahrstraße und in der dadurch herbeigeführten gründlichen Zerstörung der südlichen Hauptteile der alten Anlage. Hierzu kommen die Veränderungen an der Nord- und Westseite teils infolge der Anlage von Steinbrüchen zu Anfang des 18. Jhs. teils durch die damit zusammenhängenden neuerlichen Felsabstürze in der Südwestecke. Wir gewinnen nunmehr ungefähr folgendes Bild von der alten Burganlage.

Das Plateau der Hauptburg war im Süden in üblicher Weise durch einen tiefen Halsgraben vom ansteigenden Berge getrennt. Die gänzlich verschwundene Vorburg lag am westlichen Abhange, von der Hochburg überragt, so wie es die Zeichnung erkennen läßt. Der Palas der Hochburg saß mit seiner Nordseite auf der von starken Strebe- Pfeilern gestützten Zingel, dahinter, wahrscheinlich im Zuge einer über dem Halsgraben errichteten hohen Schildmauer, ragte der viereckige Berchfrit mit seinem spitzen von Wehgang und Erkern umsäumten Dache empor. Der Hauptzugang wird im Südwesten gelegen und vom Klingental aus durch die Vorburg geführt haben.

Mehr dürfte sich mit einiger Sicherheit über die Anlage der alten Burg kaum sagen lassen. Die fortifikatorische Bedeutung derselben liegt auf der Hand. Der Jettenbühl konnte zur Anlage einer neuen kurfürstlichen Residenz nur gewählt werden, weil diese obere Burg an der Berglehne bereits vorhanden war und ihr sozusagen den Rücken deckte. Natürlich, daß mit zunehmender Ausdehnung der Residenz auf dem Jettenbühl das »alte Schloß« seinen Charakter als Wohnburg immer mehr verlor und schließlich seine Bedeutung als vorgeschobenes Fort allein in Frage kam. So konnten dort auch größere Pulvervorräte untergebracht werden, die bei dem Blitzschlage am 25. April 1537 zur Explosion gelangten und die Burg in einen Trümmerhaufen verwandelten. Damit war ein wesentlicher Verteidigungspunkt für die untere Schloßanlage gefallen, und nichts kennzeichnet die militärische Sorglosigkeit der ersten Simmernschen Kurfürsten mehr, als daß sie diesen wichtigen Außenposten fortan aufgaben. Die bei Ausbruch des großen Krieges flüchtig hergestellten Schanzen daselbst konnten, ebensowenig wie das weiter oberhalb am Abhange des Königstuhls errichtete kleine Außenwerk, das »Affennest« genannt, keinen genügenden Ersatz bieten, und so ist die geringe Widerstandsfähigkeit, die das Schloß in jenen kriegerischen Zeiten wiederholt bewiesen hat, in erster Linie wohl der Schwächung der Position an dieser wichtigen Stelle zuzuschreiben. Als »Schanze« hat die ehemalige arx superior auch die Stürme des Orléansschen Erbschaftskrieges auszuhalten gehabt, bis sie allmählich auch als solche aufgegeben und zum Steinbruch für die Neubauten des 18. Jhs. unten in der Stadt degradiert worden ist. Auf der Walpérgenschen Zeichnung von 1763 ist nichts mehr von den Ruinen zu sehen; nur die Bezeichnung »das alte Schloß« kennzeichnet noch die betreffende Stelle. Jetzt befindet sich dort oben

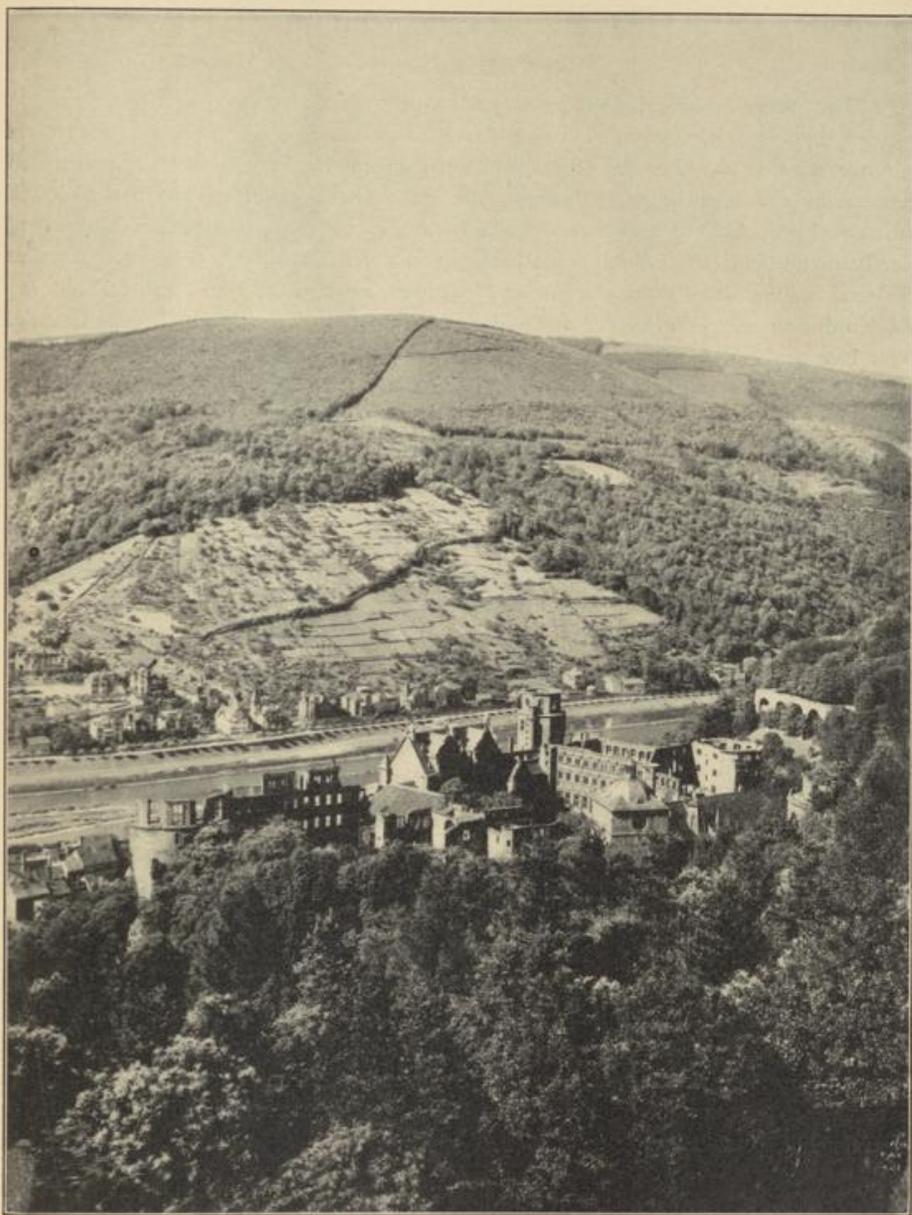


Fig. 250. Blick auf das untere Schloß vom ehemaligen oberen Schloß (Molkenkur) aus.

ein städtisches Restaurant, das den Namen Molkenkur beibehalten hat von der Milch-
wirtschaft, die der Porzellanmaler Wagner in den fünfziger Jahren des vorigen Jahr-
hunderts hier oben auf dem von der Stadt erworbenen Gelände vorübergehend ein-
gerichtet hatte.

B. Das (untere) Schloß

Lage

Das untere Schloß, das wir im folgenden stets nur als »das Schloß« bezeichnen werden, liegt am nördlichen Abhange des Königstuhls auf einem nasenartigen Vorsprunge, etwa 100 m über der Stadt, zwischen Klingenteich und Friesental, zwei in den Königstuhl einschneidenden Talsteigen, die nach Osten einen steilen, nach Westen einen flacheren Abhang aufweisen. Es bedurfte also nur noch der üblichen Abtrennung der Baustelle vom Berge durch einen breiten und tiefen Felseinschnitt, den sogenannten Halsgraben, um allseitig ein sturmfreies Plateau zu gewinnen. Der höchste Punkt lag im Nordosten ungefähr an der Stelle des Krautturmes auf festem granitem Grunde. Von hier senkt sich allmählich der Rücken in der Richtung auf den Glockenturm zu und stürzt dort nach Nordosten steil ab, ebenso nach Osten, während nach Westen und Nordwesten zu ein langsamerer Abfall erfolgt, immerhin aber so stark, daß hier bedeutende Aufschüttungen und gewaltige Substruktionen auf dem teilweise sehr unsicheren Rotliegenden, das hier den Granit überlagert, für die Errichtung der Befestigungs- und Wehrbauten notwendig wurden. Unsere dem Werke von Koch und Seitz entnommenen Querschnitte (Fig. 251 u. 252) veranschaulichen zugleich die geologische Situation des Jettenbühls und die Schwierigkeiten der Fundamentierung der Baulichkeiten hauptsächlich im Norden und Westen.

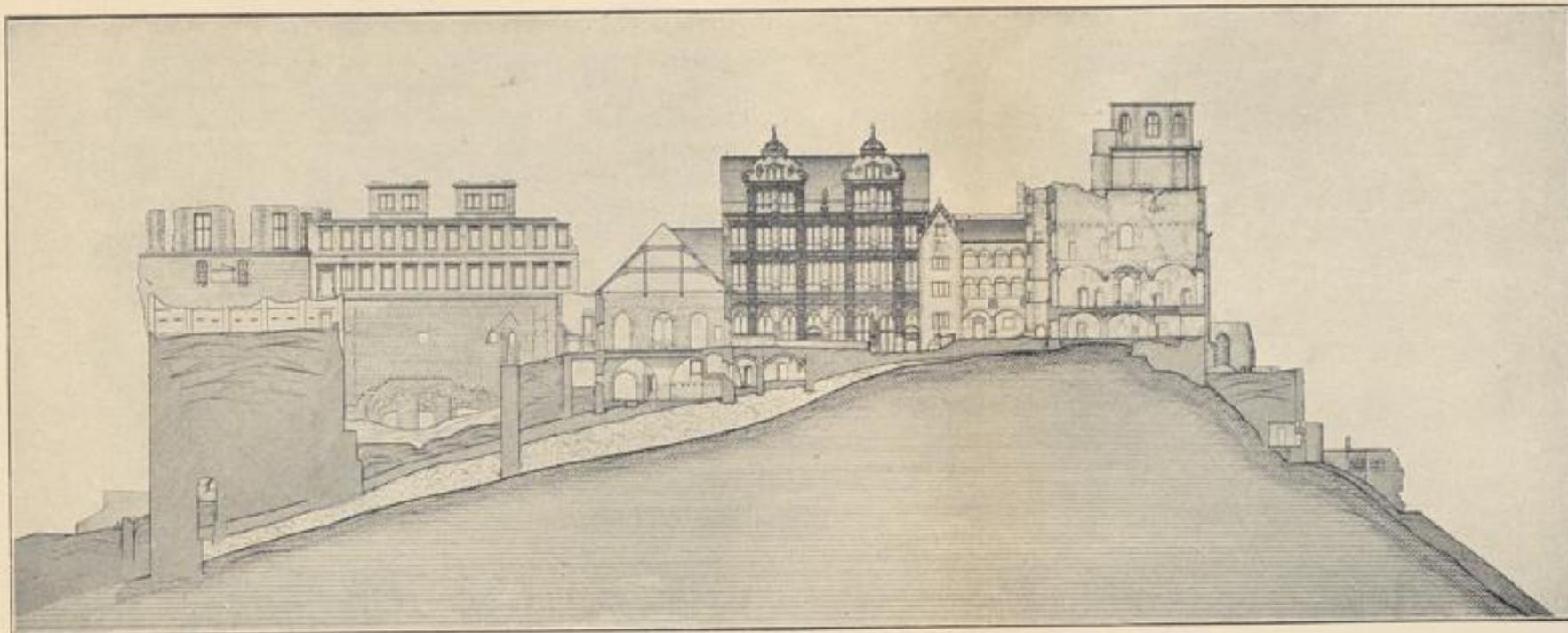
Der Name »Jettenbühl«, den diese Örtlichkeit bereits zu Beginn des 16. Jhs. trägt (s. Rosenberg, a. a. O. S. 65, Anm. 2), stammt nach Leodius (s. oben) von einer alten Seherin namens Jetta her, welche »zur Zeit als die Jungfrau Velleda (als Seherin) bei den Brukterern herrschte«, denselben Hügel bewohnt hätte, wo jetzt das Heidelberger Schloß stünde und wo noch der Rest ihres alten Heiligtums zu sehen sei, und zwar an derselben Stelle, wo Friedrich II. damals gerade seinen Neubau (Gläsernen Saalbau) errichtet hätte. (Über den »Gelten- oder Jettenbühl« s. den Aufsatz von K. Christ in den Mitteilungen des Schloßvereins II, 50 f., u. Neues Archiv II, 114, ferner Koch und Seitz in den Mitteilungen des Schloßvereins III, 159 f.) Der Name Jettenbühl findet sich von dieser Zeit an häufig und hat sich bis auf unsere Tage bewahrt (Büchel bekanntlich mittelhochdeutsch = Hügel). Nicht ausgeschlossen erscheint auch, daß das »heilige Hüsel« oberhalb des Burgwegs in der von Wirth (Archiv III, 88) mitgeteilten Urkunde von 1433 ebenfalls eine Erinnerung an das alte Jettaheiligtum, oder vielmehr an eine dort in der Nordostecke errichtete Kapelle enthält. Jedenfalls liegt kein Grund vor, an der bestimmten Aussage des Augenzeugen Leodius in diesem Falle zu zweifeln, mögen nun die obenerwähnten Überreste einer älteren Baulichkeit damit im Zusammenhange stehen oder nicht.

ALLGEMEINE BAUGESCHICHTE

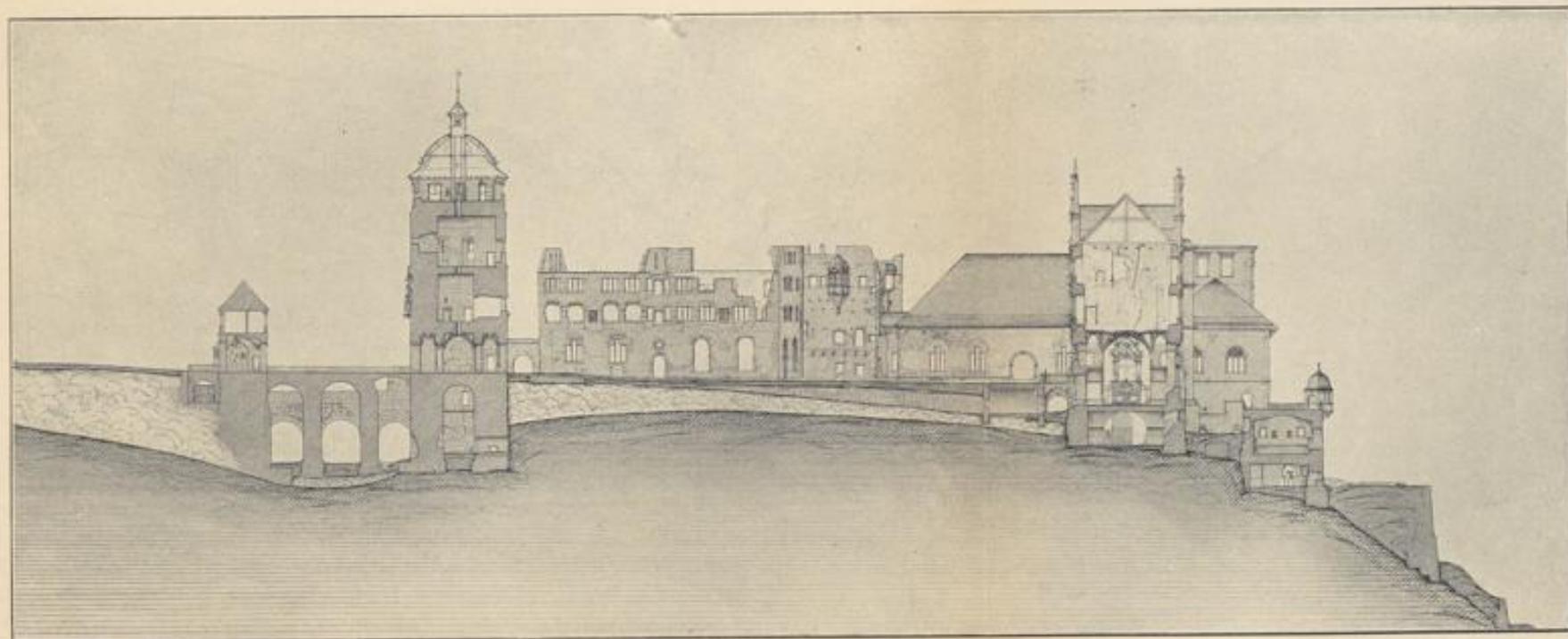
I. Periode

Die Burg des 14. und 15. Jhs.

Wie wir sahen, ist die Entstehung der arx regalis auf dem Jettenbühl ebenso in Dunkel gehüllt, wie die Entstehungsgeschichte der Stadt, die sich im Schutze der Burg oder der beiden Burgen entwickelt hat. Die Gründungshypothesen sind so alt, wie die



*Fig. 251. Querschnitt durch das Heidelberger Schloß von Westen nach Osten.
(Nach Koch und Seitz.)*



*Fig. 252. Querschnitt durch das Heidelberger Schloß von Süden nach Norden.
(Nach Koch und Seitz.)*

Band VIII², Zu Seite 370.



Beschäftigung mit der Geschichte des Schlosses. Da aber die Errichtung einer zweiten Burg in Heidelberg zwischen 1294 und 1303 feststeht, und die obere Burg, wie wir sahen, als die ältere festzuhalten ist, so ist die Gründung des unteren Schlosses unbedenklich in obigen Zeitraum zu setzen, trotz des auf älteren Ursprung hinweisenden Fensterfundes (s. unten). (In dem von K. von Graimberg herausgegebenen »Führer für Fremde« von Dr. Th. Alf. Leger [Heidelberg 1837] ist auch von einer auf den Grundfesten eines Römerkastells [das nachweislich hier nie vorhanden war!] erbauten Jettaburg, nachmaligen Slierburg, die Rede. Vgl. auch J. Durm, Die Gründungshypothesen des Heidelberger Schlosses, in Mitteilungen des Schloßvereins IV, 70 ff.)

Außer dem erwähnten spätromanischen oder frühgotischen Fenster und drei weiteren in der Nordwand des Saalbaues steckenden kleinen Rundbogenfenstern ist von K. Schäfer ein weiterer älterer Baurest entdeckt (Centralblatt der Bauverwaltung XVIII [1898] S. 480) und mit Bestimmtheit in dieselbe Zeit gesetzt worden. Es ist dies die Südmauer des Ludwigsbaues mit den beiden oben noch darin befindlichen kleinen Spitzbogenfenstern und den Buckelquadern vorn an der Ecke. Meines Erachtens lassen sich aber diese Überreste ebensogut an das Ende des 13. Jhs., wie an den Anfang desselben setzen und würden dann nicht der vermeintlichen Burg Ludwigs I., des Kehlheimers,

sondern der Rudolfs I. angehören. (Die kleinen spitzbogigen Schlitzfenster in der Südwand des Ludwigsbaues zeigen tatsächlich keinen so ausgesprochen frühgotischen Charakter, und daß das Alter des Buckelquaderwerkes sich nicht ohne weiteres auf hundert Jahre bestimmt festlegen läßt, hat K. Schäfer im vorliegenden Falle selbst zugegeben.) Ein zusammenhängendes Bild der ersten Anlage läßt sich natürlich aus diesen vereinzelt Bauteilen nicht gewinnen; Schäfer wird aber wohl recht haben, wenn er annimmt, daß die älteste Burg von vornherein ungefähr denselben Umfang wie das Schloß des 15. Jhs. gehabt hat, »daß sie also ein Viereck bedeckte, dessen Ecken heute bezeichnet sind durch den Glockenturm, Krautturm, Seltenleer und das südöstliche Eck des Englischen Baues«.

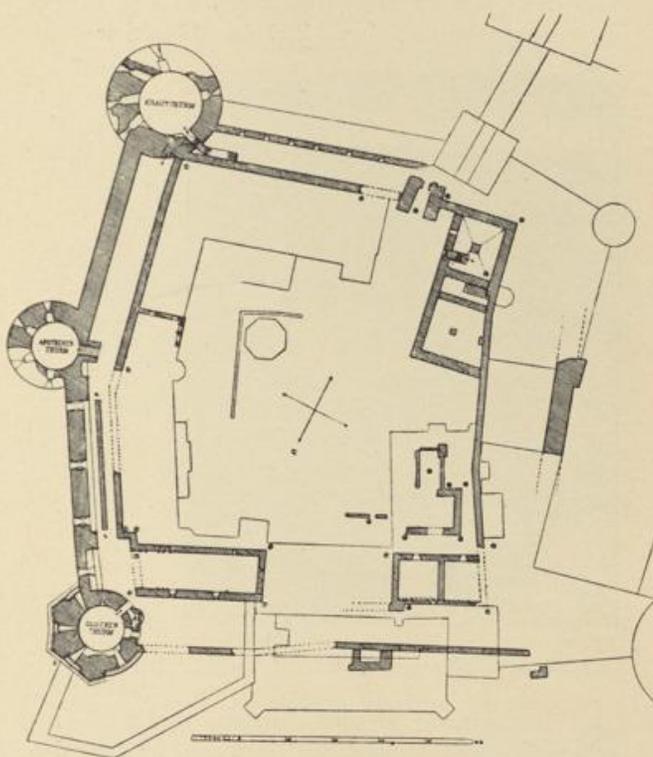


Fig. 253. Die Schloßanlage um die Mitte des 15. Jhs.
(Nach Koch und Seitz.)

Einen zusammenhängenden Überblick über die frühere Anlage des kurfürstlichen Schlosses erhalten wir erst aus einer jüngeren Periode, in welcher sich bereits die fortgeschrittene Befestigungskunst des 15. Jhs. kundgibt. Diese durch die Untersuchungen des Schloßbaubureaus in den Jahren 1883 bis 1890 festgelegten älteren, wahrscheinlich in die Mitte des 15. Jhs. und jedenfalls vor die Zeit Ludwigs V. (1508 bis 1544) fallenden Mauerzüge sind auf unserer Abbildung Fig. 253, die dem genannten Werke von Koch und Seitz entnommen ist, besonders dargestellt. Sie geben das Bild eines zusammenhängenden, in Rücksicht auf das Gelände mehrfach gebrochenen inneren Mauerrings von 1,5 bis 1,8 m Stärke, an den sich, mit Ausnahme der am meisten gefährdeten Südseite, überall Wohnbauten anlehnen. In einem Abstände, der zwischen



Fig. 254. Wappen am Ruprechtsbau.

4 m und 14 m schwankt, läuft ungefähr parallel der inneren eine Außenmauer ringsherum, die an der Ostseite mit zwei gewaltigen Ecktürmen und einem Zwischenturm versehen ist. Die Gegenstücke derselben an der Westseite sind bei den Neuanlagen des 16. Jhs. verschwunden. Die gewaltige Stärke dieser Außenmauer (4 bis 5 m) in Verbindung mit den mächtigen Turmbauten, auf die wir unten zurückkommen werden, beweist, daß auf die Wehrhaftigkeit der kurfürstlichen Residenz in den unruhigen Zeitläuften des 15. Jhs. besonderer Wert gelegt und dabei auf die gesteigerte Geschützwirkung des 15. Jhs. gebührend Rücksicht genommen worden ist. Die kriegerische Tätigkeit eines Friedrich I., des Siegreichen, bedarf gewissermaßen zu ihrer Erläuterung des Vorhandenseins einer derartigen festen Residenz, von der aus der böse Pfälzer Fritz seinen zahlreichen Feinden Hohn sprechen konnte.

Berchfrit und Schildmauer mögen damals schon, als unzeitgemäße Bollwerke, verschwunden sein; der damalige Toreingang im Zuge der inneren Mauer ist durch Aufgrabungen nördlich hinter dem späteren Torturm nachzuweisen gewesen. Zweifellos, daß in der äußeren Mauer der Haupteingang mit der Zugbrücke davor gelegen hat, wenn sich auch keine Spuren infolge des Neubaues unter Ludwig V. erhalten haben.

Von den einzelnen Baulichkeiten, die dieser Periode angehören, ist in erster Linie der Ruprechtsbau zu erwähnen, der seinen Namen vom dritten Ruprecht (1398 bis 1410), dem deutschen König, führt und das Wappenschild desselben an der Hoffront zeigt (s. Abbildung Fig. 254). Die von Friedrich II. ebenda angebrachte Inschrifttafel vom Jahre 1545 meldet, daß Pfalzgraf Ruprecht, der i. J. 1400 zum römischen König erwählt worden sei, »dieses Haus vollführet« habe; immerhin dürften Koch und Seitz triftige Gründe haben, wenn sie aus unten näher zu erörternden Umständen den Bau um ein Menschenalter jünger ansprechen, d. h. in die Zeit Ludwigs IV. (1437 bis 1449) versetzen; Hufschmid (a. a. O. S. 53) schlägt Ludwig III. (1410 bis 1436) als Erbauer vor.

Als weitere Überreste von mittelalterlichen Wohnbauten sind auf unserem Plane (Fig. 253) verzeichnet: 1. die obenerwähnte Südseite und Südwestecke des Ludwigsbaues, 2. die westliche Giebelmauer des Gläsernen Saalbaues mit den den Keller einschließenden beiden Längsmauern, und 3. die nur noch im Boden befindlichen Mauern zweier kleinerer Bauten an der Stelle des Frauenzimmerbaues. Infolge des Umbaues bzw. der Überbauung, die diese Reste im 16. Jh. erfahren haben, läßt sich kein Bild ihres früheren Aussehens und keine Vermutung ihrer früheren Bestimmung mehr gewinnen.

Einzig die obenerwähnten und vielbesprochenen Fensterreste, die im August 1897 zufällig gelegentlich der Schäferschen Restaurationsarbeiten am Friedrichsbau in dessen östlicher Scheidemauer zu tage getreten sind (s. Abbildung Fig. 255), geben noch zu näherer Beschreibung Anlaß. Über die Fundumstände, die stilistischen Eigen- tümlichkeiten und die Zeitansetzung enthalten die Aufsätze von Schäfer und Durm im

Centralblatt der Bauverwaltung XVII (1897) Nr. 37 und 39 und in den Mitteilungen des Schloßvereins IV (1903) S. 77 ff. erschöpfenden Auf- schluß. Dabei setzt Durm die Entstehung in die vor- geschrittene Hälfte des 12. oder den Beginn des 13. Jhs., während Schäfer glaubt die Zeit auf 1210 bis 1215 näher präzisieren zu können. Wie unsere Abbildungen des ur- sprünglichen Zustandes (Fig. 255) und der Innenseite des restaurierten Fensters (Fig.



Fig. 255. Das Fenster in der Scheidemauer zwischen Friedrichsbau und Gläsernem Saalbau. (Fundzustand.)

256) deutlich erkennen lassen, sind nur alt und in situ: das linksseitige Quadergewände, der anstoßende Anschlagpfeiler, die untere Hälfte des linken Säulenschaftes mit dem umgestürzten Würfelkapitäl als Basis, das untere Drittel des rechten Säulenschaftes mit der unverzierten Würfelbasis, das Kapitäl mit Astragal, der hohe Aufatz desselben und schließlich die ganze darauf ruhende Spitzbogenplatte. Außerdem ist die aus drei Stücken bestehende Sohlbank alt und in situ. Alles andere ist hiernach, zweifellos richtig, durch Schäfer ergänzt worden. Neu ist auch der große Halbkreisbogen, der die Fenster- nische abschließt; nur die linksseitigen Anfängersteine vorhanden. Die äußere Ansicht unterscheidet sich von der inneren (Fig. 256) nur dadurch, daß die Kanten der Gewändesteine und der Spitzbogen mit Hohlfase versehen sind. (Genauere Aufnahme von J. Durm auf Tafel VII der Mitteilungen Bd. IV.) Das umgestürzte roma- nische Würfelkapitäl, das der einen Säule als Basis dient und mit derselben aus einem Stück besteht, ebenso die unverzierte romanische Kelchform des Kapitäls mit dem gotischen Astragal stellen für unsere Gegend ungewöhnliche Formen dar, während Spitzbogen- platten dieser Art auch bei uns im ganzen Verlauf der Gotik nicht selten zur Verwendung gelangt sind. Auffällig, daß die zweite Basis nur als ein einfacher Würfel erscheint, also offenbar aus irgend einem Grunde unvollendet geblieben ist. Auch sie bildet mit dem

Säulenschaft ein Stück. Das Ganze stellt somit ein etwas rätselhaftes Gebilde dar und ist deshalb doppelt zu bedauern, daß das entsprechende zweite Fenster in derselben Mauer durch die Anlage einer Wendeltreppe zerstört worden ist. Nicht ausgeschlossen erscheint

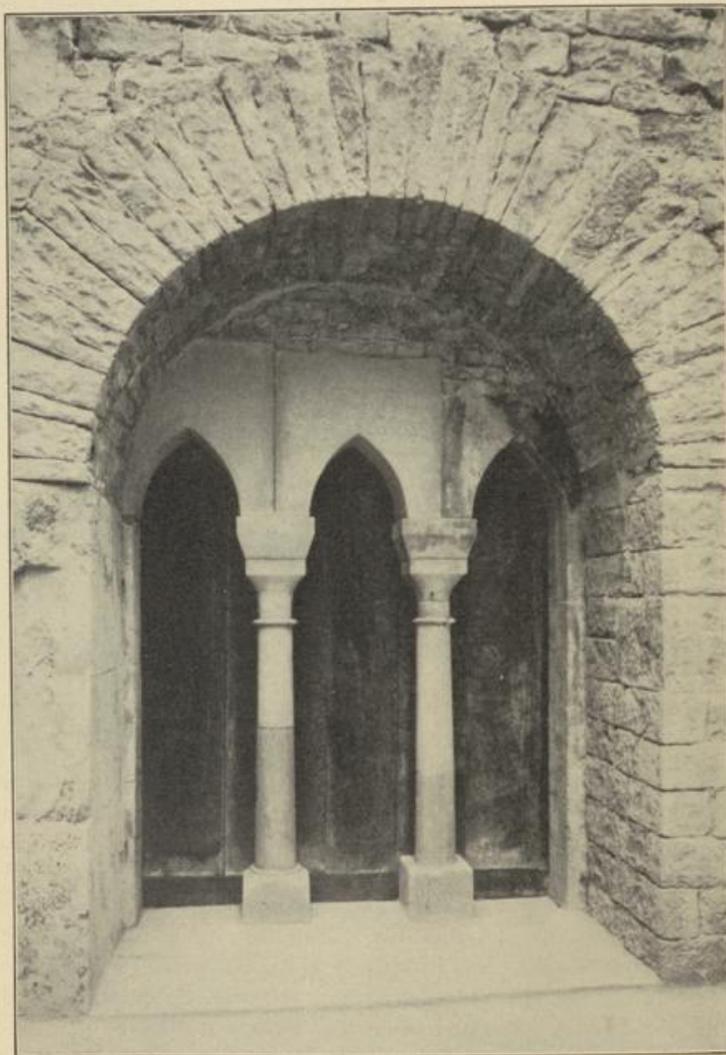


Fig. 256. Innenseite des Fensters in der Scheidemauer zwischen Friedrichsbau und Gläsernem Saalbau.
(Restauriert.)

die Möglichkeit, daß es sich bei unserem Fenster an seiner jetzigen Stelle um die Wiederverwendung einer spätromanischen Fensteranlage bei einem jüngeren Bauwerk handelt. Der alte Bau könnte an derselben Stelle gestanden haben und bei Anlage des unteren Schlosses durch Rudolf I. abgerissen worden sein. Vielleicht also, daß diese wiederbenutzten Fensterteile von dem fanum Jettæ des Leodius herrühren, das Pfalzgraf

Rudolf im Zusammenhange mit den übrigen Schloßbauten einem Umbau oder einer Erneuerung unterzogen haben könnte. K. Schäfer hat, wie erwähnt, in der Nordfront des Gläsernen Saalbaues noch drei alte rundbogige kleine Fenster (s. unten) und im oberen Teile der »Burgweg-Mauer« noch eine Anzahl Überreste von demselben spätromanischen oder frühgotischen Bauwerk, dem das dreiteilige Fenster angehört hat, entdeckt (s. Centralblatt der Bauverwaltung XVIII [1898] S. 480). Von der alten i. J. 1343 eingeweihten Schloßkapelle, die schon damals zwischen den an Stelle des späteren Frauenzimmerbaues und Gläsernen Saalbaues vorhandenen Baulichkeiten gelegen hat, ist keine Spur auf uns gekommen. Sie ist dem Neubau des Jahres 1601 völlig zum Opfer gefallen.

II. Periode

Die Zeit Ludwigs V., 1508 bis 1544

Als Ludwig V. seinem Vater Philipp dem Aufrichtigen (1476 bis 1508) in der Kur folgte, war eben der unglückselige Bayrisch-Pfälzische Erbfolgekrieg beendet, der die Pfalz in die ärgsten kriegerischen und finanziellen Bedrängnisse gebracht hatte. Die erste Sorge des neuen Kurfürsten galt der Wiederherstellung guter Beziehungen zum Kaiser, wobei ihm sein Bruder und späterer Nachfolger Friedrich hilfreich zur Seite stand; die zweite Sorge galt dem Stammsitz seines Hauses. Nahe genug waren die Hussiten, sowie die kurmainzischen und leiningenschen Truppen den Mauern der Stadt und des Schlosses gekommen, zu oft waren beide der Zufluchtsort des bedrängten pfälzischen Heeres gewesen, als daß die Hilfe hätte unterschätzt werden können, welche in der Widerstandskraft des Schlosses begründet war. Und so beginnt, nachdem das ausgesogene Land sich nach mehreren Friedensjahren finanziell erholt und die Kaiserwahl des Jahres 1519 die kurfürstlichen Kassen einigermaßen wieder gefüllt hatte, auf dem alten Jettenbühl eine Bautätigkeit, die unser Staunen und unsere Bewunderung erregen muß und deren Resultate auf unserem Grundriß (Fig. 257) in Zusammenhange dargestellt sind. Zunächst galt es, die Westseite des Schlosses gegen einen Angriff von der Stadt her besser zu sichern. So entstand der Stückgarten, ein gewaltiges Bollwerk in beträchtlichem Abstand von der bisherigen Westfront auf dem mäßig abfallenden, aber einen sehr schlechten Untergrund bietenden Westabhänge, in Abmessungen ausgeführt und in so sorgfältiger Technik, daß seine Standfestigkeit bis heutigentags unerschüttert geblieben ist. Nicht minder großartig ist der als Abschluß des dahinter liegenden breiten und tiefen Grabens dienende Nordwall und der kreisrunde Dicke Turm, der, in unmittelbarem Anschluß an beide Wallbauten entstanden, mit seinem 7 m starken Mauerring wie eine drohende Faust über der Stadt emporragte. Eine Toranlage mit Zugbrücke führte am südlichen Ende des Stückgartens von der Bergstadt (burgus) aus in die Vorburg. Die Vollendung des Westalles scheint an dieser Stelle erst nach dem Tode des großen Schloßbauherrn erfolgt zu sein.

Neben der Westseite war die an den Berg anstoßende Südseite des Schlosses die am meisten gefährdete. Hier galt es, zunächst den Halsgraben tiefer und breiter aus dem Felsen herauszusprengen und die Grabenwände mit Quadern zu bekleiden. Darüber wurde ein hoher Torturm errichtet (s. Abbildung Fig. 258) und vor diesem eine Zugbrücke und Fahrbahn, die wieder durch eine besondere Brückentoranlage mit einem von Palissaden umzäunten Graben und mit einer zweiten Zugbrücke geschützt wurde. An die Stelle der alten hohen Schildmauer, die den modernen Geschützen gegenüber ihre Rolle

ausgespielt hatte, trat die gewaltige Stückmauer zwischen Torturm und Krautturm, die jenseits des ersteren in schwächeren Abmessungen ihre Fortsetzung fand bis zum sogenannten Selteneer, einem kleinen Eckrondell, das, vom Stückgarten gedeckt, weniger als Flankierungsturm, denn als Treppen- und Gefängnisturm gedient hat.

Auf der steil abfallenden Ostseite konnte dem Kurfürsten die Erhöhung der dort vorhandenen großen drei Türme und deren Einrichtung zu Etagenfeuer mittels Einwölbung der Geschosse zur Sicherheit des Schlosses genügen. Beim Glockenturm war

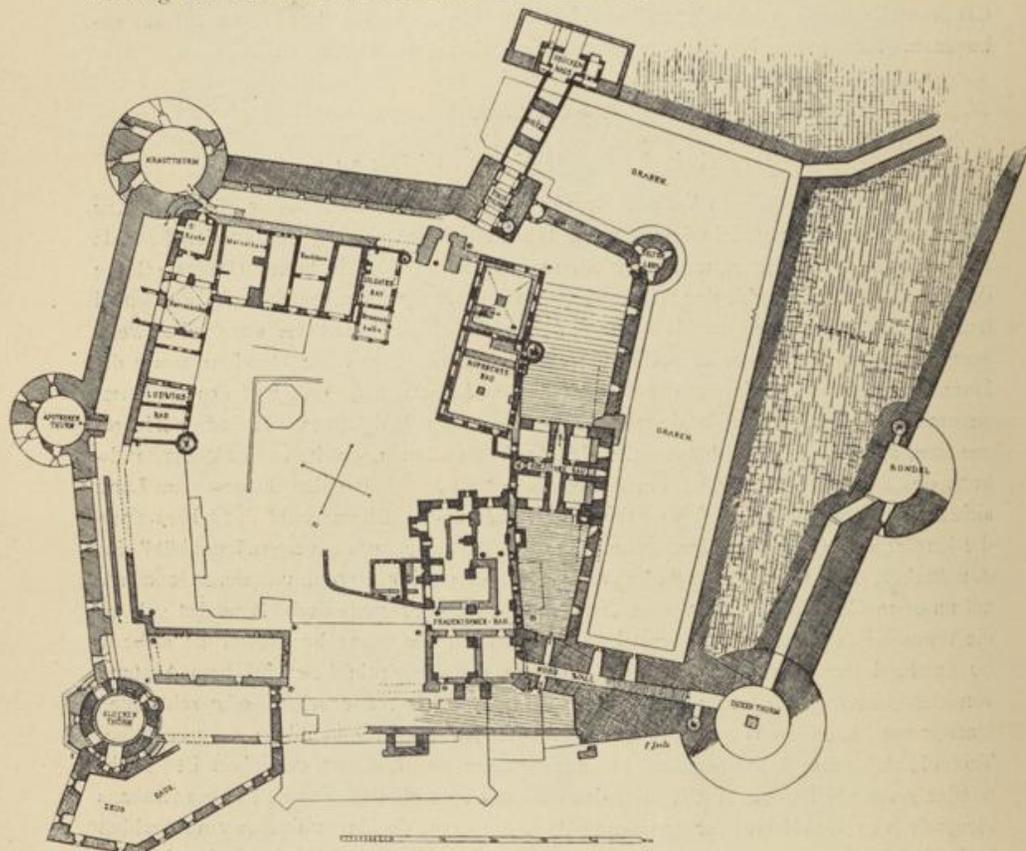


Fig. 257. Plan des Schlosses beim Tode Ludwigs V. (1544).

dies freilich infolge seiner geringeren Wandstärke nur teilweise möglich, und so ergab sich dort, an der Nordostecke, die Errichtung eines weiteren Bollwerkes, des Zeughauses, dessen Kanonen die Talmündung und die gegenüber liegende Hirschgasse bestreichen konnten, als eine weitere Notwendigkeit.

So war ringsum für die Widerstandsfähigkeit des alten Herrschersitzes von Kurpfalz dem damaligen Stande der Feuertechnik entsprechend gesorgt, aus der mittelalterlichen Burg eine neuzeitliche Festung entstanden. (Über die fortifikatorische Bedeutung und Eigenart dieser Wehrbauten Ludwigs V. s. die Abhandlung von A. von Horn in den Mitteilungen des Schloßvereins II S. 13 ff.)



Fig. 258. Blick gegen die Südseite des Schloßhofes.

Um die Ergebnisse der Bautätigkeit des großen Schloßbauherrn in dieser Richtung festzustellen, bedurfte es in der Hauptsache der Sprache der Steine. Abgesehen von einigen eingemeißelten Jahreszahlen und den spätgotischen Bauformen, die hier in einigen Fällen als Fingerzeig dienen konnten, sind es besonders die vom Schloßbaubureau mit großer Sorgfalt gesammelten und beobachteten Steinmetzzeichen, die durch ihre

häufige Wiederkehr und charakteristische Formgebung in der Regel unschwer eine zeitliche Fixierung der betreffenden Bauteile ermöglichten. Wir geben unten in Fig. 278 eine Anzahl derselben wieder. Daneben bietet aber auch die Technik des Quader- und Mauerwerks in deren sorgfältigen Ausführung, sowie in der Art der Steinbearbeitung mancherlei sichere Anhaltspunkte zur Bestimmung der Bauzeiten. Als schriftliche Quelle kommen eigentlich nur die gelegentlich eingestreuten Nachrichten und Beschreibungen in Peter Harrers langatmiger, gereimter Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten des Pfalzgrafen Friedrich i. J. 1534 (s. M. Rosenberg a. a. O. S. 92 ff.) in Betracht, ein trotz aller Unklarheiten und Ungenauigkeiten für die Kenntnis des Schlosses ungemein wichtiges Manuskript (in der Heidelberger Universitätsbibliothek).

Gleichzeitig und teilweise in Verbindung mit den neuen Wehranlagen ließ Ludwig V. auch eine Reihe Wohnbauten teils neu erstehen, teils erweitern, wodurch dem Schlosse ein völlig neues Gepräge gegeben wurde mit Ausnahme der Nordostecke. Einzig letztere blieb unverändert. Dort standen: das »Jettaheiligtum« des Leodius, an dessen Stelle später der Gläserne Saalbau getreten ist, und westlich daneben, durch das nördliche Burgtor getrennt, die alte Rupertinische Schloßkapelle, deren Baufähigkeit später die Veranlassung zur Errichtung des Friedrichsbauces geben sollte. Diese beiden Bauten allein blieben unberührt. Die sämtlichen übrigen Wohnbauten des Schloßhofes, wie sie unser Grundriß Fig. 257 darstellt, gehen auf die Bautätigkeit des großen Schloßbauherrn zurück. Sie zeigen dieselben spätgotischen Formen, dieselben Steinmetzzeichen und dieselben technischen Eigentümlichkeiten, wie die obenverzeichneten Wehrbauten Ludwigs V.; außerdem kommen auch hier für die Zeitbestimmung einige Jahreszahlen zu Hilfe.

Als erster Bau scheint der in der Mitte der Ostseite gelegene viergeschossige kleine Palas errichtet worden zu sein, der heute noch den Namen seines Erbauers trägt: der Ludwigsbau. Am Turmportal steht die Jahreszahl 1524 eingemeißelt. Daß ein älterer Bau diesem Neubau hat weichen müssen, beweist die oben erwähnte südliche Giebelmauer mit ihren vermauerten kleinen frühgotischen Fenstern und der vorderen Buckelquaderecke, die bei dem neuen Bau wieder benutzt worden ist. Wie wir sehen werden, liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß vom Ludwigsbau nur noch die südliche Hälfte vorhanden, d. h. die jenseits, nördlich des Treppenturmes einst vorhandene andere Gebäudehälfte durch den Ottheinrichsbau in Wegfall gekommen ist. Als Hinterwand, d. h. als östliche Abschlußmauer wurde die innere Zingel benutzt, so daß der Bau nur eine geringe Tiefe aufweist.

Durch einen kleinen Hof von diesem Bau getrennt, folgt, die ganze Südostecke des Schloßhofes einnehmend, das sogenannte Ökonomiegebäude mit Herenküche, Waschküche, Metzgerhaus, Backhaus, Schneiderei etc. als reiner Nutzbau in einfacher Weise, aber ganz in Stein aufgeführt. Auch dessen Räumlichkeiten stoßen mit ihren Quermauern sämtlich stumpf gegen die innere Wehrmauer.

Den Abschluß dieser Baulichkeiten nach Westen zu bildet der Soldatenbau mit der in den Hof vorspringenden malerischen Brunnenhalle. Hier hauste die Schloßwache unmittelbar neben der alten Toranlage, die Ludwig V. durch den in die äußere Mauerflucht verlegten Torturm (s. oben) überflüssig gemacht hatte. Wahrscheinlich, daß auch an Stelle dieser Ökonomiegebäude ältere Gebäude, einfache Fachwerkbauten, gestanden haben; Reste davon haben sich aber nicht erhalten.

Am meisten einschneidend ward Ludwigs Bautätigkeit für die Westseite des Schloßhofes. Hier standen, ebenfalls an die innere Wehrmauer gelehnt, im Süden der Ruprechtsbau und im Norden ein an die Rupertinische Kapelle anstoßender kleinerer Wohnbau. Letzterer wurde nach Süden auf das Dreifache vergrößert und mit zweigeschossigem Oberbau, in dem »das Hof-Frauenzimmer« wohnte — daher der Name Frauenzimmerbau —, versehen, ersterer erhielt ganz zuletzt noch, ein Jahr vor dem Tode des Kurfürsten — die Inschrifttafel nennt das Jahr 1543 —, die beiden neuen Obergeschosse, sowie die schöne Wendelstiege auf der Hinterseite. Zwischen



Fig. 259.

Ansicht des Schlosses nach Seb. Münsters Holzschnitt in dessen Kosmographie vom Jahre 1550. (Z. 1.)

diese beiden Umbauten fällt die Errichtung des neuen Bibliotheksbaues, für den im Ringe der Schloßbauten, d. h. zwischen Frauenzimmerbau und Ruprechtsbau, kein Platz mehr vorhanden war und der deshalb außerhalb der Wehrmauer im ehemaligen Westzwinger errichtet worden ist. Dies konnte unbedenklich geschehen, nachdem der vorgelegte Stückgarten die Verteidigung der Westseite übernommen hatte. So stützt sich denn dieser in allen Stockwerken gewölbte eigenartige Neubau im Osten und Westen auf die beiden ungefähr parallel laufenden Wehrmauern des ehemaligen Westzwingers, und nur im Süden und Norden brauchten neue Mauern von unten auf errichtet zu werden. Die eigenartige Lage dieses Bauwerkes erklärt sich also in einfachster Weise aus der Notwendigkeit, den Raum zwischen Frauenzimmerbau und Ruprechtsbau für die Fenster der Giebelseiten beider Bauten frei zu lassen. Außerdem stand hier der alte Schloßbrunnen.

Gemeinsam ist allen diesen Wohnbauten aus der Zeit Ludwigs V. die spätgotische Formensprache, die einfache Ausstattung des Äußern als Putzbau (mit Bemalung!) und die solide Technik, durch die sich, wie wir sahen, auch die Wehrbauten auszeichnen. Der einzige Bau, auf dessen innere Ausstattung größeres Gewicht gelegt worden zu sein scheint, ist der Bibliotheksbau, trotzdem er nicht zu Wohnzwecken gedient hat.

Beim Tode des großen Schloßbauherrn i. J. 1544 hatte die kurfürstliche Residenz und Feste den Umfang erreicht, über den sie auch in der Folge nicht mehr hinausgegangen ist. Abgesehen von den Kasematten auf der Ostseite, dem Altan und der großen Batterie auf der Nordseite und den vor Ausbruch des Orleans'schen Krieges errichteten Bollwerken in der Nordostecke ist das Schloß Ludwigs V. nicht mehr vergrößert worden. Die natürliche Formation des Plateaus hat dies verhindert. Infolgedessen waren die Nachfolger des großen Schloßbauherrn für die Betätigung ihrer Baulust zumeist auf den Umbau vorhandener älterer Baulichkeiten angewiesen. Unsere der Münsterschen Kosmographie vom Jahre 1550 entnommene Abbildung (Fig. 259) zeigt das Aussehen des Schlosses zu Ende dieser Periode.

Die Reihe kam zunächst an den wahrscheinlich von Rudolf I. erneuerten (s. oben S. 375) ältesten Bau in der Nordostecke des Schloßhofes.

III. Die Renaissanceperiode

1544 bis 1620

Mit dem Bruder und Nachfolger Ludwigs V., dem vielgewandten und abenteuerlichen Friedrich II. (1544 bis 1556), hielt die Renaissance ihren Einzug in das Heidelberger Schloß. Auf seinen mannigfachen Reisen als unbemittelter Pfalzgraf im Dienste seines kaiserlichen Gönners hatte er die neue »antikische Art« allerorten kennen gelernt, und kaum im Besitz der ersehnten Macht und Mittel, beginnt er, von Baulust und Ruhmbegier beseelt, jenen Neubau, der sich im Hofe so malerisch zwischen Ottheinrichsbau und Friedrichsbau eingebettet zeigt (s. Abbildung Fig. 260) und nach den mit Spiegelglas geschmückten Wänden des Hauptsaaes von jeher der »Gespiegelte Saal« (1573) oder »Gläserner Saalbau« genannt worden ist. Vom alten, dort vorhandenen Bau wurden die westliche Giebelfront mit den dreigeteilten Fenstern (s. oben) im unteren Teile und die beiden Längsmauern im Keller, vielleicht auch, wie wir sehen werden, ein Teil der nördlichen Erdgeschoßmauer beibehalten. Dem Beispiel seines Vorgängers folgend ging Friedrich II. ebenfalls über die innere Zingel hinaus bis zur äußeren Wehrmauer und benutzte diese als Unterbau für die westliche Giebelmauer, die er in schwindelnder Höhe mit einem zierlichen Erker versah. Vor die Mitte der Hoffront legte er einen Treppenturm und beiderseitig davon einen schmalen Gang, der in der westlichen Hälfte mit Arkaden frei in den Hof hineinschaute, während die östliche Hälfte wahrscheinlich als glatte Fensterfront behandelt war. Ein weit in den Hof vorspringender Vorbau am westlichen Ende enthielt unten die Durchfahrt in das dahinter liegende Zeughaus. In engem Anschluß an diesen Neubau erfolgte schließlich die Erhöhung des anstoßenden Glockenturmes um zwei achteckige Geschoßaufbauten und dessen Einrichtung zu einem Wohnturm mit einem Glockentürmchen als oberem Abschluß.

War hier an den Arkaden der Hoffront, den Türen und dem Giebel des Torbaues die neue Formensprache noch schüchtern und mit einer gewissen Unbeholfenheit zum

Ausdruck gelangt, so entstand unter Friedrichs Nachfolger und Neffen Ottheinrich (1556 bis 1559), der populärsten Fürstengestalt auf dem Throne von Kurpfalz, jener herrliche Renaissancebau, der den Namen dieses Fürsten trägt und von jeher als der Glanzpunkt unter den Schloßbauten gegolten hat. Zum ersten Male erscheint hier eine im Geiste der oberitalienischen Frührenaissance entworfene und mit reicher Detailbildung ausgeführte Fassade, deren künstlerischer Urheber uns leider bisher unbekannt geblieben ist.

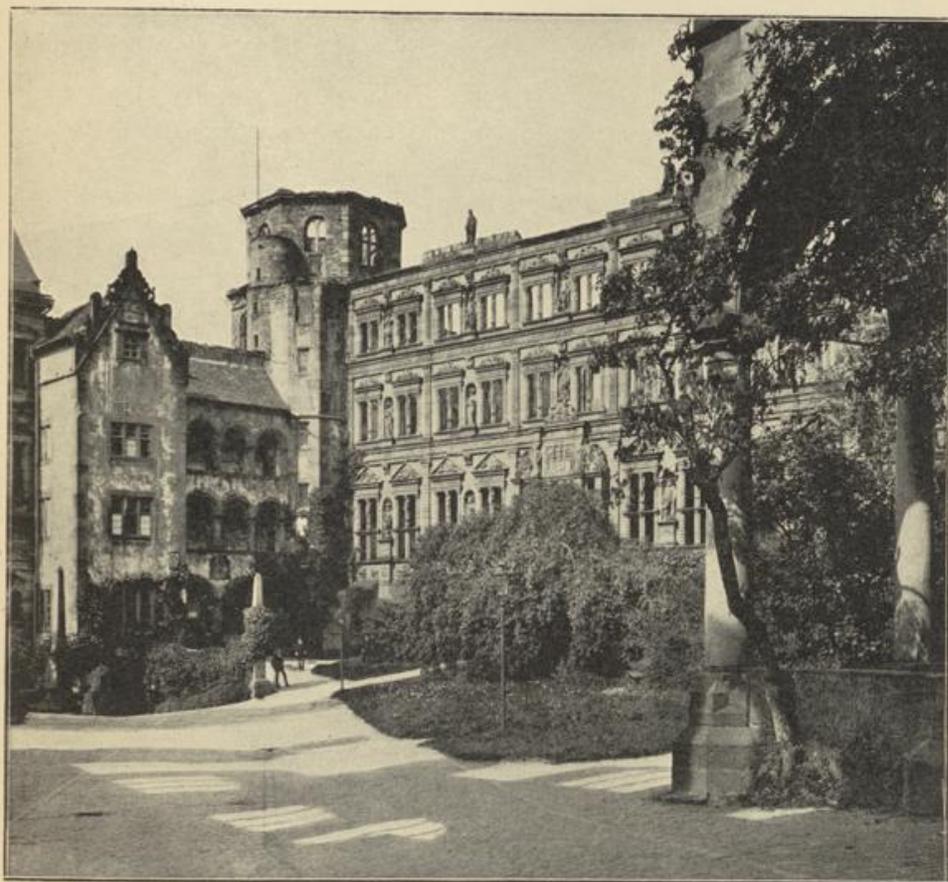


Fig. 260. Die Renaissancecke des Schloßhofes.

Wie oben angedeutet worden ist, scheint dabei der nördliche Teil des Ludwigsbaues zum Opfer gefallen zu sein, weil die einzig noch vorhandene Lücke im Kranze der Schloßbauten zwischen den Palästen Ludwigs V. und Friedrichs II. dem baukundigen und baulustigen Kurfürsten für seinen Neubau wohl nicht ausreichend erschienen sein wird. In der Tiefe wurde der Bauplatz durch den anstoßenden Teil des Ostwingers — wie beim Gläsernen Saalbau — erweitert, so daß auch hier die Ostfront auf der starken äußeren Wehrmauer aufruht.

Noch vor Vollendung seines Palastes starb der letzte Sproß der älteren Wittelsbacher Kurlinie. Sein Nachfolger aus der Simmernschen Linie Friedrich III. (1559

bis 1576) brachte das Werk durch Errichtung zweier frontaler Doppelgiebel zum Abschluß, hat sich aber im übrigen mehr mit Religionsstreitigkeiten abgegeben, als mit neuen Schloßbauten. Den Zustand des Schlosses in dieser Zeit geben die erwähnten Stuttgarter Zeichnungen (Z. 10 bis 18), von denen unsere Abbildung (Fig. 261) wohl die baugeschichtlich wertvollste sein dürfte.

Dagegen ist unter dessen Sohn und Nachfolger Ludwig VI. (1576 bis 1583) abermals ein »neuer Baw« errichtet worden, nämlich auf der alten Rupertinischen Hofkapelle, die die Mitte der Nordseite des Schloßhofes einnahm. Wir wissen nichts näheres über diesen Bau, als daß er infolge Überbelastung der alten Kapellenmauern die Ursache zu deren Abbruch geworden und damit selbst bald wieder verschwunden ist (s. unten). Auch die Errichtung der Streichwehr am Ostabhange dürfte in die Regierungszeit dieses Herrschers (oder seines Vorgängers?) fallen.

Hierauf folgte der Faßbau, den der i. J. 1583 für seinen unmündigen Neffen als Administrator erwählte Pfalzgraf Johann Casimir zur Aufnahme des großen Fasses vor der Nordwestecke des Frauenzimmerbaues, also außerhalb des Schloßringes, hat errichten lassen. Die Verwendung gotischer Formen bei den großen Maßwerkfenstern im obersten Geschoß dieses Bauwerkes ist offenbar in Rücksicht auf den dahinter liegenden spätgotischen Bau Ludwigs V. geschehen und erscheint in dieser Hinsicht als ein seltenes Vorkommnis in einer Zeit, welche sonst ihrem Stilgefühl rücksichtslos Geltung zu verschaffen gewohnt war.

Den Anlaß zu der Errichtung des nächsten großen Schloßbaues gab der gefährliche bauliche Zustand der alten Schloßkapelle zwischen Frauenzimmerbau und Gläsernem Saalbau. Wir erfahren aus den Akten, daß »eine große dicke eissene Stang entzwei gebrochen, worauf sich die Capel mit dem Newen Baw daruff sich dermassen gesenkt, daß man sich des Einfallens undt dannenhero entstehender großer Gefahr besorgen müssen« usw. Es ist also der obenerwähnte, über der alten Kapelle unter Ludwig VI. errichtete neue Aufbau gewesen, der die Gefahr des Einsturzes heraufbeschworen hat, indem dessen »Oberbaw gar zu schwer undt dan zum Theil auch das Fundament zu schwach undt nit genugsam versehen gewesen«. So entschloß sich der junge Kurfürst Friedrich III. i. J. 1601 zum Abbruch der ganzen vorhandenen Baulichkeit bis auf die Fundamente hinab und zu einem Neubau an derselben Stelle. Das Bauprogramm war gegeben: unten Kapelle, oben Palast. Außerdem mußte für das daneben liegende nördliche Burgtor Ersatz geschaffen werden, das ebenfalls abgebrochen worden ist. Zum ersten Male tritt uns hier bei einem Schloßbau ein bestimmter Künstler als Urheber nachweisbar entgegen. Er hieß Johannes Schoch und kam aus Straßburg, wo er sich als Stadtbaumeister bereits rühmlichst bewährt hatte. Im Bildhauer Sebastian Götz aus Chur fand er einen Gehilfen, der sich in seinen dekorativen Arbeiten dem kräftigen plastischen Gefüge dieses eigenartigen deutschen Renaissancebaues aufs glücklichste anzupassen verstand. Im Jahr 1607 waren die Bauarbeiten vollendet und damit Schloßhof und Nordfront des Schlosses um ein neues, wesentliches Schmuckstück bereichert.

Gleichzeitig mit der Errichtung des Friedrichsbaues entstand der weite Altan davor unter Benutzung der alten unteren Torburg, in welche der steil von der Stadt an der Nordseite des Jettenbühls heraufführende Burgweg bisher gemündet hatte. Auch an der Ostseite des Schlosses betätigte sich die Baulust des jungen Fürsten durch den weiteren Aufbau und Ausbau der dortigen drei Türme, besonders des Glockenturms, dem damals

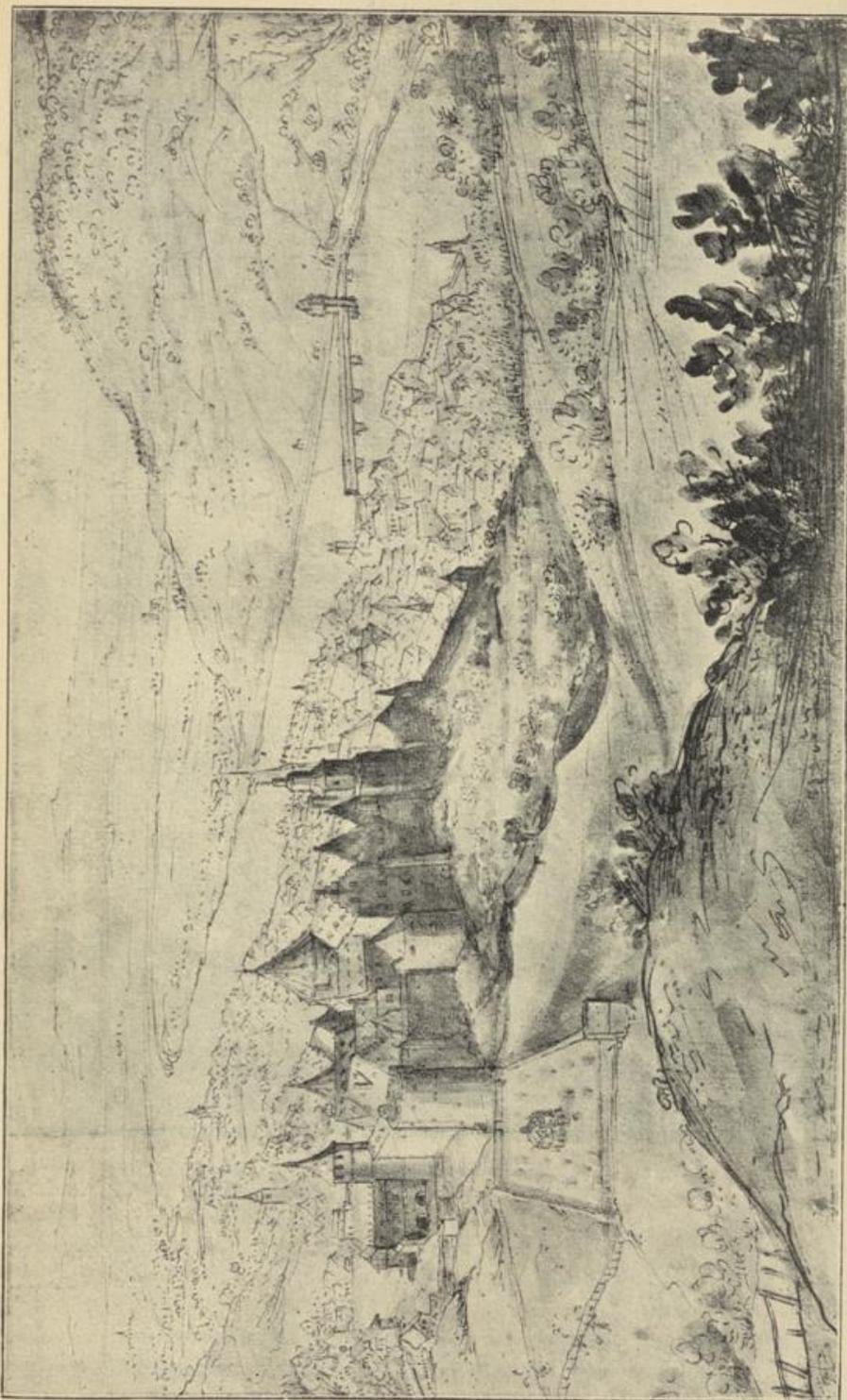


Fig. 261. Ostansicht des Schlosses nach einer Stuttgarter Zeichnung aus der Zeit Friedrichs III. (Z. 12.)



*Fig. 262. Ecke zwischen Friedrichsbau und Frauenzimmerbau.
(Vor der Restauration.)*

die inneren Stützen, auf denen die Gewölbe der Stockwerke gelagert wurden, eingebaut wurden und der achteckige Aufbau mit dem plumpen kuppelartigen Dach, das uns der Meriansche Stich zeigt.

Drei Jahre nach Fertigstellung seines stolzen Palastes starb Friedrich IV. Mit dessen Sohn und Nachfolger Friedrich V. (1610 bis 1632), der erst 1614 die Herr-

schaft aus den Händen seines Oheims und Vormundes Johann von Zweibrücken übernahm, zog die britische Elisabeth, die Tochter König Jakobs von England, ins Stammschloß der Wittelsbacher ein und mit ihr eine bis dahin unbekannte Großzügigkeit und Prachtentfaltung der kurfürstlichen Hofhaltung. Für einen der Königstochter würdigen Neubau war innerhalb des alten Schloßberings kein Platz mehr. Noch aber ragte der breite Nordwall Ludwigs V. als der gegebene Unterbau für einen solchen Palast aus der Tiefe des Schloßgrabens empor und neben ihm der gewaltige Dicke Turm mit seiner herrlichen Aussicht auf Stadt, Fluß und Land. So entstand hier der hoch gelegene, stolze Elisabethbau mit dem anstoßenden luftigen Festsaal hoch im obersten Stock des Dicken Turmes, einfach in der äußeren Architektur, aber um so reicher in der inneren Ausstattung mit stukkierten Wänden und Decken. Der Stückgarten Ludwigs V. aber wurde zu einem Lusthain mit Vogelhaus und Prachttor umgewandelt ohne Rücksicht auf die kriegerische Rolle, die diesem wichtigen Befestigungsteil von dessen Erbauer zugewiesen worden war. Und mit derselben Verblendung und Sorglosigkeit ward der der Ostseite des Schlosses gegenüber liegende Abhang des Friesenbergs nach Auffüllung des oberen Teiles des Friesentals zu einer terrassierten Gartenanlage einplaniert, die an Großartigkeit in deutschen Landen nicht ihresgleichen haben sollte. Das Fouquièresche Bild (s. oben Fig. 51) und der danach entstandene Meriansche Stich (Fig. 323) verraten uns in Verbindung mit dem Text und den Abbildungen des »Hortus Palatinus« (s. unten) deutlichst die Absichten des vom Kurfürsten aus den Niederlanden hierfür berufenen genialen Gartenkünstlers Salomon de Caus, der seinen prunkhaften Hortus Palatinus unvollendet im Stich lassen mußte, als »Pfalz nach Böhmen ging« und in der Schlacht am Weißen Berge die Herrlichkeit des Winterkönigs ein jähes Ende fand.

Das vor dem Zeughause unterhalb am Bergabhange errichtete Ballspielhaus verdankt ebenfalls dem Winterkönig seine Entstehung, hat aber dessen Herrlichkeit auch nur kurz überlebt.

Damit endet die Baugeschichte des Schlosses. Die Periode der Zerstörung und Restaurationen setzt ein.

IV. Periode

Zerstörung und Restaurationen 1620 bis 1764

Die erste Einnahme von Stadt und Schloß erfolgte am 16. und 19. (n. St.) September 1622 durch die Tillyschen Truppen, ohne daß beide durch die Beschießung, die am 26. August begonnen hatte, wesentlich beschädigt worden wären. Verhängnisvoller hätte die Beschießung des Schlosses von oben her durch die Schweden am 5. Mai 1633 der kurfürstlichen Residenz werden können, aber die baldige Kapitulation, die der neunjährigen Besetzung durch die Kaiserlichen ein Ende bereitete, gebot noch zur rechten Zeit Einhalt. Auch bei der Wiedereroberung durch den Feind i. J. 1635 sind Schloß und Stadt glimpflich davongekommen. Immerhin gab es genug der Reparaturen an den lange vernachlässigten Baulichkeiten, insbesondere auch, wie aus den vom Schloßverein veröffentlichten Bauakten hervorgeht, an den Dächern der Paläste und Türme, als der Sohn des unglücklichen Winterkönigs Karl Ludwig (1632 bis 1680) i. J. 1648 wieder in das verödete Schloß einzog. Damals erhielt auch nach dem Muster des Friedrichsbauers der Ottheinrichsbau anstatt der plumpen Doppelgiebel jene zierlichen Zwerch-

häuser, deren Reste heute noch in die Lüfte ragen, und dem Frauenzimmerbau wurde nicht nur das Treppenhaus an der Westseite zugefügt, sondern auch jene anspruchsvolle Architektur aufgemalt, die ihm zeitweilig den Namen »der gemalte Bau« eingetragen hat. Im ehemaligen Zwinger der Ostseite entstanden Küchenräume u. dgl. im Anschluß an die älteren Nützlichkeitsbauten Ludwigs V. An den Festungsbauten wurde aber noch nichts verändert. Erst als der Vater Liselottes die Augen geschlossen hatte, unternahm dessen einziger Sohn und Nachfolger Kurfürst Karl (1680 bis 1685), wie in Vorahnung der kommenden schweren Zeiten, eine weitere Sicherung des Schlosses, indem er i. J. 1681 an der Nordostecke, an der Stelle des Ballhauses, die nach ihm genannte Karlsschanze und den Karlsturm errichten ließ, deren Geschütze Fluß und Talweg beherrschen sollten.

Über das Aussehen des kurpfälzischen Herrschersitzes zu jener Zeit, unmittelbar vor Ausbruch des Orleanschen Krieges, verschaffen uns die drei Stiche des Augsburger Meisters Ulrich Kraus, von denen die beiden wichtigsten in Fig. 263 und 266 wiedergegeben (Z. 114 und 127), ziemlich genaue Kunde. Im ganzen dürfen sie als sichere Urkunden gelten, wenn auch an einigen Stellen »Verschönerungen« vorgenommen sein mögen.

Mit dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Karl, des Letzten aus der Simmernschen Linie, brach das Unwetter los. Am 24. Oktober 1688 rückten die Truppen des »allerchristlichsten Königs« in die vom neuen Kurfürsten aus der Neuburgischen Linie Philipp Wilhelm (1685 bis 1690) verlassene Residenz ein. Sobald sich herausstellte, daß gegenüber dem Andrang der vereinigten Gegner Stadt und Schloß Heidelberg auf die Dauer nicht zu halten waren, erging von Paris der Befehl des »brüder le Palatinat«, der sich in erster Linie gegen das feste Schloß der pfälzischen Kurfürsten richtete. So stürzten denn seit dem 16. Februar 1689 unter den Händen der französischen Mineurs die alten festen Mauern und Türme des Jettenbühls in Trümmer, und die lodernden Flammen der Schloßbauten und der Stadt gaben den am 2. März 1689 abziehenden Franzosen weithin das Geleit durch das verwüstete Land.

Die zweite, noch gründlichere Zerstörung von Stadt und Schloß erfolgte i. J. 1693. Zwar war inzwischen unter dem neuen Herrscher Johann Wilhelm (1690 bis 1716) nach Möglichkeit in aller Eile an der Wiederherstellung der Festungswerke gearbeitet worden, aber am 22. Mai war die Stadt abermals im Besitz der Franzosen, und am folgenden Tage ebenso das Schloß ohne Schwertstreich. Auf's neue ging jetzt das Zerstörungswerk vor sich. Stadt und Schloß wurden ein Trümmerhaufen, und mit Recht konnte die Aufschrift Boileaus auf der Siegesdenkmünze Ludwigs XIV. »Heidelberga deleta« (s. oben Fig. 54) lauten.

Der Umfang dieser zweiten Zerstörung durch die Franzosen läßt sich durch die Federzeichnung von Verduc (Z. 148) vom 30. Mai 1693 erkennen. Verduc zeigt den Zustand des Schlosses nach der ersten Zerstörung und unmittelbar vor der am 31. Mai begonnenen zweiten Zerstörung. Wir sehen von den Türmen nur noch den Krautturm mit Dach und von den Wohnbauten nur den Ottheinrichsbau. Der Friede von Ryswyk fand das ganze Schloß dachlos und in Trümmern; die gewaltige Schale des Krautturmes hatte das Schicksal des bereits am 16. Februar 1689 gesprengten Dicken Turmes geteilt und lag zur Hälfte im alten Halsgraben; das Rondell des Stückgartens war ebenfalls zur Hälfte abgesprengt, ebenso der Seltenleer; alle übrigen Türme ausgebrannt.

Vergebens hatte man auch den Nordwall zu sprengen versucht; seinen starken Mauern gegenüber scheinen die Pulverladungen zu schwach gewesen zu sein.

Über das Maß der Zerstörung der Schloßbauten geben außer den Ansichten im Thesaurus Palatinus (s. Abbildung Fig. 264) die von mir im III. Band (1896) der Mitteilungen des Schloßvereins (S. 1 ff.) veröffentlichten Auszüge aus den Akten des GLA.



Fig. 263. Die Nordseite des Schlosses.

(Nach dem Stich von Ulrich Kraus vom Jahre 1684, Z. 118.)

Aufschluß. Eine wertvolle Ergänzung dazu bieten die unlängst ebenda (Bd. VI [1912] S. 1 ff.) von K. Lohmeyer mitgeteilten Nachrichten über die Pläne der folgenden Kurfürsten in bezug auf den Wiederaufbau von Stadt und Schloß. Danach ist es ein Irrtum, zu glauben, daß Johann Wilhelm (1690 bis 1716) als katholischer Fürst die alte Residenz zugunsten seiner Düsseldorfener ihrem Schicksal habe überlassen wollen. Wir erfahren vielmehr nicht nur von sofortiger Inangriffnahme der Reparaturen am verwüsteten Schlosse, sondern sogar von den Projekten einer neuen großartigen Schloßanlage und Zufahrtstraße. Bald aber erlahmte, teilweise am Widerstande der Bürgerschaft, das

Interesse des Kurfürsten für Heidelberg, aber unter dessen Nachfolger Karl Philipp (1716 bis 1742) tauchte der Plan einer Wiederbesiedlung des Schlosses durch die kurfürstliche Hofhaltung wieder auf. Eine neue prächtige Residenz sollte auf den Trümmern der westlichen Schloßbauten errichtet und mit der Stadt durch eine »strada montana«, eine auf gewaltigen Bogen sanft ansteigende Fahrrampe, verbunden werden. Der Schloßgarten war bereits wieder in stand gesetzt und mit einer neuen Brunnenanlage versehen worden — da kam der unselige Kirchenstreit und die Verlegung der kurfürstlichen Residenz nach Mannheim, zu dessen Schlosse am 2. Juli 1720 der Grundstein gelegt wurde.

Noch einmal schienen die Schloßbauten zu neuem Glanze stehen zu sollen, indem Karl Theodor (1742 bis 1799) zu wiederholten Malen Heidelberg besuchte, da schlug am 24. Juni 1764 der Blitz in den äußeren Schloßsturm, »und in Zeit von 20 Minuten

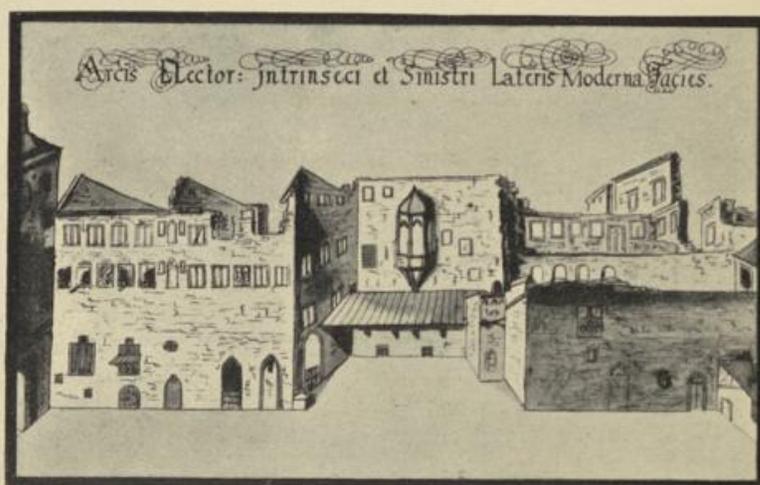


Fig. 264. Ansicht der Westseite des Schlosses zu Beginn des 18. Jhs.
(Aus dem Thesaurus Palatinus)

stand die prächtige Wohnung der ersten Kurfürsten von der Pfalz in vollem Brand. Nachdem das Feuer das Dach verzehrt hatte, griff es die Balken an und warf die Mauern der neueren Gebäude mit fürchterlichem Krachen um. Es befanden sich dazumal eine Seiden- und Tappetenfabrik in dem Schlosse (d. h. im Gläsernen Saalbau), auch diese wurde ein Raub der Flammen (s. Mitteilungen des Schloßvereins VI, 19)«. Karl Theodor glaubte darin einen Wink des Himmels zu spüren und wandte sich anderen Plänen zu.

Wohl wurden in der Folge der Friedrichsbau, der niedergebrannte Frauenzimmerbau und der Vorbau des Saalbaues wieder mit Notdächern versehen, die sie zum Teil noch tragen, wohl hören wir von Plänen zur Überdachung auch des Ottheinrichsbaues, wohl wurden an Stelle der baufälligen Zugbrücke i. J. 1772 die jetzigen steinernen Brückenbogen geschlagen und sonst manche unabweisliche bauliche Erneuerungen an den bedachten Bauteilen vorgenommen, das Leben war aber einmal von dieser Stätte geflohen, das Heidelberger Schloß war und blieb seitdem Ruine und Steinbruch. Im Jahre 1767 wurde beispielsweise die ganze Quaderverkleidung am südlichen Teile des Hirschgrabens auf Anordnung des kurfürstlichen Bauinspektors Wüstner abgebrochen

und nach Schwetzingen zur Erbauung der Wasserschlösser im Schloßpark entführt, und dies Zerstörungswerk wäre schamlos fortgesetzt worden, wenn nicht der damalige Burgvogt Garnier Einhalt geboten hätte (s. Metzger nach einem Hofkammerbericht vom 25. September 1776).

Die weitere Geschichte des Verfalles und der danach beginnenden Fürsorge unter dem neuen Fürstenhause der Zähringer (seit 1803), die Schilderung der Begeisterung



Fig. 265. Ostseite des Schlosses.

der Romantiker für die stimmungsvolle und malerische Ruinenwelt des Jettenbühls und der Verdienste eines Gatterer, Charles de Graimberg und Joh. Metzger um die Erhaltung und Erforschung derselben fällt aus dem Rahmen unserer Arbeit, ebenso wie die Geschichte des Streites über die seit dem Jahre 1891 einsetzenden Restaurationsfragen und eine Kritik der hierbei zu tage getretenen Gegensätze. Erwähnt sei nur die Einrichtung eines Schloßbaubureaus durch die Großh. Regierung i. J. 1883, welchem die Aufgabe zufiel, das Schloß in allen Teilen sorgsam zu untersuchen, zu ver-

messen und aufzunehmen, um Unterlagen für die Erhaltung, eventuell auch für Wiederinstandsetzung oder den Wiederaufbau des Ganzen oder einzelner Teile zu gewinnen. Das baugeschichtliche Ergebnis dieser unter Leitung des damaligen Bezirksbauinspektors J. Koch und des Architekten F. Seitz ausgeführten und i. J. 1890 vollendeten Aufnahmarbeiten findet sich niedergelegt in dem obenerwähnten grundlegenden Werke: Das Heidelberger Schloß (Darmstadt 1891).

Zurzeit ist man damit beschäftigt, gemäß dem Landtagsbeschluß des Jahres 1911, unter Aufgabe aller Restaurationspläne, Sicherheitsmaßregeln zum Schutze und zur Erhaltung der Ruinen in ihrem jetzigen Zustande zu treffen.

Einen Anblick der Ostseite des Schlosses in ihrem jetzigen Zustande von der Scheffelterrasse aus, über die Baumwipfel im Friesental hinweg, gibt unsere Abbildung Fig. 265.

Baubeschreibung

Die allmähliche Entstehung des Heidelberger Schlosses aus der bescheidenen mittelalterlichen Burg des Pfälzer Rudolf zu der prunkvollen Residenz des Winterkönigs und der festen Zitadelle des letzten Sprossen der Simmernschen Linie ist im Vorstehenden im Zusammenhange mit den geschichtlichen Ereignissen kurz geschildert worden.

Indem wir uns nunmehr der Beschreibung der einzelnen Teile dieses großartigen Ganzen an der Hand unseres Grundrisses Fig. 267 zuwenden, hätten wir eigentlich mit den Bauteilen zu beginnen, welche nachweislich den ersten Bauperioden, d. h. der Zeit vor Ludwigs V. Regierungsantritt, angehören. Von Wohnbauten gehören hierher: der Unterstock des Ruprechtsbaues und die Überreste am Ludwigs-, Gläsernen Saal- und Frauenzimmerbau; von Wehrbauten: die unteren Teile der drei großen Türme der Ostseite und die Reste der das Plateau umziehenden doppelten Wehrmauer des 15. Jhs. (vgl. oben Fig. 253). Da diese Bauten bzw. Bauteile aber sämtlich im Laufe des 16. und 17. Jhs. so wesentliche Veränderungen erlitten haben, daß ihre frühere Gestalt ohne weiteres gar nicht mehr zu erkennen ist, so erscheint es ratsam, diese ältere Periode bei der Baubeschreibung ganz zu übergehen und mit der Bautätigkeit Ludwigs V. zu beginnen, selbst auf die Gefahr hin, einigen der ältesten Bauten, wie dem Glockenturm, Krautturm und Apothekerturm, erst in einer noch späteren Periode, in der sie ihre heutige Gestalt erlangt haben, zu begegnen.

DIE BAUTEN LUDWIGS V.

A. Die Wohnbauten

1. Der Ludwigsbau

Das älteste Datum, das sich an den Wohnbauten Ludwigs V. vorfindet, ist die Jahreszahl 1524 am Wappen oberhalb der Eingangstür des Treppenturmes zum Ludwigsbau. Ehe der Kurfürst an die großartige Erweiterung des Schlosses mit Wehrbauten heranging, scheint er zunächst einen neuen Wohnbau für sich errichtet zu haben, der heute noch seinen Namen führt. Wie später beim Frauenzimmerbau und Ruprechtsbau, wurde hierbei eine bereits vorhandene Baulichkeit benutzt, deren Überreste in der südlichen Giebelmauer und der anstoßenden vorderen Ecke bis auf die Höhe von zwei Stockwerken wir oben (S. 371) bereits als zu der ältesten Schloßanlage gehörig erkannt haben.

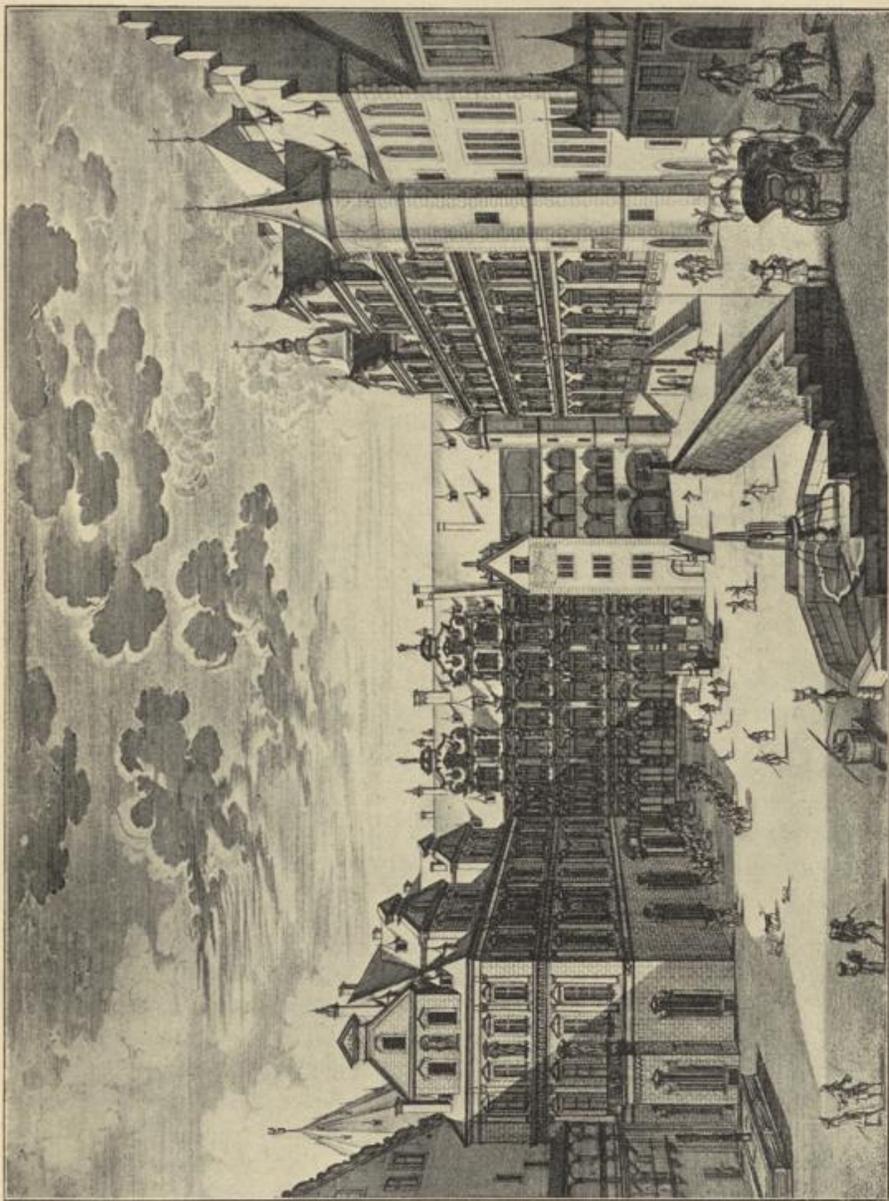


Fig. 266. Der Schloßhof.

(Nach dem Stich von Ulrich Kraus vom Jahre 1684, Z. 127.)

Koch und Seitz rechnen hierzu auch noch ein Stück der Westwand im Kellergeschoß. Den Abschluß nach Osten bildet die ehemalige innere Wehrmauer, die den Wohnbauten Ludwigs V. fast überall als Außenmauer gedient hat.

In seiner jetzigen Erscheinung stellt der viergeschossige Ludwigsbau mit seinen engen Fensterachsen und dem am nördlichen Ende vorgelagerten Treppenturm offenbar, wie bereits J. Metzger bemerkt hat, nur einen Torso dar, indem die nördliche Hälfte des Palastes dem späteren Ottheinrichsbau hat weichen müssen. Mag auch jede Nachricht hierüber fehlen, die Stellung des Treppenturmes und die ungewöhnliche Schmalheit des Baues sprechen an sich deutlich genug dafür. Wie unten (S. 445 f.) nachzuweisen sein wird, bietet aber auch der Baubefund einen sicheren Anhaltspunkt.

Der Schloßbrand 1764 hat auch diesen Bau zur Ruine gemacht. Seine frühere Erscheinung zeigen am deutlichsten die beiden Hofansichten von U. Kraus (Z. 126 und 127) aus dem Jahre 1684 (oder 1683), von denen die eine in unserer Fig. 266 wiedergegeben ist. Danach war es ein geputzter und wohl auch bemalter, sonst aber schmuckloser viergeschossiger, ursprünglich dreigeschossiger, Aufbau mit gekuppelten geradlinig geschlossenen Fenstern in den drei unteren Geschossen und spitzbogigen Fenstern in dem obersten Geschoße. Jetzt sind hier oben Fenster mit geradem Sturz, wie in den unteren Stockwerken, vorhanden, eine Folge der Erneuerung des obersten Stockwerkes nach dem Orléansschen Kriege unter Karl Philipp. Damals sind auch die Fenster des zweiten Obergeschosses verändert worden. Ein hoher Staffelgiebel schloß das steile Dach nach Süden ab, nach Norden bildete die Giebelwand des Ottheinrichsbaues den Abschluß.

Den einzigen Schmuck des Äußern bildete damals, wie heute, oberhalb des spitzbogigen Stiegenportals die spätgotisch umrahmte Sandsteintafel mit dem kurpfälzischen Wappen und der Jahreszahl 1524, an deren unterer Schräge eine kleine drölerie angebracht ist: zwei gelagerte Affen, die ihre Köpfe durch eine Schlinge gesteckt haben und sich kräftig mit allen Vieren voneinander wegstemmen. (K. Christ führt diese »Katzbalgerei« auf das im Mittelalter beliebte »Strangkatzenziehen oder Strebekatzenspiel« zurück [s. Süddeutsche Touristen- und Radfahrer-Ztg. 1899 Nr. 37]). Der steinerne Schnecken mit der fliegenden Spindel ging ursprünglich nur bis ins dritte Stockwerk und ist bei der Aufbringung des vierten Geschosses unter Karl Ludwig entsprechend höhergeführt worden; jetzt im oberen Teile zerstört.

Wie beim anstoßenden Ottheinrichsbau liegt infolge des Geländeabfalles der gewölbte Keller fast ganz über der Erde. Eine einfache Spitzbogentür führt von außen hinein. Von dem hinter dem Treppenturm gelegenen Raume führte eine große rundbogige Tür in den ehemaligen Ostzwinger. Später ist dieselbe als Eingang zu dem gewölbten Gange benutzt worden, der von hier in das unterste Gewölbe des Apothekerturmes hinabführt. Vom nördlich anstoßenden kleinen Kellerraum aus geht eine Treppe in den Keller des Ottheinrichsbaues (jetzt vermauert) hinab. Das Erdgeschoß ist vom Treppenturm zugänglich, von dem aus man zunächst in einen von Westen nach Osten den Bau durchquerenden Gang und von dort in ein großes dreifenstriges Gemach kam, das vor dem Dreißigjährigen Kriege als »Silberkammer« benutzt worden zu sein scheint. Dieser Gang neben dem Treppenturm war wohl auch in den oberen Geschossen vorhanden und ist außen an den kleineren Fenstern kenntlich. Im übrigen ist die obere Zimmerteilung nicht mehr deutlich und bietet der ausgebrannte Bau auch sonst nichts bemerkenswertes mehr. Die beiden Obergeschosse waren durch Türen mit den betreffenden Geschossen des Ottheinrichsbaues in Verbindung gebracht.

2. Der Frauenzimmerbau

Nach Vollendung des Ludwigsbaues scheint der Kurfürst sich der schräg gegenüber liegenden Schloßecke zugewandt zu haben, wo die Untersuchungen des Schloßbaubureaus, wie wir oben sahen, ebenfalls das Vorhandensein einer älteren mittelalterlichen Bauanlage im Anschluß an die nördliche Wehrmauer festgestellt haben. Auch weiter südlich sind im Boden ältere Mauerzüge entdeckt worden. Ludwig V. beschloß hier die Errichtung eines ausgedehnten Wohnbaues mit einem großen Festsaal im Erdgeschoß, wie er bis dahin im Schlosse gefehlt hatte und für die gesteigerten Ansprüche der Hofhaltung sich immer notwendiger erwiesen haben wird. Den Namen »Frauenzimmerbau« trägt er in den Akten des 17. Jhs., weil das »Schloß-Frauenzimmer«, d. h. die Damen des Hofes in den oberen Stockwerken ihre Unterkunft hatten. Später kommt der noch heute übliche Name »Bandhaus« auf mit Bezug auf den daselbst vorgenommenen Bau des Großen Fasses (s. Schloßakten Nr. 70). Die ursprüngliche Erscheinung des Baues ist uns durch die Münstersche Ansicht (s. Fig. 50) ziemlich gut überliefert. Wir dürfen danach annehmen, daß er von vornherein dreistöckig errichtet worden ist. Ein Teil des ersten Obergeschosses ist noch in der Westgiebelmauer des Friedrichsbaues mit einem zugemauerten Fenster und den Gebälkkonsolen erhalten. Spuren des zweiten Obergeschosses am Bibliotheksbau beweisen in Übereinstimmung mit Münster, daß das zweite Obergeschoß aus Fachwerk bestanden hat (s. die Rekonstruktionszeichnungen bei Koch und Seitz, Fig. 16 und 17). Das Äußere war belebt durch ringsum ausspringende Erker und zwei achteckige Schneckentürmchen an den Ecken der Nordfront.

Das Aussehen des Frauenzimmerbaues zu Ausgang des 17. Jhs. vor dem unheilvollen Orléansschen Kriege haben uns die Krausschen Stiche ebenfalls am besten (s. Fig. 264 und 266) überliefert. Das dreigeschossige stattliche Bauwerk erscheint dort als ein mit Pilastern, Figurennischen und kräftigen Gesimsen reich dekorierter Renaissancepalast, aus dessen Walmdach sowohl an der Längsfront nach dem Hofe zu, wie an beiden Schmalseiten zweigeschossige Zwerchhäuser, wie beim Friedrichsbau und Ottheinrichsbau, heraustreten. Freilich belehren uns die Akten, daß diese reiche Architektur nur in Malerei bestand, mit der der italienische Maler Monchy in Nachahmung der genannten Paläste gelegentlich der Wiederinstandsetzung des Baues unter Karl Ludwig i. J. 1659 das an sich schmucklose Mauerwerk Ludwigs V. herausstaffiert hatte, woraus sich auch der damals öfter vorkommende Name: »Gemalter Bau« erklärt. Man darf sich somit nicht verhehlen, wie schwächlich diese Scheinarchitektur neben der kraftstrotzenden Plastik des anstoßenden Friedrichsbaues gewirkt haben wird, und darf sich durch die Kraussche Darstellung nicht zu falschen Schlüssen über den einstigen künstlerischen Gesamteindruck dieser Hofecke verleiten lassen.

Die Hauptveränderung, die unter Karl Ludwig an diesem Bau vorgenommen worden ist, um ihn in der gedachten Weise mit den übrigen Prachtbauten in Einklang zu bringen, betraf die Nordseite, vor deren Mitte bis dahin ein auf den älteren Stichen deutlich sichtbarer Erker aufragte. Durch Einziehen einer vorderen Abschlußmauer in der Flucht der äußeren Erkerwand zunächst nach Osten zu entstand ein Nebenraum, in welchem eine Wendelstiege angelegt wurde. Nach Westen hin wurde sodann durch den vorderen Teil des oberen Saales im Faßbau ein kräftiger Bogen hinübergesprengt und auf diesem eine ebenfalls in der Flucht der äußeren Erkerwand liegende Mauer errichtet. Auf diese Weise entstand jene, heute nur noch im unteren Teil vorhandene glatte Wandfläche, auf der dann

die Scheinarchitektur aufgemalt werden konnte, die der Kraussche Prospekt auch auf dieser Seite des Baues aufweist. Die Spuren dieser Umänderungen der Nordfront sind vom Altan aus deutlich erkennbar, insbesondere die Ecken des ehemaligen Erkers. Heute ist von all jener geschminkten Pracht nichts mehr zu sehen. Das untere Stockwerk, das allein noch steht, zeigt nur noch die alten, zum Teil erneuerten hohen dreiteiligen Fenster im roh verputzten Mauerwerk; ein großes Rundbogentor führt vom Hof ins Innere. Das plumpe Walmdach, das jetzt mit Ausnahme des Treppenhauses das Erdgeschoß bedeckt, stammt aus der Zeit Karl Theodors (1758). In noch traurigerem Zustande, als dachlose Ruine, zeigt den Bau die Zeichnung im Thesaurus Palatinus vom Jahre 1751, die nach Tafel IV im III. Bande der Mitteilungen des Schloßvereins in unserer Fig. 264 wiedergegeben worden ist und, wie ich (a. a. O. S. 126) glaubhaft zu machen versucht habe, auf eine ältere, bald nach dem Orléansschen Kriege angefertigte Skizze zurückgeht. Dort ist auch die Wappentafel schon zu sehen, die heute noch als einziger Schmuck des Äußern die Hoffront ziert, aber jedenfalls erst nach Entfernung des Erkers, der einst hier vorsprang, dort angebracht worden ist. Sie zeigt die drei Schilde des kurpfälzischen Wappens in der üblichen Anordnung mit Helmbekrönung und hat früher im oberen, sehr verwitterten Teil wahrscheinlich auch eine Jahreszahl enthalten.

Der Zugang zu dem einen einzigen Raum bildenden Untergeschoß, das den Weinkeller enthielt, liegt unten am Ende des hier vor der Front des Friedrichsbaues herab führenden Ganges in einem Vorbau. Durch das große rundbogige Tor desselben mag manches Stückfaß herrlichen Pfälzer Weines herabgerollt worden sein. Die Decke des mächtigen Raumes besteht aus zehn spitzbogigen Kreuzgewölben aus Bruchstein, welche von vier kräftigen, ungefähr 2 m im Quadrat messenden Mittelpfeilern und entsprechenden Wandvorlagen getragen werden. Trotzdem die Wandpfeiler nicht im Verband stehen, ist an der Ursprünglichkeit dieser Gewölbe nicht zu zweifeln. Die Höhe bis zum Scheitel beträgt fast 6 m. Die Licht- und Luftöffnungen sind nur zum Teil ursprünglich und später verändert oder neu eingebrochen worden. Früher führte oben, gleich vor dem Eingange ins Erdgeschoß, eine schmale Treppe vom Hofe direkt in einen Seitenraum des erwähnten Vorbaues. Die von dort in letzteren führende Tür ist jetzt vermauert, die Treppe verschüttet. Ein östlich anstoßender Nebenraum ist vom Gange, der zum Keller hinab führt, aus zugänglich (s. Grundriß Fig. 267).

Der große Erdgeschoßsaal hat die stattlichen lichten Abmessungen von 34,65 m Länge bei 16,70 m Breite und 7,40 m Höhe. Wie die Reste der Tragsteine in den Wänden und die Unterbauten der steinernen Stützen für den mittleren Unterzug ergeben, war er, wie heute, flach gedeckt. Zehn dreiteilige hohe Fenster und reichliche Lichtöffnungen in den an allen vier Seiten vorspringenden Erkern erhellten die weite Halle. Die ungleich großen Erker sind nur zum Teil noch vorhanden. Am reichsten ausgestattet war wohl der große Aussichtserker an der Nordseite, dessen verziertes Sterngewölbe leider nur noch in den Rippenanfängen erhalten geblieben ist und der sich in einem schön profilierten, mit Laubwerk und Tiergestalten geschmückten großen Spitzbogen nach dem Saal zu öffnete. Dieser Erker, der auf zwei mächtigen, durch einen Bogen verbundenen Pfeilern ruht, die zugleich eine kräftige Stütze und Gliederung des Unterbaues der Nordseite bildeten, tritt als solcher jetzt nicht mehr hervor (s. oben). Das Gegenstück an der südlichen Schmalseite, sowie die Erker an der Ost- und Westseite waren auch gewölbt, wie die Ansatzspuren beweisen, aber wohl einfacher gehalten. Der Erker der Ost-

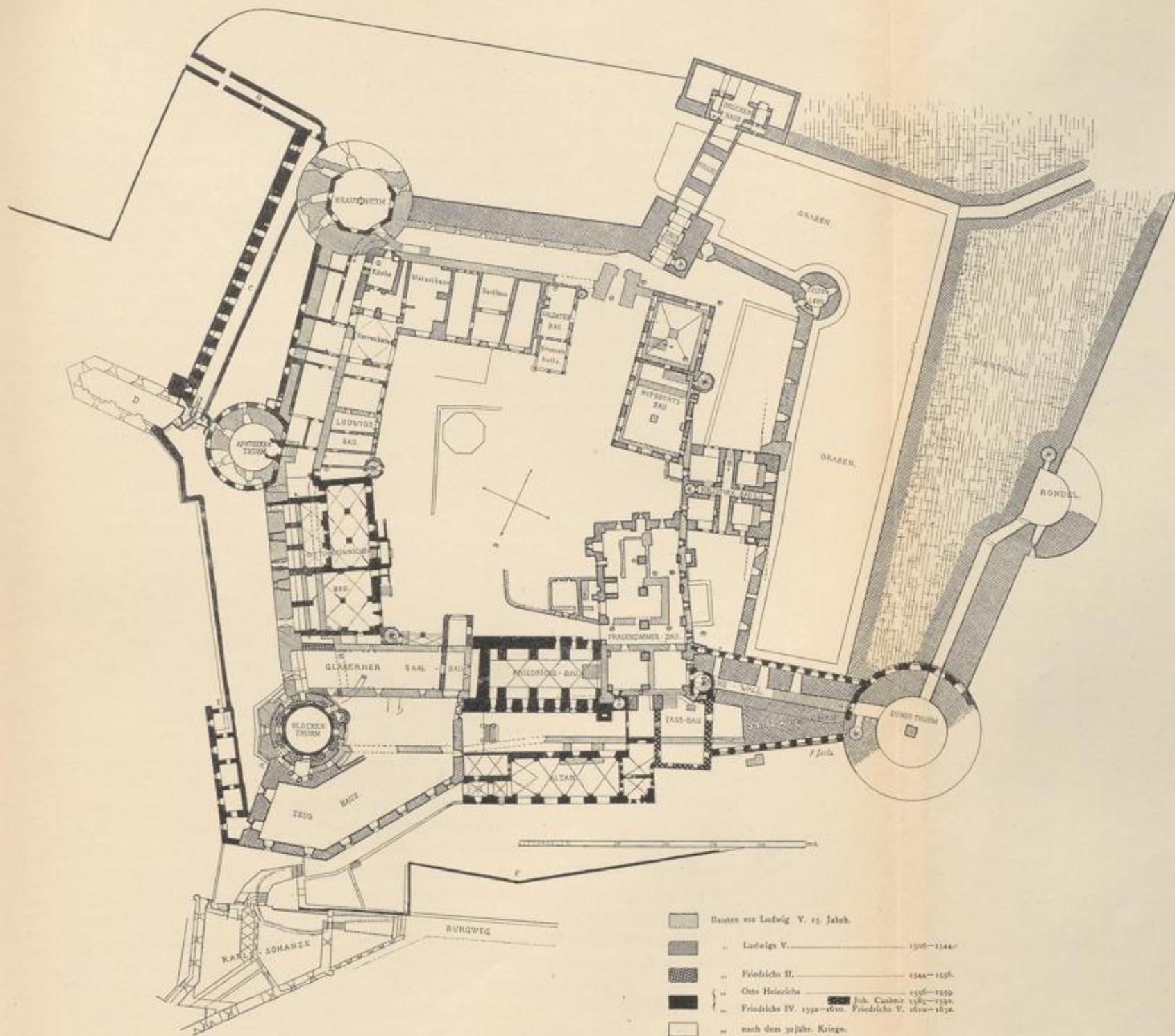


Fig. 267. Grundriß des Heidelberger Schlosses.
(Nach Koch und Seitz.)

seite ist anlässlich der Reparaturen nach dem Dreißigjährigen Kriege verschwunden (vgl. den Krausschen Stich). Von den zehn Fenstern sind nur noch sieben erhalten, und von diesen kein einziges mehr vollständig mit den alten Gewänden und Pfosten. Die ehemalige Form ist aber treu nachgebildet worden, wie das zugemauerte ehemalige Fenster in der Westwand beweist, durch das jetzt die Verbindungstür in den Nordwall führt.

Wir erfahren aus der dichterischen Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten des Jahres 1534 anlässlich der Vermählung des Pfalzgrafen Friedrich, des Bruders des Erbauers, aus der Feder des obenerwähnten Heidelberger Humanisten Peter Harrer, daß der »Königssaal oder die aula major« bei dieser Gelegenheit in glänzender Weise eingeweiht worden ist; wir wissen auch von der reichen Ausstattung dieses Festsales durch eine Reihe von Ahnenbildern des Wittelsbacher Hauses, die mit ihren gereimten Unterschriften mehrfach nachgebildet worden sind (s. darüber meinen Aufsatz über Seb. Götz in den Mitteilungen des Schloßvereins II Beilage I S. 247 ff.). Auch in der Folge hat dieser schöne Saal des öfteren als »Türnitz« des Schlosses, d. h. als Festsaal, Speisesaal, Turnierplatz, Dienerschaftshalle, kurz jenen verschiedenen Zwecken gedient, zu welchen solche mittelalterliche Turnierhallen (turnitz) benutzt zu werden pflegten. Im schroffen Gegensatz hierzu steht die jetzige Erscheinung des Saales mit den zurzeit darin aufgestapelten Rüstholzern und Baugeräten, den nackten Mauern und den verblichenen Leinwandkassetten zwischen den Kastenbalken der Decke, die i. J. 1886 gelegentlich der 500jährigen Gründungsfeier der Ruperto Carola als Teil der Festdekoration zur Verhüllung des häßlichen offenen Dachstuhls angebracht worden sind. Freilich dürfte er auch als Bildhauerwerkstatt des Sebastian Götz (s. unten S. 474) oder als Küferwerkstatt unter Karl Theodor schwerlich einen würdigeren Eindruck als heute gemacht haben. Die Erhöhung des Fußbodens im nördlichen Teile um »circa 2 Schuh« wird nicht nur bereits i. J. 1551 von Leodius, sondern ebenso in dem Bericht des Abraham Lüls über die Hochzeitsfeier des Kurprinzen Karl im September 1671 als vorhanden erwähnt. Damals scheint der Saal notdürftig mit Laubwerk und rotem Tuch einigermaßen wieder hergerichtet worden zu sein. (K. Christ vermutet wohl mit Recht, daß in dem früher, d. h. im 15. Jh., hier vorhandenen Bauwerk [s. oben S. 393] i. J. 1462 das berühmte »Mahl zu Heydelberg« stattgefunden habe; s. dessen Schrift: Das erste Heidelberger Faß etc., Heidelberg 1886, S. 36.)

Das vor der Westfront in den ehemaligen Westwinger vorspringende Treppenhaus ist mit ziemlicher Sicherheit als ein späterer Anbau zu betrachten und wahrscheinlich unter Karl Ludwig gelegentlich der Neuherrichtung des arg beschädigten alten Baues entstanden, nachdem die beiden ehemaligen Treppentürmchen der Nordseite durch den Faßbau und Friedrichsbau verdrängt worden waren. An Stelle der letzteren sind gelegentlich der Errichtung der neuen Nordfront (s. oben) in dem Raume östlich neben dem großen Erker der Nordseite eine nach unten führende Wendelstiege und eine die Verbindung mit dem Friedrichsbau herstellende Treppe errichtet worden. In der diagonal gegenüber liegenden Ecke führte vom Saal aus eine Tür zu einer Wendelstiege innerhalb eines achteckigen Treppenturmes in der Ecke des anstoßenden Bibliotheksbaues, zu der man auch von außen durch einen jetzt vermauerten Zugang gelangen konnte. Das unter Karl Philipp i. J. 1716 in der Nordostecke des Krönungssaales zur Verbindung mit dem Friedrichsbau errichtete Stiegenhaus, welches noch auf dem Metzgerschen Plane des Schlosses erscheint, ist erst vor wenigen Jahren abgerissen worden. (Über den Königssaal, dessen Benutzung und

dessen ehemalige innere Ausstattung s. auch K. Huffschild im Neuen Archiv III [1898] S. 35 ff. und S. 176 ff. und K. Christ, Das erste Heidelberger Faß, Heidelberg 1886, S. 19 ff.)

3. Der Bibliotheksbau

(»Das Briefgewölbe«)

Früher für den ältesten Teil des Schlosses gehalten und meist als Rudolfsbau bezeichnet — J. Metzger nennt ihn: »den alten Bau« und schreibt ihn Ludwig III. zu —, ist der Bibliotheksbau durch die Untersuchungen des Schloßbaubureaus zweifellos auch als ein Bau Ludwigs V. nachgewiesen worden. Bauformen, Steinmetzzeichen und Lage stellen dies übereinstimmend außer Zweifel. Daß er ferner der einzige Bau ist, bei dessen Errichtung keine ältere Anlage benutzt worden ist, ergibt sich aus seiner Lage außerhalb des mittelalterlichen Burgbezirks, d. h. jenseits der inneren Wehrmauer in der Mitte des einstigen Westzingers. Die Möglichkeit der Verwendung des letzteren zur Errichtung dieses Wohnbaues war durch die Erbauung des »Stückgartens« gegeben, jenes gewaltigen Bollwerks, das Ludwig V. zur besseren Deckung der Westfront des Schlosses zu gleicher Zeit errichtet hat (s. unten S. 412 ff.). Um eine Verbindung zwischen Erdgeschoß des Ruprechtsbaues und Bibliotheksbau herzustellen, wurde der dem Ruprechtsbau zunächst gelegene Teil der durch den Bibliotheksbau abgetrennten südlichen Zingerhälfte entsprechend aufgefüllt und durch eine Stützmauer von dem tiefer liegenden übrigen Teile abgeschlossen. Letzterer liegt nur wenig über dem Niveau des Kellergeschosses des Bibliotheksbaues, wie auch ursprünglich die nördliche Hälfte des ehemaligen Zingers, die aber durch Bauschutt mittlerweile wesentlich aufgefüllt worden ist. Die südliche Hälfte des Zingers ist unter Benutzung der erwähnten Stützmauer später zu einem Ballhaus ausgebaut worden, nachdem das alte Ballhaus vor der Nordostecke des Schlosses dem Karlsturm hatte Platz machen müssen (s. oben S. 386).

Die eigentümliche Lage dieses Bauwerkes zwischen den beiden Wehrmauern brachte es von selbst mit sich, daß für die West- und Ostfront diese Wehrmauern als Unterbau für die oberen Stockwerke benutzt werden konnten. Zum Abschluß bedurfte es somit nur je einer Mauer im Norden und Süden. Da aber die äußere und innere Wehrmauer nicht parallel laufen, entstand im Grundriß eine etwas trapezförmige Verschiebung des Bauvierecks. Eine Jahreszahl, die uns die Entstehungszeit dieses Bauwerkes angibt, ist nicht vorhanden, auch fehlt es an urkundlichen Nachrichten, doch ist aus obenangeführten Gründen anzunehmen, daß es erst nach Vollendung des Stückgartens, also in den letzten Regierungsjahren Ludwigs V., wahrscheinlich im Zusammenhang mit den Erneuerungs- und Erweiterungsarbeiten am Ruprechtsbau entstanden ist.

Der Name bezeichnet den Zweck dieses eigentümlichen Gebäudes nur zum Teil. Außer der Bibliothek und dem kurfürstlichen Archiv, die wahrscheinlich in dem großen Saale des ersten Obergeschosses untergebracht waren (s. darüber K. Huffschild, Neues Archiv III [1898] S. 64), enthielt es die »alte Schatz- und Silberkammer«, sowie wahrscheinlich die Kunstkammer, d. h. die übliche Sammlung von Kunstgegenständen aller Art, Bildern, Raritäten, Waffen etc., wie solche zu einer fürstlichen Hofhaltung jener Zeit gehörte (vgl. Ph. Hainhofers Bericht über die Stuttgarter Kindtaufe i. J. 1616 in: Neue Heidelberger Jahrbücher I [1891], 306 ff.). Aus diesem Grunde sind auch sämtliche Räume gewölbt gewesen, sowohl die kleineren Gemächer des unteren Stockes, als auch die oberen großen Säle; daher auch die auffällig starken Mauern (s. Querschnitt Fig. 268).

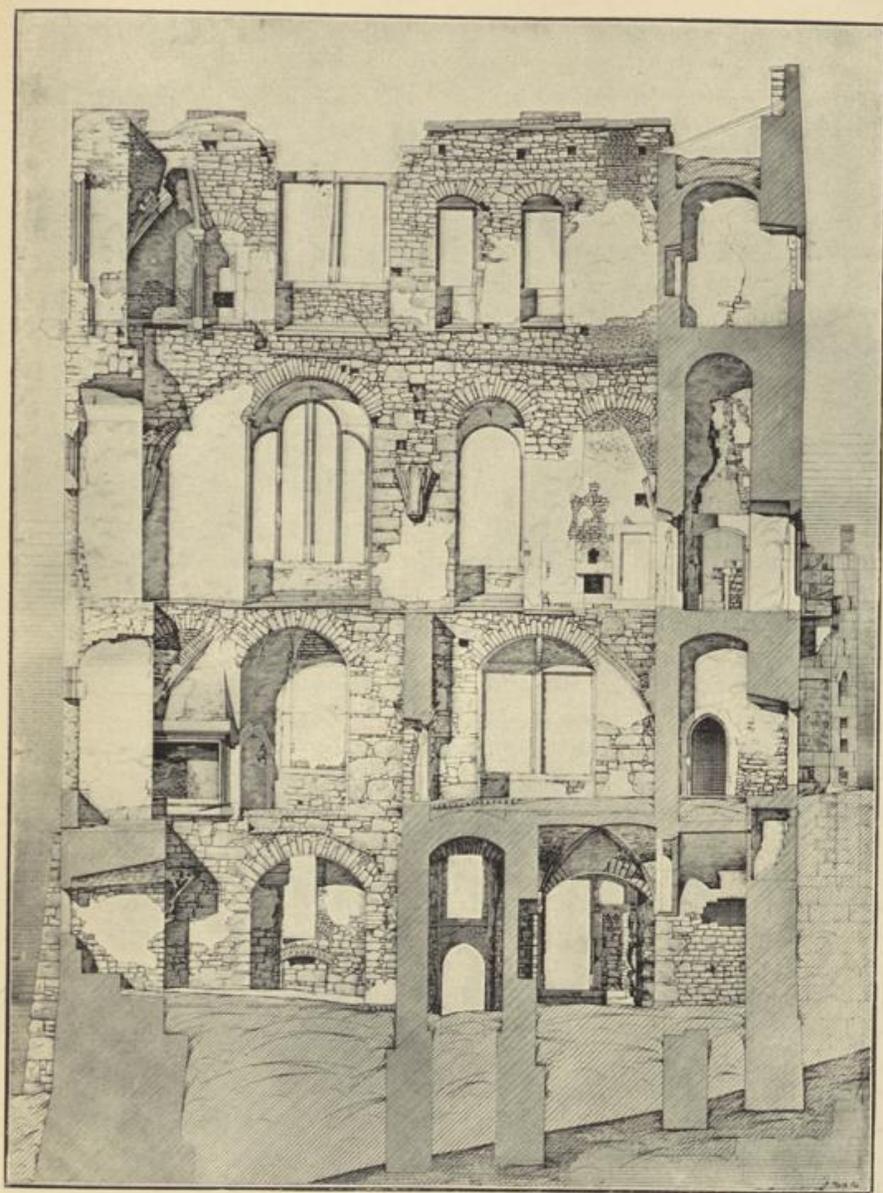


Fig. 268. Bibliotheksbau. Querschnitt von Osten nach Westen.
(Nach Koch und Seitz.)

Seit dem Abzuge der Franzosen i. J. 1693 liegt auch dieser Bau in Trümmern. Am besten erhalten ist das unterste Geschoß mit den vier getrennten Eckräumen, die von zwei sich im rechten Winkel schneidenden Korridoren aus zugänglich sind. Mit dem Einsturz der westlichen und halben südlichen Außenmauer ist eine völlige Zerstörung des Erd-

geschosses und der beiden oberen Stockwerke erfolgt. Den Blick vom Stückgarten aus in diese malerische Ruinenwelt, deren einstiger herrlicher Efeuschmuck leider den modernen Sicherungsarbeiten zum Opfer gefallen ist, gibt unsere Abbildung Fig. 269, während die gegen den Hof zu aufragende Frontmauer mit ihrem hübschen fünfseitigen gotischen Erker auf unseren Abbildungen Fig. 270 und 271 zu sehen ist. Das Aussehen kurz vor der Katastrophe gibt der Kraussche Stich (Fig. 266). Danach war auch dieser Bau, wie alle Bauten Ludwigs V., im Äußern schmucklos, in verputztem Bruchsteinmauerwerk ohne architektonische Gliederung errichtet. Außer dem obengenannten Erker trugen zur Belebung der Hoffront am meisten die beiden bedeckten Holzgalerien bei, die vor derselben entlang liefen und von denen die obere eine direkte Verbindung zwischen Ruprechts- und Frauenzimmerbau hergestellt, die untere lediglich als Balkon vor dem ersten Obergeschoß des Bibliotheksbaues gedient hat. Konsolen und Balkenlöcher davon sind heute noch am Bau zu sehen. Merkwürdigerweise ist auf dem Krausschen Blatte der Erker, der doch so auffällig in die Erscheinung tritt, offenbar versehentlich, nicht zur Darstellung gelangt. Der denselben stützende, leicht geschwungene fünfseitige Unterbau geht von einer Konsole aus, die genau dieselben spätgotischen, naturalistischen Formen aufweist, wie die Rippenkonsolen in den Wänden des Hauptsaaes: statt der Rundstäbe sich überblattende Rundhölzer mit tiefen Kehlen dazwischen und als unteren Abschluß ein am Ende umgebogener knorriger Ast, wie aus der Wand herauswachsend. Ein steil ansteigender Renaissancegiebel, dessen Staffeln mit Viertelmuscheln verziert waren und übereinstimmend auf dem Foucquiéresschen Bilde (Fig. 51) und dem Merianschen Stich (Fig. 323), ebenso auch auf der genannten Merianschen Handzeichnung (s. Tafel VII in Bd. III der Mitteilungen des Schloßvereins) und den Stuttgarter Zeichnungen (Z. 12 bis 17) mit dem hohen Satteldach dahinter sichtbar sind, bildete den oberen Abschluß; derselbe ist aber erst unter Friedrich II. nach Abtragung des auf dem Münsterschen Panorama (s. oben Fig. 50) dargestellten ursprünglichen steilen, vierseitigen Daches aufgesetzt worden. Welches die Veranlassung zu dieser Erneuerung des Daches gewesen ist und ob Friedrich II. im Innern oder am Äußern des Bibliotheksbaues sonst weitere Änderungen vorgenommen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Den Zustand des Baues nach dem Orléansschen Kriege gibt die oben besprochene und abgebildete Zeichnung im Thesaurus Palatinus (Fig. 264) wieder.

Wie erwähnt, ist das 5 m hohe Kellergeschoß mit seinen beiden tonnenförmigen, sich kreuzenden Gängen und den mit Backsteinkreuzgewölben überspannten vier Eckräumen fast vollständig erhalten. Nur die Gewölbe der beiden westlich gelegenen Räume sind eingestürzt. In dem südlichen der beiden wohlerhaltenen hinteren Räume befindet sich neben einem großen Kamin eine gewölbte dunkle Kammer, bis unter das Pflaster des Hofes vorspringend, deren ehemaliger Zweck (Schatzkammer?) nur vermutet werden kann. Die Anfänger der einfach profilierten Rippen steigen an den Wänden hinter Schilden auf, die früher wohl mit Wappenbildern bemalt gewesen sind. Größere und kleinere doppelteilige Fenster mit geradem Sturz erhellen die Zimmer; die Eingangstüren sämtlich spitzbogig. Die westliche, durch Strebepfeiler nachträglich gestützte Außenmauer hat hier unten eine Stärke von fast 3 m und enthält zahlreiche Werkstücke eines älteren Bauwerkes eingemauert. Der nordöstliche Quergang des Kellergeschosses diente nur zur Verbindung der beiden durch den Bau getrennten Zwingerteile. Im darüber liegenden Erdgeschoß ist denn auch nur ein den Bau von Osten nach Westen durch-



Fig. 269. Blick in den Bibliotheksbau vom Stückgarten aus.

querender Gang vorhanden und die beiderseitig anliegenden Zimmer stehen durch spitzbogige Türen miteinander in direkter Verbindung. Die Stockwerkhöhe betrug hier etwa 4,60 m. Auch hier waren die vier Zimmer mit Backsteingewölben überspannt, aber nur im östlichen Teil sind Reste davon vorhanden; außerdem das Tonnengewölbe des

Ganges in zwei Dritteln seiner Länge. Sämtliche Räume waren heizbar. In der Nord- und Südwand sind die breiten Doppelfenster mit geradem Sturz innerhalb tiefer Fensternischen noch vorhanden. Die Verbindung beider Stockwerke vermittelt eine in der Mitte vor dem Gange an der Ostmauer liegende Wendelstiege, zu der auch eine Spitzbogentür vom Hofe aus hineinführt. Dies ist offenbar ursprünglich der einzige Eingang gewesen. Als man später (unter Karl Ludwig) den Hof zwischen Ruprechts-

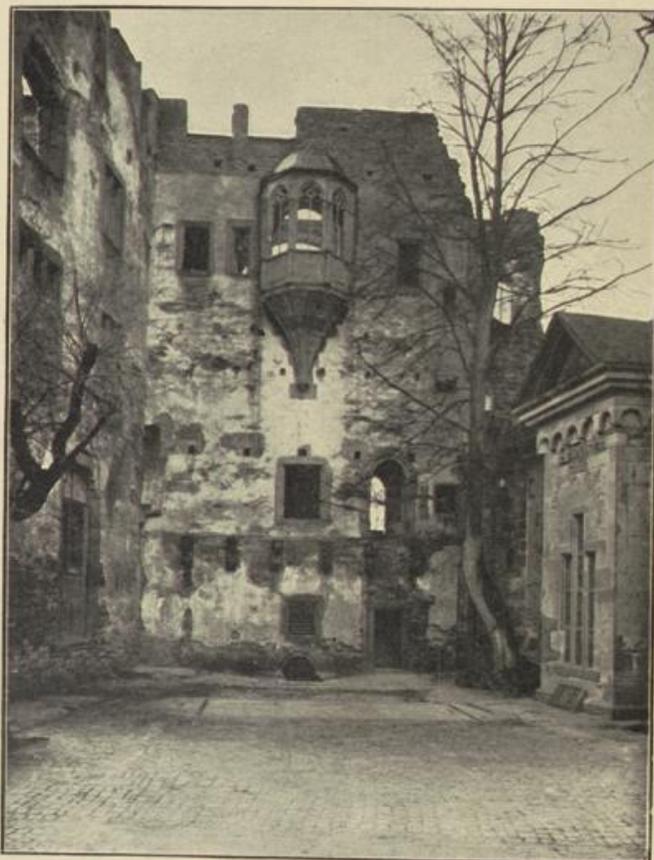


Fig. 270. Hofseite des Bibliotheksbaues.

und Frauenzimmerbau erhöht hat, so daß man mittels einiger Stufen zur Eingangstür herabsteigen mußte, hat man der Bequemlichkeit halber nördlich daneben ebenerdig eine zweite Spitzbogentür eingebrochen, welche direkt in den Gang des Erdgeschosses mündet.

Außer dem schönen spätgotischen Kamin im nordwestlichen Zimmer des Erdgeschosses sind die Reste eines großen Wandgemäldes im südöstlichen Raume bemerkenswert. Sie lassen noch eben die Darstellung einer Turnierszene oder eines feierlichen Aufzuges erkennen, bei dem Damen und Herren vom hohen Balkone zuschauen. Den Kostümen nach zu urteilen, stammt das nur noch in einigen Umrissen erhaltene Freskogemälde — die Farben sind fast ganz verschwunden — aus der Erbauungszeit, d. h.

etwa aus der Mitte des 16. Jhs. Fast sämtliche Fenstergestelle zeigen Spuren starker, jedoch späterer Vergitterung.

Die Wendelstiege in der Mitte führt — jetzt völlig erneuert — in das Hauptgeschoß, dessen bedeutende Höhe (ca. 6,60 m) in dem ebenfalls hier an der Hoffront entlang laufenden tonnengewölbten Gange noch sichtbar ist, während die ehemalige Wölbung des anstoßenden großen Saales völlig verschwunden ist. Die in den Wänden steckenden Rippenanfänger, die auf spätgotischen Astkonsolen ruhen, ermöglichen aber eine genaue Rekonstruktion der vier Sterngewölbe, die in der Mitte auf einer stämmigen Säule aufruheten. Die untersten Trommeln derselben sind noch in situ oberhalb einer merkwürdigen, aus zwei übereinander verschobenen quadratischen Würfeln gebildeten Basis mit konsolenartigen Eckzwickeln. Von den großen vierteiligen Fenstern, die diesen prächtigen Raum erhellten, ist nur ein einziges in der Nordwand noch erhalten. Wie bei den Rippen und Konsolen, die mit denen der Brunnenhalle (s. unten) übereinstimmen, macht sich die spätgotische Formenwillkür in einem sonderbaren, von der Seite nach der Mitte zu steigenden Bogenabschluß bemerkbar (s. Querschnitt Fig. 268). Die westliche Umfassungsmauer fehlt auch hier ganz, die südliche zur Hälfte.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man diesen weiten und hellen Raum als den einstigen Aufbewahrungsort der kurfürstlichen Hofbibliothek betrachtet, von der der Bau seinen Namen führt und deren kostbare Manuskripte und Bücherschätze mit der Bibliotheca Palatina zusammen i. J. 1623 den Weg über die Alpen angetreten haben (vgl. K. Hufschmid, Neues Archiv III, 64 und 178 ff.). Die Wendelstiege in der Mitte endet hier. Die Fortsetzung bildet ein etwas weiterer Schnecken am nördlichen Ende, der jetzt fast ganz zerstört ist. Er liegt unmittelbar neben dem achteckigen Treppentürmchen des Frauenzimmerbaues und ist mit diesem durch eine eingebrochene Türe verbunden. Daneben führt eine Tür auf den obenerwähnten unteren Balkon und am südlichen Ende des Ganges ein schräger Durchbruch in den Ruprechtsbau. Der Grund, weshalb die Treppe hier in der Mitte nicht weitergeführt worden ist, liegt in der Anordnung eines in den Hof vorspringenden Erkers, vor dem sonst die Stiege unmittelbar gemündet haben würde, in der Mitte des darüber liegenden Geschosses. Die erwähnte Treppe führte nur bis dorthinauf, endete aber hier nicht in einem Gang, sondern vor einer Tür, die in ein westlich anstoßendes, nicht mehr vorhandenes kleines Zimmer führte. Der Erkerbau hier oben ist aus dem Achteck konstruiert und mit spätgotischen Maßwerkfenstern an den fünf freien Seiten versehen. Zierliche Eckkonsolen tragen die Rippen des wohl erhaltenen Sterngewölbes, zahlreiche Farbreste zeugen von der ehemaligen Bemalung. Der dahinter liegende, mit einem Kreuzgewölbe bedeckte Raum öffnete sich nach dem mittleren Hauptsaal dieses Geschosses in einer weiten Bogenstellung, innerhalb deren jetzt eine Brüstung aufgemauert ist, um das Herunterstürzen zu verhüten.

Die ehemalige Gestaltung dieses Saales, ebenso wie die übrige Raumeinteilung dieses ca. 4,20 m hohen Stockwerkes, ist nicht mehr zu erkennen. Jedenfalls waren mehrere überwölbte Räume vorhanden, in denen vielleicht die kurfürstliche Kunstkammer untergebracht war. Der kleine, neben dem Erker befindliche und mit diesem durch eine Tür verbundene Raum mit dem einst vergitterten kleinen Fenster mag dabei zur Aufbewahrung besonderer Kostbarkeiten gedient haben, jedenfalls aber nicht als »Hauskapelle«, wie früher angenommen zu werden pflegte. In der Südwand dieses Geschosses ist nachträglich eine

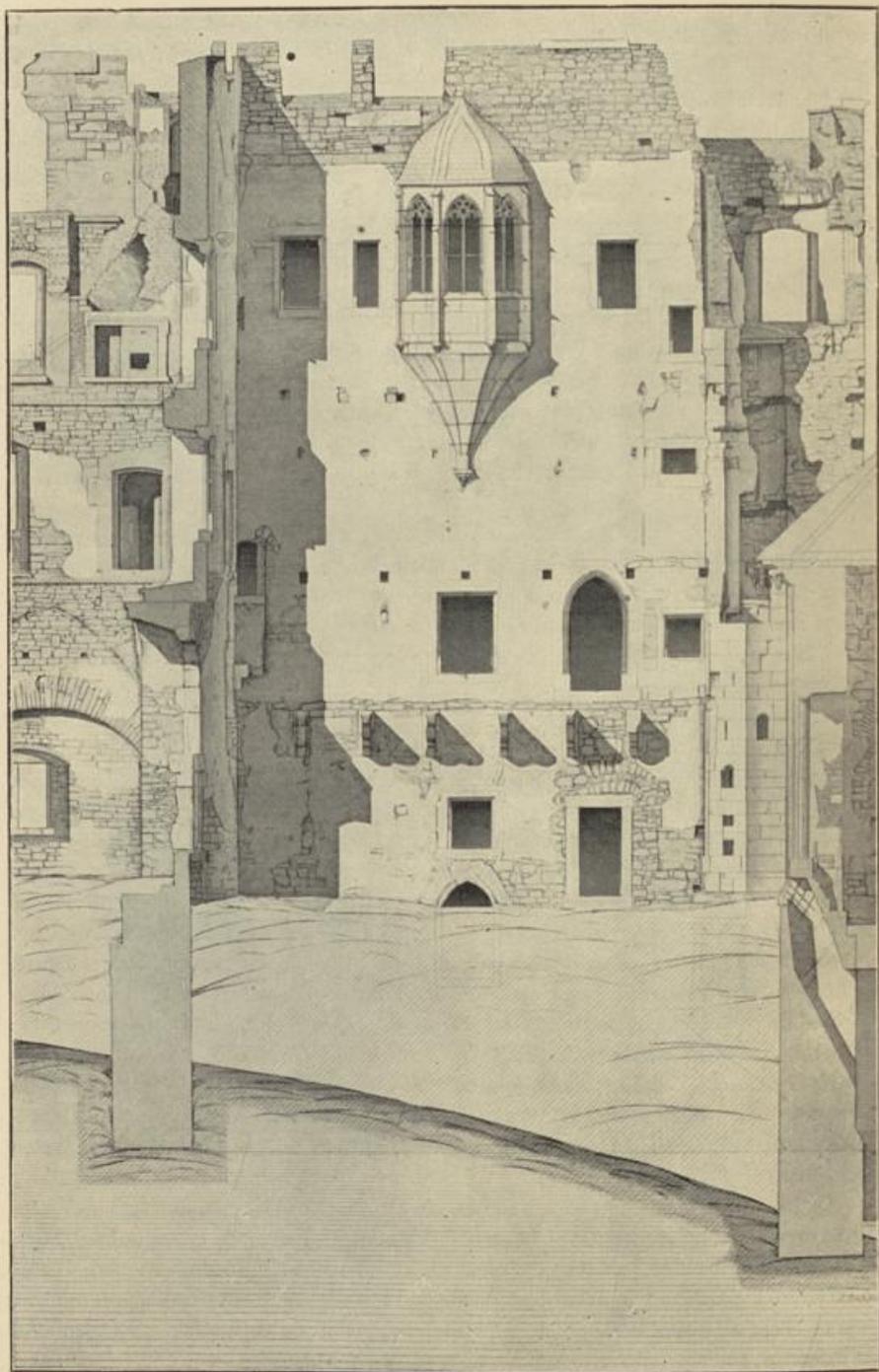


Fig. 271. Ostseite des Bibliotheksbaues.
(Nach Koch und Seitz.)

Tür eingebrochen, durch welche außen mittels einer Galerie eine zweite direkte Verbindung zum Ruprechtsbau stattfand. Die Hauptfenster hier oben entsprechen denen des unteren Geschosses, sind aber gradlinig geschlossen. In den tiefen Fensternischen sind noch zahlreiche Spuren von Bemalung aus der Zeit Karl Ludwigs zu sehen, wie überhaupt zahlreiche Farbreste nicht nur auf den erhaltenen Verputzstellen, sondern auch auf den Sandsteinkonsolen, Rippen, Schildern u. dgl. in allen Stockwerken noch festzustellen sind. Hier und da auch Spuren von jüngeren, roheren Malereien spätbarocken Charakters.

An der Nordseite des Bibliotheksbaues sind im Zwingler die Reste der ehemaligen Waschküche zu sehen, die in den Bauakten des 17. Jhs. häufig genannt wird.

Vor dem Bibliotheksbau zwischen Ruprechts- und Frauenzimmerbau stand der älteste Schloßbrunnen, der mit dem Pfälzer Löwen auf der aus dem weiten Brunnen-trog emporragenden Säule geziert war und daher auch den Namen Löwenbrunnen führte (s. Abbildung Fig. 266). Das Wasser desselben war aus der Quelle, die in einem langen Schacht unter der Futtermauer in der südwestlichen Ecke des Schloßgartens, beim Schloßwächterhäuschen am äußersten Burgtor, entspringt, in den Schloßhof geleitet (s. K. Christ, Das erste Heidelberger Faß, Heidelberg 1886, S. 19, Anm. 1) und hatte seinen Abfluß durch den Schloßkeller im Bandhause hindurch nach dem Brunnen, der unten an die Querwand zwischen Friedrichsbau und Altanhalle angelehnt ist; von da lief es durch den Altangarten nach der Stadt hinab.

4. Der Ruprechtsbau

Dieser dem alten und jetzigen Schloßeingange westlich zunächst gelegene Bau stammt, wie wir gesehen haben, aus einer früheren Periode, hat aber unter Ludwig V. so wesentliche Umänderungen erfahren, daß wir ihn, unserem oben ausgesprochenen Plane entsprechend, den Bauten dieses Herrschers in der Baubeschreibung zuzählen dürfen.

Der Bau steht im Südwestwinkel der inneren Wehrmauer des 15. Jhs. Die Ausgrabungen des Schloßbaubureaus haben östlich dicht daneben die Reste der ehemaligen inneren Toranlage (s. oben Fig. 253) und der davon ausgehenden ehemaligen inneren Wehrmauer festgelegt. Als nach Errichtung des neuen Torturmes (s. unten S. 418 ff.) die älteren Anlagen hier überflüssig waren und abgerissen worden sind, verschwand auch das vom Tor nach dem Ruprechtsbau führende Stück Wehrmauer. Ihr Querschnitt ist an der Südostecke des Ruprechtsbaues noch sichtbar, d. h. an der Stelle, wo diese Wehrmauer als Erdgeschoßmauer des genannten Wohnbaues sich fortsetzt. Man sieht deutlich, wie daselbst die Steine an der Abbruchstelle zu einer möglichst ebenen Putzfläche abgearbeitet worden sind.

Die Geschichte des Baues gibt die Inschrift auf der Renaissancetafel oben an der nördlichen Seite der Hoffront. In reizvoller Arkadenumrahmung unterhalb der drei Schilde des kurpfälzischen Wappens liest man folgende Verse:

[Causent] vierhundert Jar mā zelt · Als pfaltzgraf Ruprecht wart erwe[lt]
 [Zum] Rom'schem König un̄ hat regirt · Uff zehen Jahr darjn volnirt ·
 [Di]ß hauß welches pfaltzgraf Ludwig · Erneuert hat wieß stet lustig ·
 Am vier und viertzigstem Jar · Funffzehen hundert auch furwar ·
 [U]ß di]ßer welt verschieden ist · Ir baider sein pfleg Ihesus Cri[st]
 Amen.

Darunter auf der verzierten Schräge, die noch Spuren ehemaliger Vergoldung aufweist, steht:

75 Q 45.

Danach hat also Kurfürst Friedrich II. (1544 bis 1556), von dem diese Tafel nach der Fertigstellung des von seinem Vorgänger und Bruder Ludwig V. begonnenen Um-

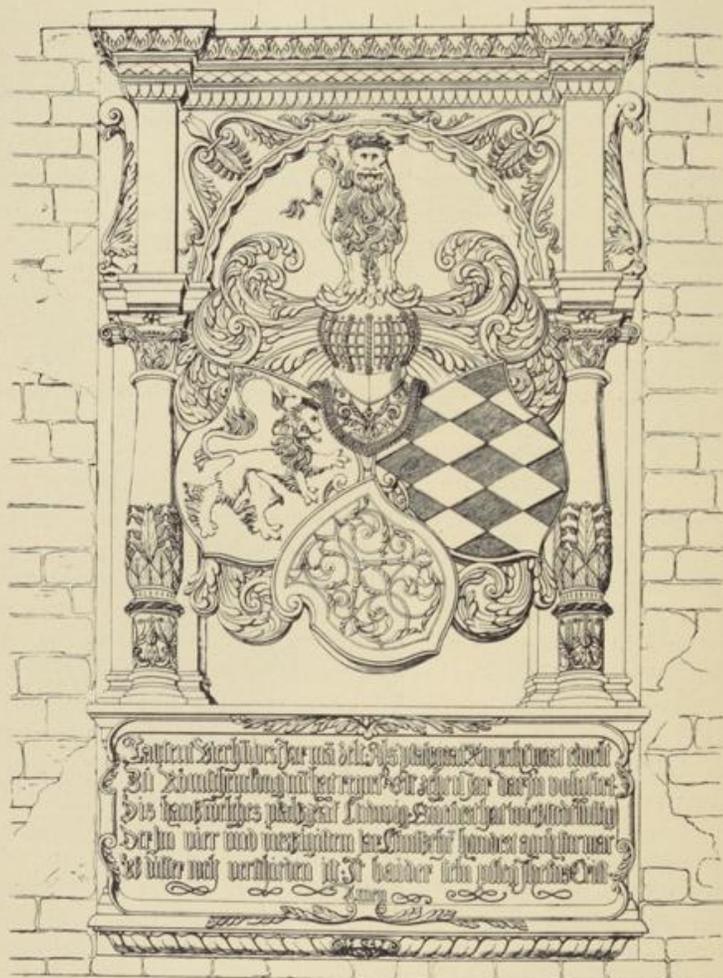


Fig. 272. Inschrift- und Wappentafel am Ruprechtsbau.
(Nach de Graimberg.)

baues i. J. 1545 angebracht worden ist, den König Ruprecht III. (1398 bis 1410), den Stolz des Hauses, für den Erbauer dieses Palastes gehalten, und die als Gegenstück zu dieser Tafel an derselben Wand vorhandene Sandsteinplatte mit dem großen Reichsadler (s. Abbildung Fig. 254), der die Wappenschilde von Pfalz und Bayern in den Fängen hält, scheint diese Annahme zu bestätigen. Hiergegen haben zuerst Koch und Seitz Bedenken erhoben und sich dabei auf die Wappen an den Schlusssteinen der Kreuzgewölbe des

Erdgeschosses berufen. Diese stellen dar im südlichen Saale: a) Pfalz-Bayern, b) Scheyern und Wittelsbach, c) England-Frankreich und d) Burggrafen von Nürnberg; im Korridor: e) Sizilien-Aragon und f) Allianz von Brandenburg, Pfalz, Bayern und Hohenzollern; sie beziehen sich somit, soweit die ausländischen in Betracht kommen, auf die Gemahlin Ruprechts II., Beatrix von Sizilien aus dem Hause Aragon, auf Bianka von England, die erste Gemahlin Ludwigs III., und Elisabeth von Hohenzollern-Nürnberg, die Witwe König Ruprechts III. Da nun die Belehnung der Burggrafen erst i. J. 1411 erfolgte und der brandenburgische Adler in Verbindung mit Nürnberg und Zollern erst i. J. 1415 nachweisbar ist, so kann das Gewölbe jedenfalls nicht mehr zu König Ruprechts Zeit, der 1410 gestorben ist, entstanden sein; außerdem würde derselbe kaum das Wappen seiner Schwiegertochter Bianka hier haben anbringen lassen. Koch und Seitz folgern hieraus, daß nur Ludwig IV. (1437 bis 1449) als Erbauer in Frage kommen könne, während Huffschmid dessen Vater Ludwig III. (1410 bis 1436) in Vorschlag bringt, da es viel wahrscheinlicher sei, daß dieser das Wappen seiner ersten Gattin Bianka, als daß der Sohn das seiner Stiefmutter hier habe anbringen lassen. Meines Erachtens liegt dann aber kein Grund vor, die alte Überlieferung umzustößen und König Ruprecht den Bau abzusprechen. Die Vollendung des Palas, die Einwölbung des Erdgeschosses mag erst unter Ludwig III. erfolgt sein, angefangen hat ihn der dritte Ruprecht, dessen Reichsschild freilich auch erst vom Nachfolger angebracht worden sein mag. (Huffschmid nimmt an, daß der nördliche Saal an den Schlußsteinen die Wappen der Ahnen von Ludwigs III. zweiter Gemahlin Mechtild von Savoyen enthalten habe.) Der alte Name kann also zu Recht bestehen bleiben. Eine Bestätigung des in obiger Inschrift erwähnten Umbaues unter Ludwig V. gibt die Jahreszahl 1543 über der Tür zum Treppenhause. Der Kamin im Obergeschoße (s. unten) trägt die Jahreszahl 1546 und lehrt, daß Friedrich II. hier auch im Innern noch tätig gewesen ist. (Ob hier nicht von Ruprecht III. ebenfalls ein älterer Bau, der nur bis zur westlichen Gangmauer — daher deren Dicke und der Brandgiebel darauf — gereicht hat, bei seinem Neubau benutzt worden ist? Ist doch auch dieser Teil allein unterkellert!) Die Bautätigkeit Ludwigs V. bezog sich unter Beibehaltung des Erdgeschosses hauptsächlich auf eine Erneuerung des wahrscheinlich aus Fachwerk bestehenden Hauptgeschosses und eine Erhöhung des Bauwerks um ein zweites Obergeschoß. Zu ihrer Verbindung wurde auf der Rückseite ein Treppenturm angebaut. Die Vollendung des Umbaues wird erst unter Friedrich II. erfolgt sein.

Bei Aufbringung des neuen Obergeschosses ist man zunächst bemüht gewesen, den Knick in der westlichen inneren Wehrmauer und den dadurch hervorgerufenen spitzen Winkel in der nordwestlichen Ecke des Erdgeschosses, wo die nördliche Giebelmauer anstößt, dadurch auszugleichen, daß man die schwächere Obermauer allmählich vom Treppenturm an auf der Wehrmauer so weit zurücktreten ließ, bis der rechte Winkel im Anschluß an die nördliche Giebelmauer erreicht wurde. Auf der südlichen Hälfte wurde zu demselben Zwecke eine entsprechende, außen stark hervortretende Auskragung vorgenommen. Die beiden Obergeschosse sind, wie das Erdgeschoß, in Bruchsteinmauerwerk mit Eckquadern ausgeführt und dann verputzt worden. Das Ganze ist in der damals üblichen Weise um die Fenster und Türen herum sowie an den Ecken bemalt gewesen (vgl. darüber K. Schäfer im Centralblatt der Bauverwaltung 1898 S. 480). Die Eckquader des Oberbaues sind mit Randschlag versehen und unterscheiden sich dadurch auffällig von denen des über hundert Jahre älteren Erdgeschosses. Leider

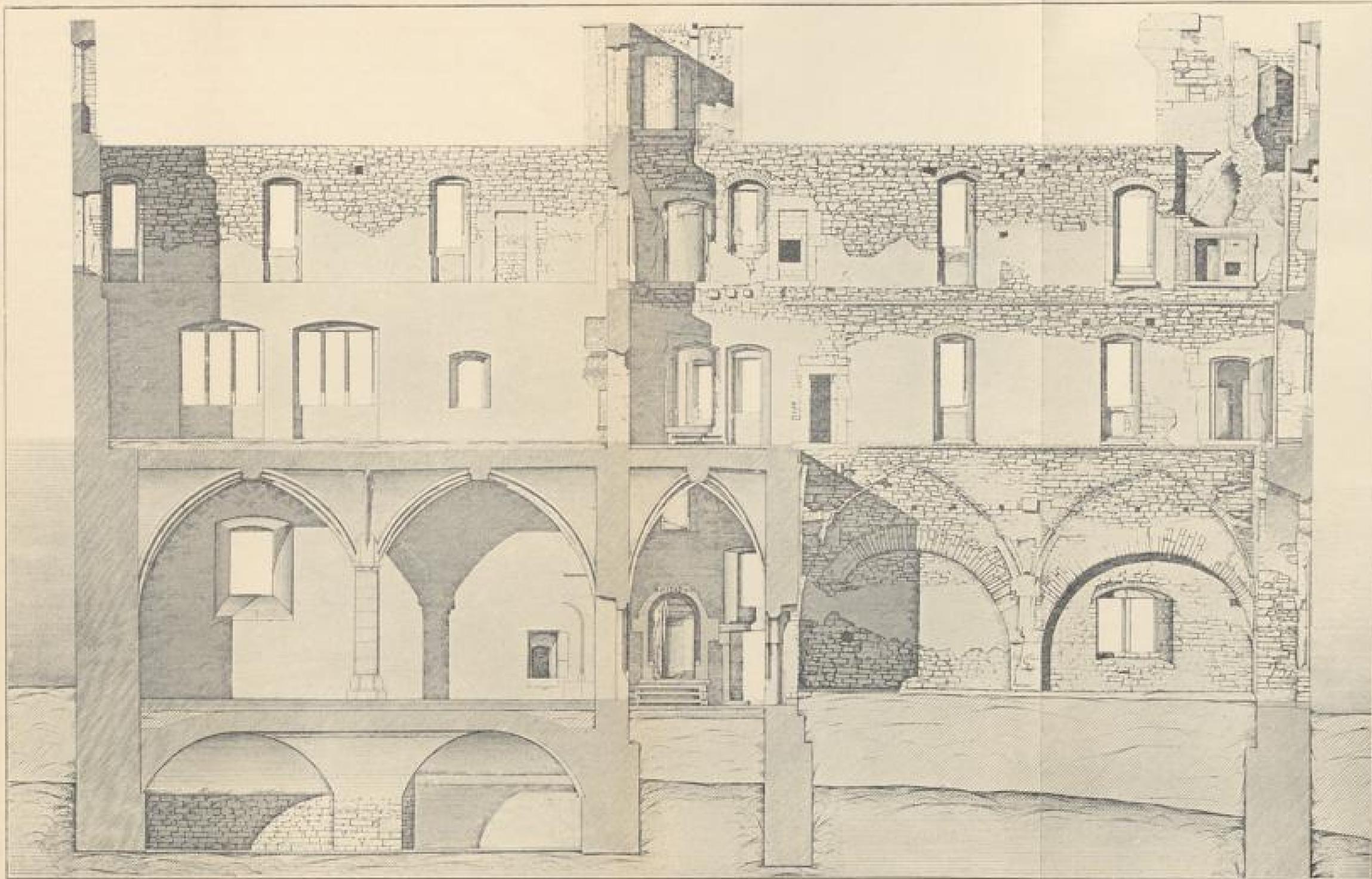
können wir durch alte Abbildungen zu keiner näheren Anschauung über das einstige Aussehen des Ruprechtsbaues gelangen. Die Stuttgarter Zeichnungen (Z. 13 und 17), welche die Ostseite des Schlosses zeigen, sind zu klein im Maßstab, um Einzelheiten erkennen zu lassen. Den Zustand nach der Zerstörung i. J. 1689 (s. R. Salzer, Zur Geschichte Heidelbergs in den Jahren 1688 und 1689, Heidelberg 1878, S. 48) gibt die Zeichnung im Thesaurus Palatinus (Fig. 264). Von der ganzen nördlichen Hälfte stehen nur noch die Außenmauern mit dem hohen Staffelgiebel, und auch diese nur zum Teil; in der südlichen Hälfte, die durch einen Brandgiebel abgetrennt ist, sind dagegen der Keller und der Erdgeschoßsaal sowie der Gang mit den alten Gewölben erhalten. Der darüber liegende ehemalige Speisesaal ist seit 1814 mit einem Notdach versehen und die sogenannte Plankammer davon durch eine Riegelwand abgeteilt worden. Auch der obere Gang hat neuerdings ein Schutzdach bekommen. Der nördliche Gebäudeteil (s. Längsschnitt Fig. 273) liegt ganz unter freiem Himmel (jetzt provisorisch Steinmetzwerkstatt).

Die ohne Sockel aus dem Boden aufsteigende Hoffront ist bis auf die beiden oben erwähnten Wappentafeln schmucklos, was jetzt um so schärfer hervortritt, da der Putz mit der ehemaligen Bemalung zumeist abgefallen und der Efeu leider entfernt worden ist, der die mittleren Partien früher so malerisch umhüllte. Wesentlich reicher wird die Hoffront auch gewirkt haben, als die großen Erdgeschoßfenster des nördlichen Saales noch ihr spätgotisches Pfosten- und Maßwerk enthielten, von dem nur noch spärliche Ansätze vorhanden sind. Daß die nicht so tief herabreichenden Fenster im südlichen Saale einst dieselbe Form hatten, machen die noch vorhandenen oberen Rundbogenwölbungen wahrscheinlich. Die jetzigen, geradlinig geschlossenen dreiteiligen Fenstergewände daselbst mit erhöhtem Mittelteil sind jüngeren Ursprungs, ebenso wie die umgeänderten großen Fenster der nördlichen Giebelfront. Auch das kreisrunde Oberlicht über der spitzbogigen Eingangstür hat sein Fischblasenmaßwerk eingebüßt, dafür ist aber der reizvolle Schlußstein der letzteren erhalten. Dies vielgedeutete, rätselhafte kleine Steinbildwerk, das gewissermaßen zum Wahrzeichen des Schlosses geworden ist, zeigt unsere Vignette auf S. 363. Dieselben beiden Engel, die hier den Rosenkranz mit dem Zirkel inmitten halten, sind uns unten in der Stadt am inneren Westportal der Heiliggeistkirche (s. oben S. 138) bereits begegnet, dort sicher als Arbeiten aus der Zeit Ludwigs III., hier auch vielleicht erst bei der Fertigstellung des Baues unter demselben Herrscher angebracht. Wie dort das Wappen, so halten sie hier den Zirkel, das Zeichen des Baumeisters und Steinmetzen, inmitten eines Rosenkranzes, des Symbols der Gottesmutter, in deren Schutz Meister und Werk sich stellten.

Die dreigeteilten Fenster der beiden Obergeschosse sind in vier Gruppen zu je zwei über die Fassade verteilt; der mittlere Gang beider wird von einem dreiteiligen Fenster erhellt, dessen größere mittlere Öffnung zur besseren Belichtung des Fußbodens tiefer hinabreicht. Die Rückseite des Baues war nur in den oberen Geschossen mit Fenstern versehen und ebenfalls durchaus schmucklos gehalten.

Der Ruprechtsbau ist nur in der südlichen Hälfte unterkellert. Das kunstreiche Bruchsteingewölbe besteht aus vier flachen Tonnen, die sich durchschneidend, in der Mitte auf einem starken quadratischen Pfeiler aufruhend. Eine breite Tür und überwölbte Treppe führen direkt vom Hofe hinab.

Die Grundrißeinteilung des Erdgeschosses zeigt in der Mitte einen Gang von 3,70 m Breite, in dem ursprünglich die Treppe gelegen war, und beiderseitig daneben je



Band VIII. - Zu Seite 46.

Fig. 273. Längsschnitt durch die Kapelle.
(Nach Koch und Seitz.)

2. 10. 7.



einen gewölbten Saal. Der südliche Saal mit seinen auf einer kreisrunden Mittelsäule ruhenden Kreuzgewölben birgt zurzeit die Originalskulpturen des Ottheinrichsbaues, die am Bau durch Kopien ersetzt worden sind. Wegen des mißglückten zimperlichen Anstriches entbehrt der an sich schöne Raum leider jetzt jeder Wirkung. In der Nordwand sitzt noch der alte schmucklose Kamin mit seiner Eisenplatte vom Jahre 1538. Die spätgotischen Rippen schneiden oberhalb eines verkümmerten Kapitälts unschön in den als Anfallstein dienenden achteckigen Aufsatz der Mittelstütze und verlaufen spitz in den Wänden. (Über die Schlußsteine s. oben S. 405.)

In den Fenstern dieses Saales sind einige alte *Glasscheiben* eingelassen, darunter ein sehr alter, schwer datierbarer Christuskopf, eine frühgotische Kreuzigung sowie schöne, farbenprächtige Schweizer Stücke des 16. und 17. Jhs. Neben dem Kamin ein Ausgußstein in der Westwand, vielleicht aus der Zeit stammend, da hier vorübergehend die Schloßwache untergebracht war. Der gewölbte, schräge Kellerhals tritt an der Ostwand störend in den Raum hinein.

Die vorhandenen Anschlußspuren der Gewölbe (s. Fig. 273) lassen erkennen, daß der nördliche Saal einst ebenso gewölbt war, wie der südliche.

Das Portal des Treppenturmes mit der Jahreszahl 1543 am Scheitelquader steht mit seinem rundbogigen Abschluß und der schwächlichen Profilierung in ausgesprochenem Gegensatz zu den beiden kräftig gegliederten Spitzbogentüren vorn im Gange, die in die Säle des Erdgeschosses führen. Während sonst unter Ludwig V. noch kaum ein Hauch der neueren antikischen Art an dessen Bauten zu spüren ist, tritt hier, wie am Torturmwappen, kurz vor dem Ableben des großen Schloßbauherrn ganz schüchtern die Renaissanceformgebung hervor. Technisch vollendet der Schnecken des Innern mit seiner fliegenden Spindel. In den Wänden des innen kreisrunden, außen achteckigen Treppenturmes sind außer den Fenstern viereckige Nischen zur Aufstellung von Laternen angebracht. Der Treppenturm ist so weit seitlich vor den Gang gerückt, daß rechts daneben noch eine Durchgangstür zur Verbindung mit dem Bibliotheksbau und ein Fenster darüber angebracht werden konnten. Im Gange sind jetzt eine Anzahl gußeiserne Ofenplatten und Fundstücke allerlei Art (Waffen, Schlösser, Beschläge u. dgl.) an den Wänden angebracht.

Die ehemalige Einteilung der beiden flach gedeckten Obergeschosse ist nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen. Jedenfalls hat, wie unten, ein mittlerer Gang, in den die Wendeltreppe mündete (ursprünglich eine Holztreppe direkt vom unteren Gang aus), das erste Obergeschoß in zwei Hälften geteilt. Am vorderen Ende des Ganges die oben erwähnten Fenster mit dem tieferen Mittelteil. Außer diesem Gange lief im ersten Oberstock ein Gang vom Treppenturm aus nördlich zu der die Verbindung mit dem Bibliotheksbau herstellenden Tür und ebenso im Stockwerk darüber ein Gang an der ganzen Westfront entlang. Die größeren Räume waren in beiden Geschossen mit dreiteiligen, rechteckig umrahmten Fenstern versehen. Vom zweiten Oberstock aus führte eine Tür zu einer auf Kragsteinen ruhenden Brücke zum Torturme Ludwigs V. hinüber.

Das erste Obergeschoß enthält in der »Plankammer«, dem hinteren der beiden im südlichen Teile bedachten Räume, ein Meisterwerk deutscher Renaissanceplastik, den Kamin Friedrichs II., der wahrscheinlich stets hier an der Wand gestanden hat, wo er dann nach der Zerstörung als traurige Ruine wieder aufgerichtet worden ist. Einer näheren Beschreibung enthebt mich die Abbildung (Fig. 274), eine Rekonstruktionszeichnung aus einem der Graimbergschen Kupferwerke. Die Jahreszahl 1546 (nicht

Glasscheiben

Lw

mehr sicher lesbar; so von Leger angegeben) mit denselben Initialen CF außen oben, denen wir bereits bei der Außentafel begegnet sind, in der Mitte an dem rechtsseitigen Wangenstück würde die Entstehung unter Friedrich II. allein schon außer Zweifel stellen. Hierzu kommen als weitere Beweise noch die Wappenschilder, links das kurpfälzische, rechts das der Gattin des Kurfürsten, Dorothea von Dänemark, und die am

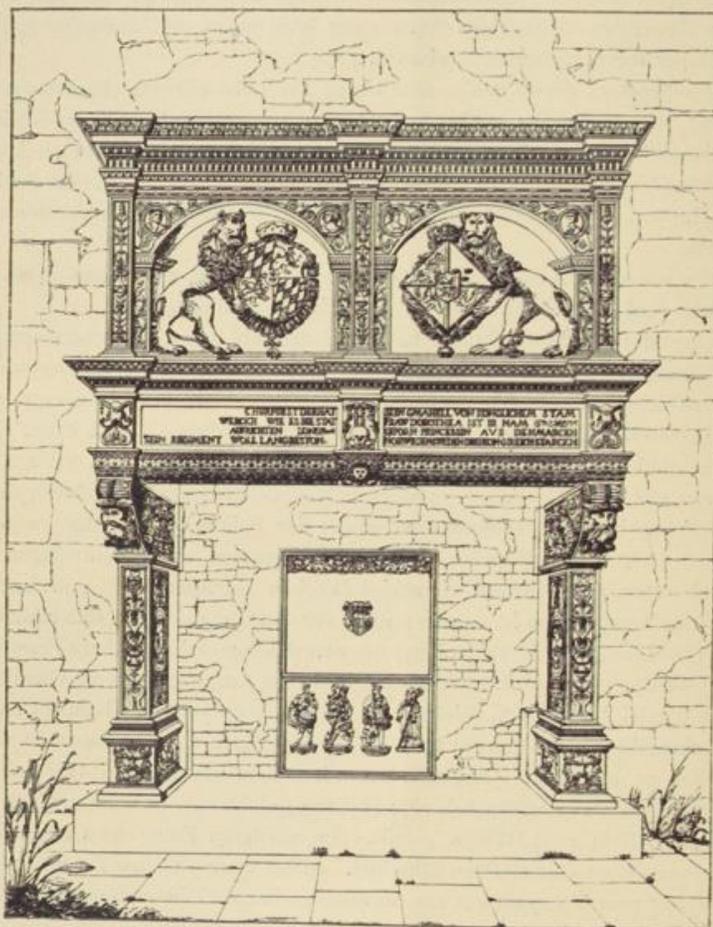


Fig. 274. Kamin im Ruprechtsbau.
(Rekonstruktion von Ch. de Gramberg.)

Architrav darunter angebrachten sehr zerstörten Inschriften. Nach Gramberg lauteten die jetzt nur noch in einzelnen Worten lesbaren Verse:

CHVRFVRS^t DER HAT
WERCKH WIE ES HIE STAT
AVFRICHTEN LON
SEIN REGIMENT WOLL LANC BESTON

und:

SEIN GMAHELL VON KONGLICHEM STAM
 FRAW DOROTHEA IST IR NAM
 GEPORN PRINCESSIN AVS DENMARCKH
 NORWEGEN SWEDEN DREY KONGREICH STARCKH

Die Medaillons in den Zwickeln der Arkaden stellen links Kaiser Karl V. und dessen Gemahlin, rechts die Eltern der Dorothea: König Christian und Isabella, dar. Die Anbringung des Kaiserpaares erscheint als eine Huldigung des Kurfürsten an seinen ehemaligen Brotherrn und Gönner; Dorothea war außerdem die Nichte Karls V.

Das in feinstem grauem Keuper ausgeführte Werk steht technisch und künstlerisch auf so hoher Stufe, daß man wohl von jeher unwillkürlich nach dem Namen des Meisters gefragt hat. Das Dunkel hierüber ist auch heute noch nicht gelichtet.

Zunächst liegt es nahe, das außen an der rechten Seitenwange angebrachte Monogramm CF mit dem Künstler in Verbindung zu bringen. Dasselbe war seither ziemlich allgemein — auch von mir — für die Abkürzung von C(hurfürst) F(riedrich) gehalten worden, und der Fund desselben Monogramms auf einem alten, wahrscheinlich aus der kurfürstlichen Bibliothek stammenden Ledereinband derselben Zeit im »Steinernen Hause« zu Neckarbischofsheim (s. Erste Abt. dieses Bandes S. 62) schien diese Annahme ebenso zu bestätigen, wie die Anbringung des Monogramms mitten im Titel des Kurfürsten auf dem Spruchband am Gläsernen Saalbau (s. unten S. 430). Immerhin mußte aber die Art der Anbringung dieses kurfürstlichen Monogramms an so untergeordneten Stellen (am Kamin außen an der Seitenwange, an der Inschrifttafel der Vorderfront unten an der Schräge, beim Wappen am Gläsernen Saalbau auf dem Schriftbände unterhalb der Wappen) stutzig machen. Und so wurden nacheinander von verschiedenen Seiten zuerst der im Colinsschen Kontrakte (s. unten S. 440) erwähnte kurfürstliche Baumeister Caspar Fischer, dann der nachweislich um diese Zeit im Dienste des Kurfürsten stehende Bildhauer Conrad Forster (s. Th. Alt, Entstehungsgeschichte S. 124 und Mitteilungen des Schloßvereins IV [1903] S. 144 und V [1905] S. 89) und schließlich der Nürnberger Caspar Flötner (oder Flettner) d. J. (A. Haupt, Peter Flettner, der erste Meister des Ottheinrichsbaues, Leipzig 1904, S. 52) in Vorschlag gebracht, wobei jede dieser Taufen mit guten Gründen zu belegen gesucht wurde. Daneben sind Konrad Lange (Peter Flötner, 1897, S. 84) und Albrecht Haupt (Zur Baugeschichte des Heidelberger Schlosses, 1902, S. 74 ff.) für die Urheberchaft Peter Flötners, des großen Nürnberger »Kleinmeisters« (des Vaters des obengenannten Caspar Flötner), auf Grund eingehender stilkritischer Vergleichen eingetreten.

Und in der Tat, die Übereinstimmung von Einzelformen dieses Kamins und der gleichfalls Flötner zugeschriebenen Wappentafel von 1545 an der Hoffront des Ruprechtsbaues mit den sicher beglaubigten Arbeiten und Entwürfen des Nürnberger Meisters, den K. Lange zuerst gebührend als Bahnbrecher der deutschen Renaissance bewertet hat, ist so auffällig, daß nur zu verwundern ist, wie man nicht längst auf diesen Zusammenhang gekommen ist. Da Flötner erst am 23. Oktober 1546 gestorben ist, so ließen sich die beiden Arbeiten am Friedrichsbau zeitlich unbedenklich dem Werk dieses Meisters einreihen, der bekanntlich auch einige schöne Porträtmedaillen für das am Kamin verherrlichte fürstliche Ehepaar verfertigt hat. Wenn nur nicht das Monogramm CF an beiden Arbeiten vorkäme und die zweifellos von demselben Meister herrührende und mit

demselben Monogramm versehene Wappentafel am Gläsernen Saalbau nicht die Jahreszahl 1549 aufwiese! Eine direkte Urheberschaft Flötners kommt also kaum in Frage und ist auch von Lange keineswegs angenommen worden. Jedenfalls steht ihm aber der Meister CF in seiner Formensprache so nahe, daß man unbedenklich an eine Benutzung Flötnerscher Vorlagen oder Entwürfe denken könnte seitens eines Schülers, der unmittelbar aus der Werkstatt Flötners in Nürnberg hervorgegangen ist. Dies würde zunächst den Hinweis auf den als Künstler sonst unbekanntem Sohn des Nürnberger Meisters Caspar Flötner unterstützen, aber auch der kurfürstliche Bildhauer Conrad Forster könnte aus Flötners Werkstatt hervorgegangen sein und sich in dessen Stil so eingearbeitet haben, daß seine Arbeiten denen des Lehrers zum Verwechseln ähnlich erscheinen (s. Alt, a. a. O. S. 125). Da tritt aber eine neue Schwierigkeit in der Lösung der vorliegenden Frage durch die Entdeckung auf, daß ein gleichzeitiges großes, von Huttensches Epitaph in Großsteinheim am Main (s. Großh. Hessisches Inventarwerk, Band Offenbach S. 47 f.) zwar dasselbe Monogramm CF, aber gar keine Stilverwandtschaft mit den obenerwähnten Arbeiten aufweist und hiernach angenommen werden müßte, daß entweder ein zweiter Bildhauer CF zu dieser Zeit tätig gewesen sei (Alt behauptet in der Tat, daß das dortige Monogramm mit dem des Heidelberger Meisters nicht übereinstimme), oder der Heidelberger CF müßte nach »Visierungen«, d. h. nach Entwürfen anderer bald so, bald anders gearbeitet haben. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die beiden von H. Rott dem Conrad Forster zugeschriebenen größeren Arbeiten: der Neumarker Kamin in München und der Amberger Erker, die eine unleugbare sehr enge Stilverwandtschaft mit den Heidelberger Skulpturen aufweisen, das Monogramm CF nicht enthalten. Der Kamin ist nur Fragment, aber am Erker müßte das Monogramm doch zu finden sein. Es bleibt somit wohl vorerst in dieser interessanten kunstgeschichtlichen Frage bei einem: non liquet.

Leider ist das schöne Werk offenbar lange Zeit allen Unbilden der Witterung, aber auch mutwilliger oder böswilliger Zerstörung ausgesetzt gewesen. Trotzdem legt es noch als Ruine ein glänzendes Zeugnis für die formale Schulung seines Urhebers in der neuen Formensprache des 16. Jhs. ab und läßt in den besser erhaltenen Teilen eine Sorgfalt und Feinheit der Ausführung erkennen, die man sonst nur bei Alabaster oder Marmor zu finden gewohnt ist.

Daß die Wappen- und Inschrifttafel (s. Abbildung Fig. 272) an der Außenfront von demselben Meister herrührt, würde die Übereinstimmung der Formen ergeben, auch wenn das bewußte Monogramm nicht daran angebracht wäre. Auch diese Tafel hat sehr gelitten, stimmt aber in ihrem ruinösen Zustande gut zu dem Gesamtbilde des alten Bauwerks. Einer näheren Beschreibung enthebt uns die Abbildung.

Mit diesem Umbau scheint die Bautätigkeit Ludwigs V. innerhalb des Schloßbezirkes zum Abschluß gekommen zu sein. Die Jahreszahl 1543 über dem Treppenportal ist die letzte, die als vom großen Schloßbauherrn herrührend nachzuweisen ist; sie spricht ebenfalls für unsere obige Annahme, daß bei dem ein Jahr später erfolgten Tode des Kurfürsten der Umbau hier noch nicht vollendet gewesen, sondern von Friedrich II. zu Ende geführt worden ist.

B. Wirtschaftsgebäude, Soldatenbau (Hauptwache) und Brunnenhalle

Die Wirtschaftsgebäude nehmen die am höchsten gelegene Südostecke des Schloßhofes ein. Nach Norden stoßen sie an den kleinen Hof südlich vom Ludwigsbau, im

Westen bildet der Soldatenbau den Abschluß. Da es sich hier um reine Nutzbauten handelt, so ist bei ihnen der Verzicht auf äußere und innere Ausstattung ein vollkommener. Ihre Verteilung im Grundriß zeigt unser Plan Fig. 267. Wie bei allen ihren Bauten, mit Ausnahme des Bibliotheksbaues, haben die Baumeister Ludwigs V. auch hier den Ring der inneren Wehrmauer eingehalten und die Quermauern stumpf an letztere angestoßen. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ist man, dem Beispiel der Bauten Friedrichs II. und Ottheinrichs folgend, auch hier auf der Ostseite in den ehemaligen Zwinger hinein gegangen und hat dort die erforderlichen Erweiterungen der Herrenküchen- und Vorratsräume vorgenommen. Auch der kleine Hof zwischen Herrenküche und Ludwigsbau ist damals vorn abgeschlossen und für einen zweigeschossigen Bau mit einem merkwürdigen Vorbau nach dem Schloßhofe zu (s. Abbildung Fig. 266) verwendet worden. Bei dieser Gelegenheit wurden die Fenster der Südseite des Ludwigsbaues vermauert. (Über die alten Bezeichnungen dieser Wirtschaftsräume s. Huffschild, Neues Archiv III, 62 und u. a. die Nr. 232, 289, 325, 363, 386, 494, 525 der Auszüge aus den Bauakten im III. Bande der Mitteilungen des Schloßvereins.) Die Ökonomiegebäude waren durchweg dreigeschossig. Der südliche Flügel ist nach allen Zerstörungen immer wieder unter Dach gebracht (das jetzige Dach rührt von Karl Philipp her) und bis in die neueste Zeit zu Wohnzwecken (Schloßbaubureau!) benutzt worden.

Im südlichen Flügel lagen Metzelaus und Backhaus mit der Schneiderei darüber. In der Backstube ist noch der Unterbau des großen Backofens vorhanden, über dem eine unten kunstvoll eingewölbte hohe Esse aufsteigt. Die alte Herrenküche im anstoßenden nördlichen Flügel erscheint noch in dem ruinösen Zustand, in den der Orléanssche Krieg und der Schloßbrand vom Jahre 1764 auch diesen Teil des Schlosses versetzt hatten, ebenso die dicht dahinter unter Karl Ludwig im ehemaligen Ostzwinger errichtete neue große Küche mit den Resten des Herdes in der Mitte und dem darüber aufsteigenden hohen Rauchfang. Architektonisch und künstlerisch bieten diese Räumlichkeiten nebst den östlich anstoßenden Vorratsräumen weniger Interesse, ebenso wie der Soldatenbau, dem an der Südwestecke, also zunächst dem ehemaligen Innentor, ein Treppenturm vorgelagert war. Spuren davon sind im Boden gefunden, aber auch noch an der betreffenden Mauerecke zu sehen. Über der unteren Wachtstube lagen in zwei niedrigen Geschossen die Wohnräume der Schloßwache.

Einen ebenso reizvollen als originellen Abschluß erhält diese Gebäudeflucht durch die an der Nordseite des Soldatenbaues in den Schloßhof vorspringende Brunnenhalle (s. Abbildung Fig. 258). Wenn wir dem alten Kosmographen Seb. Münster glauben dürfen, so stammen die Säulen, die das spätgotische Kreuzgewölbe der Halle und die Obermauern tragen, aus dem Palaste Karls des Großen in Ingelheim. „*Es seind bey meiner gedechtnuß noch fünf oder sechs steinen gegoffen seulen darin* (d. h. in den Überresten der Kaiserpfalz zu Ingelheim) *gewesen, die vor langen Zeyten der gros keyser Carlen von Ravenn auß Italia hett lassen bringen mit andern seulen, die er ghen Ach verschuff; aber Pfaltzgrave Philips hat sie darauff lassen furen ghen Heidelberg uff daß schlos, und do seind sie noch.*“ In einer späteren, nach Münsters Tode (1552) erschienenen Ausgabe der Cosmographie (1567) wird die Überführung der Säulen Ludwig V. zugeschrieben.

Die neuere Forschung ist sich darüber einig, daß es sich bei diesen (nicht »gegossenen«, aber sorgfältig geschliffenen und polierten) Syenit- (Hornblendegranit-) Säulen

nicht um ravennatischen Import, aber jedenfalls doch um römische Baureste handelt, die Karl der Große irgend einer benachbarten größeren Bauanlage, vielleicht in Mainz, entnommen und bei seinem Ingelheimer »Saal« wieder verwendet hat. Der Ursprung derselben ist auf dem Felsberge im Odenwald zu suchen, wo heute noch die alten Römersteinbrüche mit bearbeiteten Stücken desselben Materials vorhanden sind. Ein Bruchstück derselben Art Säulen befindet sich in der Sammlung Schmitt unten in der Stadt, aber auch anderweitig sind Säulenreste derselben Art nachweisbar (s. oben S. 335). Wahrscheinlich, daß Pfalzgraf Philipp sie zunächst irgendwo anders im Schlosse untergebracht und sein Sohn sie dann auf der Brüstung der Brunnenhalle neu aufgestellt hat, denn daß diese ein Werk Ludwigs V., ist durch die Untersuchungen von Koch und Seitz außer Frage gestellt worden. Bei der Umstellung mag die sechste Säule zerschlagen worden und an deren Stelle die Halbsäule aus weißem körnigem Kalkstein (aus der Gegend von Auerbach an der Bergstraße) getreten sein, welche sich jetzt an der Südostecke befindet. Die spätgotischen Untersätze und Aufsätze dieser kunstvoll gearbeiteten, mit zarter Schwellung versehenen antiken Monolithe stimmen genau mit den entsprechenden Bauteilen des Bibliotheksbaues. Das durch ein einfaches Gurtgesims abgetrennte Obergeschoß hat etwa die halbe Höhe der Halle. Die dreigeteilten gotischen Fenster blicken traulich aus der dichten Umrahmung von Gaisblatt und wildem Wein hervor, deren Ranken malerisch in die Spitzbogenarkaden herabhängen (s. Fig. 258). Der »Zugbrunnen« in der Halle ist nur etwas über 16 m tief. Die beim Aufräumen gefundenen Gegenstände sind ohne Belang.

Mit diesen Bauten war der Ring des Schloßhofes geschlossen. Nur die Nordseite bzw. Nordostecke war unberührt geblieben, alles übrige war neu erstanden oder neu hergestellt worden. Der, wie Peter Harrer sich ausdrückt: »mit hohen heuern gleich quartirte«, d. h. ungefähr ein Quadrat bildende und mit hohen Häusern umgebene Schloßhof war »schön geplefirt« und enthielt »eynen schatzs von eym frischen fußen wasser springend in eyn steynen kafen hoch uber sich«. Offenbar ist hiermit der alte Schloßbrunnen vor dem Bibliotheksbau gemeint (s. oben S. 403), da der in der Mitte des Schloßhofes befindliche große Brunnen erst im 17. Jh. an Stelle des im Orléansschen Kriege zerstörten alten Brunnens errichtet worden ist (s. unten).

C. Die Wehrbauten

1. Der Westwall oder Stückgarten

Der obengenannte Peter Harrer, der gelehrte Sekretär und Rat Ludwigs V., der Verfasser der Geschichte des Bauernkrieges, hat in seiner gereimten Beschreibung der Vermählung des Bruders seines Herrn, des Pfalzgrafen Friedrich, von der Marc Rosenberg nach dem Manuskript der Heidelberger Universitätsbibliothek in seinen »Quellen etc.« zum erstenmal Auszüge veröffentlicht hat, das Heidelberger Schloß, in welches das hohe Paar Ende 1534 seinen Einzug hielt, folgendermaßen besungen:

Ich glaub, es lig in teutschem landt
Kaum eins, das dißem gleichen mag.
Der churfurst bawt auf dißen tag
Geschwind noch dran mit Kosten groß.
Es ist bevestigt ubertmoß
Mit vielen dickhen thurnen starckh,

Umgeben mit eym steynen sargkh.
 Das ist ein tieffer weither grab
 Mit ghawen qwadern grad hinab,
 Allerseits kunstlich gladt besetzt,
 So der mit wasser wirt erfil't,
 Als fein gnad ist zuthun gewilt

Das hier beschriebene und gerühmte Bauwerk ist der sogenannte »Stückgarten«, mittels dessen der Kurfürst das Schloß seiner Väter auf der Westseite in eine zeitgemäße Festung umzuwandeln bestrebt war. Es handelt sich dabei um einen Bau von solcher Größe und Kühnheit, zugleich auch von solcher Schönheit und Sorgfalt in der Ausführung, daß nicht nur das staunende Lob des Zeitgenossen erklärlich erscheint, sondern der Beschauer auch heute noch voll Bewunderung die gewaltigen Steinmassen betrachtet, die der Wille des großen Schloßbaumeisters auf dem schlechten Untergrunde in verhältnismäßig kurzer Zeit hat erstehen lassen, eine technische Meisterleistung, die dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität zum Ruhme gereichen würde. Dieser gewaltige »Steinerne Sarg« weist über der großen rundbogigen Gangöffnung unten an der Südwestecke des Hirschgrabens die Jahreszahl 1524 auf, woraus zu schließen sein dürfte, daß der Bau einige Jahre früher, also jedenfalls bald nach dem Regierungsantritt Ludwigs V. begonnen worden ist. Die Jahreszahl 1547, welche an einem der Quader außen in der Nähe des Schloßtores eingemeißelt ist, läßt vermuten, daß das gewaltige Bauwerk erst nach dem Tode des Kurfürsten vollendet worden ist, doch kann es sich hier auch um eine nachträglich zugefügte Quaderverblendung handeln. Nach Süden schloß sich das äußere Burgtor an. Auf der Innenseite desselben, am linksseitigen Torpfeiler, ist »1632« eingehauen, auf eine Erneuerung des Einganges während der kaiserlichen Okkupation hinweisend.

Die naheliegende Veranlassung zu diesem großen und kostspieligen Wehrbau gab die Erwägung, daß die damals vorhandene Befestigung des Schlosses nach Westen, d. h. nach der Stadt zu, den fortifikatorischen Anforderungen der Zeit nicht mehr genügte. Entweder mußte die Stadt stärker befestigt werden, so daß sie dem Schlosse die nötige Deckung verschaffte, oder die Westseite des Schlosses selbst mußte erheblich widerstandsfähiger, das Schloß zu einer selbständigen Zitadelle gemacht werden. A. von Horn hat in seinen Untersuchungen über die Entwicklung der Heidelberger Schloßbefestigung (Mitt. des Schloßvereins II [1890] S. 20 f.) bereits darauf hingewiesen, wie die Anlage des westlichen Bollwerkes nur im engen Zusammenhange mit dem seitlichen Schutz zu denken ist, den das »alte Schloß« demselben gewährte. Die starken, weithin über die Stadt hinweg tragenden Geschütze, die auf dem Stückwall aufgestellt wurden und ihre Angriffskraft ausschließlich in westlicher Richtung äußern konnten, hatten nach Süden keine andere Deckung, als durch die Kanonen des alten Schlosses, dessen Zerstörung, i. J. 1537, also vielleicht noch vor der Vollendung des Stückgartens, die sofortige Errichtung von Schanzen daselbst, als »detachiertes Fort«, erforderlich gemacht hat (s. oben S. 368). Über den ehemaligen Abschluß des Stückgartens im Süden, nach dem Schloßeingange und dem Vorhofe zu, sind wir nicht unterrichtet. Die spätere Umwandlung des festen Walles Ludwigs V. in einen Lustgarten für die englische Gemahlin Friedrichs V. hat, wie wir sehen werden, nicht nur die Abtragung der Tablettmauer und des obersten Teiles des Rondells samt dessen Dach, sondern auch die Zerstörung des ehemaligen südlichen Abschlusses und dessen Ersatz durch das Elisabeththor mit dem daneben

gelegenen Vogelhaus zur Folge gehabt. Eine schwache Mauer mit Tor, Schießscharten und Graben davor am nördlichen Ende dieses Lustgartens verhinderte den direkten Zugang zum Elisabethbau, war aber nicht geeignet, einem feindlichen Angriff Widerstand zu bieten. Ebensovienig konnte wohl das damals neu angelegte, in Polygonform um das Rondell sich herumziehende, 4,5 m breite Vorwerk am Fuße des Westwalles als genügender fortifikatorischer Ersatz gelten. Wir werden sehen, wie durch den Leicht-

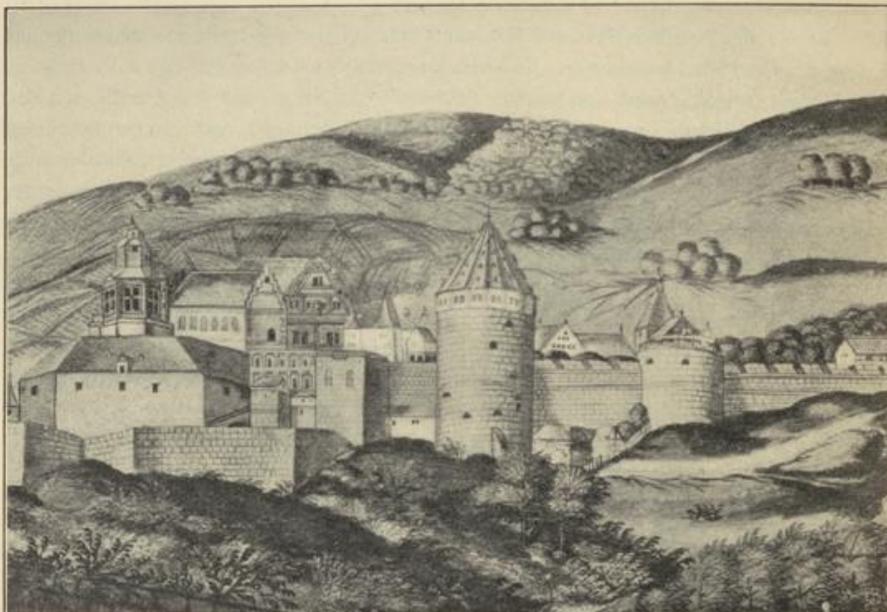


Fig. 275. Ansicht des Schlosses.

(Nach einem Aquarell im Darmstädter Thesaurus Picturarum [Z. 23]).

sinn des Winterkönigs die Wehrkraft des Schlosses auf der Ostseite in ebenso unverantwortlicher Weise gemindert worden ist.

Die gewaltigen Mauern des Stückgartens zu brechen, haben die Franzosen bei ihrem zweimaligen Abzuge nicht einmal den Versuch gemacht, dafür ist aber das ungefähr der Mitte der Westfront vorgelagerte »Rondell« um so gründlicher zerstört worden und ebenso der Dicke Turm, der als Abschluß des Stückgartens nach Norden gedient hat. Mit seinen schönen alten Bäumen und grünen Rasenflächen bietet der einstige Trutzwall Ludwigs V. jetzt einen behaglichen Aufenthaltsort, an dem Goethe mit Vorliebe gewieilt (zuletzt Ende September und Anfang Oktober 1815) und heruntergeschaut hat auf Stadt, Fluß und Land. Wie viele haben sich nach ihm hier oben der unvergleichlichen Aussicht über die Rheinebene hinweg bis hinüber zu den blauenden Bergen der Hardt und der Vogesen erfreut!

Wie unser obiger Querschnitt (Fig. 251) zeigt, handelt es sich beim Westwall um eine im unteren Teile über 30 m breite Wallanlage, die aus aufgefüllter Erde zwischen zwei mächtigen, nach innen in üblicher Weise abgetreppten, nach außen senkrechten, quaderverkleideten Mauern besteht. Dabei steigen die Außenmauern im nördlichen

Teile weit über 30 m über dem mit mäßiger Böschung nach der Stadt abfallenden festen Untergrunde und in der Mitte ungefähr 25 m über dem jetzigen Gelände empor. Auf der Innenseite ragt das Mauerwerk bis auf eine ungefähre Höhe von 18 m frei über dem jetzigen Niveau des Hirschgrabens empor. Wie tief die Fundamente in den Untergrund hinein reichen und wie stark die beiderseitigen gewaltigen Mauern sind, die zugleich einem ungeheuren Erddrucke von innen her zu widerstehen haben, ist bisher durch Ausgrabungen nicht nachgewiesen worden. Zwei gewölbte Gänge durchziehen die unteren Teile des Westwalles: der eine vom untersten Geschoß des Dicken Turmes ausgehend und in das der Westseite vorgelegte Rondell mündend, der andere, über dessen Eingang die obenerwähnte Jahreszahl steht, von dem über der Grabensohle an der Innenmauer des Westwalles entlang laufenden Bankett in der südwestlichen Ecke ausgehend, schräg in der Richtung nach dem Schloßeingange. Die Endigung dieses zweiten Ganges ist wegen Einsturz des Gewölbes noch nicht nachzuweisen gewesen. Wahrscheinlich handelt es sich um die beabsichtigte Verbindung mit einer Ausfallpforte an der Westseite.

Wie erwähnt, ist dem Westwall ungefähr in der Mitte ein großer halbkreisförmiger Batterieturm zur Seitenbestreichung der Westfront, das sogenannte Rondell, vorgelegt, von dem nur noch ein Teil der nördlichen, fast 7 m starken Mauerschale erhalten ist. Zur Verbindung der fünf Stockwerke untereinander und mit dem Plateau des Stückgartens diente eine Wendelstiege an der südlichen Anschlußstelle. Älteren übereinstimmenden Ansichten zufolge (vgl. besonders die Stuttgarter Zeichnungen [Z. 10 bis 18] und unsere Fig. 275) erhob sich das Rondell als selbständiger Turm beträchtlich über den Westwall und war oben mit Zinnenkranz, Erkern und Zeldach versehen. Auf den genannten Zeichnungen sind auch die Schießscharten der Tablettmauer für die großen Stücke deutlich sichtbar. Im Zusammenhange mit der Einrichtung des Lustgartens ist der obere Teil des Rondells abgetragen worden, so wie er dann auf dem Merianschen Prospekte (Fig. 52) erscheint.

Wie Peter Harrer (s. oben) angegeben hat, sollte der hinter dem Steinernen Sarg liegende Graben mit Wasser gefüllt werden. A. von Horn (a. a. O. S. 20 f.) hält es in Rücksicht auf die erhebliche Breite und Tiefe, welche ohnehin genügende Sturmfreiheit verbürgten, ebenso wie in Anbetracht der tiefen Lage des im Graben auf allen Seiten am Fuße der Mauern entlang laufenden Banketts für ausgeschlossen, daß diese Füllung tatsächlich erfolgt ist. Er weist ferner darauf hin, daß erst nach Errichtung der Grabensperre im Halsgraben, die zugleich als Fangdamm gedient habe, also erst etwa hundert Jahre später, ein solcher Aufstau des Wassers im Graben möglich gewesen sei. Immerhin ist die unter dem Stückgarten hindurch gehende Schließe oder Schleuse ein Beweis, daß gelegentlich angestautes Wasser hier abgeflossen ist. Nach J. Metzger hat es sogar einige kleine, am westlichen Schloßabhange befindliche Mühlräder getrieben, wie auch auf mehreren älteren Abbildungen zu sehen ist. In der Regel ist aber der Graben wohl trocken gewesen und hat, wie solche Gräben auch anderwärts, zur Unterbringung von allerlei Getier, von Löwen, besonders auch von Hirschen gedient, wovon er den heute noch gebräuchlichen Namen Hirschgraben erhalten hat.

2. Der Nordwall

Mit der Errichtung des Westwalles ergab sich von selbst die Notwendigkeit eines Abschlusses des dadurch entstandenen Zwischenraumes zwischen der ehemaligen und neuen

Enceinte nach Norden zu. Zu diesem Zwecke wurde, schräg an den Frauenzimmerbau anstoßend, der Nordwall wohl gleichzeitig — Jahreszahl 1528 s. unten — mit dem Westwall begonnen. Seine Lage und ursprüngliche Gestalt sind auf unserem Grundriß (Fig. 267) zu erkennen. Auch hier handelt es sich um ein gewaltiges Verteidigungswerk, auf dessen Plattform Kanonen Aufstellung gefunden haben und in dessen über 10 m starkem Mauerwerk zwei gewölbte, fast 3 m breite Gänge angelegt sind. Der untere führte vom Keller des Frauenzimmerbaues aus mittels einer steilen Treppe von 43 Stufen in das unterste Geschoß des Dicken Turmes und diente zur Kommunikation der Wachen und Runden zwischen dem inneren Schlosse und dem westlichen Bollwerk, dessen unterirdischer, vom Rondell ausgehender Gang ebenfalls im untersten Geschoß des Dicken Turmes mündet. Der obere Gang verlief horizontal zwischen dem Königssaal des Frauenzimmerbaues und dem Dicken Turme. Am östlichen Ende des unteren Ganges führten zwei einander gegenüber liegende Türen, die eine in den ehemaligen West-, die andere in den ehemaligen Nordzwinger. Am Schlußstein der letzteren ist die Jahreszahl 1528 eingehauen (vgl. unten Faßbau S. 467). Eine weitere Jahreszahl: 1530 befindet sich an den Schlußsteinen der beiden Spitzbogentüren, die vom oberen Gange aus in einen nach Norden vorspringenden trapezförmigen Vorbau des Nordwalles führen. Dieser tiefer liegende, aus einem einzigen mächtigen Mauerklotz bestehende Vorbau hatte offenbar den Zweck, am Dicken Turm vorbei, schräg nach Westen, eine Bestreichung des Talausganges zu verstärken. Die Notwendigkeit seiner Errichtung hat sich vielleicht erst nachträglich, während des Baues (1530!), ergeben. Von Osten her kommend liefen die äußere Wehrmauer und der dahinter liegende Zwinger sich gegen diesen Vorsprung des Nordwalles tot. Dieser selbst schloß oben mit einer über 2 m hohen und starken Schutzwehr mit Schlüsselscharten darin ab. Auf der inneren Seite scheint, einer der Stuttgarter Zeichnungen (Z. 13) zufolge, ein bedeckter Wehrgang über einem Rundbogen- oder Konsolenfries entlang gelaufen zu sein. Der trapezförmige Vorbau ist anlässlich der Errichtung des Elisabethbaues als Untergeschoß desselben hergerichtet und eingewölbt worden.

Infolge des Aufbaues dieses Palastes durch Friedrich V. hat der Nordwall seinen Charakter als Bollwerk völlig eingebüßt und Umänderungen erfahren, über die unten berichtet werden wird. Die Minen der französischen Sappeurs haben auf beiden Seiten beträchtliche Löcher in das Mauerwerk gerissen — durch das südliche betritt man jetzt den Hirschgraben —, den Kern des mächtigen Bollwerkes aber unberührt gelassen. Immerhin ist es später doch erforderlich erschienen, durch Anlage von starken Trag- und Stützpfählern den Bestand des Bauwerkes zu sichern.

3. Der Dicke Turm

Am Schnittpunkte von West- und Nordwall, deren fortifikatorischen Abschluß bildend, erhebt sich der sogenannte »Dicke Turm«, einst der höchste und stärkste unter den Befestigungstürmen des kurpfälzischen Residenzschlosses, jetzt nur noch zur Hälfte aufrecht, aber selbst in Trümmern noch mächtig und ehrfurchtgebietend. Die Sprengkunst der Franzosen hat hier ihren größten Triumph gefeiert. Die in einer Stärke von fast 7 m, ohne Absatz, gleichmäßig in massivem Bruchsteinmauerwerk über dem steilen Abhange hoch aufsteigende kreisrunde Mauerschale ist bei der Explosion der Minen mittendurch geborsten, natürlich an den Stellen, wo der Querschnitt durch die tiefen und breiten

Schießluken sowie durch die Wendelstiege ohnehin geschwächt war. Die abgesprengte Hälfte liegt nicht mehr wie beim Krautturm (s. unten) am Boden davor, sondern ist völlig verschwunden und hat nachweislich (vgl. oben S. 326) beim Wiederaufbau der Stadt als bequemer und willkommener Steinbruch gedient. Nach Koch und Seitz betrug die Höhe des Turmes von der Sohle des untersten Geschosses, welches jetzt etwa 2,50 m hoch mit Schutt angefüllt ist, bis zur Oberkante des Kranzgesimses über 37 m. Das Innere war bei einer lichten Weite von 14,66 m in sechs, nahezu 6 m hohe Stockwerke geteilt, deren Balkendecken an den Wänden auf den meist noch vorhandenen Tragsteinen und in der Mitte auf einem gewaltigen, durch alle Stockwerke reichenden quadratischen Pfeiler von 2,28 m Seite ruhten. Die Fundamente des letzteren und dessen erste Schichten stecken noch im Boden. Mit Ausnahme zweier kleiner Scharten im ersten

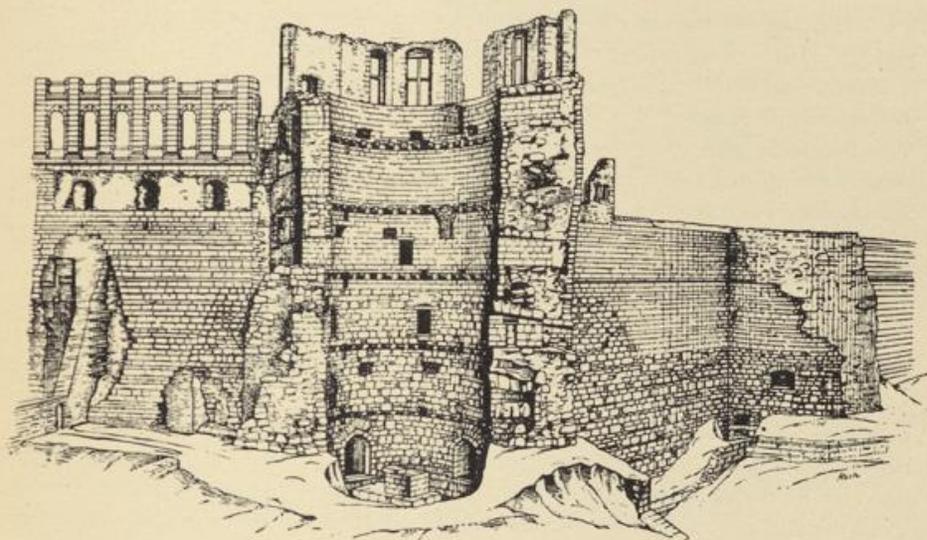


Fig. 276. Dicker Turm mit Englischem Bau und Stückgarten.

(Nach Koch und Seitz.)

Stockwerke sind sämtliche Schießscharten für Geschütze eingerichtet und nach verschiedenen Richtungen verteilt gewesen. Eine mit dem Vorbau des Nordwalls in Verbindung stehende, im östlichen Teil der Turmschale ausgesparte Wendelstiege verband die Geschosse untereinander. Während der Holzschnitt des »Calendarium« v. J. 1526 (s. Fig. 63) den Baukran auf dem halb vollendeten Bauwerk sehen läßt, zeigen als obersten Abschluß des Turmes sowohl Münsters Panorama als auch die Stuttgarter Zeichnungen übereinstimmend ein auf Konsolen überkragendes, polygonales niedriges Fachwerkgeschoß mit einem hohen Zeltdach darauf, dessen etwas nach innen geschweifte Flächen von zahlreichen Dachluken belebt erscheinen. An einem der Steine des Kranzgesimses, über dem sich der spätere Aufbau Friedrichs V. anfügte, befindet sich die Jahreszahl 1533 eingehauen, ein Beweis, daß an allen diesen Befestigungen der Nordwestecke zu gleicher Zeit gearbeitet worden ist. Die Urheberschaft Ludwigs V. verkündet zudem die spätere Bauinschrifttafel, auf die unten zurückzukommen sein wird.

Die Quaderwände, die ihn auf beiden Seiten, mit zahlreichen Steinmetzzeichen bedeckt, einschließen, setzen sich in dem rechtwinklig anstoßenden Halsgraben fort, dessen Vertiefung und Verbreiterung jedenfalls auch auf Ludwig V. zurückgeht. Ein großer Teil der schönen Quaderbekleidung auf den senkrecht abgesprengten Felsen der Südseite ist i. J. 1767 abgebrochen und vom Schloßherrn Karl Theodor selbst zum Bau der Wasserkünste in Schwetzingen verwendet worden.

Wir verlassen nunmehr die Westseite des Schlosses, die durch die oben geschilderten Bollwerke ebenso in ihrer Widerstandskraft verstärkt, als in ihrem Aussehen verändert worden war, und wenden uns der Südseite zu.

4. Der Torturm (Uhrturm)

Hier ragt der Torturm empor, der einzige Zeuge jener Schreckenstage im März 1889 und Mai 1893, der so gut wie unversehrt auf uns gekommen ist. Wie wir gesehen haben, sind die Reste der älteren Toranlage zwischen Hauptwache und Ruprechtsbau im Zuge der inneren Wehrmauer durch die Ausgrabungen des Schloßbaubureaus wieder zum Vorschein gekommen (vgl. unseren Grundriß Fig. 257). Die Verlegung des Tores von dieser Stelle in den äußeren Befestigungsring ergab sich für Ludwig V. nach Anlage des Stückgartens von selbst. So entstand dort, aus der Tiefe des Halsgrabens in einer Höhe von ca. 40 m bis zum Hauptgesimse aufragend, dieser mächtige Torturm zum Schutze des Hauptzuges, zugleich aber auch als »Luginsland« von seiner stolzen Höhe aus Schloß und Stadt weit überblickend und als Uhrturm mit seinen Glockenschlägen den Schloßbewohnern und der Umgegend die Stunden verkündigend. Seine dominierende Lage ist auf unserem Querschnitte Fig. 252 deutlich sichtbar.

Über die Erbauungszeit geben uns die Jahreszahlen: 1531 an einer Rippe des hintersten Kreuzgewölbes im Durchgange, 1534 und 1536 an den Fußplatten der »Torriesen« und 1541 oben am Dachgesimse bestimmten Aufschluß. Da bis zur Einwölbung der Torfahrt mehrere Jahre beim Aufbau des hohen Unterbaues vergangen sein werden, so ist der Anfang der Bautätigkeit hier wohl in die Mitte der zwanziger Jahre zu setzen.

Der feste quadratische Bau steigt mit seinen sauber bearbeiteten Quaderwänden ziemlich unversehrt aus der Tiefe auf. Nur unten am Fuße des Turmes im Hirschgraben und außerdem oben an der Nordwestecke ist ein Teil des Mauerwerkes herausgesprengt.

Die Gliederung des Äußern besteht aus einem kräftigen, in der Höhe des ersten Stockwerkes an der Vorderseite entlang laufenden Rundbogenfries, aus zwei einfachen Gurtgesimsen für die beiden Oberstockwerke und einem weit ausladenden Hauptgesimse. An Stelle des geschweiften spitzen Helmes mit einer kleinen Laterne obenauf, den die alten Abbildungen zeigen und der bis zum Orléansschen Kriege vorhanden gewesen zu sein scheint, ist unter Karl Philipp (um 1718) das jetzige unschöne, viel zu flache »Kaiserdach« mit dem luftigen Glockentürmchen obenauf getreten. Das große Uhrzifferblatt oben erscheint auch schon auf den alten Ansichten. Auf der Rückseite sitzt es sonderbarerweise nicht in der Mitte. Die im Dachstuhl aufgehängte Glocke vom Jahre 1792 ist ein Werk des Heidelbergers Anselm Speck.

Der bis zur Grabensohle reichende untere Teil des Torturmes birgt im Innern das alte Burgverlies, einen etwa 4,5 m im Geviert messenden, in der Höhe von etwa 10 m überwölbten lichtlosen Raum, der ungefähr 6 m über dem Boden mit einer

Zwischendecke abgeschlossen war. Bis hierher führt eine westlich an der inneren Ecke der Wallmauer gelegene Wendelstiege herab; der Zugang zu dem unteren Raume erfolgte mittels einer Winde an Stricken oder mittels Leitern. Jetzt gelangt man durch ein Loch der 4,6 m starken Mauer in der östlichen Ecke vom Graben aus hinein. Rätselhaft ein schmaler gewölbter Gang, der vom inneren Raume nach Norden in den Felsen hineingearbeitet ist, aber schon nach wenigen Schritten vor der Granitwand aufhört.

Im Erdgeschoß liegt die Durchfahrt, aus einem größeren, ungefähr quadratischen Mittelgewölbe bestehend, an das sich vorn und hinten je ein schmäleres Gewölbe anschließt, durch kräftige Pfeilervorlagen mit Spitzbogen voneinander getrennt. Während die plumpen Rippen des mittleren Kreuzgewölbes gegen einen Steinring mit großer kreisförmiger Öffnung (zum Aufzuge) auslaufen, erscheint an den Schlußsteinen der beiden anderen Gewölbe das kurpfälzische Wappen. Die Konsolen der sehr schwerfällig profilierten Rippen zeigen teils roh gearbeitete Köpfe, teils naturalistisches Laubwerk. Das große Fallgatter, das seine eisenbeschlagenen Spitzen dräuend aus einem Schlitz vorn im ersten Bogen herniederstreckt, ist dem alten nachgebildet. Ebenso wie die Zugbrücke wurde es vom darüber liegenden Geschoße aus bedient, durch das man auf der innerhalb des westlichen Seitengewölbes im hintersten Joche emporführenden Wendelstiege gelangte. Von diesem (jetzt durch eine Zwischenwand geteilten) mit einem Tonnengewölbe bedeckten Geschoße aus war der Zugang sowohl zu dem westlich anschließenden Wallgange, als auch zu der obenerwähnten Laufbrücke, die zum Ruprechtsbau führte. Diese Brücke scheint, nach den vorhandenen Spuren zu urteilen, weiter an der Nordfront des Torturmes herum auch auf den großen Südwall geführt zu haben.

Das zweite, ebenfalls mit einem Tonnengewölbe bedeckte Obergeschoß ist mit Schießscharten für Handfeuer in den Außenseiten und mit einem Doppelfenster in der Innenseite versehen. Die ringsum 4,60 m starke Umfassungsmauer ist hier an der Nordseite, nach dem Hofe zu, auf 1,50 m abgesetzt, wodurch der Raum wesentlich vergrößert worden ist. Die Gewölbe sämtlicher Stockwerke sind, wie das Kreuzgewölbe unten in der Mitte, mit einem Loch versehen, durch welches ein Aufzug bis in den obersten Stock erfolgen konnte. Hier oben war die Wohnung des Turmwarts und zugleich der Aufstellungsort der Turmuhr (1671 erneuert und 1816 mit den jetzigen häßlichen Zifferblättern versehen). In den ringsum auf die Stärke von 1,50 m reduzierten Wänden sitzen kleine Fenster, deren jedes einen anderen entzückenden Ausblick bietet. Der offene Dachstuhl über diesem Raume ist unter Karl Philipp (um 1718) neu aufgebracht worden.

Ein hervorragendes Schmuckstück besitzt der Bau in dem Wappen über der Einfahrt mit den beiden Rittern, den sogenannten »Torriesen«, zur Seite. Hierbei handelt es sich um eine große, reich verzierte und auf dem Konsolenfries ruhende Sandsteintafel, in deren Mitte, von zwei Löwen gehalten, einst das kurfürstliche Wappen prangte. Den oberen Abschluß bildet ein rechteckig umrahmter Halbkreisbogen, innerhalb dessen speichenartiges Maßwerk angeordnet erscheint. Das merkwürdigste hierbei ist die Formgebung in ihrer Mischung von gotischen und »antikischen« Motiven. Die das untere Feld seitlich begrenzenden Pilaster mit ihren — zur Steigerung der Tiefe der Nische — perspektivisch schräg gestellten Seitenflächen, das kräftige Zwischengesims, der Halbkreisbogen darüber und das die Form des Zwischengesimses wiederholende Hauptgesims, alle diese Teile zeigen Renaissanceeinfluß, während in der speichenartigen Gliederung des Halbkreises mit den Dreipaßfüllungen das System des gotischen Maß-

werkes nachklingt. Da sonst auffälligerweise an den Bauten Ludwigs V. die neue Formensprache bis auf die Treppentürme im Ruprechtsbau nirgends nachzuweisen ist, könnte man auf den Gedanken kommen, daß diese Sandsteinplatte ebenfalls erst unter Friedrich II. (vgl. Ruprechtsbautafel!) angebracht worden sei; dem widersprechen aber die Tatsachen, daß an den Fußplatten der dazugehörigen beiden Ritter die Jahreszahlen 1534 und 1536 stehen und außerdem kein technisches Anzeichen für eine spätere Anbringung der Tafel vorhanden ist. Im Gegenteil beweisen die Steinmetzzeichen, daß die an die Tafel angrenzenden Quader von demselben Steinmetzen herrühren, wie die einzelnen Teile der Wappentafel. Von rührender Formenungewandtheit zeugen die beiden schwerfälligen Baldachine über den Seitenfiguren. Auch hier das Streben, an Stelle des bis dahin üblichen gotischen Aufbaues in einer neuen Formensprache zu reden, ohne den Geist und das Wesen derselben erfaßt zu haben. Alter Überlieferung zufolge soll das von den Franzosen (?) herausgebrochene Wappen aus Silber bestanden haben. Der scharfe Umriß und die vorhandenen Dübellöcher stellen wenigstens außer Zweifel, daß es aus Metall, wahrscheinlich aus vergoldeter Bronze, bestanden hat.

Die beiden »Torriesen«, nach denen der Turm auch gelegentlich den Namen »Riesenturm« geführt hat (außerdem kommen in den Bauakten die Namen »Brückenturm« und »Mittlerer Turm« vor), sind etwas trockene und derbe, aber in den Einzelheiten der Rüstung und der Waffen sorgfältig durchgearbeitete, überlebensgroße dekorative Figuren ohne weiteren Kunstwert. An der Fußplatte der westlich stehenden Figur hat sich der Künstler durch die Initialen L · A · W · verewigt, an der östlichen Figur ist nur das A innerhalb der Jahreszahl zu lesen. Abgesehen von einigen Beschädigungen, die durch das Abbrechen der Speere hervorgerufen worden sind, ist die Erhaltung der beiden Bildwerke eine vorzügliche. (Über die begeisterte Schilderung dieser »Giganten« durch Nikolaus Cisner i. J. 1552 s. M. Rosenberg, Quellen S. 108.)

Die Bedeutung des innerhalb der übrigen Schöpfungen Ludwigs V. als Bauwerk an sich sonst nicht hervorragenden Torturmes liegt in der guten Erhaltung desselben. Abgesehen von der Erneuerung des Daches und den obenerwähnten Beschädigungen durch die Sprengversuche ragt der hohe stattliche Turm als das einzige größere Bauwerk, das allen Stürmen der Jahrhunderte siegreich widerstanden hat, stolz aus der Ruinenwelt des Jettenbühls empor. A. von Horn (a. a. O. S. 23) hat mit Recht auf die auffällige Tatsache hingewiesen, daß die Baumeister Ludwigs V. vermieden haben, den Torturm für eine Seitenbestreichung des Mauerfußes und des Grabens zu verwerten; vielleicht ist gerade dieser fortifikatorischen Minderwertigkeit die Erhaltung des Turmes zu danken.

Schloßbrücke

Über den an dieser Stelle etwa 20 m breiten Halsgraben führt eine *Brücke*, die gleichfalls von Ludwig V. herrührt und, wie die alten Abbildungen zeigen, mit einer auf zwei mächtigen Zwischenpfeilern ruhenden hölzernen Fahrbahn versehen war. Vor dem Torturm endigte sie in einer Zugbrücke. Das Ganze war mit einem bedeckten Überbau in Fachwerk versehen, dessen Anschlußspuren am Brückenhause und Torturm noch zu sehen sind. Die Zugbrücke, deren ehemalige Größe an dem rechteckigen Anschlag um das Tor herum zu erkennen ist, war noch ungefähr bis zum Jahre 1810 vorhanden, nachdem die im Franzosenkriege zerstörte, daran anschließende Bohlenbrücke unter Karl Philipp um das Jahr 1718 durch eine massive, auf Bogen ruhende Fahrbahn längs ersetzt worden war.

Das unmittelbar über dem südlichen Grabenrande schräg davorstehende *Brückenhäus*, gleichfalls ein Werk Ludwigs V., ist als ein Vorwerk des Torturmes zu betrachten, als ein vorderster Brückenschutz im Sinne der orientalischen barbace, die durch die Kreuzzüge im Abendlande eingeführt worden waren. Zu diesem Zwecke war es vorn und an beiden Seiten mit einem freilich nur schmalen und mäßig tiefen, aber von Palissaden umzäunten Graben versehen, über den ebenfalls eine Zugbrücke führte. Daneben war eine schmale Laufplanke für Fußgänger angebracht, wie solche heute noch die kleine Nebenpforte neben der gewölbten Durchfahrt verschließt. Im übrigen war der Bau zu Verteidigungszwecken nicht besonders eingerichtet. Ein kleiner, links neben der Torfahrt vorspringender Erker ermöglichte dem Torwart die Kontrolle des Verkehrs. Die Torhalle ist mit einem auf den üblichen, derb profilierten Rippen ruhenden Kreuzgewölbe bedeckt. Das ursprünglich aus Fachwerk hergestellte, nach der Zerstörung im Franzosenkriege massiv erneuerte Obergeschoß, zu dem man von der rechts in der Durchfahrt liegenden Wendeltreppe aus gelangt, hat dem kunstsinnigen Hüter des Schlosses Ch. de Gramberg (s. oben S. 269) über 20 Jahre lang als Ausstellungslokal für seine »Altertumssammlung« gedient.

Brückenhäus

5. Südwall und Seltenleer

Beiderseitig an den Torturm schließen die von Ludwig V. neu errichteten Wallmauern der Südseite an. Hierbei fällt sofort der Unterschied in der Stärke zwischen östlichem und westlichem Teile auf unserem Plan (Fig. 257) ins Auge, der darin begründet ist, daß dem an der Stelle und mit teilweiser Benutzung der alten Schildmauer errichteten östlichen Teile der südlichen Wallmauer die Verteidigung der Südseite des Schlosses gegen den Angriff vom Königstuhl zufiel, während der westliche Teil, durch den Stückgarten gedeckt, hierfür weniger in Betracht kam. So ist denn auch der kleine Eckturm an der Südwestecke, der sogenannte *Seltenleer*, als Flankierungsturm, d. h. für die Verteidigung des Grabens, nur von untergeordnetem Werte, so daß die Franzosen sich die Mühe des Sprengens hier hätten sparen können. Das Innere des Turmes war durch Balkenlager in drei durch Schießscharten dürftig erhellte Geschosse geteilt. Das unterste, nur durch Leitern von oben zugängliche Geschos mag als Gefängnis gedient und dem Turm den seltsamen Namen gegeben haben; das darüber liegende war direkt vom ehemaligen Westzwinger, das oberste vom Wehgang der anschließenden Mauer aus zugänglich, stand aber auch durch eine Wendeltreppe mit den darunter liegenden Geschossen in Verbindung. An der Anschlußstelle dieses westlichen Mauerteiles führte der obenerwähnte Schnecken bis hinab auf das den Hirschgarten rings umziehende Bankett. (Der Name »Seltenleer« kommt zuerst z. J. 1603 im Darmstädter Thesaurus Picturarum vor [s. Wirths Archiv I, 211].)

Seltenleer

Die an den Seltenleer nach Norden zu anschließende Außenmauer des ehemaligen Westzwingers ist ebenfalls sowohl in ihrem südlichen Teile, als auch jenseits des Bibliotheksbaues von den Baumeistern Ludwigs V. neu aufgeführt worden. Nur der Unterbau des Bibliotheksbaues, durch kräftige Strebeböden gesichert, zeigt noch, teilweise unter Benutzung alten Materials, das Mauerwerk der alten westlichen Außenmauer, deren einstige Endigung im Süden nicht mehr nachzuweisen ist.

Den Untersuchungen des Schloßbaubureaus zufolge hat die ehemalige Schildmauer zwischen Torturm und Krautturm eine ungewöhnlich geringe Stärke (wenig über 1 m) gehabt. Es erscheint dies auffällig, da bei der starken Steigung des davor liegenden Geländes eine sehr hohe und damit auch sehr starke Schildmauer am Platze

gewesen wäre. Jedenfalls hatte eine solche zur Zeit Ludwigs V. ihre Bedeutung als Schild der dahinter liegenden Burg »dem harten Anklopfen« der Eisenkugeln gegenüber längst eingebüßt. Die Feuertechnik des 16. Jhs. verlangte keine hohen, sondern starke Mauern mit möglichst gedeckten, d. h. gewölbten Geschützständen. Die sechs ehemaligen Öffnungen der dünnen Schildmauer sind vom Zwinger aus noch zu sehen. Dicht darüber beginnt die Übermauerung Ludwigs V., an ihren größeren Bruchsteinen leicht kenntlich. A. von Horn (s. oben) hat die befremdende Tatsache hervorgehoben, daß die Baumeister Ludwigs V. sich der schon von Dürer konstruierten und empfohlenen gewölbten Geschützstände hier nirgends bedient haben. Ebenso wie auf dem Nord- und Westwall, haben die Feuerschlünde auf der Plattform des ca. 17 m starken Südwalles frei hinter Tablettmauern gestanden. In diesen waren Scharten für 9 Geschütze eingeschnitten. Darüber

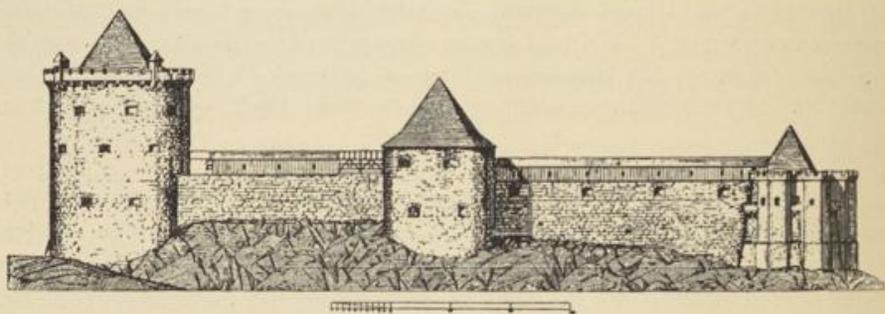


Fig. 277. Aussehen der Ostseite des Schlosses um die Mitte des 15. Jhs.
(Nach Koch und Seitz)

lief eine Sattelbedachung entlang, deren Anschlußspuren an den beiderseitigen Türmen noch zu sehen sind (vgl. auch die Stuttgarter Zeichnungen Z. 13).

Der Südwall endet im Osten am Krautturm, dessen Errichtung, ebenso wie die des Apotheker- und Glockenturmes, zweifellos im Zusammenhange mit der ganzen übrigen älteren Buranlage des 15. Jhs. (s. oben Fig. 253) noch vor Ludwigs V. Bautätigkeit fällt. Offenbar hat Ludwig V. den Schutz der Ostseite durch die drei mächtigen Türme: Krautturm, Apothekerturm und Glockenturm und die dazwischen liegenden doppelten Wehrmauern, so wie sie unsere Abbildung Fig. 277 zeigt, für genügend und als seine Hauptaufgabe betrachtet, zunächst die schwächere Nord- und Westseite in der angegebenen Weise zu verstärken. Krautturm und Apothekerturm, diese beiden älteren Bollwerke, werden somit gemäß unserem oben ausgesprochenen Plane erst im Zusammenhange mit den späteren Umbauten, die ihnen ihre jetzige Gestalt gegeben haben, beschrieben werden, ebenso aber auch der die Nordseite des Schlosses nach Osten hin deckende Glockenturm, obgleich hier eine eingreifende Umänderung des alten Flankierungsturmes bereits unter Ludwig V. nachzuweisen ist. Seine jetzige Erscheinung verdankt aber auch dieser erst den Umbauten unter Friedrich II. und Friedrich IV. und wird also ebenfalls erst später zur Beschreibung gelangen.

6. Das Zeughaus

Das »Zeughaus«, das Ludwig V. vor dem alten Glockenturm zur weiteren Sicherung der Nordostecke und zur Beherrschung des Talausganges angelegt hat, ver-

deckt ersteren so sehr, daß zwei der Schießscharten gegen Norden und Nordwesten im Kellergeschoß des Glockenturmes zugemauert werden konnten. Die Anlage war zweigeschossig, und die unregelmäßige, dem Gelände entsprechend gebrochene Grundrißform ermöglichte aus dem unteren Stockwerk Geschützwirkung, aus dem oberen Handfeuer nach den verschiedensten Seiten hin. Ein steiles, dem Knicke der Umfassungsmauern folgendes Satteldach bedeckte das langgestreckte Bauwerk, das durch die breite gewölbte Torhalle am Westende des Gläsernen Saalbaues hindurch vom Schloßhofe aus zugänglich war. Den Namen führte diese Baulichkeit von ihrer späteren Benutzung, nachdem Karlsturm und Karlsschanze die Hauptaufgabe in der Verteidigung der Nordostecke übernommen hatten. (Mit dem in einer Urkunde des Jahres 1540 [im GLA. Kopialbuch 565 fol. 423b] erwähnten »Werk- oder Zeughaus« [s. Huffschild, Neues Archiv III, 26/27] könnte auch das unten in der Stadt gelegene Zeughaus gemeint sein, dessen mutmaßliche Erbauung unter Ludwig V. dadurch eine urkundliche Bestätigung erfahren würde [s. oben S. 251].) Koch und Seitz (a. a. O. S. 59) glauben auf Grund »der Art der Bauausführung, welche noch die meisten Anklänge an die frühere Art aufweist«, diesen Zeughausbau und die entsprechenden runden Teile des Glockenturmes (s. unten) an den Anfang der Bautätigkeit Ludwigs V. setzen zu sollen, in Übereinstimmung mit Huffschild (Neues Archiv III, 61), der die Überreste einer Jahreszahl (15)19 (?) an der Außenmauer entdeckt hat.

Wir stehen damit am Ende der Bautätigkeit des großen Schloßbauherrn. Als Ludwig V. am 16. März 1544 nach 37-jähriger Regierung die Augen schloß, hinterließ er die Burg seiner Väter nicht nur als eine geräumige Residenz, sondern auch als eine feste Zitadelle. Die Folgezeit hat sie mit neuen Palästen geschmückt und auch den Kranz der Befestigungswerke im Osten und Norden noch etwas erweitert, im ganzen ist es aber das Schloß Ludwigs V., das wir heute noch in Trümmern bewundern.

Die von H. Rott (Mitteilungen des Schloßvereins V, 79 f.) angeführten Baumeister und Werkmeister, die nachweislich unter Ludwig V. in Heidelberg tätig gewesen sind: der Oberbaumeister Moritz Lecher (Lechler), der Baumeister Opfrigkam und der Werkmeister und Zimmermann Bechtold Müller sind vorläufig für uns unbekannte Größen. Ihren Wirkungskreis innerhalb des großartigen Baubetriebes jener Zeit festzustellen, dürfte ein vergebliches Bemühen sein; jedenfalls waren sie hervorragende Techniker und ihren großen Aufgaben vollkommen gewachsen.

Die beigegefügte Tafel (Fig. 278) enthält in der zweiten bis zehnten Rubrik die Steinmetzzeichen *Steinmetzzeichen* von den verschiedenen Bauten Ludwigs V. Ein Teil wiederholt sich häufig; alle haben einfachen, gradlinigen Charakter. Meisterschilde kommen nicht vor. Auffällig abweichend erscheinen die in Doppellinien eingehauenen großen Buchstabenzeichen und Kreuze, die zuunterst auf der Tafel dargestellt sind.

Die Bautätigkeit Friedrichs II.

Über die Baulust und Bautätigkeit dieses Fürsten sind wir durch dessen Sekretär H. Th. Leodius (s. oben S. 365) trefflich unterrichtet. Die oft zitierte Hauptstelle aus dessen: *De aedificiis*, d. h. »Über die Bauten« seines Brotherrn, lautet: »Antequam factus esset Elector Princeps Fridericus detestabatur magnificentiam et sumtus, quos frater Ludovicus in reparatione arcis Heidelbergensis faciebat, et se in alios potiores usus eos

sumtus commutaturum pollicebatur, cum mortuo fratre et ad electionem admissus mox maiores inchoavit et imprimis vetustatem aedificij ubi fuerat Jhettæ fanum sumtu maximo reparare instituit. Et in Bibliothecæ usum elegantem et maximam Cameram aedificare fecit: summitatem vivinæ turris a fratre dudum constructam demoliri fecit. Quod aedificium postquam consummavit mutata sententia de Bibliotheca in usum computationum convertit et maximam campanam in prædicta turri appendere fecit.« Hierzu kommen als Ergänzung noch einige Zeilen aus der kleinen Schrift: De antiquitatibus, d. h. »Über die Altertümer« Heidelbergs. Sie lauten: »Quo tempore Velleda virgo in Bruchteris imperitabat, Vetula quaedam, cui nomen Jettha, eum collem, ubi nunc est arx Heidelbergensis, et Jetthæ collem etiam nunc nomen habet, inhabitabat: vetustissimumque phanum incolebat, cuius fragmenta adhuc nuper vidimus, dum Comes Palatinus Fridericus factus Elector egregiam domum construxit, quam novam aulam appellant.« (Nach Rosenberg, Quellen S. 91.)

Zwei Bauwerke sind es also nach obigen Berichten, in denen sich die Baulust des Fürsten am Heidelberger Schlosse dokumentiert hat: der »Neue Hof« und der Glockenturm, zwar keine Bauten, die sich an Umfang und Bedeutung mit dem Gesamtwerk des verstorbenen großen Schloßbauherrn vergleichen lassen, so daß der Ausdruck: »maiores inchoavit« übertrieben erscheint, immerhin aber Bauten von epochemachender Bedeutung für die Geschichte des Heidelberger Schlosses, weil mit ihnen der Renaissancestil: »die neue antikische Art«, wie Dürer sie nennt, auf dem Jettenbühl Einzug hielt. Über die baugeschichtliche Bedeutung der Nachricht des Leodius von den Resten der alten Jettakapelle ist oben S. 365 und 370 bereits gehandelt worden, ebenso über den »Fensterfund«, der diese Nachricht zu bestätigen scheint oder wenigstens beweist, daß Friedrich II. zu seiner »nova aula« die Reste eines älteren Bauwerkes, sei es profanen, sei es kirchlichen Charakters, benutzt hat. Daß der Bau zuerst unter der Bezeichnung »Gespiegelter Saal« in den Akten erscheint, ist oben bereits erwähnt worden.

Der Gläserne Saalbau

Auch ohne des Leodius Zeugnis würde über die Entstehung dieses Baues kein Zweifel herrschen: an der Vorderfront sind die Wappen des kurfürstlichen Paares und die Jahreszahl 1549 angebracht. Auch wissen wir, daß Friedrich II. in den Jahren 1550 und 1551 sich Gipser für die Stukkaturen seines großen Saales von den Herzögen Ulrich I. und Christof von Württemberg verschrieben hat. M. Bach (Zur Baugeschichte des Ottheinrichsbaues, in Mitteilungen des Schloßvereins III, 133) setzt die Vollendung des Baues in das Jahr 1555 ohne Angabe näherer Gründe, aber, wie Th. Alt bereits vermutet hat (Zur Entstehungsgeschichte des Ottheinrichsbaues, Heidelberg 1905, S. 47) wohl in Anschluß an einen Brief des Kurfürsten Friedrich II. an die Straßburger Steinmetzenzunft vom 27. September 1555, in dem er unter Hinweis auf den bevorstehenden Winter auf die seinem »Gebäu« drohenden Schäden hinweist. Diese Stelle beweist aber eher, daß die Vollendung frühestens in das Jahr 1556, das Todesjahr des Erbauers, zu setzen ist.

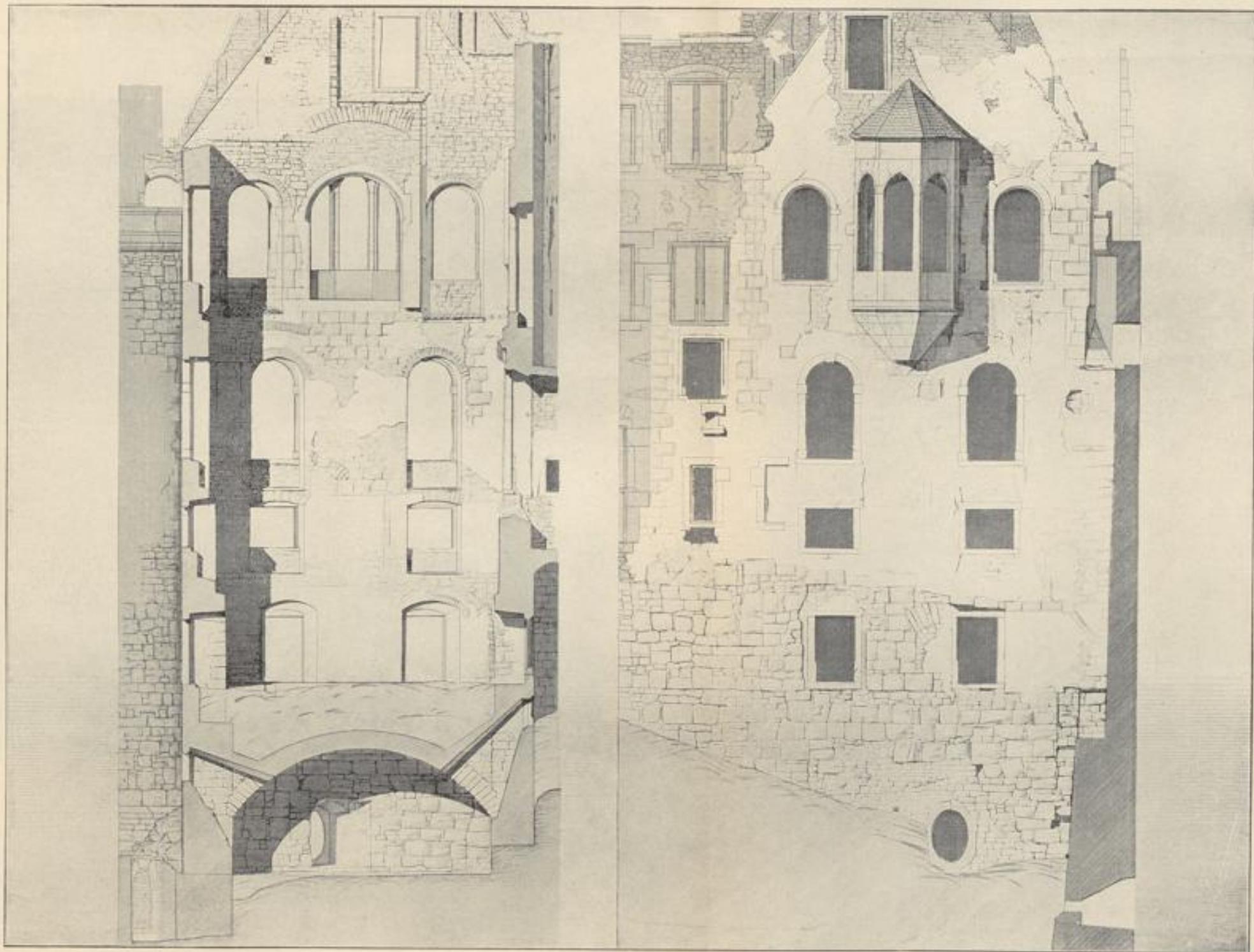
Der ältere Name: »Gespiegelter Saal« (1573) und der spätere: »Glesern Sallbau« (1649) gehen beide darauf zurück, daß im großen Saale des obersten Stockwerkes Spiegelscheiben, wohl zur Verkleidung der Wände, verwendet worden waren, ein für damalige Zeit auffälliger Luxus (»sumtu maximo«, s. oben). Die obige Bezeichnung als »nova aula«

oder »Neuer Hof« hat der Bau offenbar nur so lange geführt, als kein neuerer im Werke war, denn später wird diese Bezeichnung auch auf andere Bauten, z. B. 1649 auf den Friedrichsbau (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 176), angewendet.

Die erste Umänderung erfuhr der Bau infolge der Zerstörung seines Daches im Dreißigjährigen Kriege unter Karl Ludwig, der unter entsprechender Erhöhung der Giebelschrägen zunächst das neue Dach auf die Höhe des Firstes des anstoßenden Friedrichsbaues bringen und damit den Gläsernen Saal im obersten Stockwerke entsprechend erhöhen ließ. Ebenso wurde die Höhe des dritten Stockwerkes auf Kosten des darunter liegenden erheblich vergrößert, eine direkte Verbindung mit dem Kaisersaal des Ottheinrichsbaues hergestellt und eine rundbogige Fensterreihe in der Nordwand neu eingebrochen. Als Folge dieser Veränderungen in der Höhenlage der oberen Geschosse ergab sich sowohl die Notwendigkeit einer gänzlichen Umarbeitung der Wendeltreppe im Treppenturm der Hofseite, als auch die Errichtung einer Galerie vor dem obersten Stockwerke im Hofe, so wie diese auf unserer Abbildung Fig. 266 zu sehen ist, während früher das Satteldach über den Gang des obersten Geschosses hinabgeführt gewesen war. Über die damals vorgenommenen Reparaturen und Umänderungen sind wir durch einen Kostenanschlag vom Jahre 1640 (s. Mitteil. des Schloßvereins I, 174 f.) gut unterrichtet. Karl Ludwig hat offenbar diesen Palast mit Vorliebe bewohnt und deshalb die umfangreichen Reparaturen an ihm vorgenommen, sowie auch die erwähnte direkte Verbindung mit dem Ottheinrichsbau hergestellt. Im Orléansschen Kriege abermals zerstört, gehörte der Saalbau zu den ersten, die Johann Wilhelm, notdürftig wenigstens, wiederherstellen ließ. Damals — nach Metzger (S. 54) erst 1718 unter Karl Philipp — mag auch unter Benutzung der hier anstoßenden Innenmauer des Zeughauses der mächtige Strebepfeiler vor die Mitte der Nordseite angebaut worden sein. Infolge des Blitzschlages am 24. Juni 1764 entstand die Ruine, die heute vor uns steht und nur mehr eine schwache Vorstellung von dem einstigen Prachtbau Friedrichs II. zu geben vermag.

Wie unser Grundriß Fig. 267 und Querschnitt Fig. 279 zeigen, handelt es sich um einen langgestreckten fünfgeschossigen Bau, der zum größten Teil auf den Resten einer älteren Baulichkeit (s. oben) ruht. Letztere endete im Osten an der ehemaligen inneren Wehrmauer. Der Absatz im Mauerwerk der Längsseiten und im Gewölbe ist hier im Keller noch deutlich zu sehen. Dem von seinem Bruder auf der Westseite gegebenen Beispiel (Bibliotheksbau!) folgend, ging Friedrich II. mit seinem Neubau bis hinein in den Ostzwinger und errichtete die östliche Abschlußwand seines neuen Hofes auf der hier fast 5 m starken äußeren Wehrmauer. Hierdurch wurde zugleich der unmittelbare Anschluß an den Glockenturm erreicht. Vom alten Bau wurde außer den beiden Kellermauern auch die westliche Giebelwand und ein Stück der Nordwand (s. unten S. 431) beibehalten. Am westlichen Ende springt ein schmaler Querbau nach Süden in den Hof vor, dessen breite, im Kellergeschoß liegende gewölbte Durchfahrt in den Zeughausbau mündete und zugleich den Zutritt zum Keller durch eine in der Mitte der Westmauer gelegene Tür vermittelte. Der ebenerdige Eingang zum Erdgeschoß wurde östlich vom Querbau durch eine Aufschüttung erreicht, die nach Westen zu von einer Futtermauer begrenzt wird.

Wie bemerkt, eröffnet der Gläserne Saalbau den Reigen der Renaissancebauten des Schlosses. Abgesehen von dem Wappen am Torturm und der Tür im Treppenturm des Ruprechtsbaues (s. oben S. 407) hatten die Baumeister und Steinmetzen



Band VIII², Zu Seite 476.

Fig. 279. Querschnitt und Ostansicht des Gläsernen Saalbaus.
(Nach Koch und Seitz.)



Ludwigs V. sich treu an die hergebrachte, freilich schon sehr verwilderte spätgotische Formensprache gehalten; der weitgereiste neue Kurfürst läßt der Modekunst, die sich inzwischen anderwärts an deutschen Fürstenhöfen mehr oder minder erfolgreich bereits eingemistet hatte, freien Lauf. A. Haupt hat geglaubt, den oben (S. 409) genannten

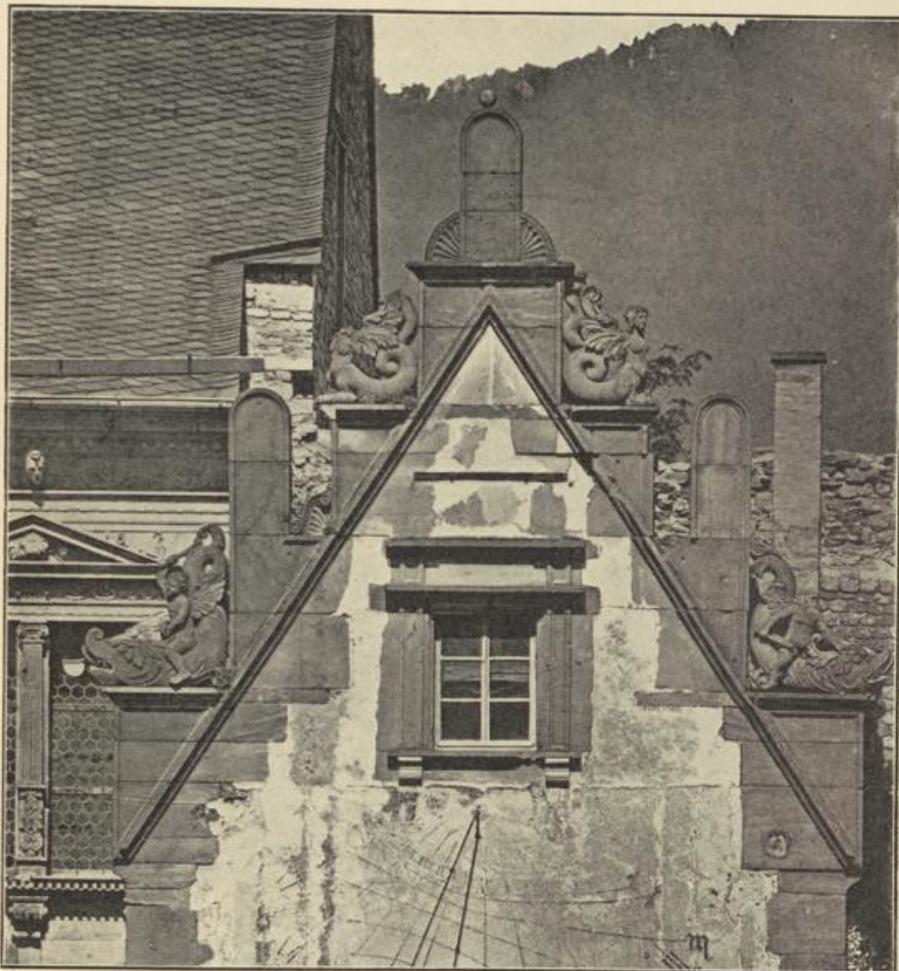


Fig. 280. Giebel am Vorbau des Gläsernen Saalbaues.

Nürnberger Kleinmeister Peter Flettner (Flötner) als Baumeister oder wenigstens als Urheber dieser antikischen Formen auch am Gläsernen Saalbau in Anspruch nehmen zu dürfen (s. dessen *Z. Baugeschichte des Heidelberger Schlosses*, Frankfurt a. M. 1902, S. 81 ff.). Die oben erörterten Schwierigkeiten liegen hier aber genau so vor, wie bei den Skulpturen des Ruprechtsbaues. Peter Flötner selbst muß schon wegen der Jahreszahl 1549 am kurfürstlichen Wappen in der Mitte des Erdgeschosses ausgeschaltet werden. Als der Nürnberger Meister anderthalb Jahre nach der Thronbesteigung seines

fürstlichen Gönners starb, dürfte dessen Palast kaum schon aus dem Boden geschaut haben. Trotzdem tragen die Wappentafeln und die antikischen Details an diesem Bau genau so bestimmt den Charakter Flötnerscher Formgebung, wie die obenbesprochenen Skulpturen (Kamin und Wappentafel) des Ruprechtsbaues. Im übrigen erscheint aber der Gläserne Saalbau noch ganz in den Traditionen des gotischen Stils errichtet. Die alten Abbildungen zeigen übereinstimmend als östlichen Dachabschluß einen steilen gotischen Staffelgiebel, und auch der Giebel des Vorbaues im Hofe zeigt eine so steile mittelalterliche Schräge, daß die reizenden fischgeschwänzten Sirenen und die von Putten gelenkten Delphine zwischen den stelenartigen Zwischenpfeilern kaum Platz finden (s. Abbildung Fig. 280). Ebenso ist der vor der östlichen Giebelmauer vorgekragte fünfseitige Erker in Konstruktion und Formgebung durchaus spätgotisch, wenn auch die Rippen des inneren Sterngewölbes von reizenden, echt Flötnerschen Renaissancekonsolen mit »Mansbildtköpfen« ausgehen und in einen Schlußstein mit Palmetten endigen. Schließlich erscheint auch die Form der Fenster am Vorbau sowohl, wie auch im Erdgeschoß und auf der Rückseite durchaus mittelalterlich, und nur die Umrahmung des obersten Fensters im Giebel ist den neuen Stilforderungen angepaßt. Wenn trotzdem die Hoffront des Gläsernen Saalbaues einen völlig neuen Akkord anschlägt, so liegt dies an der Anordnung der rundbogigen Arkaden der Hoffassade (s. Abbildung Fig. 281). Der mittelalterlichen Baukunst waren die Erdgeschoßlauben durchaus nichts Fremdes, wohl aber die in mehreren Stockwerken übereinander angeordneten Arkadenreihen, die in den italienischen Palasthöfen ihre klassischen Vorbilder haben und zu gleicher Zeit in Deutschland an verschiedenen Fürstenschlössern Nachahmung fanden. Während hier auf dem Jettenbühl der Baumeister Friedrichs II. unsere Arkadenreihen aufrichten ließ, entstanden unter Ottheinrich der herrliche Arkadenhof des Neuburger Schlosses und ebenso beim Vetter in Stuttgart, auf der Plassenburg und an anderen Orten im Deutschen Reiche. Wie dort überall, so läuft hinter den Bögen der verschiedenen Stockwerke auch hier ein offener gewölbter Gang entlang mit den Türen zu den Wohnräumen.

Die Einzelheiten der Bogenstützen sind guten antikischen Vorbildern nachgebildet, so besonders das schöne korinthische Kapitäl der Erdgeschoßsäule, ebenso die Kapitäle der Säulen der beiden oberen Arkadenreihen mit ihrer zarten Akanthusreihe und dem Eierstab darüber, die Profilierung der Bogen, die Kanellierungen u. a. m. Wenn das Ganze trotzdem mehr den schwerfälligen Charakter romanischer Bogenreihen erhalten hat, so liegt dies teils an den geringen Stockwerkshöhen, teils daran, daß die Säulen auf die Brüstungen gestellt worden und deshalb zu stämmig und kurz ausgefallen sind. Atmet somit diese neue »antikische« Fassade auch nicht den vollen Zauber italienischer Renaissance mit ihren leichten, luftigen Bogenstellungen auf hohen schlanken Säulen, so liegt doch in ihrer Gesamterscheinung ein so hoher malerischer Reiz und ein solch kräftiges, selbständiges künstlerisches Empfinden, daß wir doppelt ungern auf den Namen des Urhebers dieses Werkes verzichten.

Zunächst könnte der im viel besprochenen Colinsschen Vertrage (s. unten S. 439) genannte kurfürstliche Baumeister **Jacob Heider** (s. Leger, Führer, II. Aufl. [1819], S. 43) in Betracht kommen, der nachweislich bereits unter Friedrich II. an den Schloßbauten tätig war, aber meist Werkmeister genannt wird und als Künstler für uns bisher ein unbeschriebenes Blatt ist! Sodann hat Hans Rott (Ottheinrich S. 81 ff.) auf Hans Engelhart hingewiesen, der bereits unter Ludwig V. am Schloßbau tätig gewesen ist und »spätestens



Fig. 281. Die Arkaden des Gläsernen Saalbaues.

von 1547 an bis kurz vor 1573 die Stelle des Oberbaumeisters auf dem Schlosse versah«. Ob derselbe aber mehr als der bauleitende Oberbeamte gewesen ist, erscheint immerhin fraglich, wenn er auch später unten am Fuße des Schlosses den großen Kanzleibau (s. oben S. 258) errichtet hat. Ist er, wie H. Rott für wahrscheinlich hält, der Urheber des Ottheinrichsbauers gewesen, so scheidet er meines Erachtens als Urheber des Gläsernen

Saalbaues von vornherein aus, da beide Bauten künstlerisch grundverschieden sind (s. H. Rott, a. a. O. S. 149, und dagegen H. Schrieder, Ottheinrichsbau S. 8). Wenn schließlich Th. Alt (Entstehungsgeschichte S. 124) Conrad Forster als den mutmaßlichen Schöpfer der Loggien des Gläsernen Saalbaues hinstellt, so ließe sich kaum etwas dagegen einwenden, sobald die Identität desselben mit dem Monogrammist CF festgestellt ist.

Den obersten Abschluß bildet auf dem Krausschen Stiche (s. Fig. 266) eine häßliche Holzgalerie, deren einzige Mittelstütze zwei flachen Segmentbogen zur Auflage dient. Darüber das steile Satteldach. Wie wir sahen, rührt dieser Abschluß von den Erneuerungsarbeiten Karl Ludwigs her und dürfte schwerlich als eine Verbesserung des früheren Zustandes zu betrachten sein. Dies oberste Geschloß fehlt jetzt ganz; ein Pultdach bildete den obersten Abschluß des Ganzen.

Jenseits des Treppenturmes setzte sich der Gang einst in allen Geschossen bis zur Giebelseite fort, aber flach gedeckt und statt der offenen Bogenreihen mit geschlossenen Wänden und Fenstern darin. Nur im Erdgeschoß war ebenfalls eine zweiteilige offene Halle angeordnet, der starke Mittelpfeiler aber unverziert, ebenso wie die beiden auf ihn sich stützenden Flachbogen. Für die auffällige Vernachlässigung des östlichen Fassadenteiles des Gläsernen Saalbaues scheint es nur die eine Erklärung zu geben: dieser Teil sollte durch einen späteren Anbau den Blicken entzogen werden. Friedrich II. hatte also (wie Metzger [1829] bereits vermutet hat) die Errichtung eines zweiten Palastes an der Stelle des jetzigen Ottheinrichsbaues wahrscheinlich von vornherein ins Auge gefaßt (s. Leodius: *maiore sumtu!*). Ob aber unter ihm auch bereits damit begonnen worden, ist eine andere Frage, auf die unten zurückzukommen sein wird. Zudem muß berücksichtigt werden, daß der Ludwigsbau einst über seinen Treppenturm hinaus wesentlich weiter nach Norden gereicht hat (s. oben S. 392), so daß nur ein verhältnismäßig schmaler Hof zwischen ihm und dem Neuen Bau Friedrichs II. übrig war, an dem eine reiche Fassade, wie am westlichen Teile, gar nicht zur Geltung gekommen wäre und der vielleicht sogar nach vorn durch eine Mauer geschlossen war. Die Außenwand der beiden oberen Stockwerke fehlt jetzt vollständig und ist (nach Koch und Seitz) bereits vom Baumeister Ottheinrichs zum Zwecke der Vergrößerung der anstoßenden Räume seines neuen Palastes entfernt worden. Im Gange des ersten Stockwerkes stecken noch Konsolen mit Fratzenköpfen in der Mauer, auf denen die Streichbalken der Decke geruht haben. An den Ecken der östlichen Giebelmauer sind Buckelquader angebracht, alles übrige Mauerwerk war auf Verputz berechnet.

Wappen

Als einzige äußere dekorative Ausstattung sind die *drei Wappen* im Zwickel der beiden Erdgeschoßbogen angebracht: 1. in der Mitte, von einem Lorbeerkranz kreisrund umrahmt, die Schilde von Pfalz und Bayern und darunter der mit dem Orden des goldenen Vlieses behängte Kurschild, der zum ersten Male den von Karl V. verliehenen Reichsapfel statt der Damaszierung aufweist. Obenauf Helm mit Löwe als Zimier. Das unten um den Lorbeerkranz gewundene Schriftband enthält die Jahreszahl 1549 und die Initialen des aus dem Türkenkriege mitgebrachten Wahlspruchs des Fürsten: D(e) C(oelo) V(ictoria); 2. links innerhalb eines halb durchgeschnittenen Lorbeerkranzes das viergeteilte kurfürstliche Wappen mit dem Reichsapfel als Herzschild, dem Kurhut obenauf und den Initialen F(ridericus) P(rinceps) & C(omes) sowie dem Künstlermonogramm CF auf dem Schriftband, und 3. das viergeteilte Wappen der »drei Königreiche starken« Gemahlin des Kurfürsten in derselben Anordnung wie am Kamin, mit Krone obenauf und mit den

Initialen D(orothea) G(eborene) K(önigin) Z(u) D(änemark). Auch wenn das Monogramm nicht vorhanden wäre, würde aus der Formenverwandtschaft auf denselben Bildhauer zu schließen sein, der für den Kurfürsten am Ruprechtsbau beschäftigt gewesen ist (s. oben S. 409).

Besondere Erwähnung verdient noch die *Eingangstür* ins Erdgeschoß unter den Arkaden in ihrer unbeholfenen Verwendung von Renaissance-motiven. Die Anordnung zweier seitlicher Pilaster übereinander mit dem schwer lastenden Hauptgesims darüber, vor allem aber der unorganisch über einem derben, hier ganz unmotivierten Wulst aufsteigende Giebel verraten noch eine völlige Unsicherheit in der neuen Formensprache, während die Medaillons in den Zwickeln denen am Kamin des Ruprechtsbaues nahe verwandt erscheinen.

Eingangstür

Der unten viereckige, erst im obersten Teile sich achteckig entwickelnde *Treppenturm* ist noch in seiner ganzen Höhe, aber ohne Dach, vorhanden. Schmucklos und nur durch drei Quergurte gegliedert, steigt er jetzt in der Ecke empor, während er früher frei vor der langgestreckten Südfront des Gläsernen Saalbaues gestanden hat. Die Fenster sitzen nicht in üblicher Weise schräg, sondern gerade auf den Kaffgesimsen. Der oberste Teil ist (unter Karl Ludwig?) nachträglich um etwa 2 m erhöht und bei dieser Gelegenheit ein alter Quader, auf den Kopf gestellt, wieder verwendet worden, der die Buchstaben NOW aufweist (früher für einen Rest der Bezeichnung nova aula gehalten, von Koch und Seitz richtiger als Rest von [re]nova[tum] gelesen). Im Innern sind die Umänderungen, welche die obenerwähnte Verlegung der Stockwerkshöhe unter Karl Ludwig im Gefolge gehabt hat, an den abgestemmtten ehemaligen Treppenstufen und den neu eingebrochenen Türen zu den umgeänderten Geschossen zu erkennen. Auch der Eingang unter der Erdgeschoßhalle ist damals erneuert worden. Die Tür außen daneben führte zur Treppe, die in den Keller hinabging.

Treppenturm

Auf der Nordseite über dem Durchgange zum Zeughause ist in der Höhe des Erdgeschosses ein kleines *romanisches Fenster* sichtbar, das, ebenso wie zwei später zugemauerte Fenster östlich daneben, beweist, daß auch noch ein Teil des Erdgeschosses von dem alten Bauwerk, dem »Jettaheiligtum« des Leodius, herrührt. Spuren an den Wänden lassen erkennen, daß daselbst Widerlager für Gewölbe eingehauen worden sind.

Romanische Fenster

Die Nordfront des Gläsernen Saalbaues ist völlig schmucklos gehalten, weil sie für den Anblick von der Stadt aus fast völlig vom davor liegenden Zeughause verdeckt wurde. Ursprünglich hatte nur der im obersten Stockwerk liegende »Gläserne Saal« große rundbogige Fenster. Als unter Karl Ludwig der Fußboden des darunter liegenden Stockwerkes tiefer gelegt und die neuen Räume durch eine Treppe mit dem Kaisersaal des Ottheinrichsbaues in Verbindung gebracht wurden, sind hier die ehemaligen viereckigen Fenster zugemauert und neue größere, rundbogig geschlossene Fenster eingebrochen worden. Die darunter liegenden Geschosse behielten ihre viereckigen Fenster, im Erdgeschoß zweigeteilt.

Hinterfront

Die nach dem Friesental schauende *Ostfront* (s. Fig. 279) mit ihrem Erker in luftiger Höhe zeigt deutlich noch die Reste der Erhöhung, d. h. Backsteinübermauerung der Giebelschräge und die Verschiebung der Firstlage nach Norden, die bei der Höherlegung des Daches unter Karl Ludwig erforderlich geworden waren. Der Profilstein oberhalb der Buckelquader an der südlichen Ecke, bis zu welchem vorher die südliche Dachfläche über den vor dem Gläsernen Saal liegenden niedrigen Gang hinabgereicht

Ostgiebe.

hatte, steckt noch in der Mauer. Die Fenster sitzen unregelmäßig in der verputzten Fläche: in den untersten beiden Stockwerken die ursprünglichen kleinen viereckigen, darüber in dem erhöhten Geschoß die neu eingebrochenen rundbogigen und links und rechts vom Erker die großen Rundbogenfenster des Gläsernen Saales. Außerdem zu unterst ein großes ovales Kellerfenster. Das Aufsetzen des neuen Mauerwerkes auf dem grobsteinigen Gefüge der alten Wehrmauer ist ebenfalls deutlich erkennbar.

Innere

Das *Innere* ist bis auf das Kellergewölbe und das unterste Geschoß des Vorbaues völlig zerstört. Von dem zur Verbindung zwischen Ottheinrichsbau und Glockenturm an der östlichen Giebelmauer neuerdings hergestellten Gange aus sieht man beiderseitig die hohen nackten Mauern aufragen mit den Resten der Türen und Kamine, mit den zugemauerten und neu eingebrochenen Fenstern und den Spuren der veränderten Stockwerksböden. In der gegenüber liegenden Schmalwand erscheinen oben die ehemals in den Friedrichsbau führenden, zugemauerten Türen, und innerhalb der neu hergestellten Rundbogennische ist die Rückseite des von K. Schäfer wieder freigelegten alten dreiteiligen frühgotischen Fensters zu sehen, das seit seiner Wiederauffindung (S. 373 und Fig. 256) in der Frage nach dem Alter der Schloßanlage des Jettenbühls eine so bedeutsame Rolle spielt. Die Geschosse waren mit Balkendecken versehen, während der Gläserne Saal mit einer gewölbten Holzdecke bedeckt war, die anfänglich in den Dachstuhl hineingereicht hatte, aber bei dem Umbau unter Karl Ludwig nur bis zur Dachbalkenlage durchgeführt wurde, woraus sich wohl in erster Linie die Erhöhung des Daches herleiten läßt. Ein weiteres Moment hierbei mag der Wunsch nach einer durchlaufenden Firstlinie mit dem Friedrichsbau gewesen sein. Daß der Kurfürst zur künstlerischen Ausstattung dieses Prachtraumes von seinen Württemberger Vettern in den Jahren 1550 und 1551 »Gypser« für die Stukkaturarbeiten in diesem »gestreckten Saal« hatte kommen lassen, ist oben schon erwähnt worden. Im »Gespiegelten Saale« ist am 11. Dezember 1573 Herzog Heinrich von Anjou vom Kurfürsten Friedrich III. empfangen worden (s. Neues Archiv III, 66 ff.). In den Jahren 1592 und 1600 hören wir von Hochzeitsfesten, die hier oben abgehalten worden sind.

Zahlreiche Farbspuren im Erker lassen darauf schließen, daß auch der Gläserne Saal reich gemalt war.

Wie wir von Leodius erfahren (s. oben S. 425), hätte der Kurfürst die Absicht gehabt, in seinem »Neuen Bau« einen »eleganten und sehr großen« Raum für seine Bibliothek einrichten zu lassen, nach Vollendung des Baues aber seine Ansicht geändert und den Rechnungshof darin untergebracht. Die Stelle ist unklar, doch habe ich mich bereits in meinem »Führer« (2. Aufl., S. 143) für die vorstehende Lesung entschieden, die auch H. Rott (Mitteilungen des Schloßvereins V, 77) vertritt. Der Glockenturm kann hierbei nicht in Frage kommen, es kann sich nur um eines der unteren Geschosse des Palastes gehandelt haben. Über die reiche Ausstattung im »verglästen Saal unter dem Dach« mit »Tafeln«, d. h. Tafelgemälden, gibt das im V. Bande der Mitteilungen des Schloßvereins veröffentlichte Inventar vom Jahre 1584 genauen Aufschluß.

Der Glockenturm

Wie wir gesehen haben, stammt dies Bollwerk der Nordostecke noch von der ersten spätmittelalterlichen Anlage her und ist dann von Ludwig V. umgebaut worden. Die Hauptveränderung hat aber erst Friedrich II. im Anschluß an die Errichtung des

anstoßenden Gläsernen Saalbaues vorgenommen. Deshalb sei das Bauwerk an dieser Stelle beschrieben, wenn auch erst eine spätere Zeit die letzte Hand darangelegt hat.

Der Glockenturm ist baugeschichtlich vielleicht der interessanteste Teil der ganzen Schloßbauten. Seine allmähliche Entstehung im einzelnen genau festgelegt zu haben, ist ein Hauptverdienst des einstigen Schloßbaubureaus und von dessen Vorständen. Unser Grundriß Fig. 267 und die Querschnitte Fig. 282a und 282b, die wir dem Werke der Herren Koch und Seitz entnehmen, geben eine anschauliche Vorstellung. Danach sind

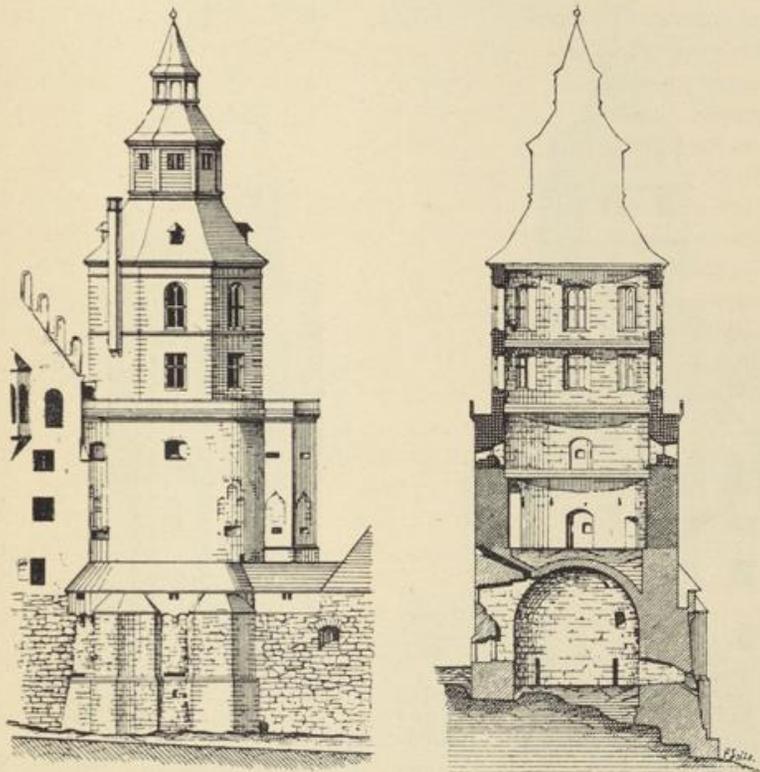


Fig. 282 a. Glockenturm zur Zeit Friedrichs II.
(Nach Koch und Seitz.)

die beiden kreisrunden untersten Geschosse des Turmes mit ihren starken Mauern ein Teil der obengeschilderten spätmittelalterlichen Befestigungsanlage der Ostseite aus dem 15. Jh., von der auch die unteren Teile vom Apothekerturm und Krautturm herrühren, während die entsprechenden Anlagen im Westen den Erweiterungsbauten Ludwigs V. zum Opfer gefallen sind. Das unterste innere, im Lichten ca. 10 m weite Stockwerk ist mit einem mächtigen Kugelgewölbe bedeckt und außen durch drei starke polygonale Strebebfeiler zur Verbreiterung der Mauersohle auf dem steilen Abhang verstärkt. In üblicher Weise ist der aus der Wehrmauer hervortretende Teil des Bauwerkes stärker konstruiert, der geschützte innere Teil schwächer. Während dies aber sonst durch eine Verschiebung des Mittelpunktes des inneren Kreises nach hinten zu hergestellt zu werden pflegt (s. Krautturm

und Apothekerturm), steigt die Mauerstärke hier plötzlich von 3,20 m auf 4,20 m an der Stelle, wo der Turm die anschließende Wehrmauer verläßt. Auf zwei Drittel Höhe tritt die Mauer außen wieder so weit zurück, daß ringsum die gleiche Wandstärke entsteht. Vielleicht daß auf diesem Absatz und zwischen den Strebepfeilern ein bedeckter Wehrgang herumgeführt gewesen ist. Auf der oberen, mit Brustwehr versehenen Plattform dürfte sich das übliche Kegeldach erhoben haben (s. die Rekonstruktionszeichnung Fig. 277).

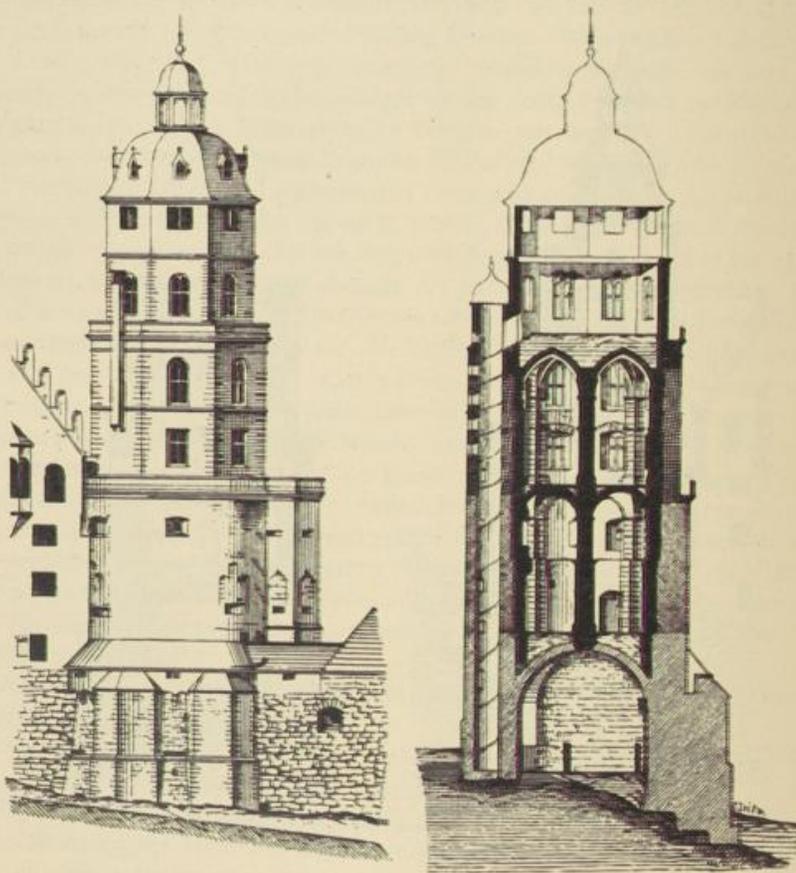


Fig. 282b. Glockenturm zur Zeit Friedrichs IV.
(Nach Koch und Seitz.)

Weite Schießscharten, aber nur für Handfeuer (Maulscharten), durchbrechen die ungefähr 5 m starken Mauern des auf dem granitenen Grunde ruhenden Turmes. Eine Wendeltreppe, die halb in der Mauer liegt, führte oben auf den Turm.

Eine zweite Periode umfaßt die Bautätigkeit Ludwigs V. Wie wir gesehen haben, hat dieser große Schloßbauherr vor dem Glockenturme ein neues großes Bollwerk, das Zeughaus, errichtet und damit die fortifikatorische Bedeutung des Glockenturmes auf die Stelle beschränkt, wo dieser nicht vom Zeughausbau ummantelt war, d. h. auf das östliche Drittel. Hier sind auch die Schießscharten im untersten Geschoß beibehalten

worden. Den von ihm aufgebrachten 11 m hohen, ebenfalls kreisrunden Aufbau konnte er nunmehr unbedenklich zu Wohnzwecken einrichten und mit dreiteiligen großen Fenstern versehen, die reichliches Licht in den wahrscheinlich mit einem Sterngewölbe bedeckten Raum einließen (s. Zeller, a. a. O. Tafel III). Spuren dieser Wölbung sind in der Wand noch vorhanden. Ein spitzes Kegeldach hat den Bau abgeschlossen. (Auf dem Holzschnitt des »Calendariums« vom Jahre 1526 [s. Fig. 63] ist diese Stelle zu undeutlich, auf dem Münsterschen Panorama [s. Fig. 50] ist das Spitzdach deutlich zu sehen.)

Eine noch wesentlichere Umgestaltung erfuhr der Turm unter Friedrich II. (s. Fig. 282 a) im Zusammenhange mit der Errichtung des anstoßenden Gläsernen Saalbaues. Wie Leodius richtig angibt, ließ der Kurfürst das Dach herunterreißen, den Turm bedeutend erhöhen und zu einem Wohnturm umbauen, in dessen Dachwerk eine Glocke aufgehängt wurde, nach der der Turm fortan seinen Namen geführt hat. Als der Kurfürst am 28. Mai 1551 nach Heidelberg von einer Reise heimkehrte, empfing ihn der Klang der im Jahre vorher gegossenen Glocke (s. H. Leodius, Annales pag. 277). Zunächst erfolgte eine Erhöhung des kreisrunden Teiles um ein Stockwerk, und zwar außen und innen bündig mit dem Mauerwerk Ludwigs V., darüber aber wurde ein zweigeschossiger achteckiger Aufbau, nur innen bündig, errichtet mit so verringerter Wandstärke, daß außen ein mit Brüstung versehener Umgang übrig blieb. Dabei wurden die beiden kreisrunden, über den Zeughausbau hervorragenden Geschosse wehrhaft gemacht, d. h. nach Entfernung des Sterngewölbes und Zumauerung der großen Fenster im unteren Teile mit Schießscharten für Geschütze versehen (s. die Abbildung Fig. 327 unter Nr. 3), die beiden achteckigen Geschosse dagegen als Wohnräume ausgebildet. Vier große Fenster mit Steinkreuzen, unten vier rechtwinkelig, oben fünf spitzbogig geschlossen, sorgten für reichliche Lichtzufuhr. Ein gewölbter Gang verbindet das untere achteckige Geschos mit dem Gläsernen Saal. Wie aus einem Bauaktenstück vom 17. Juni 1673 hervorgeht (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 206), ist später hier eine »Kunstkammer« eingerichtet und zu diesem Zwecke eine Vertäfelung der Wände »von unten auf« vorgenommen worden. Die Zwischendecken waren Holzdecken wie beim Dicken Turme. Ein achtseitiges Zeltdach mit einer großen Laterne obenauf, in der die Glocke hing, hob den Turm wirkungsvoll aus den Schloßbauten heraus (s. die Stuttgarter Zeichnungen, Fig. 261).

Die letzte einschneidende Änderung erfuhr der Bau ein halbes Jahrhundert später unter Friedrich IV., der alle Türme der Ostseite umbauen und erhöhen ließ. Der Glockenturm erhielt damals (zwischen 1603 und 1610) zwei weitere achteckige Obergeschosse und einen neuen niedrigeren Kuppelhelm mit einem Glockentürmchen obenauf. Die Hauptveränderung aber betraf das Innere. Mit unerhörter Kühnheit wurde ein gewaltiger Steinblock keilförmig in den Scheitel des alten Kuppelgewölbes des untersten Geschosses eingelassen und auf diesem ein mächtiger, durch vier Geschosse reichender Pfeiler aufgesetzt, dem in jeder Ecke des Oktogons eine Pfeilervorlage entsprach. Im zweiten und vierten Stockwerke waren Mittelstütze und Seitenstützen durch breite Quergurte verbunden, zwischen denen sich ringförmige Gewölbe einspannten, während sie für die dazwischen liegenden Stockwerke als Auflager der Holzdecken dienten (s. Fig. 282 b). Die eigentümliche Quaderbearbeitung (mit Randschlag und gestocktem Spiegel) und der Umstand, daß die Wandpfeiler stellenweise direkt vor die Fenster zu stehen gekommen sind, verraten die spätere Einbringung dieser Einwölbung auf den ersten Blick. Durch eine abermalige Verminderung der Wandstärke bei den beiden neu aufgesetzten Geschossen wurde

an deren Fuße ein zweiter Umgang frei. Der Treppenturm an der Westseite, der schon unter Friedrich II. eine entsprechende Erhöhung erfahren hatte, erhielt abermals einen Aufbau, aber nur bis zum unteren der beiden neuen Geschosse, das durch weite rundbogige zweigeteilte Fenster hell beleuchtet wurde. Das oberste, siebente Geschöß, das seit dem Orléansschen Kriege verschwunden ist und als Wohnung des Türmers gedient hat, war wohl nur mit einer Leiter von innen zugänglich und mit kleineren, zweigeteilten Fenstern versehen. Nach Pithopoeus (Annal. Acad. fol. 81^b) war die Glocke über einem »hölzernen Gipfel« in einem nach allen Seiten offenen Aufsatz gehangen gewesen, der damals, d. h. im April 1608, durch einen gewölbten steinernen ersetzt worden ist (s. Neues Archiv II, 114, Anm.). Dieser auf dem Fouquièrerschen Bilde und dem Merianschen Stich (s. oben Fig. 51 und 52) deutlich sichtbare, i. J. 1634 zerstörte Turmhelm ist dann unter Karl Ludwig nach Entfernung der Reste des obersten Stockwerks durch jenen zierlicheren, aber wirkungslosen Aufbau ersetzt worden, den der Kraussche Stich (s. Fig. 263) zeigt und der vom kurfürstlichen Baumeister Rumpf (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 178) herrührt. So war aus dem niedrigen eingeschossigen trutzigen Wehrturm des 15. Jhs. im Laufe zweier Jahrhunderte ein hoher siebengeschossiger eleganter Wohnturm geworden, von dessen ehemaliger innerer Ausstattung wir uns freilich kaum mehr eine Vorstellung machen können. Das Innere ist seit dem Jahre 1764 völlig ausgebrannt: Dach und oberstes Stockwerk fehlen, der Putz ist von den Wänden abgebröckelt. Von gewaltigem Eindruck ist aber immer noch das unterste Gewölbe mit dem obenerwähnten großen Steinblock im Scheitel.

Außen, etwa in Gewölbekämpferhöhe, läuft ringsum, meist von Efeu verhüllt, ein doppeltes Band von ineinander greifenden Hakensteinen, das zweifellos einen konstruktiven Zweck hatte und wohl als Zugband gegen den Gewölbeschub dienen sollte. Als solches hat es aber allein schon aus dem Grunde keine Wirksamkeit haben können, weil der Ring auch um den Treppenturm herumläuft und somit seine Kontinuität verloren hat; außerdem ist ja die Zugfestigkeit des Sandsteines eine nur sehr geringe. Die Steine sind an den Hakenstellen meist geborsten, aber nicht infolge eingetretener Schubwirkung, sondern infolge vom Setzen oder von Erschütterungen des Mauerwerks.

(Über die weitere Bautätigkeit Friedrichs II.: die Errichtung eines neuen Satteldaches mit Treppengiebeln auf dem Bibliotheksbau s. oben S. 398, über die inschriftlich bezeugte Bautätigkeit Friedrichs II. an der Mauer des Burgwegs s. unten S. 490 und über seine vermeintliche Bautätigkeit am Apothekerturm s. unten S. 462.)

Der Ottheinrichsbau

Überschauen wir die vorgeschilderte Bautätigkeit Friedrichs II., so trifft die Behauptung des Leodius, sein Herr habe gleich nach seiner Thronbesteigung noch größere Bauten als sein Vorgänger und Bruder unternommen, tatsächlich in bezug auf das Heidelberger Schloß nicht zu, es sei denn, daß wir diesem Fürsten auch den Ottheinrichsbau zuschreiben, wenigstens den Plan und Anfang desselben, wie zuerst Leger in seinem Führer, dann B. Koßmann (Der Ostpalast zu Heidelberg, 1904) und zuletzt A. Haupt in seiner Entstehungsgeschichte des Ottheinrichsbaues (1905) uns glauben zu machen versucht haben. Bezüglich der Widerlegung dieser meines Erachtens unhaltbaren Hypothese sei auf die Ausführungen Th. Alts (in dessen Entstehungsgeschichte des Ottheinrichsbaues, 1905, S. 40 ff.), F. X. Hofmanns (Repertorium XXVIII [1905] S. 63 ff.)

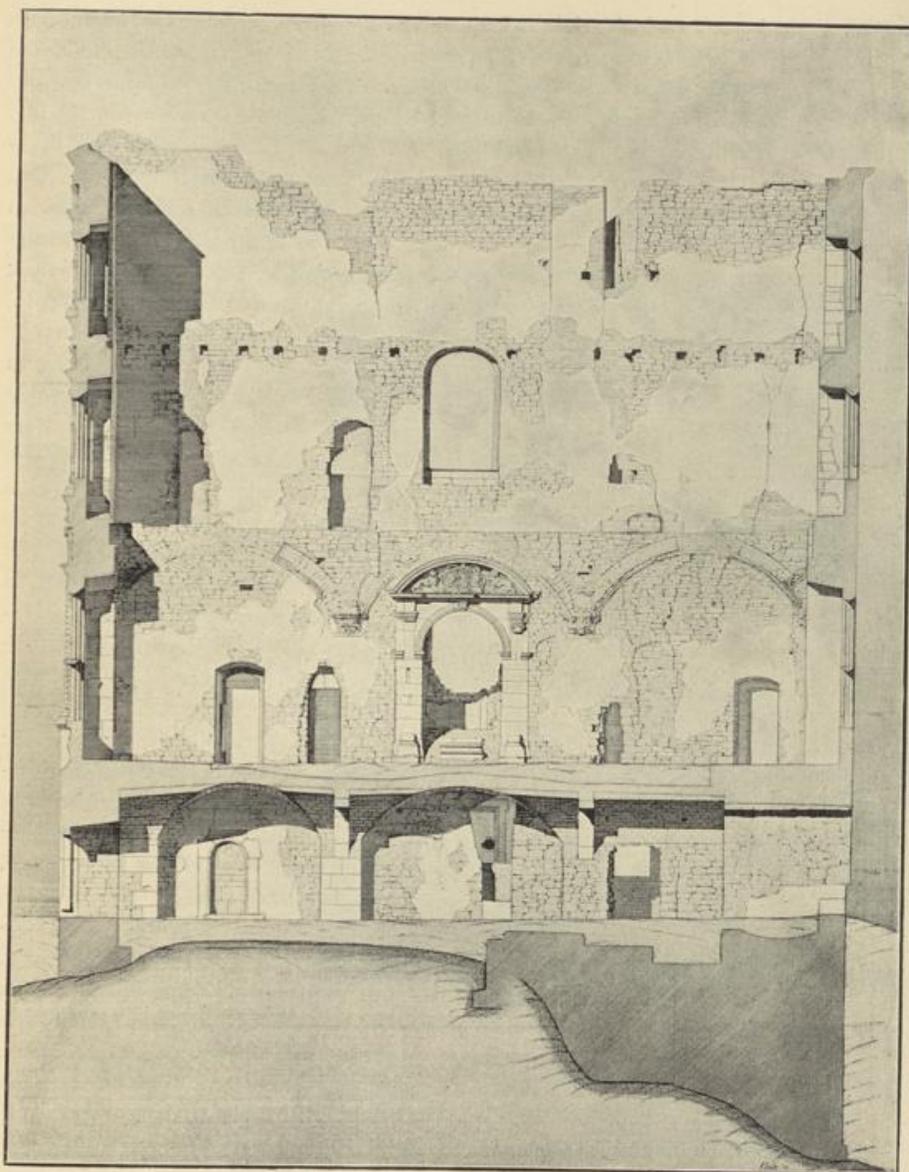


Fig. 283. Ottheinrichsbau, Querschnitt von Osten nach Westen.

(Nach Koch und Seitz.)

und H. Rotts (in dessen »Ottheinrich« S. 100 f.) verwiesen. Der einzige Grund, der zu der Annahme führen könnte, daß bereits Friedrich II. die Errichtung eines Baues zwischen seinem Neuen Hofe und dem Ludwigsbau ins Auge gefaßt haben könnte, ist die minderwertige Ausstattung der Fassade des ersteren östlich vom Glockenturm. Wie wir oben gesehen haben, lassen sich aber hierfür auch andere Gründe, stichhaltig genug,

anführen, und kommt es doch schließlich auch nicht darauf an, wer den Gedanken eines Neubaus zuerst gefaßt, sondern wer die ersten Schritte getan hat, diesen Gedanken ins Leben zu rufen. Und das ist zweifellos Ottheinrich gewesen; der schönste Bau der deutschen Frührenaissance trägt den Namen dieses Fürsten nach wie vor mit vollem Rechte.

Ebenso wichtig als die Frage nach dem Bauherrn ist die Frage nach dem Baumeister des Ottheinrichsbauers. Eine ganze Literatur existiert hierüber. Fast alle Bildhauer und Architekten, die einigermaßen sicher nachweisbar in jenen Tagen am kurpfälzischen Hofe beschäftigt gewesen sind, haben als Urheber dieses herrlichen Palastes in der Front gestanden, kein einziger aber hat bisher allgemeine Anerkennung gefunden: weder »Anthony« (von Oechelhaeuser, Peltzer, Schrieder) noch Colins (von Schönherr, Seitz, Bach), weder Heider noch Fischer (Durm, Neumann, Kosmann), weder Flötner (Haupt) noch Forster oder Engelhardt (Rott), von Michelangelo ganz zu geschweigen. Th. Alt und H. Rott (a. d. a. Orten) haben sich der Mühe unterzogen, die bisherigen Hypothesen kritisch zu beleuchten, und ich muß mich an dieser Stelle mit dem Hinweis darauf begnügen. So wenig fest begründet meine bisherige Annahme auch sein mag, daß der im Kontrakte vom Jahre 1558 (s. unten) genannte Anthony (nach A. Peltzer: Antoni Vasoni), der Urheber des Planes gewesen sei, so unsicher ist schließlich auch, was H. Rott neuerdings zugunsten des kurfürstlichen Oberbaumeisters Hans Engelhardt vorgebracht hat. Immerhin dürfte dieser wohl in erster Linie mit in Frage kommen, dann aber auch als Baumeister des Gläsernen Saalbaues meines Erachtens unbedingt auszuschließen haben (vgl. oben S. 428 f.). Den Ottheinrichsbau als eine spätere Etappe in der Kunst des Meisters des Gläsernen Saalbaues zu betrachten, erscheint mir schlechterdings unmöglich.

Mag nun auch die Frage nach dem Meister des Ottheinrichsbauers nach wie vor eine offene bleiben, der geistige Urheber der herrlichen Fassade ist der in Bausachen viel-erfahrene Kurfürst selber gewesen. Wie der Auswahl der Figuren, der Medaillons, des Skulpturenschmucks am Portal offenbar ein Programm des fürstlichen Bauherrn zugrunde liegt, so atmet auch der ganze Aufbau antikischen Geist, dessen vornehmster Repräsentant zu jener Zeit der »Humanist auf dem Throne von Kurpfalz« gewesen ist. H. Rotts meisterhafte Schilderung der bedeutungsvollen Stellung Ottheinrichs innerhalb der Kunstbestrebungen des aufblühenden Renaissancezeitalters in Deutschland läßt deutlich erkennen, welche führende Rolle dieser fürstliche Mäzen auf allen Gebieten der bildenden Künste schon zu einer Zeit gespielt hat, als er mit beschränkten Mitteln in seinem Neuburger Herzogtum gewaltet, und selbst dann noch, als er, ein flüchtiger, mittelloser und kränkelder Mann, teils an fremden Fürstenhöfen, teils in seiner bescheidenen Residenz zu Heidelberg unten am Schloßberg gehaust und doch ein Heer von Künstlern beschäftigt hat. Bauten und Bücher, diese beiden großen Passionen der Renaissance, sind auch die seinigen gewesen. »Wenn je einer durch sein Streben nach vollendetem schönem Dasein der Fürst der deutschen Renaissance im 16. Jh. genannt werden darf, so fällt ihm dieser Ehrentitel zu« (Rott S. 159).

Daß Ottheinrich, als unter seinen Augen der Neue Hof des Onkels auf dem Jettenbühl entstand — im Frühling 1545 war seine Übersiedelung nach Heidelberg erfolgt —, schon frühzeitig den einzigen im Ringe der Schloßbauten noch übrigen Platz für einen Palast ins Auge gefaßt haben wird, ist wahrscheinlich, nicht aber, daß er auch bereits die Pläne für solchen Neubau fertig hatte, als der Tod des Onkels am 26. Februar

1556 ihn zum Herrn von Kurpfalz machte. Haupts Annahme, daß der Palazzo Roverella zu Ferrara dem Fürsten von seiner Reise in Italien her bekannt gewesen ist und die Komposition der Fassade beeinflusst hat, hat manches für sich; es wird sich aber hierbei nur um eine Reminiszenz gehandelt haben, als der Entwurf zum Ottheinrichsbau i. J. 1556 aufgestellt wurde; die Idee des Baues braucht darum noch nicht aus jenen frühen Jahren zu stammen.

Wir nehmen also an, daß der Kurfürst, als er nach Erledigung der mit Übernahme der Regierung verbundenen Geschäfte und Reisen Ende des Jahres 1556 nach Heidelberg zurückgekehrt war, der Errichtung seines Neuen Hofes nähergetreten sein und sofort die Anfertigung der Pläne veranlaßt haben wird. Im Frühjahr 1557 wird dann der Bau begonnen haben. Dabei mögen dieselben Werkmeister und Steinmetzen, die eben den Gläsernen Saalbau vollendet hatten, in Dienst genommen worden sein, wodurch das Vorkommen derselben Steinmetzzeichen am Gläsernen Saalbau und am Untergeschoß des Ottheinrichsbaues erklärlich erscheint. Der Bau ist dann flott betrieben worden (wenn auch eine Änderung des Grundplanes [s. unten] dabei störend eingegriffen haben wird), denn als am 7. März 1558 der zuerst von Wirth (Archiv I [1868] S. 19 f.) veröffentlichte Kontrakt mit dem niederländischen Bildhauer



Fig. 284. Portal Karl Ludwigs im Ottheinrichsbau.

Alexander Colins aus Mecheln über die Ausführung von Bildhauerarbeiten am Ottheinrichsbau abgeschlossen wurde, war das Hauptgeschoß über dem Keller bereits so weit gediehen, daß man es sehr eilig hatte, »die vier Säulen oder Pfeiler« für die Wölbung »im großen Saal und der Stuben« geliefert zu bekommen. Auch waren die Türbögen im Erdgeschoß bereits überwölbt, so daß man sie teilweise durchbrechen mußte, als später die Colinsschen »Bilder ob den Gestelln« eingesetzt wurden.

In dem genannten wichtigen, leider aber auch einzigen Baudokument, das wir über unseren Bau besitzen, wird als Vorgänger Colins' der obengenannte »Anthonj Bildthawer« angeführt, in dem wir möglicherweise den Urheber der Fassade, sicher aber den ersten Bildhauer Ottheinrichs bei diesem Bau zu betrachten haben. Daneben erscheinen die beiden kurpfälzischen »Baumeister« Caspar Fischer und Jacob Heider als

Zeugen beim »Geding«. Beide sind vorher in kurfürstlichen Diensten nicht bezeugt (s. Rott, Ottheinrich S. 128 ff.), und dürfte Caspar Fischer, der i. J. 1561 auf der Plassenburg tätig war, wohl als bauleitender Architekt und Jacob Heider als Vorstand der Bauhütte, speziell der Steinmetzarbeiten, angestellt gewesen sein. (Über Heider und Fischer s. H. Rott, a. a. O. S. 137 ff.). H. Rott, der, wie wir sahen, den kurfürstlichen Oberbaumeister Hans Engelhardt zum Meister des Ottheinrichsbau stempeln möchte, erklärt das Fehlen dieses Namens in unserem Schriftstück durch die Annahme, daß Engelhardt damals zufällig abwesend gewesen sei. Über den ebenfalls in jenem Kontrakt angeführten Hofmaler Hans Besser ist bisher nichts Sicheres bekannt geworden. Seine Aufgabe wird gewesen sein, die im Kontrakte genannten »Visirungen« für die



Fig. 285. Kaisersaal im Ottheinrichsbau.

Bildhauerarbeiten anzufertigen, von denen wir aber nicht wissen, wie weit sie in der Tat dem niederländischen Meister zur Richtschnur oder zum Vorbild gedient haben. Jedenfalls beweist die Berufung des Anthony und später des Colins, daß Conrad Forster, der Bildhauer Friedrichs II., damals nicht mehr in kurfürstlichen Diensten stand. Man hätte dieser beiden Ausländer sonst nicht bedurft. (Wenn H. Rott annimmt, daß Colins bereits vor dem Vertrage vom 7. März 1558 ein anderes Verding abgeschlossen habe, also wahrscheinlich inzwischen dort auch bereits tätig gewesen sei, so stützt er sich hierbei auf das Wort »vorig« im Sinne von früher, während es mir näherliegend erscheint, unter »vorigem Geding« das vorstehende Geding zu verstehen.)

Über den weiteren Fortgang der Arbeiten wissen wir nichts. Mancherlei Flüchtigkeiten in der Ausführung lassen aber auf schnellen Baubetrieb schließen. Am 12. Februar 1559 starb Ottheinrich, nachdem er schon lange Zeit bettlägerig gewesen und am Gehen ver-

hindert gewesen war, das Bauwerk, das seinen Namen trägt, unvollendet hinterlassend. In einer Bittschrift des Abraham Colins an Erzherzog Maximilian von Osterreich vom Jahre 1623 heißt es: sein Vater »der ohne lengst zuvor bey dem durchlauchtigsten hochgeborenen fürsten Ott Heinrich . . . in Diensten gewest und mit 12 gesöln in der arbeit ain stattlichen palast im werck zu pauen, weiln aber ir churfürstl. g. in dem gächling erkrankt und in gott seligist abgleibt«, so sei »das werk eingestellt, die diener abgefertigt«, und »sein Vater in seinen heimat gereist«. Wenn diese nach einem Zeitraum von 64 bis 65 Jahren niedergeschriebenen Angaben richtig sind — woran zu zweifeln eigentlich kein Grund vorliegt —, so wird es sich hierbei nicht um eine gänzliche Einstellung der Arbeiten, sondern nur um die Einstellung der Tätigkeit der fremden Bildhauer unter Colins' Leitung gehandelt haben. Immerhin ist wahrscheinlich die Fortführung unter Friedrich III. nicht sonderlich eifrig betrieben worden, da es in einem Briefe der Kurfürstin Marie vom Dezember 1562 heißt, daß das Haus ihres Stiefvaters Ottheinrich »noch nicht ausgemacht sei«. Die innere Ausstattung hat also damals noch gefehlt, und würde hiermit die von M. Rosenberg vorgeschlagene Ergänzung der Jahreszahl in der Leibung einer Tür des Erdgeschosses auf 1563 gut stimmen. Indessen hat M. Bach (Mitteilungen des Schloßvereins III, 141) mit Recht Zweifel geäußert, ob die einzig noch vorhandene angebliche 3 nicht vielmehr als ein Ornamentrest zu betrachten ist. Erst aus einem Briefe des Kurfürsten vom 10. Juli 1566 ersehen wir, daß der Bau in diesem Jahre vollendet gewesen ist, daß man darin »gegessen« hat (s. H. Rott, a. a. O. S. 164).

Ob und inwieweit der Brand des Apothekerturmes i. J. 1569 dem kaum vollendeten Palast geschadet hat, ist nicht bekannt, dagegen läßt sich mit einiger Sicherheit ein Umbau des Daches vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges nachweisen (s. Kossmann, a. a. O. S. 40 ff., und H. Schrieder, Zur Entstehungsgeschichte des Ottheinrichsbaues, 1912, S. 10), worauf unten zurückzukommen sein wird. Der Dreißigjährige Krieg brachte die erste größere Beschädigung des Bauwerkes (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 173), so daß eine umfassende Reparatur unter Karl Ludwig (Bauanschlag vom Jahre 1649) erforderlich wurde. Das Jahr der Ausführung derselben ist uns durch



Fig. 286.

Pfeilerfuß und Pfeiler im Kaisersaal des Ottheinrichsbaues.

die auf dem Krausschen Kupfer angegebene Inschrift an den Löwenpostamenten: renovatum 1659, gegeben; vorher scheint nur eine provisorische Abdeckung erfolgt zu sein. An Stelle des Merianschen Doppelgiebels (s. unten) sehen wir jetzt ein Walmdach mit zwei Zwerchhäusern nach dem Muster derer des Friedrichsbaues neu aufgeführt. (Über die Zerstörungen am Ottheinrichsbau im Dreißigjährigen Kriege s. Huffschild, Neues Archiv III, 74 ff.)

Eine dritte Dachänderung verursachten die Zerstörungen des Schlosses im Orléanschen Kriege. Wie wir aus dem Kostenüberschlage vom 22. Mai 1692 (s. Mitteilungen des Schloßvereins III, 22) ersehen, waren beide Zwerchhäuser »Gübell« zerstört worden und völlig neu herzustellen. Aus Geldmangel ist es aber erst später, i. J. 1699, dazu gekommen, und zwar ohne die »Schnirckell« (Voluten) des Kostenanschlages. Es ist das Dach mit den gebrochenen Langseiten (Mansardendach) und den beiden Zwerchhäusern, welches die Thumsche Skizze vom Jahre 1751 im Thesaurus Palatinus (s. Mitteilungen des Schloßvereins III Tafel III) zeigt. Wie die vorhandenen Giebelreste besonders an der Südseite beweisen, ist dies Dach ein Krüppelwalmdach gewesen, d. h. die Abwalmung an den Schmalseiten ist nicht bis zur Traufkante der Langseiten heruntergegangen, die Thumsche Zeichnung an dieser Stelle somit ungenau. Der Blitzschlag des Jahres 1764 hat den Bau dann in den Zustand gebracht, in dem dieser jetzt erscheint: eine Ruine, aber die schönste in deutschen Landen.

Der Ottheinrichsbau liegt eingeschoben zwischen zwei älteren Bauwerken: dem Ludwigsbau im Süden und dem Gläsernen Saalbau im Norden. Wie wir oben (S. 392 und 430) gesehen haben und unten (S. 445) nachweisen werden, ist die Annahme unabwieslich, daß der Wohnbau Ludwigs V. nach Norden zu einst eine wesentlich größere Ausdehnung gehabt und der Treppenturm den stumpfen Winkel maskiert hat, den die Vorderfront, entsprechend dem Knick der inneren und äußeren Wehrmauer, an dieser Stelle gemacht haben muß. Wurde somit die nötige Längsausdehnung auf Kosten des Ludwigsbaues geschaffen, so ergab sich die nötige Tiefe durch Überschreiten des Ostzingers, womit der Bau Friedrichs II. bereits den Anfang gemacht hatte. Auf diese Weise wurde eine ungefähre Grundfläche von über 700 qm geschaffen, weitaus die größte im Vergleich zu der Grundfläche der übrigen Paläste des Jettenbühls. Das Terrain war aber insofern sehr ungünstig, als der granitene Grund nicht nur von Süden nach Norden, sondern auch von der inneren Wehrmauer aus nach Osten abfiel, in letzterer Richtung sogar so steil, daß die äußere über 3,5 m starke Wehrmauer hier nach innen zu noch durch quergelegte Mauerzungen gestützt werden mußte (s. Querschnitt Fig. 283), zwischen denen Tonnengewölbe gespannt wurden.

Innes

Infolge dieser Terrainverhältnisse ergab sich, wie beim Ludwigsbau, auch hier ein hohes Untergeschoß, dessen Sohle nur im südlichen Teile unter dem Niveau des anschließenden Hofgeländes liegt. Von der Mitte ab steigt sie nach den nördlichen Enden zu bis auf Terrainhöhe. Das Kellergeschoß, das diesen Namen somit nur zum Teil verdient, ist durch eine Mauer in zwei ungleiche, nicht miteinander in Verbindung stehende Hälften geschieden. Der Zugang zum südlichen Teil liegt in der Mitte im Vorbau der Freitreppe. Fünf niedrige Stufen führen vom Tor aus hinab. Die Decke des in der Mitte durch eine Längsscheidewand abermals geteilten vorderen Raumes wird durch flache Kreuzgewölbe gebildet, wobei merkwürdigerweise die dafür bestimmten, in den Ecken vorspringenden Pfeiler unbenutzt geblieben sind. In der Südwand liegt



Fig. 287. Der Kaisersaal im Ottheinrichsbau zu Ende des 18. Jhs.
(Nach einem Aquarell in den städt. Sammlungen.)

die erwähnte Verbindungstreppe mit dem Ludwigsbau. Der hintere Teil ist mit den erwähnten Tonnen zwischen den Zungen der Wehrmauer und davor liegenden Kreuzgewölben bedeckt. Eine durch ein ehemaliges Fenster durchgebrochene Tür vermittelt jetzt den Zugang vor die Ostfront des Palastes.

Der Zugang zum nördlichen Teile führt ebenerdig durch ein neben dem Treppenturm liegendes Tor. Im Innern sehen wir hier links die beiden zugemauerten ehemaligen

Bogenstellungen des Erdgeschosses des Gläsernen Saalbaues mit ihrem plumpen Mittelpfeiler. Die Decke des vorderen Raumes bilden vier auf einem Mittelpfeiler ruhende flache Kreuzgewölbe. Der östliche, hintere Teil ist wie in der südlichen Hälfte durch eine der obenerwähnten starken Mauerzungen geteilt und mit Tonnengewölben überspannt. In den Nischen je eine zu einem Fenster erweiterte ehemalige Schießcharte



Fig. 288. Inneres der Rückseite des Ottheinrichsbau.

und an der Westfront zwei unregelmäßige viereckige Öffnungen lassen notdürftig Licht herein. Nachträglich ist unter Johann Casimir eine Tür durch die alte Wehrmauer durchgebrochen worden, um einen Ausgang auf die die Ostfront entlang laufende, damals neu errichtete Streichwehr zu schaffen.

Über die einstige Verwendung des Kellergeschosses lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Ohne Zusammenhang mit dem darüber liegenden Palast, in sich geteilt und mit getrennten Eingängen versehen, mag es ganz verschiedenen Zwecken gedient haben. Auffällig ist die verschiedenartige Behandlung der Außenseite des Kellergeschosses im

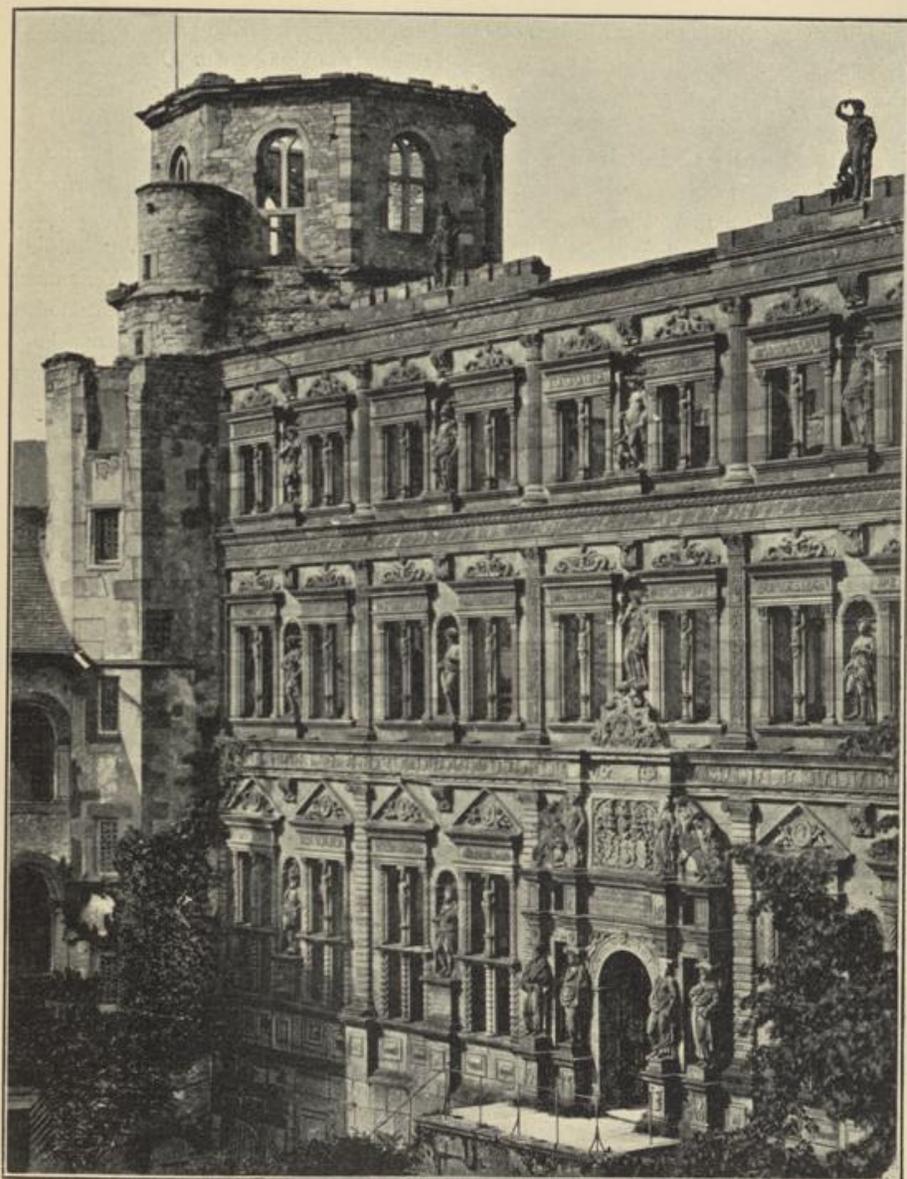


Fig. 289. Der Ottheinrichsbau.

Hofe. Die nördliche Hälfte ist in sorgfältigem Quaderbau (mit Randbeschlag), die südliche Hälfte in gewöhnlichem Bruchsteinmauerwerk aufgeführt. Man hat geglaubt, hieraus auf eine frühere (unter Friedrich II.) und eine spätere Bauperiode (unter Ottheinrich) schließen zu dürfen. Meines Erachtens hat man vielmehr in der südlichen Hälfte einen Überrest des abgerissenen Ludwigsbaues zu erblicken, den der Baumeister Ottheinrichs

bei seinem Neubau hat stehen lassen. Das Mauerwerk ist dasselbe wie am Keller des Ludwigsbaues, ebenso stimmt die Profilierung der Fenster völlig überein. Die alte Metzgerische Annahme von der ehemaligen Ausdehnung des Ludwigsbaues (s. oben S. 430) gewinnt dadurch eine neue sichere Stütze.

Das Erdgeschoß liegt infolge des Geländeabfalles am südlichen Ende etwa 2 m, im nördlichen etwa 4 m über Terrain, wodurch die Anlage einer Freitreppe erforderlich wurde. Diese führt zum Haupteingang, der in Gestalt eines reich geschmückten Triumphtores den Mittelpunkt der Hoffront bildet. Das dahinter liegende Vestibül liegt aber auffälligerweise nicht entsprechend in der Hauptachse, sondern durch Abtrennung eines schmalen Streifens im südlichen Teile ist eine unsymmetrische Anordnung entstanden. Da somit der Eingang nicht in die Mitte des Vestibüls führt, wird dieses auch nur durch das eine der beiden seitlichen Fenster beleuchtet. Das andere schaut in den schmalen abgetrennten Raum. Th. Alt hat zuerst auf diese, offenbar nicht im ursprünglichen Plane gelegene Unregelmäßigkeit aufmerksam gemacht, aber auch zugleich darauf hingewiesen, daß diese Änderung während des Bauens selbst vorgenommen worden sein muß und wie damit im Zusammenhang auch eine Verlegung des Zuganges zum Kaisersaal stattgefunden hat. Auch sonst läßt sich im Erdgeschoß an mehreren Stellen eine Verlegung der ursprünglichen Türen nachweisen (s. Koch und Seitz S. 84). Vielleicht daß der Weggang Anthonys hiermit in Verbindung steht. Jedenfalls enthält der Kontrakt mit Colins bereits die beiden »mühsamen« Türgestelle, welche sich in dieser nachträglichen Trennungswand befinden, und ebenso sitzt ein Colinssches Türgestell in dem verlegten Eingange zum Kaisersaal. Dem Kurfürsten wird vielleicht nachträglich wünschenswert erschienen sein, daß man vom Vestibül aus nicht direkt in das Audienz Zimmer gelangte, sondern erst einen Vorraum passierte, in dem Garderobe abgelegt werden und die Dienerschaft sich aufhalten konnte. Der Raum mißt freilich nur wenig über 1 m in der Breite und stellt für diesen Zweck nur einen traurigen Notbehelf dar. Mir möchte deshalb eher scheinen, daß hier nachträglich eine hölzerne Treppe eingebaut worden ist, die allerdings bei der Höhe des Erdgeschosses (7,40 m) recht steil ausgefallen sein muß, immerhin aber doch kaum entbehrt werden konnte. Die beiden den Bau begrenzenden Treppentürme lagen doch zu ungünstig für den Verkehr vom Erdgeschoß zu den Obergeschossen des Ottheinrichsbaues. Im Schloßinventar von 1584 (s. Mitteilungen des Schloßvereins V, 198) wird auch ein »hultzern stegen« genannt. Nach Süden schließen sich die beiden Gemächer des Kurfürsten: das Audienz Zimmer und das Schreib- oder Wohnzimmer, an, beide einst, wie das Vestibül, mit kassettierten Tonnengewölben überspannt, jetzt unter hölzernen Notdächern liegend, die aus der Zeit stammen, da hier provisorisch die städtischen Sammlungen untergebracht waren. (Über den Kamin und die Colinsschen Türgestelle, welche diese Räume und das ganze übrige Erdgeschoß zieren, wird unten im Zusammenhange gehandelt werden.) Oben in der Ostwand des Schreibzimmers ist eine Öffnung, zu der man nur mittels einer Leiter gelangen konnte. Sie führt zu einem kleinen gewölbten dunklen Raum, der über dem hinteren Durchgang liegt und als Privatarchiv oder Schatzkammer des Kurfürsten gedient haben mag.

Auf der Nordseite des Vestibüls, fast die ganze Hälfte des Erdgeschosses einnehmend, liegt der Hauptsaal des Palastes, der unter Karl Ludwig den Namen »Kaisersaal« erhielt und mit seiner trapezförmigen Grundfläche von ca. 250 qm nur halb so groß wie der »Theatersaal« Friedrichs V. und auch wesentlich kleiner ist als der Königsaal und Gläserne Saal,

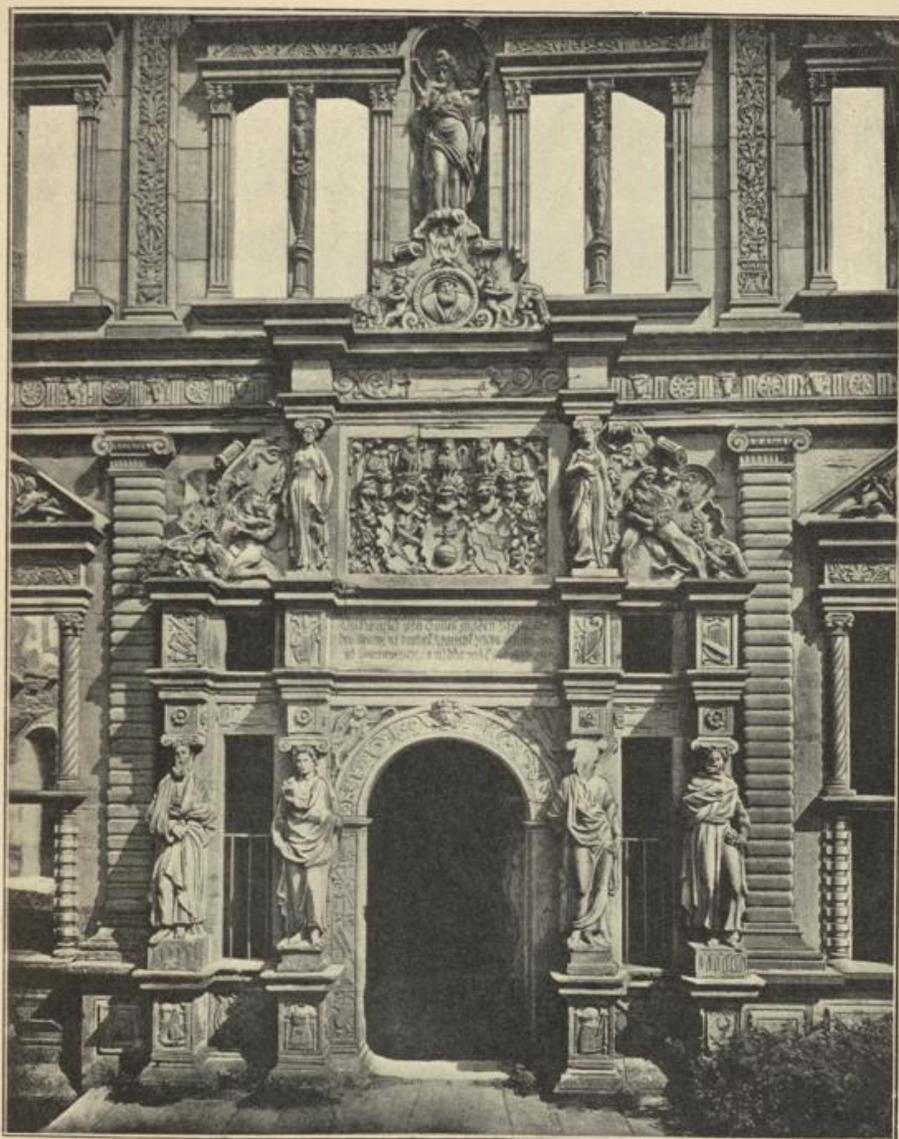


Fig. 290. Portal des Ottheinrichsaales.

aber durch seine architektonische Ausstattung wahrscheinlich einst der schönste Raum im ganzen Schlosse gewesen ist. Noch stehen in der Mitte, teilweise restauriert, die reich verzierten Colinsschen Postamente und Pfeiler (s. Abbildung Fig. 285 und 286), und in den Wänden stecken noch die reizvollen Konsolen (s. unten Abbildung Fig. 300), welche einst die sechs flachen Kreuzgewölbe dieses Saales aufnahmen, im übrigen ist aber jede Spur der einstigen, gewiß sehr schönen inneren Ausstattung samt dem Kamine an der Südseite verschwunden. Nackt ragen die Wände empor, der Putz ist heruntergefallen. Der

Wind saust durch die öden Fensterhöhlen, und Regen und Schnee peitschen die Wände. Ein trauriges, stimmungsvolles Bild, von entschwundener Herrlichkeit zeugend, aber wenigstens noch unberührt von moderner Restaurationswütigkeit. Die Gewölbereste, welche unsere Abbildung (Fig. 287) zeigt, sind nach Metzger erst i. J. 1784 eingeschlagen worden.

Das große Portal (s. Abbildung Fig. 284) in der nördlichen Mauer, welche einst die Außenmauer des ersten Obergeschosses des Gläsernen Saalbaues darstellte, zeugt



Fig. 291. Statue des Samson am Ottheinrichsbau.

noch von der Fürsorge, welche Karl Ludwig dem Bau Ottheinrichs angedeihen ließ, und zwar nicht nur, wie wir sahen, durch Herstellung des neuen Daches mit den beiden Zwerchhäusern, sondern auch durch Restaurationen im Innern des alten vornehmen Baues. Die Erstellung dieses mit dem kurfürstlichen Wappen gezierten stattlichen Tores in etwas schwerer, fast barock anmutender Formgebung hängt mit der oben (S. 426) erwähnten Tieferlegung des zweiten Obergeschosses im Gläsernen Saalbau zusammen. Das Fehlen des Reichsapfels im Kurschilder weist auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen

Kriege hin, als mit Schaffung der achten Kur die Vormacht der älteren Wittelsbacher Linie gebrochen worden war. Einige breite Treppenstufen, innerhalb des ehemaligen Ganges des Gläsernen Saalbaues gelegen, vermitteln den Zugang. Die zwei seitlichen, damals neu errichteten Abschlußwände dieses kleinen Treppenhauses dienen zugleich als Versteifungen gegen den Schub der flachen Kreuzgewölbe des Kaisersaales. Der südlich anstoßende zweite Festraum des Palastes, der wohl als Speisesaal gedient hat, die sogenannte »Stuben«, ist ebenso wie der Kaisersaal durch zwei Säulen geteilt und mit flachen Gewölben bedeckt gewesen. Die Säulen fehlen hier, aber die Sandsteinkonsolen sitzen ebenfalls noch in den Wänden. Auch dieser Saal ist völlig Ruine und als solche leider noch immer durch das Notdach entstellt, das wir in den beiden westlich anstoßenden und durch Türen damit verbundenen Räumen bereits angetroffen haben. In der Südwestecke führt eine Tür in einen kurzen Gang, an den sich östlich zwei kleinere Räumlichkeiten mit Abort und Durchgang zum Apothekerturm anschließen. Der Gang führt rechts ins Zimmer des Kurfürsten und geradeaus in den kleinen Hof zwischen Ludwigsbau und Apothekerturm, in den ehemaligen Ostzwinger.

Auffällig und charakteristisch zugleich ist das Fehlen eines Treppenhauses, ohne welches eine italienische Palastanlage dieser Art gar nicht denkbar ist. Die beiden engen und noch dazu unbequem gelegenen mittelalterlichen Wendelstiegen der anstoßenden Bauten konnten doch kaum Ersatz bieten, so daß man sich nachträglich, wie wir oben vermutet haben, zur Anlage einer kleinen Holztreppe zur Verbindung von Erdgeschoß und erstem Stock als notdürftigem Ersatz hat entschließen müssen.

Die ehemalige Einteilung des 5 m hohen ersten Obergeschosses ist nicht mehr mit einiger Sicherheit festzustellen. Die Zwischenwände scheinen überall sehr schwach, wohl in Fachwerk hergestellt gewesen zu sein. Über dem Kaisersaal lag wahrscheinlich wieder ein einziger größerer, vom Schneckensaal des Gläsernen Saalbaues aus zugänglicher Raum, der dadurch, daß man hier oben die ehemalige Außenwand des Ganges vor dem Gläsernen Saal abbrach, nach Norden noch erweitert worden ist und einen direkten Zugang zum Gläsernen Saal hatte. Der Raum an der Ostseite oberhalb des unteren Speisesaals enthält eine schöne Renaissancekonsole zwischen den Fenstern daselbst (s. Abbildung Fig. 288), die an Stelle eines Wandpfeilers die flachen Fensterbogen aufnimmt und die Anlage einer größeren Nische ermöglicht hat. Eine Tür in der Südostecke stellte die Verbindung mit dem Apothekerturm her, eine zweite, oberhalb der Gangtür des Erdgeschosses gelegen, führte in den Ludwigsbau. Im zweiten, 4,4 m hohen Obergeschoß ist an derselben Stelle eine Tür vorhanden, es fehlt aber eine Verbindung mit dem Apothekerturm. Die einstige Zimmereinteilung ist hier noch weniger deutlich mehr erkennbar. Aus den Bauakten des 17. Jhs. geht hervor, daß damals hier oben ein Speisesaal lag und mehrere Stuben von italienischen Malern ausgemalt waren. Das oben erwähnte Schloßinventar von 1584 benennt hier oben eine Anzahl von Räumen, ohne aber die Möglichkeit einer bestimmten Verteilung im Grundriß zu bieten (vgl. H. Rott, Mitteilungen V S. 165 ff.).

Wenden wir uns der Beschreibung des Äußern zu, das in den Abbildungen Fig. 260 und 289 dargestellt ist, so tritt die Frage nach dem künstlerischen Urheber dieses Frühlingsbaues der Renaissance in Deutschland unwillkürlich wieder in den Vordergrund. Wie wir sahen, ist die Person des Meisters immer noch stark umstritten; eins steht aber, meiner Auffassung nach, trotz allen Widerspruchs fest: in seiner Gesamt-

Außeres

erscheinung ist der Ottheinrichsbau italienisch, nur im einzelnen ist ein deutscher bzw. niederländischer Einschlag vorhanden. Italienisch sind: die Gesamtkomposition, die klare Gliederung, das Breitgelagerte, der ursprünglich geplante (s. unten S. 456) horizontale Abschluß und die ruhige Flächenwirkung; deutsch bzw. niederländisch sind: die Ver-



Fig. 292. Fenstergruppe des Erdgeschosses am Ottheinrichsbau.

dachungen und meisten Aufsätze der Fenster, die Einzelheiten des Prachttores: Figuren, Wappen und Reliefs, sowie der gesamte übrige Figurenschmuck. Mag die Erinnerung an den Palazzo Roverella den ersten Anstoß gegeben haben, der Meister unseres Baues hat daneben die Fassaden der Certosa von Pavia, des Domes zu Como, der Colleonikapelle zu Bergamo und anderer mit dem Formenzauber der oberitalienischen Frührenaissance

geschmückter Bauten gekannt und von dort sich die Motive zu den Kaisermedaillons, den Figurennischen, den Verzierungen über den Fenstern des ersten und zweiten Obergeschosses, zu den Pilasterfüllungen und sonstigen Einzelheiten geholt. Den ersten Urheber des »gehawen Steinwerks« kennen wir aus dem obenerwähnten »Geding«, das



Fig. 293. Statue der Liebe oberhalb des Portals des Ottheinrichsbauens.

am 7. März 1558 seitens der Bauleitung mit dem Bildhauer Alexander Colin (oder Colins) aus Mecheln abgeschlossen worden ist. Es ist ein »Bildthawer Anthonj« (s. oben S. 438), der sonst in Heidelberg nicht nachweisbar ist. Indem wir hier unerörtert lassen, ob dieser Künstler ein Italiener war oder ein Deutscher, ob er identisch ist mit dem beim Bau des stilverwandten Piastenschlosses in Brieg zum Jahre 1548 genannten »Theodors Sohne Anthoni« (den H. Rott mit dem zum Jahre 1550 in Nürnberg nachgewiesenen Anthoni Pawart [Baar, Bawor, Booher, Boohario] in verwandtschaftliche Be-

29*

ziehung setzen möchte), oder mit Antoni Vasoni (nach A. Peltzer), jedenfalls tragen die von diesem Bildhauer herrührenden älteren Arbeiten durchaus italienischen Charakter im Gegensatz zu den vom niederländischen Nachfolger ausgeführten Skulpturen. A. Haupt hat sich der mühsamen Aufgabe unterzogen, auf Grund einer genauen Stilanalyse die Arbeiten beider Meister an der Fassade des Ottheinrichsbau zu scheiden, und hat dies auf einer Tafel mittels verschiedener Farben veranschaulicht (s. Baugeschichte usw. Fig. 11). Hiernach gebührt Anthony weitaus der Löwenanteil. Dem Colins werden



Fig. 294.

Statue des Sol oben auf dem Ottheinrichsbau.

im wesentlichen nur die Skulpturen am Portal (bis auf die äußerst stehende Figur links?), die Leibungen des Tores bis zum Kämpfer und die Verzierungen oberhalb der Fensterverdachungen des obersten Stockwerkes zugeschrieben. (Siehe dagegen Alt, Entstehungsgeschichte S. 149 ff.)

Natürlich spielt hierbei die Auslegung des wegen seiner Kürze leider sehr vieldeutigen Colinschen Kontraktes vom Jahre 1558 eine Hauptrolle. Wie die sehr umfangreiche Literatur über dies (nicht einmal im Original, sondern nur in einer fast 50 Jahre später angefertigten Kopie vorhandene) Schriftstück zeigt, gehen die Deutungen in manchen Punkten noch weit auseinander (s. darüber Anm. 113 des Zellerschen Buches über das Schloß). Auf einen neuen Deutungsversuch sei hier verzichtet. Nur das eine sei hervorgehoben, daß Colins sämtliche Figuren in den Nischen in Auftrag bekommen hat, daß aber hierbei nur

von »vierzehn Bilder« im »Geding« die Rede ist, während am Bau 16 vorhanden sind.

Am auffälligsten tritt der stilistische Unterschied am Portal (s. Abbildung Fig. 290) hervor. Im Gegensatz zu der sich an gute italienische Vorbilder anlehenden leichten und graziösen Formensprache Anthonys, wie solche sich in den Pilasterfüllungen des ersten Oberstockes und den Friesen der Fenstergebälke der drei Stockwerke offenbart, tritt beim Portal das niederländische Kartuschen- oder Rollwerk mit seiner viel derberen, auf Fernwirkung berechneten Modellierung in der Art des Vredeman de Vries zu tage. (Im Gegensatz zu Haupt halte ich das ganze Portal für eine Arbeit Colins'. Der schon von Alt angezweifelte äußerste Telamon links ist kaum merklich höher als sein Gegenstück und vielleicht nur infolge späterer starker Überarbeitung in den Haarpartien, Falten und am Kapital etwas abweichend ausgefallen. Auch Sockel und Torgewände zeigen durchaus Colinsche Handschrift.) Interessant ist, zu beobachten, wie Colins das

entzückende tritonenartige Figurenwerk auf den Fensterverdachungen des ersten Oberstocks im zweiten Stock der einheitlichen Wirkung zuliebe an derselben Stelle nachzuahmen versucht hat und dabei unwillkürlich in seine Formensprache verfallen ist. Zu den bedeutendsten Leistungen Anthonys gehören die Füllungen in den Fenstergiebeln des Erdgeschosses; weniger die mit unsinnigen Legenden (wie an der Certosa!) versehenen Kaisermedaillons, deren Vorbilder wahrscheinlich dem i. J. 1525 erschienenen Werke des J. Huttichius: *Imperatorum Romanorum libellus* entnommen sind, als vielmehr die entzückenden Putten zu beiden Seiten. Die Medaillonumschriften lauten: WITELLIES · IMPERATOR — ANTONIVS · PIVS · CON — TIBERIVS · CLAVDIVS · NERO — NERO CÆSAR — C · MARIVS — M · ANTONIVS — ROM · N · PAMPHILIVS — M · BRVTVS. Offenbar ist es nicht die Schuld des Bildhauers, daß diese Giebel so unglücklich wirken, weil sie unorganisch, d. h. weit hinter die Sima des Gehälkes zurücktretend versetzt worden sind. Diese und manche andere technische Ungehörigkeiten oder Ungenauigkeiten, wie zum Beispiel das seitliche Verschieben der Tropfenregula unterhalb des Triglyphenfrieses und das Aneinanderstoßen zweier Metopenfüllungen daselbst, gehören auf das Konto der Bauleitung, die wohl auch an den mißglückten Schachtel-, Dreh- und Bandsäulen der Erdgeschoßfenster die Schuld trägt. Der Urheber des Baues mag Heidelberg schon verlassen haben, als diese Werkstücke ausgeführt worden sind, bei denen eine krankhafte Sucht nach stetiger Formänderung, die auch an den Fenstergewänden der oberen Stockwerke auftritt, sich als etwas der italienischen Schule durchaus fremdartiges kundgibt.

Eine besondere Betrachtung erfordert der Figurenschmuck des Colins. Die unterste Reihe der »Bilder« in der Nische zeigt vier alte, berühmte Helden; der eine ist aus der Antike genommen (der dritte in der Reihe): Herkules, die übrigen entstammen dem alten Testament: Josua, Samson (s. Abbildung Fig. 291), David. Die auf den Fußplatten angebrachten Unterschriften lauten: Der Herzog Josua / Durch Gottes Macht / Ein und dreisig Kü / nig hat umbracht. — Samson der stark ein / Nasir Gottes [Gottgeweihter] war / Beschirmet Israhel / wohl zwentzig Jar. — Jovis sun Herkules / bin Ich genandt / Durch mein herrliche / thaten wol bekandt. — David war ein Jüng / ling



Fig. 295. Vom Portal des Ottheinrichsbau.

gehertzt und klug / Dem frechen Goliath / den kopff abschlug. — So gut gemeint, aber schlecht gelungen, wie die Verse, sind zum Teil die Darstellungen. In dem müde auf die Keule gelehnten, wohlproportionierten Manne mit dem zart gekräuselten Bart und sanften Augenaufschlag (s. Abbildung Fig. 292) ist ebensowenig von dem starken Jovissohn etwas zu spüren, wie bei der unteretzten und kurzbeinigen ersten Figur links

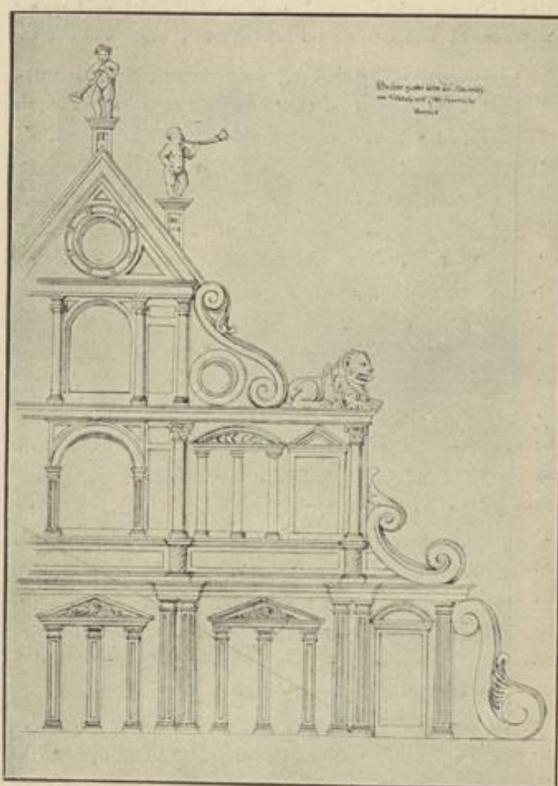


Fig. 296. Zeichnung eines Giebels des Ottheinrichbaues im Wetzlarer Skizzenbuch (1615 bis 1617).

vom Helden Israels, trotz des mächtigen Helmes auf seinem Haupte. Die Figur des David ist auch recht mißglückt. Bei den Statuen der mittleren Reihe fehlen Unterschriften, doch lassen die angebrachten Attribute leicht erkennen, daß es sich hier um allegorische Darstellungen, nämlich die fünf christlichen (und weltlichen) Tugenden, handelt. Die Stärke mit der zerbrochenen Säule macht den Anfang, es folgen: der Glaube mit den heiligen Büchern in der Hand, in der Mitte etwas erhöht oberhalb des Portalabschlusses die Liebe, zwei Kinder auf dem Arme tragend (s. Abbildung Fig. 293), sodann die Hoffnung mit dem Anker und schließlich die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage. Auch hier mancherlei Manier und Flüchtigkeit, aber im ganzen doch mehr Kunst als in der unteren Reihe.

Die fünf Figuren des obersten Geschosses sind im Zusammenhang mit den beiden jetzt einsam in die Luft ragenden Figuren der ehemaligen Giebelhäuser zu betrachten. Dargestellt sind: Saturn, seine Kinder fressend, Mars in kriegerischem Schmuck, Venus mit Amor spielend, Merkur mit Flügelhelm und Caduceus, Diana, an der Mondsichel im Haar — die Rechte, welche den Bogen trug, ist zerstört — kenntlich; ferner zuoberst links: Sol in römischer Imperatorenracht (s. Abbildung Fig. 294) und rechts Juppiter mit dem Blitz in der erhobenen Rechten und dem Adler zu seinen Füßen. Wir haben somit die sieben Gestirne vor uns, nach welchen von alters her die Tage der Woche benannt worden sind: Sonne, Mond und die fünf den Alten bekannten großen Planeten.

Über den Sinn dieser Bilderfolge ist viel gegrübelt worden. Am besten ist immer noch die bekannte Starcksche Erklärung (enthalten in der Einleitung zu Rosenbergs

Die fünf Figuren des obersten Geschosses sind im Zusammenhang mit den beiden jetzt einsam in die Luft ragenden Figuren der ehemaligen Giebelhäuser zu betrachten. Dargestellt sind: Saturn, seine Kinder fressend, Mars in kriegerischem Schmuck, Venus mit Amor spielend, Merkur mit Flügelhelm und Caduceus, Diana, an der Mondsichel im Haar — die Rechte, welche den Bogen trug, ist zerstört — kenntlich; ferner zuoberst links: Sol in römischer Imperatorenracht (s. Abbildung Fig. 294) und rechts Juppiter mit dem Blitz in der erhobenen Rechten und dem Adler zu seinen Füßen. Wir haben somit die sieben Gestirne vor uns, nach welchen von alters her die Tage der Woche benannt worden sind: Sonne, Mond und die fünf den Alten bekannten großen Planeten.

Quellen S. 31): »Wir sehen, die plastischen Darstellungen der Fassade des Palastes bilden zusammen einen schönen Spiegel fürstlicher Regierung. Auf der Kraft der Persönlichkeit, auf dem Heldentum des Volkes baut sich sicher die fürstliche Gewalt auf; sie hat ihr Zentrum in der Übung der christlichen Tugenden, vereint mit Stärke und Gerechtigkeit, steht endlich unter dem Einfluß höherer Potenzen, einer himmlischen Leitung, die sich im Laufe der Gestirne kundgibt.« Meines Erachtens braucht man aber ein so tiefes Programm gar nicht vorauszusetzen. Die Auswahl erklärt sich wohl am natürlichsten aus der Persönlichkeit des Bauherrn, der selbst die Figuren bestimmt haben wird. In der oberen Reihe finden Ottheinrichs bekannte Neigungen zur Astrologie ihren Ausdruck, in der Mitte zeigen sich die tugendhaften christlichen Gesinnungen des Mannes, unten aber wird das Heldentum verherrlicht, sowohl das antike wie das biblische, in einer den Humanisten jener Zeit ganz geläufigen Zusammenstellung. Wie wir sahen, ist der künstlerische Wert der Figuren kein großer, jedenfalls ein ziemlich ungleicher. Mehr wie die Modelle wird Colins während

seines kaum einjährigen Aufenthaltes in Heidelberg schwerlich selbst gefertigt haben. Es sind Arbeiten seiner »zwölf gesellen« (s. oben S. 441), die ihren Zweck als dekorative Arbeiten vortrefflich erfüllen, freilich mit den Wittelsbacher Recken des Seb. Götz am Friedrichsbau (s. unten S. 484 ff.) nicht in einem Atem genannt werden dürfen. (Götz selber hat diese »nackete Bilder« nicht besonders hoch bewertet, wie



Fig. 297. Tür im Ottheinrichsbau.

aus seinen Verhandlungen mit der Rechenkammer hervorgeht [s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 24 ff.]

Weitaus die beste Skulpturleistung am Bau stellen »das Wappen ob der Einfarth des Thors« und daneben die beiden Reliefs dar. In Zeichnung und Ausführung ist das dreifache Wappen von Kurpfalz mit den Initialen O(tto) H(enricus) P(alatinus) C(omes) (dieselben Initialen an der Tür, welche vom Vestibül in die »Stuben« führt), auf dem sich zwischen den Zimier-Löwen durchwindenden Spruchbande und mit der reich modellierten Helmdecke geradezu als mustergültig zu bezeichnen. Der Reichsapfel auf dem damaszierten Grunde im Kurschild ist besonders sorgfältig ausgeführt. Die beiden Reliefs daneben stellen innerhalb eines seitlich durch Rollwerk abgeschlossenen dreieckigen Raumes den Kampf eines unbekleideten bärtigen starken Mannes mit einem Löwen dar. Auf der linken Seite unterliegt er dem Biß des Löwen, auf der rechten erstickt er diesen in kraftvoller Umarmung. Auch hier läßt sich viel hineindeuten. Die rechte Gruppe ist besser in den Raum hineinkomponiert, die linksseitige feiner durchgeführt.

Auf der Inschrifttafel unter dem Wappen nennt sich der Erbauer: **Ott Hainrich von Gotteß gnaden Pfaltzgraf / bei Rhein. Des heutigē Römische Reichß Ertzdruchseß und Churfürst Hertzog in Nider und Obern Baiern ꝛ.** (Wie Zeller richtig bemerkt hat, ist die Verwendung gotischer Majuskeln und Minuskeln, anstatt Renaissancekapitalen in dieser Zeit etwas auffällig.) An den Zwischensockeln daneben finden sich durchweg musikalische Instrumente zu Trophäen verwendet, an den Leibungen des Portals und an den Sockeln unten ausschließlich Waffen und Rüstungen. Für die merkwürdigen Mauresken in der Leibung des Portalbogens (s. Fig. 295) glaubt Haupt die Vorbilder in den 1554 in Antwerpen erschienenen *protractiones* des Baltasar Sylvius nachweisen zu können (s. A. Haupt, Baugeschichte S. 36).

Die Rückseite des Ottheinrichsbaues, die auf unserer Abbildung Fig. 265 über den Baumwipfeln des Friesentals hervorschaut, ist völlig schmucklos gehalten. Die verputzten Bruchsteinmauern steigen oberhalb der durch größeres Steinmaterial sich deutlich absetzenden ehemaligen äußeren Wehrmauer glatt ohne Zwischengurte bis zur ehemaligen Traufkante empor. Die schmucklosen Fensteröffnungen sitzen unregelmäßig, dem Lichtbedürfnis der einzelnen Räume entsprechend, in der Mauer. Nur die drei viergeteilten großen Fenster des Kaisersaales sind durch Hermen im oberen Teile des Mittelpostens verziert und ausgezeichnet. Das vierte Fenster ist hier nur ein halbes, weil die Grundfläche des Kaisersaals ein Trapez bildet, d. h. die östliche Wand kürzer als die westliche Wand ist. Der Architekt hat diese unschöne Anordnung offenbar in Rücksicht auf eine regelmäßige Überwölbung des Raumes wählen müssen, indem bei gleichmäßiger Verteilung von drei Fenstern die beiden östlichen Kreuzgewölbe nicht rechteckig, sondern schräg aneinander gestoßen wären. Die ehemals freistehende Südostecke des Gläsernen Saalbaues ist an den bis in das erste Obergeschoß des Ottheinrichsbaues hinein reichenden Buckelquadern deutlich sichtbar (s. Fig. 279).

Es erübrigt noch, auf die Giebelfrage zurückzukommen. Ich habe stets die Auffassung vertreten, daß der Ottheinrichsbau gemäß dem italienischen Charakter des Ganzen mit horizontalem Abschluß geplant gewesen ist, und B. Kossmann hat dies durch Untersuchungen der obersten Quaderschichten bautechnisch unanfechtbar nachgewiesen. Die jetzige Erscheinung der Ruine gibt also die ursprüngliche Bauidee besser wieder, als

einst der vollendete Bau dies getan hat, der erst unter Friedrich III., offenbar als Konzession an die mittelalterlichen Baugewohnheiten, die häßlichen sogenannten Merianschen Doppelgiebel aufgestellt bekommen hat. Der holländische Stich von 1608 (Z. 19), das Foucquièresche Olbild, die Merianschen Stiche (Z. 40 und 49), die Aquarelle im Darmstädter Thesaurus Picturarum (Z. 22 und 23) und die Stuttgarter Zeichnungen (Z. 12, 13, 14 und 18) sind als unwiderlegliche, wenn auch im einzelnen sich stark widersprechende Zeugnisse für das einstige Vorhandensein dieser Doppelgiebel mit ihren windschiefen Dachflächen anzusehen. Eine neue Bestätigung hat der Fund einer aus den Jahren 1615 bis 1617 stammenden Zeichnung im sogenannten Wetzlarer Skizzenbuch gegeben (s. darüber den Aufsatz des Verfassers in der Zeitschrift für bildende Kunst 1905 S. 137 ff.). Wie unsere Abbildung Fig. 296 zeigt, handelt es sich bei dieser unzweifelhaft echten und an Ort und Stelle gefertigten Aufnahme eines wandernden Architekten um die Wiedergabe eines Aufbaues, der ohne Berücksichtigung der Achsen und Stilformen der unteren Ge-



Fig. 298. Tür im Ottheinrichsbau.

schosse von einer ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsenen neuen Bauleitung zugefügt worden ist. Die auf Grund dieser Skizze angefertigten Rekonstruktionszeichnungen sind denn auch weit davon entfernt geblieben, ein künstlerisch auch nur einigermaßen befriedigendes Resultat zu geben. Mag nun bereits der Schönheitssinn eines Friedrich V. oder erst die Kriegsfurie i. J. 1620 den Abbruch dieser monströsen Doppelgiebel (s. neueste Rekonstruktion bei Zeller, a. a. O. S. 44 ff.) herbeigeführt haben, jedenfalls ist

das an deren Stelle getretene Walmdach mit den beiden Zwerchhäusern, nach dem Muster derer des Friedrichsbaues, als eine wesentliche Verbesserung zu betrachten. Bei diesem Anlaß mußten zwei neue Figuren für die Nischen der Zwerchhäuser angefertigt werden, wodurch sich die Zahl von 14 (s. oben S. 452) auf 16 erhöht und die Schar der fünf



Fig. 299. Tür im Ottheinrichsbau.

in bestem Maulbronner Keupersandstein ausgeführt. Spuren von Bemalung haben sich weder an den Statuen, noch sonst am Bau nachweisen lassen.

So unsicher am Äußern die Verteilung der Arbeiten unter die beiden Bildhauer Anthony und Colins auch sein mag, wenn man allein den Kontrakt vom Jahre 1558 zu Rate zieht, für die innere Ausstattung gibt dieser ziemlich sichere Auskunft. Die dort

Planeten des Altertums im obersten Geschoße auf die Reihe der sieben Wochentagsgötter erweitert hat. Sol und Luna (Diana) sind also neu hinzugekommen, und wenn diese beiden »Bilder« keine auffälligen Unterschiede von den älteren Statuen aufweisen, so beweist dies nur, daß der jüngere Meister sich dem Werke des älteren vortrefflich anzupassen verstanden hat. Innerhalb der Colinschen Figurenreihe sind mindestens ebenso große Unterschiede in Stil und Ausführung vorhanden, zum Beispiel zwischen Justitia und Caritas, Herkules und Saturn, Saturn und Mars. Natürlich haben bei Einfügung der beiden neuen Figuren Jupiter und Luna (Diana) ihren Platz tauschen müssen, so wie sie jetzt noch stehen. Die Originalskulpturen sind i. J. 1898 von ihrer luftigen Höhe entfernt und jetzt im Erdgeschoßsaal des Ruprechtsbaues untergebracht worden, wo ihre Wirkung natürlich eine ganz falsche ist. An ihre Stelle sind die von Karlsruher Bildhauern (1898 bis 1902) gefertigten Kopien getreten,

genannten Türgestelle mit ihren »Bildern« darüber sind noch, wenn auch teilweise arg verstümmelt und in der Zahl mit dem »Geding« nicht ganz übereinstimmend, an Ort und Stelle vorhanden, und von den vier »Seulen oder Pfeilern im großen Saal und der Stuben« stehen wenigstens noch die beiden im Kaisersaal (s. Fig. 285 und 286), wenn auch stark ergänzt, aufrecht. Von den beiden Kaminen ist nur der in »des Gnedigsten Herrn Cammer« zur Ausführung gelangt, leider jetzt auch nur ein Torso, wie der Kamin im Ruprechtsbau, dabei weniger reich als dieser, aber in seiner vornehmen, großzügigen Formgebung ebenfalls von schöner Wirkung. Die reizvollen Gewölbekonsolen an den

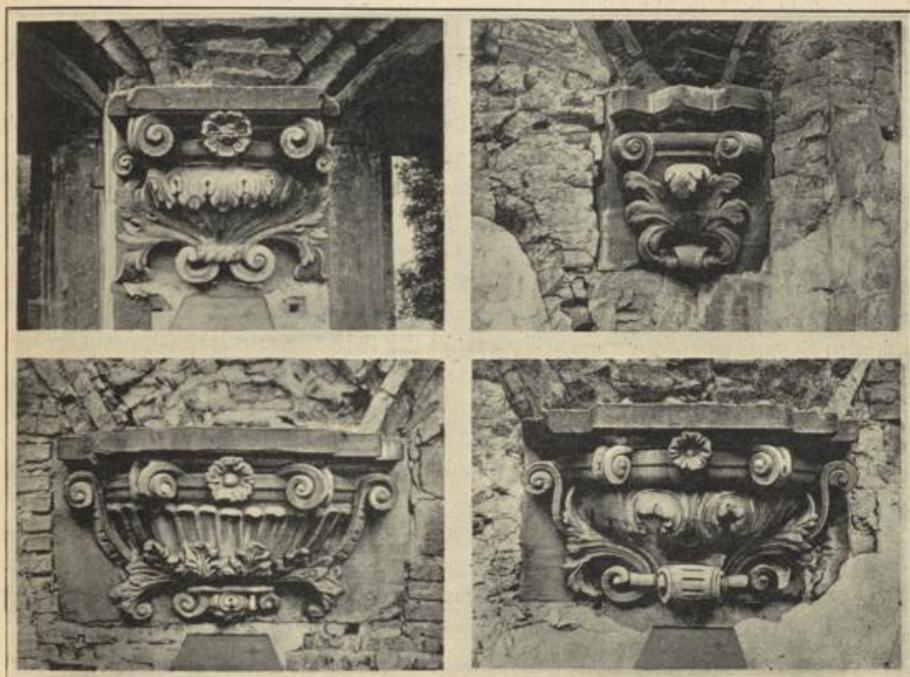


Fig. 300. Gewölbekonsolen im Ottheinrichsbau.

Wänden des großen Saales und der »Stuben« sind nicht im Kontrakt angeführt, erscheinen aber unverkennbar ebenfalls als Arbeit der Colinsschen Werkstatt und als Beweis für die unerschöpfliche Formenfülle und Erfindungskunst des niederländischen Meisters, dem mühelos stets neue Ausdrucksformen für denselben künstlerischen Gedanken zur Verfügung standen (s. Abbildung Fig. 300). Auffällig ist (vgl. oben S. 439), daß mehrere der »Bilder ob den Gestellen«, d. h. der reich verzierten Türaufsätze, die Entlastungsbögen der Türöffnungen durchbrechen, ein Beweis, daß das Erdgeschoß im Frühjahr 1558 schon aufgemauert war, ehe das Geding geschlossen wurde und ehe die Visierungen für die Colinsschen »mühsamen« und »mittelmäßigen« Türgestelle gefertigt waren. Als die im Kontrakt erwähnte Tür, »so Anthony Bildthawer angefangen« hatte, ist zuerst von Theodor Alt dasjenige Gestell erkannt worden, welches dem Kamin in »des Herrn Kammer« gegenüber in der Nordwand steckt und in unserer Abbildung Fig. 299 wieder-

gegeben ist. Kapitäl und Pilasterfüllungen stimmen in der Zeichnung vollkommen mit den entsprechenden Teilen außen am ersten Obergeschoß überein, während der Aufsatz mit dem reichen figürlichen Schmuck und Rollwerk durchaus den Stempel der Colinsschen Kunst trägt. Man vergleiche damit das einzige von Colins herrührende Türgestell, das ebenfalls Pilasterfüllungen hat und die Rückseite der Tür zierte, welche vom Vestibül rechts in den schmalen Gang führt: ganz andere Linienführung und ganz anderer Aufbau. Alle übrigen Türgestelle zeigen entweder Hermen- oder Säulenvorlagen mit und ohne Figuren (s. die Abbildungen Fig. 297 und 298). Wie Koch und Seitz nachgewiesen und Zeller (a. a. O. S. 34 ff.) näher ausgeführt hat, sitzt ein Teil der Gestelle nicht mehr an seinem ursprünglichen Platze. Fast die Hälfte, insbesondere die Gestelle der in den Kaisersaal führenden Türen, sind unter Karl Ludwig unter Verlegung der Türöffnungen — in der Südwand des Kaisersaales und der Nordwand der »Stuben« noch deutlich zu sehen — versetzt worden. Bei dieser Gelegenheit ist ein Teil der skulptierten Leibung der vom Vestibül in den Kaisersaal führenden Tür entfernt und in die Türleibung der östlichen Eingangstür zur Kapelle im Friedrichsbau eingesetzt worden. Die innere Seite des Gestells hat ebenfalls damals (1669) im Friedrichsbau Platz gefunden, und zwar innen an der Tür, welche den Gang des ersten Obergeschosses mit dem Gläsernen Saalbau verbindet (s. unten Fig. 309, jetzt von Schäfer gänzlich mit übermalt).

Indem wir uns vorbehalten, eine allgemeine Kritik und ästhetische Bewertung der berühmten Fassade unten im Zusammenhange mit der Schilderung des Friedrichsbaues vorzunehmen, sei hier nur noch die vielerörterte »Achsenverschiebung« am Äußern des Ottheinrichsbaues kurz besprochen. Zunächst steht fest, daß die, übrigens nicht augenfällige und von der großen Mehrzahl der Beschauer gar nicht beachtete seitliche »Verschiebung« der das Portal begrenzenden ionischen Rustikapilaster nicht erst nachträglich vorgenommen, sondern daß das Portal von vornherein so breit angelegt worden ist. Bildhauer und Architekt, gleichgültig, ob sie eine Person waren oder nicht, sind dabei freilich etwas miteinander ins Gedränge geraten, indem mehrfach, zumal am Sockel, die Profile kaum Platz zum Ausladen erhalten haben. Wenn auch die Skulpturen des Portals, wie wir angenommen haben, wohl sämtlich von Colins herrühren — der Kontrakt erwähnt freilich nur »das Wapen ob der Einfarth des Thores« —, so sind die Abmessungen dieses »Triumphbogens« doch augenscheinlich von vornherein im Zusammenhange mit dem ganzen Fassadentwurf entstanden. Den Beweis hierfür geben die durchlaufenden Linien des Sockels des Tores und der Fensterbrüstungen, des oberen Gesimses und der Fensterabschlüsse, sowie des obersten Frieses und des Hauptgesimses über dem ersten Stock; aber auch technisch verrät nichts eine spätere Einfügung. Nirgends nachträgliche Ausflickungen oder Veränderungen im Quaderwerk. Auch erscheint es ausgeschlossen, daß man für das Portal ein großes Loch gelassen habe in der Mitte des Erdgeschosses, das doch, wie wir gesehen haben, im März 1558, d. h. bei Colins' Eintritt, bereits vollendet gewesen sein wird. Der Hauptbeweis ergibt sich aber bei näherer Betrachtung des ersten Obergeschosses, indem dort auch die sämtlichen übrigen Pilaster nicht über denen des Untergeschosses stehend erscheinen. Nach Fertigstellung des letzteren ist dort oben nämlich eine neue, etwas engere Achsentheilung vorgenommen worden, die mit dem Portal nichts zu tun hat und lediglich durch die Verschiebung der Halbpilaster an den Enden des Obergeschosses bedingt worden ist. Die ganze Anlage des Portals gehört also zum ursprünglichen Entwurfe, es ist nur durch Colins dekorativ ausgestattet worden. (Dem Versuche H. Schrieders [Zur Entstehungs-

geschichte des Ottheinrichsbaues, Heidelberg 1912], den vorhandenen Bau nur als Bruchstück eines ausgedehnteren Planes nachzuweisen und damit sowohl die Giebellösung, als auch die »Achsenverschiebung« in Verbindung zu bringen, kann ich allein schon aus dem Grunde nicht zustimmen, weil kein Raum für diesen großen Palast vorhanden gewesen wäre. Eine solche langgestreckte Anlage hätte notwendigerweise auf dem vorhandenen Bauplatz zu einem Knick in der Fassade führen müssen. Auch sonst sprechen mancherlei Gründe dagegen, auf die hier leider nicht näher eingegangen werden kann.)

Die zweiarmige Freitreppe ist wahrscheinlich i. J. 1754 (s. Bauakten Nr. 539) neu aufgeführt und dabei etwas aus der Mitte nach links verschoben worden, so daß das linksseitige Fenster des Vorbaues vom dahinter liegenden Gewölbe halb verdeckt wurde und deshalb mit Platten zugesetzt werden mußte. Ursprünglich war sie mit einem Sandsteinbaluster versehen (s. Abbildung Fig. 266), später mit einem eisernen Gitter, das, nach Metzger, in der Mitte des 18. Jhs. veräußert worden ist. Auf der südlichen Hälfte fehlt jetzt der Stufenbelag. Der oben (S. 445) erwähnte Unterschied im Mauerwerk der nördlichen und südlichen Hälfte des Kellergeschosses wird noch auffälliger gewesen sein, als die südliche Hälfte mit Putz versehen war, der rote Färbung und Quaderung aufgewiesen haben wird.

Apothekerturm

Wie der Glockenturm mit dem Gläsernen Saalbau, so hängt der Apothekerturm mit dem Ottheinrichsbau zusammen und möge deshalb hier gleich besprochen werden.

Der Apothekerturm, der seinen Namen von der im 17. Jh. darin untergebrachten Apotheke oder »Zehrgaden« (s. Neues Archiv II, 125, Anm.) führt, geht in seiner ersten Anlage auf die Periode zurück, in der das Schloß der Pfälzer zu einer der vorgeschrittenen Befestigungskunst des 15. Jhs. entsprechenden Festung umgebaut und erweitert worden ist. (Die Gründe, welche von Horn in den Mitteilungen des Schloßvereins II, 29 dagegen geltend macht, indem er die Anlage weiter hinauf, d. h. in die Zeit Friedrichs II. versetzen möchte, erscheinen nicht stichhaltig.) Unsere obige Abbildung Fig. 277 veranschaulicht das Aussehen der Ostseite mit ihren drei Türmen und der diese verbindenden Wehrmauer um die Mitte des 15. Jhs. nach einer Rekonstruktionsskizze von Koch und Seitz. Zum Zwecke der Seitenbestreichung des Fußes der hier im stumpfen Winkel aneinander stoßenden Hälften der östlichen Wehrmauer springt das Bollwerk, nach hinten abgeplattet, mit Dreiviertelkreisgrundriß vor diese weit vor, einen Teil seiner Schießscharten zugleich gegen den gegenüber liegenden Abhang des Friesenbergs richtend. Bei einem äußeren Durchmesser von 18,6 m ist auch hier wie beim Krautturm eine Verstärkung des äußeren Mauerringes dadurch erzielt worden, daß der Mittelpunkt des lichten Raumes nach hinten verschoben worden ist. So steigert sich die Mauerstärke allmählich von 3,5 m bis auf 5,0 m. Im ehemaligen Ostzwinger schneidet der Turm mit der Innenseite der Wehrmauer ab. Von hier führt ein Eingang über einige Treppenstufen zu dem ehemaligen Hauptgeschoß, in dessen flachbogiges Gewölbe vier von den tiefen Schartennischen ausgehende Stichkappen einschneiden. Der Gleichmäßigkeit halber sind auch über der Eingangstür und an dem seitlich daneben eingebauten Treppenturm Stichkappen angebracht, wodurch eine schöne Deckengliederung entsteht. (Die Scharten sind hier später zu Fenstern erweitert worden.) Ein schmaler Gang führte auf die nördliche Wehrmauer; der darunter liegende, ebenfalls mit Schießscharten versehene Raum ist, wie wir oben (S. 392) gesehen haben, vom Keller des Ludwigsbaues zugänglich. Wie

beim Glockenturm ist er mit einem mächtigen Kuppelgewölbe überspannt. (Die vier Schießcharten sind hier erst zugemauert worden, nachdem sie durch die davorgebaute Streichwehr überflüssig geworden waren.) Den oberen Abschluß des Apothekerturmes bildete, den alten Abbildungen zufolge, das übliche spitze Kegeldach.

An diesem Zustande des Bauwerkes scheint in der Folge nichts geändert worden zu sein, auch nicht, als Ottheinrichs stolzer Palast sich unmittelbar herangeschoben hatte. Man hat sich auf den Einbruch eines schmalen Verbindungsganges vom anstoßenden Raum des Erdgeschosses aus beschränkt und dabei die platte Hinterfront bis zum Ottheinrichsbau verlängert.

Erst unter Friedrich IV., der alle drei Türme der Ostseite einschneidenden Umbauten unterzog (s. oben S. 435 und unten S. 464), ist aus diesem alten Bollwerk ebenfalls ein Wohnturm gemacht worden. Es möchte scheinen, daß bereits Friedrich II. einen Umbau vorgenommen hat, weil sich außen am untersten Geschoß eine Sandsteintafel mit dem Wappen der Gemahlin des Kurfürsten befindet. Diese ist aber offenbar erst später von einem anderen Bau (Glockenturm?) hierher übertragen worden. Das Gegenstück: Wappen des Kurfürsten, fehlt.

Der Umbau Friedrichs IV. besteht in der Errichtung dreier neuer Obergeschosse mit achteckigem Grundriß. Ein unförmiges hölzernes Kuppeldach (s. Abbildung Fig. 51) deckte den im Äußern völlig schmucklosen und ungegliederten Aufbau, dessen zahlreiche große Lichtöffnungen dem alten Bauwerk den Charakter eines Wehrturmes völlig genommen haben. Die Errichtung der Kasematte oder Streichwehr längs der Ostseite (s. unten) mußte fortifikatorischen Ersatz dafür bieten. Die Verbindung des ehemaligen Obergeschosses mit der darüber liegenden Plattform bezw. dem untersten Stockwerke des neuen Aufbaues war durch eine Wendeltreppe innerhalb des erwähnten, an der Westseite eingebauten Treppenturmes hergestellt. Ein zweiter, weit geräumigerer Treppenturm, über dessen Eingangstür die Jahreszahl 1610 steht, führt von hier zu den beiden obersten Geschossen. Die Zwischendecken dieser drei Geschosse ruhten auf den Zwischenwänden, die jetzt verschwunden sind, deren ehemaliger Verlauf aber in den Anschlußspuren an den Wänden teilweise noch zu erkennen ist. Im 17. Jh. waren hier die Wohnungen der Pagen und einiger Herren des kurfürstlichen Hofstaates (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 192 und 198). Reste der ehemaligen Kamme in den Außenwänden noch sichtbar. Die Aborte lagen südlich in einem Ausbau. Unter Karl Ludwig(?) ist zur Verbindung mit dem Ludwigsbau ein den Hof überspannender breiter Bogengang hergestellt und eine Tür eingebrochen worden, die direkt in den Treppenturm mündet.

Nachdem der Bau im Französischen Kriege arg gelitten, war er unter Karl Philipp (um 1718) notdürftig wieder instand gesetzt worden, so daß er teilweise als Gärtnerwohnung benutzt werden konnte, bis der Brand von 1764 auch diesen Schloßteil zerstörte und sein Inneres völlig freilegte. Die auf dem Gewölbe des ehemaligen Hauptgeschosses allmählich entstandene üppige Vegetation, die diesem Bauteil einst ein in hohem Grade malerisches und romantisches Gepräge gegeben hat, ist der Erhaltung des Ganzen zuliebe vor einiger Zeit glücklicherweise entfernt und eine Sicherung der schwachen und durch so viele Fensterhöhlen durchbrochenen Umfassungsmauern mittels eiserner Ringe und Schlaudern vorgenommen worden. —

Die Beschreibung des dritten Bollwerkes der Ostfront, das ebenfalls unter Friedrich IV. seine endgültige Gestalt gewonnen hat, sei hier des Zusammenhanges wegen angeschlossen.

Der Krautturm (Gesprengter Turm)

Wie Glockenturm und Apothekerturm entstammt der Krautturm der Schloßanlage aus der Mitte des 15. Jhs. (s. oben S. 372), ist also älter, als das diametral gegenüber liegende mächtige Gegenstück: der Dicke Turm Ludwigs V. Wie die alten Abbildungen zeigen und die Untersuchungen des Schloßbaubureaus bestätigt haben, erhob sich dieser an der Südostecke auf der höchsten Stelle des Plateaus errichtete Bau mit kreisrundem Grundriß ursprünglich drei Stockwerke hoch und war oben mit einer Plattform versehen, in deren Mitte das übliche Kegeldach — auf den Stuttgarter Zeichnungen erscheint der Turm freilich ohne Dach — auftrug. Auch hier ist bei einem äußeren Durchmesser von 24 m durch Rückwärtsschieben des Mittelpunktes des Innenraumes um 1,30 m eine stetige Steigerung der Wandstärke von 3,5 m bis zu 6,5 m erreicht worden. Nur das unterste Geschos war mit einer Kuppel eingewölbt, die beiden obersten hatten Holzdecken. Vom Zwinger führt ein Gang mittels Treppenstufen in den untersten Raum, der bis zum Scheitel der Kuppel 8,5 m hoch ist, hinab, während ein zweiter Durchbruch ebenerdig die Verbindung zwischen Süd- und Ostzwinger herstellte. Fünf Mausecharten, davon drei gegen Osten und Nordosten etwas enger zusammengedrückt, liegen hier unten in tiefen Mauernischen. Sie sind außen für Tiefschuß nach unten abgetrept (s. Nr. 3 auf Fig. 326), ebenso wie die für Handfeuerwaffen und leichtere Geschütze angelegten Schießscharten der oberen Geschosse, die gegen die darunter liegenden Scharten jedesmal versetzt sind. Die am weitesten nach Norden schauende Scharte des untersten Geschosses ist, um möglichst nahe der Richtung der östlichen Wehrmauer feuern zu können, nach letzterer zu auch an der linken Seite abgetrept. Auffällig und für eine ziemlich späte Anlage dieses Bollwerks sprechend ist die Anbringung von Rauchabzügen, die in die darüber liegenden Stockwerke führen, innerhalb der Mauer über den Scharten, wie solche auch in Dürers für die damalige Befestigungskunst grundlegendem Werke: Etliche Unterricht zur Befestigung der Stadt, Schloß und Flecken (Nürnberg 1527) angegeben werden. Ein weiterer, schräg nach außen gerichteter Schacht über der südlichen Scharte diente zur Zuführung frischer Luft. Die tiefe Lage der Scharten im untersten Geschos läßt erkennen, daß der gegenüber liegende Grabenrand im Süden und Südosten damals viel niedriger gelegen haben muß, als jetzt, da die Kugeln bei horizontalem Schuß sonst dagegen angeprallt wären. Der Zugang zum ersten Obergeschos war ebenfalls vom Südzwinger aus über einige innerhalb der Mauer liegende Stufen; zum obersten Geschos und der Plattform mögen Leitern geführt haben.

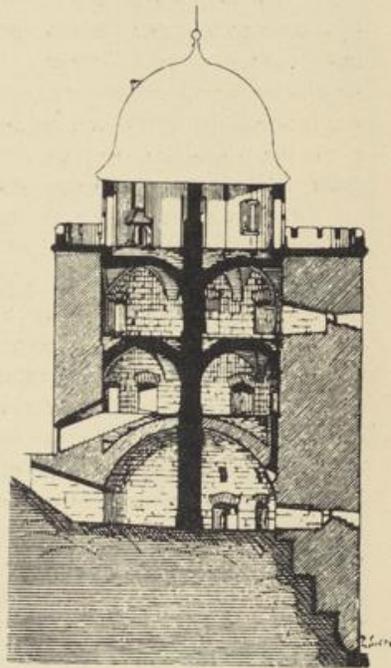


Fig. 301.
Krautturm zur Zeit Friedrichs IV.
(Nach Koch und Seitz.)

Wie beim Glockenturm, so hat der von den Baumeistern Friedrichs IV. vollzogene Umbau zunächst den Ersatz der Holzdecken durch Gewölbe zum Gegenstand gehabt. Anstatt aber den Mittelpfeiler auf dem Scheitel des unteren Kuppelgewölbes direkt aufsitzen zu lassen (s. oben S. 435), hat man, wahrscheinlich weil die Gewölbe hier größere Belastungen und Erschütterungen durch die Geschütze auszuhalten hatten und die Mauerstärke nach innen zu als Widerlager nicht genügend erschienen ist, hier vorgezogen, den Pfeiler durch den Kuppelscheitel hindurch bis auf den gewachsenen Grund hinabzuführen. Infolge der größeren Mauerstärke bedurfte es aber in den Obergeschossen nicht der an die Wand gelehnten Pfeilerstützen, sondern die Widerlager der Gewölbekappen sind direkt in die Mauern eingestemmt worden. Nachdem durch die Anlage der Streichwehr (s. unten) das unterste Geschöß, wie beim Apothekerturm, für die Verteidigung nicht mehr in Betracht kam, die Schießscharten zum Teil sogar verdeckt, somit zwecklos geworden und infolgedessen zugemauert worden waren, ist hier unten das Pulverdepot eingerichtet worden, von dem der Turm seinen Namen führte.

Die Zufügung des neuen, dritten Obergeschosses geschah in derselben Weise, wie beim Glockenturm, indem der achteckige Aufbau mit seiner geringen Wandstärke ganz an den innersten Rand gerückt wurde, so daß die übrige Mauerstärke für einen äußeren Umgang frei blieb. Der Mittelpfeiler diente hier zur Aufnahme einer Holzdecke. Ein Kuppeldach, wie beim Apothekerturm, bildete den Abschluß. Über einer der Türen, welche aus dem Oktogon auf den »Altan« führt, ist noch die Jahreszahl 16.. zu lesen; die beiden letzten Ziffern fehlen.

Nachdem der Turm von den im Dreißigjährigen Kriege erlittenen Schäden repariert worden war, schlug am 8. Juli 1657 der Blitz in den Krautturm, glücklicherweise ohne das im untersten Gewölbe lagernde Pulver zu entzünden. Die Wiederinstandsetzung und neue Bedachung des »Altans« hat sich bis 1664 hingezogen, als man im Krautturme Wohnräume für die Soldaten einzurichten hatte (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 186). Mit besonderer Sorgfalt und demselben Erfolge wie beim Dicken Turme haben dann i. J. 1689 die Franzosen die Zerstörung dieses Bollwerkes ins Werk gesetzt. Auch seine Schale ist in der Mitte geborsten; noch liegt aber ein mächtiges Stück davon im Graben, malerisch in dichtes Grün gebettet, von Efeu und Schlinggewächsen überwuchert, während die Trümmer des Dicken Turmes längst als Steinbruch aufgebraucht worden sind. Unsere Abbildung (Fig. 302) gibt diese in ihrer Art einzige Ruine vom jenseitigen Grabenrande aus wieder. Die wunderbare Bindekraft des Mörtels hat die Steine des im Graben liegenden großen Schalenstückes so fest zusammengekittet, daß stellenweise der Stein zersprungen ist, anstatt daß der Mörtel nachgegeben hat.

Streichwehr und Grabenkoffer

Wir wissen, daß Johann Casimir mit dem berühmten Straßburger Festungsbaumeister Daniel Speckle Beziehungen unterhalten hat, und A. von Horn (Mitteilungen des Schloßvereins II, 31 f.) hat deshalb als eine Frucht derselben die Errichtung der sogenannten Streichwehr längs der Ostfront des Schlosses bezeichnet. H. Schrieder (Ottheinrichsbau S. 10) hat dagegen nachgewiesen, daß diese »fausse braie« bereits im Januar 1584 vorhanden gewesen, also wahrscheinlich schon von Friedrich III. oder Ludwig VI. errichtet worden ist. Sie hatte die Aufgabe, unterhalb des alten Wehrganges den Fuß der Mauern und Türme auf dieser Seite zu schützen, sowie zugleich den gegenüber liegenden Bergabhang



Fig. 302. Der Krautturm (Gesprengrer Turm).

unter Feuer zu nehmen, und besteht aus einem hohen gewölbten, jetzt im nördlichen Teile unzugänglichen und verschütteten Gange, der auf den Foucquièreschen Gemälden und bei Merian mit seinen Schießscharten deutlich zu sehen ist. (Auf den Stuttgarter Zeichnungen ist noch nichts davon zu erkennen, so daß diese jedenfalls vor 1583 oder 1582

entstanden sind.) In der Mitte vor dem Apothekerturm liegt ein schrägeitiger Ausbau mit einem hallenartigen Gewölbe, in das beide Arme des Streichwehrganges münden. Beim Glockenturm und Apothekerturm führten Treppen hinab, beim Krautturm lag der Ausgang in den Graben. Die breiten Mauscharten (s. Nr. 1 auf Fig. 326) lassen nur dürftiges Licht ins Innere des langen hohen Gewölbes.

Ob auch der im südlichen Teile sich im rechten Winkel anschließende, ebenso konstruierte, aber etwas tiefer liegende »Grabenkoffer« (caponière) derselben Zeit entstammt, erscheint zweifelhaft. Seine Mauern stoßen stumpf gegen die Außenmauer der Streichwehr. Diese Anlage hatte den Zweck, die Front der Streichwehr und zugleich das Friesental nordwärts zu bestreichen, um den Feind am Eindringen in den Schloßgraben zu verhindern. Weiter südlich ist ein zweites Bollwerk quer durch den Graben hindurch gebaut. Nach Metzger hat das obere der beiden Gewölbe dieses zweiten Grabenkoffers als Schutz für eine Röhrenleitung gedient, die unter Friedrich V. von der Ostterrasse in den Schloßhof geführt worden ist; der untere Gang ist ebenfalls mit Mauschießscharten versehen.

Wie aus den alten Abbildungen ersichtlich ist, hat weiterhin östlich vor der Brücke bereits vor dem Dreißigjährigen Kriege ein Abschluß des Grabens durch ein heute noch in Trümmern vorhandenes zweigeschossiges Bauwerk bestanden. Diese zugleich als Wassersperre für den Hirschgraben und als Grabenkoffer dienende Anlage mag auch auf Ludwig VI. zurückgehen, wenigstens zeigen Mauerwerk und Schießscharten dieselbe Technik und Form wie die Streichwehr. Nach Metzger (S. 35) hat dieses Bauwerk »ehemals zur Aufbewahrung von Tieren gedient« und ist erst »nach dem Dreißigjährigen Kriege mit Schießlöchern und wahrscheinlich mit einem Gebäk und Dach versehen worden«; die vor dem Kriege entstandenen Stuttgarter Zeichnungen lassen aber bereits deutlich Schießscharten erkennen.

Der Faßbau

Der vor der Nordwestecke aus dem Schloßviereck weit nach Norden vorspringende Faßbau hat seine Lage und seinen Namen von dem Zwecke erhalten, zu dem er durch den Administrator und Vormund Friedrichs IV., den Pfalzgrafen Johann Casimir (1583 bis 1592), errichtet worden ist. Er sollte zur Aufnahme des großen, vom Faßbinder Michael Werner (»Michiel Waerner«) aus Landau i. J. 1591 gefertigten Fasses dienen und mußte sich infolgedessen an den großen Weinkeller unten im Frauenzimmerbau anschließen. Die Vollendung des dreigeschossigen Bauwerkes und des Altans obenauf erfolgte erst unter Friedrich IV., wie aus Baurechnungen des GLA. (s. Koch und Seitz, a. a. O. S. 88, Anm. 2) hervorgeht.

Den Hauptraum bildet der große, mit einem Tonnengewölbe überspannte Keller, zu dem 18 Stufen vom Schloßkeller hinabführen. (In den Leibungen dieses Einganges Spuren von Malereien aus der Erbauungszeit.) Hier lagerte der große, 132 Fuder 3 Ohm und 3 Viertel (etwa 130 000 Liter) fassende Faßriese, das Wahrzeichen von »Fröhlich Pfalz« (s. J. Metzger, Beschreibung etc. S. 46 ff., ferner Mitteilungen des Schloßvereins I, 59 f. und 157, und K. Christ, Das erste Heidelberger Faß, Eine Jubiläumstudie, Heidelberg 1886), das nach der Merianschen Angabe mittels einer »Stiege von 27 Staffeln und eines kleinen Brückleins« bestiegen werden konnte und so hoch war, »daß Einer mit einem Rennspieß aufrecht darin stehen konnt«. Als Sinnbild scheint neben einer Nacht-

eule und einem Löwen ein Affe angebracht gewesen zu sein mit demselben Spruch (s. oben S. 97) wie am Brückentor unten am Neckar. (Die beiden alten Abbildungen: die Haestensche von 1608 [Z. 19] und die Meriansche in der Topographia Palatinatus Rheni zeigen freilich nichts von diesen Faßverzierungen.) Dies in deutschen Landen und darüber hinaus weitberühmte Faß, dem das Heidelberger Schloß nicht am wenigsten seine Berühmtheit verdankte, bekam unter Friedrich V. i. J. 1610 einen kleineren, aber sehr reich verzierten Genossen (48 Fuder und 7 Ohm), der heute noch im Schloßkeller liegt, dann zuerst unter Karl Ludwig i. J. 1664 durch ein wesentlich größeres, 204 Fuder 3 Ohm und 4 Viertel enthaltendes und von Hofkellermeister Meyer gefertigtes Faß (nähere Beschreibung bei J. Metzger, a. a. O. S. 46), und schließlich unter Karl Theodor i. J. 1750 durch das jetzige, größte Exemplar (s. Abbildung Fig. 303) mit 236 rheinische Fuder = ungefähr 222 000 Liter Inhalt ersetzt worden. Auf dem Spruchbände, das die großen als Zieraten angebrachten Handwerkszeuge: Zirkel und »Gargelhobel« umschlingt, nennt sich ein »Herr Engler«

als Verfertiger dieses neuen »Wunderfasses«. Über den großen geschnitzten Initialen C(arl) T(theodor) steht die Jahreszahl 1751 (s. auch Pfaff-Sillib, Heidelberg S. 252 ff.). Seitlich daneben eine bemalte Holzstatue des von Karl Philipp zum Hüter des Fasses bestellten Hofnarren und Zwerges Clemens Perkeo, die dem alten Original ungeschickt nachgebildet ist.

Zur Belichtung des bis zum Scheitel 9,67 m hohen

Raumes dienten einst 13 rechteckig umrahmte Fenster von verschiedener Lichtweite, die später bis auf einige infolge des Anschlusses des Englischen Baues und des Altars zugemauert worden sind. Zur Ventilation ist in der Nordwand und Ostwand je eine kleine kreisrunde Öffnung durch Gewölbe und Mauer gebrochen, die im weit geöffneten Rachen eines draußen auf Konsolen ruhenden Löwen aus Sandstein mündet. (Das eine Original jetzt in den städtischen Sammlungen.) Von Osten und Westen führen kleine, später eingebrochene Türen in den gänzlich schmucklosen Raum, der für das jetzt darin ruhende Faß viel zu eng und niedrig ist. An der Rückseite sieht man das Quadermauerwerk des Nordwalles, dem der Faßbau auf eine Länge von 5 m vorgelagert ist, und die linke Hälfte der oben (S. 416) erwähnten Tür, welche einst hier heraus in den Nordzwinger führte und über der die Jahreszahl 1528 steht (s. Koch und Seitz, a. a. O. Tafel 46). Gegen die rechte Hälfte dieser Tür stößt die Westmauer des Faßbaues.

Das darunter liegende niedrige Geschöß, zu dem eine jetzt unzugängliche Stein-
treppe hinabführte, ist durch die alte von zwei Öffnungen durchbrochene Wallmauer in zwei ungleiche Räume geteilt, von denen der vordere mit einem Tonnengewölbe, der hintere mit einem Kreuzgewölbe gedeckt ist.



Fig. 303. Das große Faß Karl Theodors.

Wahrscheinlich war dies Erdgeschoß früher nach Norden zu offen und ist die obenerwähnte Treppe erst nach Schließung des außen noch sichtbaren großen Rundbogens hergestellt worden.

Das einst 6,69 m hohe Obergeschoß des Faßbaues, durch eine große weite Bogenöffnung mit dem Königssaal des Bandhauses in Verbindung stehend, war mit vier spätgotischen Sterngewölben bedeckt, die auf einem in der Mitte stehenden Pfeiler ruhten und deren Rippen spitz in den Wänden verliefen. Die Gewölbe sind bis auf geringe Reste an den Wänden eingestürzt. Der im südlichen Teil sich schräg herüber spannende Bogen, der in unschöner Weise die Rippen und Kappen durchschnitten hat, ist als Träger der oberen Mauer eingebaut worden, als man die Nordfassade des Frauenzimmerbaues (s. oben S. 393) über den Altan des Faßbaues hinweg fortsetzte. Der als »Sängerey« in den Akten bezeichnete Raum erhält sein eigentümliches, fast kirchlich anmutendes Gepräge durch die großen dreigeteilten Spitzbogenfenster, die, je zwei in den drei Umfassungswänden angeordnet, mit gotischem Maßwerk verziert erscheinen und wahrscheinlich Anlaß gegeben haben, daß der Faßbau früher als »Alte Kapelle« bezeichnet zu werden pflegte. Obgleich das Maßwerk im vorigen Jahrhundert erneuert worden ist und sich nicht bestimmen läßt, ob dabei die alten Formen einigermaßen getreu kopiert worden sind, beweisen doch die alten Abbildungen, daß Johann Casimir hier in der Tat, offenbar dem anstoßenden älteren Bau zuliebe, zu gotischer Formgebung zurückgegriffen hat, ein für damalige Zeit seltenes Vorkommnis zielbewußter Anpassung an ältere Formgebung unter Verzicht auf die herrschenden Stilformen. Das eine dieser Fenster in der Westwand war infolge Errichtung des Englischen Baues zugemauert worden. Schräg gegenüber führt eine hohe schmale Öffnung in den Norderker des Königssaales. Die aus Leinwand und Holz hergestellten Kreuzgewölbe, welche jetzt den Einblick in den Dachstuhl verdecken, stammen noch vom Universitätsjubiläum 1886 her.

Der Bau war offenbar von vornherein mit einem flachen Dache versehen, da sonst den dahinter liegenden Teilen des Frauenzimmerbaues das Licht entzogen worden wäre. (Der Delffsche Stich mit der Ansicht des Großen Fasses [Z. 19] zeigt zwar ein Dach, ist aber ungenau und flüchtig in den Einzelheiten, zeigt auch den Faßbau an ganz falscher Stelle, so daß ihm keine Beweiskraft innewohnt.) Der weite Altan obenauf war mit einem Baluster umgeben. Vor der Nordfront sprang ein Balkon hervor, von dem nur der Unterbau noch vorhanden ist.

Das Äußere ist schmucklos. Die Stockwerke sind durch Zwischengurte betont; ein weit ausladendes Hauptgesims krönt die kahlen, verputzten Mauern, in denen sich die großen Maßwerkfenster sonderbar genug ausnehmen.

Die auf dem Krausschen Stich (s. Fig. 263) dargestellte Brunnennische kann (nach Koch und Seitz) niemals vorhanden gewesen sein, sondern erscheint als eine Verschönerung des Stechers, durch die er die hier wahrscheinlich vorhandene große Öffnung (s. oben) maskieren wollte. An der zugemauerten Öffnung befindet sich der einfache Grabstein des schwedischen Oberstleutnants Houncks eingelassen, der bei der Beschießung des Schlosses durch die Bayern vom Heiligenberg aus am 3. Juni 1635 hier in der Batterie mit seinem Wachtmeister Abraham Meppel zusammen getötet worden ist. Am Fuße der Batterie sind zu Anfang des 19. Jhs. viele Menschengeriippe ausgegraben worden, vermutlich Überreste der damals ebenfalls hier gefallenen Schweden (nach Metzger).

Die sich hier vor der Nordfront entlang erstreckende Terrasse war einst mit einer hohen Brüstung und Erkern an den Ecken versehen. Ursprünglich nicht für Aufstellung von Geschützen bestimmt, ist sie im Dreißigjährigen Kriege vorübergehend zu einer Batterie hergerichtet und als solche benutzt worden. Der übliche Name »Große Batterie« rührt anscheinend erst von Metzger her.



Fig. 304. Schloßhof mit Friedrichsbau vor der Restauration.

Der Friedrichsbau

Der Bau Friedrichs IV. (1592 bis 1610), den schon die Akten des 17. Jhs. kurzweg als Friedrichsbau bezeichnen, verdankt dem Umstande seine Entstehung, daß das vorher an dessen Stelle befindliche Gebäude wegen Baufälligkeit niedergehauen werden mußte. In dem unteren Geschoße, welches die alte »Schloßcapelle« enthielt (s. oben S. 375), war, einem oben (S. 382) bereits erwähnten zeitgenössischen Berichte vom Jahre 1601 zufolge, »eine grosse dicke eissene Stang entzwei gebrochen, worauf sich die Capel mit dem

Newen Bau daruff sich dermassen gesenkt, das man sich des Einfallens undt dannhero entstehender grosser Gefar besorgen müssen, zum Theil weil derselb Oberbau gar zu schwer, undt dan zum Theil auch das Fundament zu schwach unndt nit genugsam versehen gewesen . . .« (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 5). Wie wir gesehen haben, ist wahrscheinlich schon unter Ludwig VI. dieser »Newe Bau« über der alten »Capel« entstanden, für den innerhalb des Ringes der Schloßbauten keine freie Stelle mehr zu finden gewesen war. Näheres über diesen Aufbau ist nicht bekannt. Vielleicht war er noch nicht einmal vollendet, als die Gefahr des Einsturzes sich geltend machte.

Die alte »Rupertinische Capelle«, von Luther *sacellulum* (vgl. Enders, Luthers Briefwechsel I S. 192 Nr. 78), von Leodius »*sacellum arcis*« genannt, erscheint auf der Münsterschen Ansicht der Nordseite (s. Fig. 50) als ein kurzer, orientierter Bau mit einem spitzen, kleinen Frontturm im Westen und einem nach Norden vorspringenden Anbau, der als Sakristei gedient haben wird. Unmittelbar östlich daran anstoßend und mit gleicher Firsthöhe ist ein zweiter kleinerer Bau dargestellt, dessen große rundbogige Öffnung, mit einem Erker darüber, offenbar das zweite alte Burgtor war, in welches der an der nördlichen Schloßseite heraufführende Burgweg mündete. Der neue Bau hatte somit drei verschiedene Aufgaben zu erfüllen, nämlich Ersatz zu bieten 1. für die alte Kapelle, 2. für den unlängst darüber errichteten Wohnbau und 3. für den anstoßenden Torbau, der ebenfalls dem Neubau hat weichen müssen. (Über die Erwähnung dieses nördlichen Einganges s. Neues Archiv III S. 18, S. 45 Anm. 2 und S. 175.) Die beiden Hauptpunkte dieses Programms sind auch in der über dem Durchgange an der Südseite angebrachten Inschrifttafel benannt. Die Inschrift lautet:

FRIDERICVS COMES PALATINVS
RHENI · S · ROM · IMPERII · ELECTOR ·
DVX BAVARIAE · HOC PALATIVM ·
DIVINO CVLTVI · ET COMMODAE
HABITATIONI EXSTRVENDVM ET
MAIORVM SVORVM IMAGINIBVS
EXORNANDVM CVRAVIT · ANNO
DOM · MDCVII ·

Die entsprechende Tafel auf der Nordseite zeigt nur die drei Schilde des kurfürstlichen Wappens (s. Abbildung Fig. 305).

Im Gegensatz zum Ottheinrichsbau liegt die Baugeschichte des Friedrichsbaues ziemlich klar vor uns. Die Hauptquelle für die Kenntnis der Ursachen zum Neubau und des Baubeginns ist die in der Großh. Hofbibliothek zu Darmstadt (Nr. 1971) befindliche zweibändige Handschrift, die der pfälzische Kirchenrat Marcus zum Lamb in den Jahren 1572 bis 1620 zusammengestellt und mit allerlei Abbildungen versehen hat. Sie führt den Titel *Thesaurus picturarum* und enthält Memorabilien zur Kultur- und Zeitgeschichte. (Literatur in Mitteilungen des Schloßvereins I S. 3 und S. 61.) Im ersten Bande dieses Werkes steht die oben auszugsweise wiedergegebene Baunotiz, in deren weiterem Verfolg berichtet wird, daß der Abbruch des baufälligen Gebäudes sofort beschlossen — nach den Universitätsannalen ist damit am 10. März 1601 begonnen worden — und das Hofquartier infolgedessen am 17. April nach Alzey verlegt worden,

von wo es aber bereits am 21. August wieder nach Heidelberg zurückgekehrt sei. Der Abbruch muß schnell vor sich gegangen sein, denn bereits am Mittwoch den 3. Juni habe der Kurfürst persönlich den Grundstein gelegt. Größe des Steines und Inhalt des



Fig. 305. Durchgang an der Nordseite des Friedrichsbaues.

darin versenkten Kastens mit der auf ein »zinnen Täffelin« gegrabenen Gründungs-
urkunde werden ausführlich beschrieben. Die beigefügte »ware Contrefaictur des nechst
hievor angeregten Newen Baws« (s. Mitteilungen des Schloßvereins I Tafel I) ist eine
dilettantenhafte und in jeder Beziehung ungenaue kolorierte Zeichnung der Hoffassade
mit dem östlich anschließenden Vorbau des Gläsernen Saalbaues. Weiterhin erfahren

wir aus dem Text zu diesem Aquarell a. a. O. S. 8, daß der »Newe Baw anno 1604 im Erüheling auswendig under das Tach gebracht und unlängst hernacher das Tach . . . darauf gesetzt: wie auch von Tag zu Tag der Inbaw zum schönsten zierlichsten köstlichsten undt herlichsten verfertigt, bis er entlich nach ungeferlich anderthalb Jaren darnach allerding ausgemacht worden ist«. Damit erscheint die Bauzeit in ihren zwei Hauptabschnitten durch einen zeitgenössischen Augenzeugen einwandfrei festgelegt: i. J. 1604 ist der Bau unter Dach, Ende 1605 vollendet gewesen. Die Jahreszahl 1607 an der Konsole unter der Statue des Bauherrn und über dem Durchgang auf der Südseite (s oben) scheint sich also lediglich auf die Fertigstellung des äußeren figürlichen Schmuckes zu beziehen.

Die drei zu Anfang desselben Bandes eingefügten beiden bunten Bilder (Z. 21 und 23) und das weiterhin eingeklebte Aquarell (Z. 22) sind für die Baugeschichte des Schlosses nicht minder wertvoll, wie der obige Bericht, wenn sie auch in Einzelheiten ungenau und mit dilettantischer Sorglosigkeit hergestellt sind. Auf dem einen Bilde (Z. 23) erscheint der Friedrichsbau bis zum Dachgeschoß vollendet — es muß also vor dem Jahre 1604 gefertigt sein —, die beiden anderen zeigen an dessen Stelle noch die Hofkapelle, sind also vor 1601 entstanden. Das andere (Z. 21) ist ein kleiner kolorierter Holzschnitt frei nach Seb. Münster, das dritte (Z. 22), ein Aquarell, das die Überführung der Leiche der Prinzessin Dorothea mit dem Schlosse im Hintergrunde darstellt, also wahrscheinlich i. J. 1580 gemalt worden ist. Für den Friedrichsbau speziell haben die Blätter keine Bedeutung.

Weitere urkundliche Notizen enthalten die Akten des GLA. in Karlsruhe (s. Mitteilungen des Schloßvereins I S. 9 bis 34). Wir erfahren daraus zunächst den Namen des »Baumeisters«, der in diesem Falle nicht nur der ausführende Werkmeister, sondern auch zweifellos der künstlerische Urheber des Neubaus gewesen ist. Dieser Johannes Schoch ist neueren Untersuchungen zufolge (s. von Czihak im Zentralblatt der Bauverwaltung V, 1889, S. 43 und 55) seit 1586 als angesehener und vielbeschäftigter Architekt in Straßburg tätig gewesen und u. a. daselbst der Urheber des großen städtischen Schlachthauses (Metzig) sowie wahrscheinlich auch, mit seinem Werkmeister Paul Maurer zusammen, der Baumeister des schönen und stattlichen ehemaligen Rathauses (später Hôtel de Commerce) gewesen. Koch und Seitz (S. 116) glauben unserem Meister auch den Entwurf zum ehemaligen Gottesauer Schloß bei Durlach zuschreiben zu sollen, das aktenmäßig von P. Maurer erstellt worden ist. Im Jahre 1590 erscheint er als städtischer Baumeister in Straßburg angestellt, als Nachfolger Specklins.

Kurfürst Friedrich scheint den Meister auf Empfehlung des Markgrafen von Baden-Durlach, für den er aktenmäßig nachweisbar wiederholt tätig gewesen ist, übernommen zu haben, nachdem er vorher, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, das Schloß Gottesau besichtigt hatte. Da Schoch in Straßburger Akten zum Jahre 1601 als »gewesener Bawmeister« angeführt wird, so ist kein Zweifel, daß er von Anfang an beim Friedrichsbau beschäftigt war und also auch als dessen Urheber zu betrachten ist. Am 6. April 1602 taucht sein Name zum ersten Male in den Heidelberger Bauakten auf.

Und auch der Name des Bildhauers, dem der Bau seinen figürlichen und ornamentalen Schmuck zu verdanken hat, ist urkundlich festgelegt. Nachdem der Heilbronner Meister Jacob Müller und der Pforzheimer Bildhauer Steffen Falck sich vergebens um den Auftrag für die Bildhauerarbeiten am Neubau bemüht hatten, und die Verhandlungen

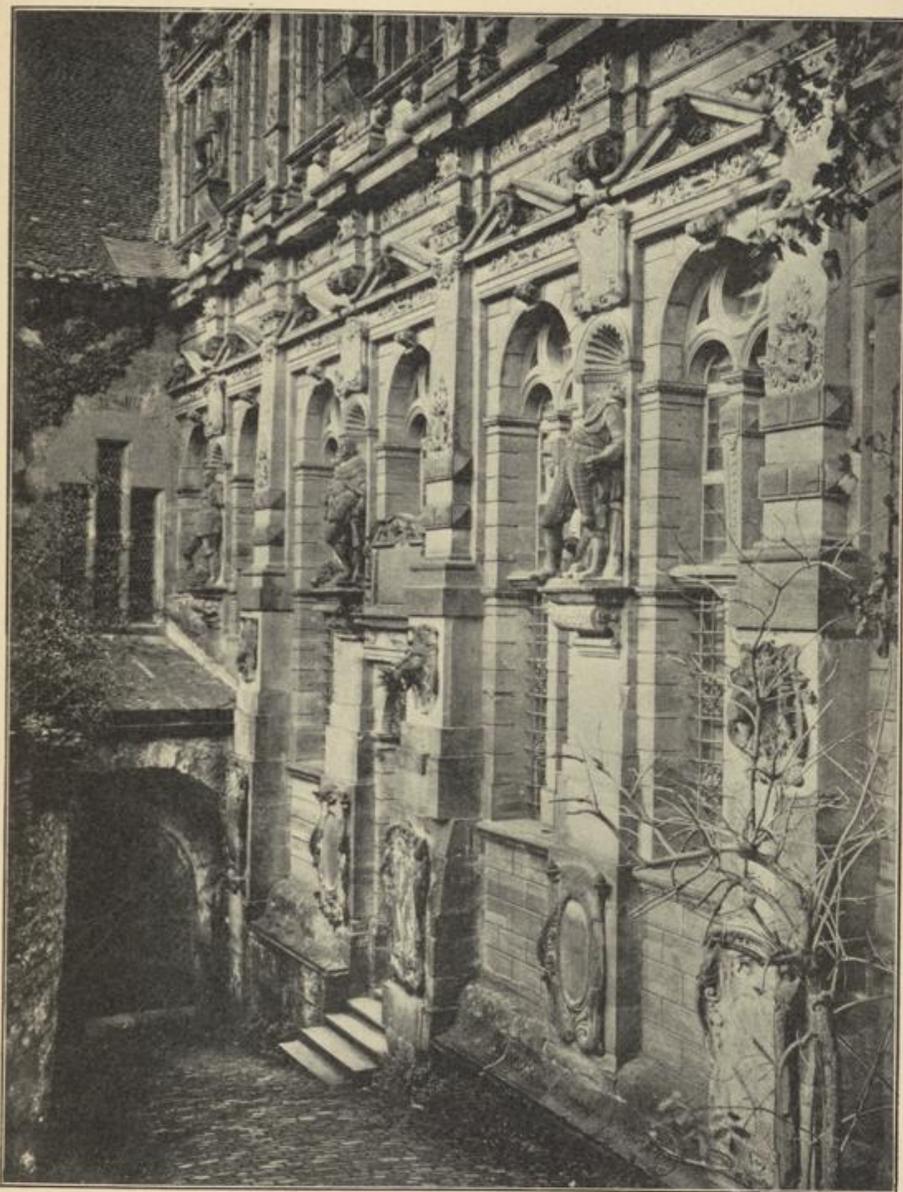


Fig. 306. Erdgeschoß des Friedrichsbaues, Hofseite.
(Früherer Zustand.)

mit zwei Künstlern in Mainz und Stuttgart i. J. 1603 ebenfalls resultatlos verlaufen waren, kam anfangs Januar 1604 »ein junger Meister, so noch ledigen Standes« nach Heidelberg, der »sich für ein Bildthauer angegeben« und in dem Joh. Schoch offenbar sofort die künstlerische Kraft erkannt hat, deren er zur Ausschmückung seines Werkes bedurfte.

Er hieß Sebastian Götz, stammte aus Chur und berief sich auf Arbeiten, die er in Würzburg und München gefertigt habe (s. von Oechelhaeuser, Seb. Götz, der Bildhauer des Friedrichsbaues, in den Mitteilungen des Schloßvereins II, 167 ff.). Nach kurzen Unterhandlungen wird am 27. Januar — zehn Tage nach dem Datum des ersten Berichtes über das Eintreffen des Künstlers in Heidelberg — der Kontrakt über die zu liefernden Bildhauerarbeiten abgeschlossen, dem dann noch einige Nachträge gefolgt sind. Ende März scheint Götz mit seinen sechs bis acht Gesellen die Arbeit begonnen zu haben, und zwar in dem ihm zu diesem Zwecke eingeräumten Königssaal des anstoßenden Frauenzimmerbaues, der »nuhr allein zur blößlichen Notturfft eingewärmt wurde«, wobei es der Rechenkammer »mehr umb den Stein alß die Bildthauer selbst zu thun« war. Über die Fertigstellung der einzelnen Arbeiten erfahren wir nichts Näheres; jedenfalls waren aber die 16 Statuen der Hoffront, welche die Hauptarbeit darstellten, am 23. Mai

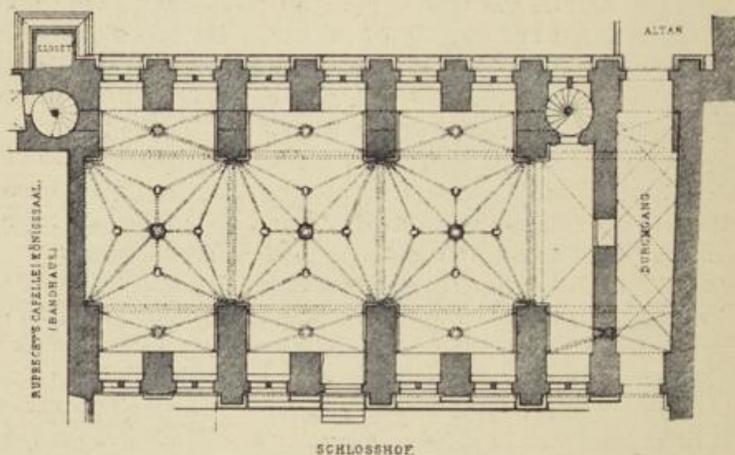


Fig. 307. Grundriß des Erdgeschosses im Friedrichsbaue.

1607 noch nicht in den Nischen aufgestellt, da unter diesem Datum noch mit dem Hofmaler Hammel über den Preis der Vergoldung an denselben verhandelt worden ist. In dem betreffenden Schreiben heißt es: »die 16 Bilder, so an Baw kommen sollen« Außer diesen 16 Ahnenbildern der Hoffassade rühren vertragmäßig von Götz her: 1. die beiden Statuen der Justitia, je eine zwischen den Zwerchhäusern der beiden Fassaden, 2. die acht Wappen, je zwei in den Giebeln der vier Zwerchhäuser, 3. die zwölf großen Löwenköpfe, neun an den Pfeilern der Altanseite, drei an denen der Hofseite, 4. die 14 unter diesen angebrachten Zierrafeln (»Comperdts«) und 5. die 30 »Mansbildköpfe«, welche aus den Giebeldreiecken der Fenster heraus schauen. Wahrscheinlich gehören ihm ferner die vier Schrifttafeln oberhalb der Statuen des untersten Stockwerkes, die drei Tafeln über dem inneren und äußeren Durchgangstor und über der Kapellentür, die Vorderseiten der zwölf oberen Statuenkonsolen, die erst nachträglich aus Keuper gefertigt und vorgeblendet worden sind, als es sich herausstellte, daß die ursprünglichen Konsolen aus rotem Sandstein zu klein waren, und zuletzt auch die vier auf den Zwerchhäusern thronenden »nackete Bilder«. Alle diese Arbeiten des Seb. Götz sind in grauem Keuper ausgeführt, während die übrigen Steinmetzarbeiten am Bau vom obengenannten Steffen

Falck aus Pforzheim in rotem Sandstein, wie das Quaderwerk beider Fassaden, hergestellt erscheinen.

Nach Vollendung des Baues scheint Götz Heidelberg verlassen zu haben. Erst i. J. 1614 taucht der Name unseres Bildhauers in den Akten wieder auf, als es sich um die Herstellung eines großartigen Grabmals für den ehemaligen Bauherrn handelte.



Fig. 308. Stiegentür in der Kapelle des Friedrichsbauers.

Während dies Meisterwerk am 22. Mai 1693 das Schicksal der übrigen herrlichen Epitaphien im Chor der Heiliggeistkirche geteilt und völligen Untergang gefunden hat, sind die beiden Statuen noch vorhanden, die Götz damals für die Südseite des Dicken Turmes angefertigt hat und auf die unten zurückzukommen sein wird. Die letzte urkundliche Nachricht über seine Heidelberger Tätigkeit datiert vom 21. April 1621. Nach dieser Zeit verschwindet der Name unseres Künstlers.

Daß Johannes Schoch bis zur gänzlichen Fertigstellung des Baues und auch noch darüber hinaus in kurfürstlichen Diensten geblieben ist, geht aus der Sandrartschen Notiz

hervor (s. M. Haupt, Baugeschichte S. 70), in der Joh. Schoch neben Salomon de Caus noch i. J. 1616 als kurfürstlicher Baumeister bezeichnet wird. Die von M. Haupt angezogenen Beweise für die Hypothese, daß unser Meister auch den Elisabethbau errichtet habe, erscheinen mir aber durchweg nicht beweiskräftig genug.

Im Dreißigjährigen Kriege hat der Friedrichsbau durch die Beschießung der Schweden vom Königstuhl her i. J. 1633 gelitten. Wir wissen den Tag und fast die Stunde — am 20. Mai nachmittags —, in welcher die schwedische Kugel die Statuen Johann Casimirs und Friedrichs II. in ihren Nischen getroffen und zerstört hat (s. oben Abbildung Fig. 306). Im übrigen scheint der Bau aber, wie die meisten Wohnbauten des Schlosses, damals glimpflich davongekommen zu sein. Erst in den Stürmen des Orléanschen Krieges wurde auch der Friedrichsbau zur Ruine, indem er am 2. März 1689 bis auf die Gewölbe der Kapelle hinab ausbrannte. Bei den notdürftigen Reparaturen der Wohnbauten unter Johann Wilhelm i. J. 1693 erhielt der Friedrichsbau zunächst zum Schutze der Gewölbe ein Notdach, und erst i. J. 1699 beginnt auch hier eine planmäßige Wiederinstandsetzung und die Aufbringung eines Mansardendaches, wie solches die große Walpergensche Ansicht vom Jahre 1763 zeigt (s. oben Fig. 53b). Die Schloßkapelle war den Kapuzinern zum Gottesdienst übergeben worden, und i. J. 1761 erfahren wir aus den Bauakten von größeren »Reparaturen« daselbst. Da kam die Unglücksnacht vom 24. auf den 25. Juni 1764, und zum zweitenmal schlug die rote Lohe aus dem Prachtbau des Johann Götz zum Himmel. Nach abermaliger Errichtung eines Notdaches ward i. J. 1782 unter Karl Theodor eine teilweise Wiederherstellung des Innern (vgl. unten die Inschrift über der Kellertür) vorgenommen und bei dieser Gelegenheit auch das Dach errichtet, das bis zur Schäferschen Restauration den Bau bedeckt hat, aber um mehr als 2 m zu tief angelegt war, so daß die Rückseite der Zwerchhausgiebel zu einem großen Teil frei über dem anschließenden Querdache empörragte. Im Innern ward nur das erste Obergeschoß ausgebaut, das später die städtischen Sammlungen aufgenommen hat. Teils um dem Bau das alte Aussehen wieder zu geben, teils um auch das Obergeschoß für diese Sammlungen in Benutzung nehmen zu können, erfolgte in den Jahren 1897 bis 1900 eine umfassende Restauration des Friedrichsbaues durch Professor Karl Schäfer von der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Das Dach wurde mittels eines eisernen Dachstuhls auf seine ursprüngliche Höhe gebracht, das Äußere in den verwitterten und zerstörten Teilen erneuert, die Figurenreihe des Seb. Götz durch Kopien aus Maulbronner Stein, wie beim Ottheinrichsbau, ersetzt, die Kapelle ausgemalt und in den beiden oberen Stockwerken nach Wiederherstellung der Balkenlagen und Zwischenwände eine prunkvolle Ausstattung in den Formen und Farben des beginnenden 17. Jhs. vorgenommen. Da in diesen neuen Prachträumen die städtischen Sammlungen nunmehr keine Unterkunft finden konnten, wurde seitens der Stadt das jetzige »Sammlungsgebäude« (s. oben S. 262 ff.) erworben. So erscheint der Palast Friedrichs IV. jetzt wieder äußerlich in seiner ursprünglichen Gestalt und innerlich im Stile der Zeit wiederhergestellt, im ganzen aber doch als ein leeres Prunkstück ohne Leben, weil ohne Zweckbestimmung. Charakteristisch: die aus dem Dach aufragenden Kamine haben keine Röhren und sitzen auf dem Gebälk des Dachgeschosses auf.

Der Friedrichsbau erhebt sich auf sehr steil abfallendem granitem Untergrund. Weil »das Fundament zu schwach und nit genugsam versehen«, war das »alte Gebäw« dem Einsturz nahe gewesen. Wie unser Querschnitt (Fig. 318) zeigt, sind infolgedessen die

Mauern des Neuen Baues im Kellergeschoß sehr stark, d. h. nach dem Hofe zu fast 3 m, nach außen über 3 m stark hergestellt und dabei nach innen noch durch je drei 2,5 m starke Zungenmauern verstärkt worden, auf denen zugleich die Innenpfeiler der darüber liegenden Kapelle stehen. (Auf dieser sicheren Basis hat der Bau unversehrt geruht,

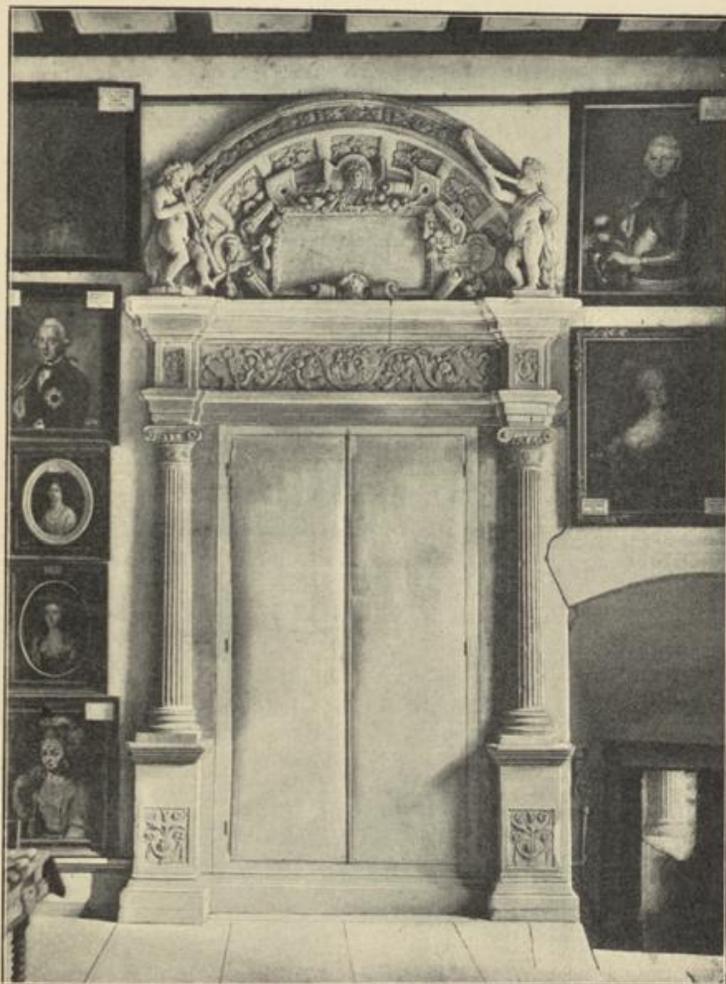


Fig. 309. Tür im Friedrichsbau (aus dem Ottheinrichsbau stammend).

bis durch die Sprengungen, die der unter ihm entlang laufende Eisenbahntunnel erforderlich gemacht hat, und durch die dadurch hervorgerufenen Erschütterungen sich in neuerer Zeit abermals Risse und Bewegungen gezeigt hatten, die aber nach Ausführung der Entwässerung des ganzen Schloßbezirkes keinen Anlaß mehr zu Befürchtungen für den ferneren Bestand des Gebäudes geben.) Da der Bau Friedrichs IV. sich zwischen den Gläsernen Saalbau und den Frauenzimmerbau einklemmt, so waren nur die Süd- und Nordseite neu zu errichten. Ihr Mauerwerk stößt infolgedessen stumpf gegen die Umfassungs-

mauern der älteren Bauwerke. Das verschiedenartige Aussehen der verwendeten Quader im Kellergeschoß zeigt, daß altes Material hier wieder Verwendung gefunden hat.

Der 4,8 m hohe Keller zieht sich in ganzer Länge (23 m) von einem Ende bis zum anderen und ist mit Kreuzgewölben bedeckt, welche sich als Tonnengewölbe in die Zwischenräume zwischen den obenerwähnten Pfeilern hinein fortsetzen. Sieben große Fenster mit tief hinab reichenden Schrägen in der Nordseite und drei in der Südseite sorgen für reichliche Lichtzufuhr. Vom Hofkeller führen 13 breite Stufen herab. Über der großen rundbogigen Öffnung ist (nach Koch und Seitz) folgende Inschrift aufgemalt gewesen (jetzt übermalt): Ist erneuert worden in dem Jahr als Joseph Verhas Hofkeller war MDCCLXXXII.

Das darüber liegende Erdgeschoß enthält die Schloßkapelle und einen davon im Osten abgetrennten Teil, in welchem ein 2,8 m breiter Durchgang an der Stelle des alten nördlichen Schloßeinganges (s. oben S. 470) angebracht ist. Dieser Durchgang ist nicht unterkellert und zeigt auf der östlichen Seite das Mauerwerk der von Friedrich II. zum Gläsernen Saalbau benutzten westlichen Giebelwand jenes älteren, von Leodius erwähnten Bauwerkes, von dem auch die vielbesprochene Fenstergruppe (s. oben S. 373f.) stammt. Die flach gewölbte Decke des Durchgangs liegt horizontal, der Boden fällt vom Schloßhof nach dem Eingange zu um etwa 1 m. Ungefähr in der Mitte der westlichen Wand führt eine Tür in die Kapelle, deren Leibung mit den oben (S. 460) erwähnten Colinsschen Skulpturen versehen ist. Der Haupteingang liegt östlich neben dem mittelsten Pfeiler der Hoffront und führt von dem zum Tore des Hofkellers an der Front des Friedrichsbaues schräg hinablaufenden breiten Gange aus über einige Stufen in den das ganze übrige Erdgeschoß einnehmenden Kapellenraum. Über der Hoftür befindet sich in hebräischer und lateinischer Schrift Vers 20 des 118. Psalmes eingemeißelt:

HAEC EST PORTA JEOVAE, JVSTI INTRABVNT PER EAM.

Die Kapelle ist bei einer Länge von 23,25 m und einer Breite von 11,18 m (s. Grundriß Fig. 307) einschiffig mit drei 2,2 m tief einspringenden mächtigen Strebepfeilern, die auf den obenerwähnten Zungenmauern ruhen und miteinander in halber Höhe durch flache Korbbogen, oben durch schmale langgestreckte Kreuzgewölbe verbunden sind. Hierdurch entstehen im unteren Teile Altarnischen, im oberen Emporen; letztere kommunizieren untereinander durch Öffnungen in den Strebepfeilern. Die Decke des 10,2 m hohen Mittelraumes bilden drei quadratische Sterngewölbe und ein Kreuzgewölbe über einer an der östlichen Querwand errichteten Orgelempore, die auf einem flachen Korbbogengewölbe ruht. Die Abweichung in der Deckenwölbung tritt deshalb von unten nur wenig in die Erscheinung. Die Empore greift über den obenerwähnten Durchgang hinweg bis zur Wand des Gläsernen Saalbaues, so daß hier oben die ganze Länge des Baues in die Erscheinung tritt (s. Längsschnitt Fig. 318). Den Zugang zu dieser Empore und den Seitenemporen vermittelt eine steinerne Wendeltreppe mit schönem Sandsteinportal (s. Abbildung Fig. 308) an der Nordseite unter der Orgelempore. Dieselbe stellt im weiteren Verlauf die Verbindung mit dem Obergeschosse her. Eine zweite Wendeltreppe liegt außerhalb der Kapelle in der Nordwestecke und führt sowohl hinunter zum Königssal im anstoßenden Frauenzimmerbau, als auch oben nach der nördlichen Empore und von da weiter in die oberen Stockwerke des Friedrichsbaues und Frauenzimmerbaues. Zur Sicherung dieser durch den Treppeneinbau arg geschwächten Nordostecke des Palastes ist ein mächtiger Strebepfeiler vorgelegt, der mit starker



Fig. 310. Schloßkapelle im Friedrichsbau.

unterer Verbreiterung von der Sohle bis zum Hauptgesims emporsteigt, aber innen hohl gemauert und zugleich zu einer Abortanlage verwendet worden ist.

Der Altar steht entgegen der Regel im Westen. Die Emporenabschnitte zu beiden Seiten daselbst sind als kurfürstliche Logen hergerichtet und mit verglasten Abschlußwänden versehen, deren Entstehung unter Johann Wilhelm (1690 bis 1716) durch die daran angebrachten Wappen des Kurfürsten und seiner Gemahlin aus dem Hause Medici, einer Tochter Cosimos III. von Toskana, gekennzeichnet ist. Unter dessen Nachfolger Karl Philipp war eine direkte Verbindung der südlichen Empore mit dem Königssaale

hergestellt worden durch eine Treppenanlage, die erst vor einiger Zeit (unter K. Schäfer) aus dem Königssaal wieder entfernt worden ist. Die barocken Formen dieser Logen stimmen wenig zu den gotisierenden, von schlanken Rundsäulen getragenen Sterngewölben mit ihrem flach gespannten Rippenwerk, das ebenfalls die gotischen Traditionen nicht verleugnen kann. Der hölzerne Baluster der Fürstenloge setzt sich als Emporenbrüstung durch den ganzen Raum ringsum fort. Am Mittelpfeiler der Nordseite ist eine hölzerne Kanzel angebracht, offenbar aus derselben Zeit stammend und ebenso minderwertig, wie der anspruchsvolle Hochaltaraufbau, dessen Mitte jetzt wieder eine Taufe Christi vom Niederländer Jans Anton Schoon (gestorben 1726; zeitweilig in der Mannheimer Galerie)



Fig. 311. Die Schlosskapelle im jetzigen Zustande.

schmückt. Man sieht, die Mannheimer Herrschaften haben nur eben das Notdürftigste für die von den Franzosen geschändete und geplünderte Schloßkapelle aufgewendet.

Unsere Abbildung Fig. 310 zeigt den Zustand vor der Schäferschen Restauration, die dem Raume wieder eine reiche farbige Ausstattung gegeben (s. Abbildung Fig. 311), den kirchlichen Charakter aber nicht weiter gewahrt hat, so daß die Originale der aus den Nischen der Hofseite und von den Zwerchhäusern herabgenommenen Götzchen Statuen darin zur Aufstellung gelangen konnten. Der unschöne Anfall der flach gespannten Rippen an die den Pfeilern vorgelegten Halbsäulen fällt auf unsern beiden Bildern besonders stark ins Auge.

Von den Obergeschossen in ihrer jetzigen Erscheinung geben unsere Abbildungen Fig. 312 und 313 eine Anschauung. Alt ist hier oben nur das oben S. 460 erwähnte Türgestell (s. Abbildung Fig. 309) aus dem Ottheinrichsbau am östlichen Ende des

Korridors im ersten Obergeschoß; die beiden Putti oben auf dem Gesimse mit ihren Blashörnern sind (von Haupt, Kunstchronik 1905 Nr. 11) unnötigerweise mit den Putti auf der Wetzlarer Zeichnung des Giebels des Ottheinrichsbaues (s. Fig. 296) in Verbindung gebracht und gegen deren Echtheit ins Feld geführt worden.

Das Äußere des Friedrichsbaues hat durch Karl Schäfer (s. oben S. 476) sein jetziges Aussehen erhalten, das nunmehr wieder äußerlich dem Zustande entspricht, in dem Friedrich IV. i. J. 1607 den vollendeten Bau bezogen haben wird.

Wie sich aus der Betrachtung des Innern ergeben hat und auch in der oben-erwähnten, über dem nördlichen Durchgange angebrachten Bauinschrift ausdrücklich

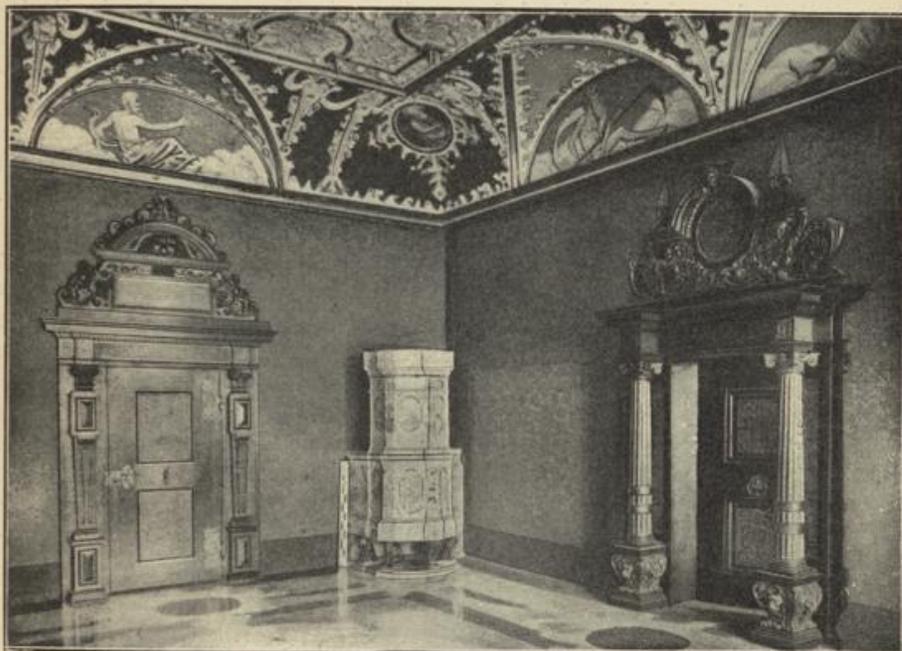


Fig. 312. Zimmer im Friedrichsbau.
(Restauriert von K. Schäfer.)

hervorgehoben wird, handelte es sich bei der Errichtung dieses »Neuen Baues« in der Hauptsache um die Verbindung eines Palastes mit einer Kirche. Diesen Doppelzweck auch im Äußern möglichst zur Erscheinung zu bringen, mußte die Hauptaufgabe des Architekten beim Entwerfe der Fassade sein. Im großen und ganzen erscheint dies gelungen. (Seb. Schoch hat es verstanden, das Kirchliche im unteren Teile soweit zum Ausdruck gelangen zu lassen, als die Einheitlichkeit des Gesamtbildes es zuließ. Zweifellos, daß das Vorbild des Ottheinrichsbaues mit seinen hohen Hauptgeschoßfenstern die Lösung nahegelegt hat, aber doch erst dadurch, daß Schoch den oberen Abschluß der Fenster rundbogig gestaltete, eine Art Maßwerkteilung anordnete und schließlich die Höhenentwicklung auf Kosten der Breite bedeutend steigerte, erreichte er einigermaßen die erforderliche, eigentümliche Charakterisierung des Untergeschosses.

Im ganzen erscheint alles beim jüngeren Bau gedrängter und kräftiger, als beim älteren. Statt der fünf Felder des Ottheinrichsbaues, die aus je einem Fensterpaare mit einer Figurennische dazwischen bestehen, hat Schoch auf dem etwas beschränkten Raume acht selbständige Achsen angeordnet und dieses System an der Nordfassade mit aller Strenge durchgeführt. Der Bagedanke kommt dort klarer und besser zur Geltung, als auf der Hofseite, wo Figurennischen in jede zweite Pfeilervorlage hineinkomponiert sind. Offenbar wollte Friedrich IV., daß sein Bau an Reichtum figürlichen Schmuckes wenigstens auf der Hofseite nicht hinter dem Palaste seines Vorgängers zurückblieb.

Es möchte wenige Beispiele in der Architekturgeschichte geben, an denen man die geniale Verarbeitung eines gegebenen Vorbildes im großen Stile besser studieren könnte, als an diesen beiden sich schräg gegenüber stehenden Hauptbauten des Heidelberger Schlosses. Denn daß Schoch den älteren Bau zum Vorbild genommen hat, ist längst erkannt worden und an zahlreichen Einzelheiten sowohl, wie an dem Gesamtaufbau unschwer zu beweisen.

Der Ottheinrichsbau gilt von jeher als Liebling des kunstsinnigen Publikums. Es ist eines der vielen Verdienste W. Lübkes, auch dem jüngeren Rivalen, dessen Stil Leger noch 1815 als »schlecht« bezeichnet hatte, zu seinem Rechte verholfen zu haben.

Der Schwerpunkt in der Wirkung des Ottheinrichsbaues liegt einerseits in der glücklichen Gliederung der Massen, sowohl in horizontaler wie vertikaler Richtung, andererseits in dem Reiz des Details. Die Fläche als solche gelangt zu berechtigter Wirkung, und das Auge gleitet befriedigt über die schönen Einzelheiten hinweg. Eine vollendete Harmonie der Formen, trotz aller Verstöße gegen die strengen Gesetze der Antike, eine wohlthuende Ruhe und Übersichtlichkeit kennzeichnet das Ganze. Anders der Bau Friedrichs IV. Hier ist alles Bewegung und Kraft. Das konstruktive Prinzip der Gotik erscheint noch wirksam: der rhythmische Wechsel zwischen stützenden und füllenden Bauteilen beherrscht den Gesamteindruck. Statt der Halbsäulen und Pilaster am Ottheinrichsbau, die sich gegen glatt durchgehende Gesimsbänder totlaufen, sind derbe Pfeilmassen — nach dem üblichen Vitruvianischen Schema, unten in toskanischer, darüber in dorischer, dann in ionischer und schließlich, bei den Zwerchhäusern, in korinthischer Ordnung detailliert — von unten bis oben hindurchgeführt; um diese kröpfen sich die Gesimsteile in energisch vortretenden Kanten herum. Die Folgen hiervon sind einerseits ein Überwiegen des Vertikalismus, andererseits eine Steigerung der Schattenwirkung und damit des Eindruckes nach der Seite des Kraftvollen und Mächtigen hin.

Der vertikalen Tendenz des Ganzen kommt der Aufbau der beiden Zwerchgiebel wesentlich zu Hilfe. Nicht unorganisch, beliebig aufgesetzt, wie bei der großen Mehrzahl der Hauptfronten deutscher Renaissancepaläste, sondern an ganz bestimmter Stelle und von unten auf vorbereitet steigen diese zweigeschossigen Ziergiebel oberhalb des Hauptgesimses empor, gewissermaßen als Schlußakkorde, in denen die Baamelodie ausklingt. Schoch hat es verstanden, das mittelalterliche Zwerchhaus organisch in die Fassade einzufügen, ein Unternehmen, an dem der Baumeister, der unter Karl Ludwig die Zwerchhäuser am Ottheinrichsbau nachträglich, dem Muster des Friedrichsbaues entsprechend, aufführte, natürlich scheitern mußte.

Den gerühmten Vorzügen stehen freilich auch mancherlei Nachteile gegenüber. Vor allen Dingen ist die Achsenteilung an beiden Fassaden des Friedrichsbaues zu knapp bemessen: ein Bauteil steht dem anderen im Wege. Wie eingeklemt sitzen die Fenster

zwischen den Pfeilerreihen, so daß Sohlbank und Verdachung gezwungen sind, auf letztere überzugreifen. Im dritten Stocke stoßen die Voluten der Pfeilerkapitälé direkt an die Sima der Fenstergiebel. Auch in der Höhe haben die Fenster keinen Raum zur Entwicklung. Die Giebelspitzen durchbrechen in den oberen Stockwerken die geraden



Fig. 313. Korridor im Friedrichsbau.
(Restauriert von K. Schäfer.)

Linien der Architrave und ragen im Mittelgeschoß sogar bis in den Triglyphenfries hinein. Ebenso müssen die Pfeilernischen mit einer äußerst schmalen Wandung vorlieb nehmen und sind trotzdem für die Riesengestalten des Seb. Götz noch zu klein ausgefallen. Beim Ottheinrichsbau ist jedem Bauteil der gehörige Spielraum gegeben, die Wirkung infolgedessen ruhiger, vornehmer.

Ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen den Hauptfassaden der beiden rivalisierenden Bauten liegt in der künstlerischen Gestaltung des Haupteinganges. Dem mächtigen Triumphtore des Ottheinrichsbaues entspricht am jüngeren Bau eine zwischen die Pfeiler eingezwängte einfache Türe. Zweifellos, daß die vorhandenen Terrainverhältnisse hierauf bestimmend eingewirkt haben. Es hatte keinen Sinn, tief drunten neben dem Zugange zum Hofkeller eine Prachttüre zu errichten, welche vom Hofe aus

doch nur in den obersten Teilen sichtbar geworden wäre, während das Portal des Ottheinrichsbaues schon wegen seiner erhöhten Lage eine reichere Ausbildung gebieterisch verlangte.

Am auffallendsten weicht aber die Formenbehandlung beider Bauten voneinander ab. Dort zumeist zierliche »antikische« Ornamentik, die selbst bei eigenartiger Verarbeitung ihre Vorbilder an den Denkmälern oberitalienischer Frührenaissance nicht verleugnet, hier im Geiste der damals bei uns herrschenden »Schweifbüchlein« derbes Kartuschen- und Volutenwerk sowie zahlreiche Motive, welche ihre Herkunft aus den Werkstätten der Schmiede, Tischler und Sattler nicht verleugnen; dort die Details gewissermaßen organisch den einzelnen Bauteilen zu ganz bestimmtem Ausdruck an hergebrachten Stellen angefügt, hier dieselben meist willkürlich den Flächen und Profilen vorgeheftet und noch dazu in solcher Fülle verwendet, daß der ohnehin unruhige Eindruck dadurch nur noch vermehrt wird. Besonders unschön wirkt in dieser Hinsicht das auf den Schrägen der Fenstergiebel lagernde Rollwerk; überladen sind aber auch die stark verjüngten Pfeiler mit den Frucht-



Fig. 314. Statue Ottheinrichs am Friedrichsbau.

schnüren zwischen Löwenköpfen oben am Halse und mit dem Kartuschenwerk an und über den Postamenten.

Alles in allem: beide Fassaden in ihrer Art gleich vollendet, Musterbauten der Renaissancekunst auf deutschem Boden.

Nicht wenig zur künstlerischen Wirkung des Baues Friedrichs IV. trägt der von Seb. Götz herrührende figürliche Schmuck bei. Es würde zu weit führen, ausführlich in eine Beschreibung und Würdigung dieser »fürstlichen Bilder« einzutreten, wie ich in meiner Studie über den Bildhauer des Friedrichsbaues im II. Bande der Mitteilungen des Schloßvereins versucht habe; darum nur einige kurze Erläuterungen.

Die Wahl des Gegenstandes und die Auswahl der einzelnen Persönlichkeiten aus der Ahnenreihe des Wittelsbacher Hauses geht offenbar auf den Kurfürsten selbst zurück, der sich dabei der Mitwirkung seines gelehrten Freundes, des Rechtsgelehrten und Historikers Marquard Freher (gestorben 1614), bedient haben wird. Die Reihenfolge beginnt zuoberst links am westlichen Zwerchgiebel und erstreckt sich buchzeilenweise bis herab zu der links neben dem Durchgange befindlichen Statue des Erbauers. Die durch Aufschrifttafeln bezeichneten Persönlichkeiten sind: I. Reihe: 1. Carolus Magnus 813 (damals gewöhnlich, wenn auch fälschlich, als Ahnherr des Wittelsbacher Hauses angeführt); 2. Otto Wittelsbach 1184 (der Freund Barbarossas und Gründer der Wittelsbacher Hausmacht in Bayern); 3. Ludovicus I Elector 1294 (gemeint ist Ludwig I., der 1214 mit der Pfalz bei Rhein belehnt wurde und somit die Wittelsbacher auf den Thron von Kurpfalz geführt hat); 4. Rudolphus 1319 (der Gründer des unteren Schlosses auf dem Jettenbühl). II. Reihe (lauter Kaiser und Könige des Hauses): 5. Ludovicus Imperat. 1313 (Ludwig der Bayer, der 1313 zum deutschen König gewählt wurde, der Bruder und Hauptgegner des vorangehenden Rudolf); 6. Rupertus Rex Rom. 1410 (der Stolz des Hauses, der Erbauer des »Ruprechtsbaues«); 7. Otto Rex Hungariae 1312 (der schwächliche Sproß einer Nebenlinie, der vorübergehend zum König von Ungarn gewählt worden war und seine Aufnahme hier offenbar nur dem Königstitel zu verdanken hat); 8. Christoph Rex Daniae 1519 (Herzog von Bayern, als Schwestersonn des Schwedenkönigs Erich X. von Pommern 1439 von den Dänen zum König gewählt). III. Reihe: 9. Rupertus senior 1390 (der Gründer der Heidelberger Universität, einer der bedeutendsten Fürsten seines Zeitalters [s. Abbildung Fig. 315]); 10. Fridericus Victor. 1476 (der Pfälzer Fritz, der Sieger von Seckenheim, gleich bedeutend als Regent wie als Feldherr); 11. die Statue des Fridericus (II.) 1556, des ritterlichen Pfalzgrafen und Anhängers der Habsburger, des Erbauers des Saalbaues, ist seit der Beschießung durch die Schweden am 20. Mai 1633 nur noch in ihren unteren Teilen vorhanden. Der leider stark beschädigte Kopf und Reste von den oberen Teilen in den städtischen Sammlungen; 12. Otto Henricus 1559 (der Humanist auf dem Pfälzer Thron, der Reformator des Landes und



Fig. 315. Statue Ruprechts I. am Friedrichsbau.

der Universität, der letzte Sproß der alten Wittelsbacher Kurlinie [s. Abbildung Fig. 314]). IV. Reihe: 13. Fridericus Pius 1576 (der erste Kurfürst aus dem Hause Simmern, ein frommer und wohlwollender, aber zu sehr von den Pfaffen beeinflusster Herrscher); 14. Ludovicus 1583 (Ludwig VI, der schwärmerische Lutheraner, der bereits im 44. Lebensjahre starb); 15. Joannes Casimirus 1592 (der streitbare Administrator von Kurpfalz während der Unmündigkeit Friedrichs IV., der Schöpfer des Faßbaues); 16. Fridericus 1607 (der Bauherr selbst, damals 33 Jahre alt).

Die Auswahl der Figuren kann als eine glückliche nicht bezeichnet werden. Ludwig V., der große Schloßbauherr, fehlt, und statt dessen erscheinen Persönlichkeiten, wie der Ungarn- und Dänenkönig, lediglich wie Reklamehelden eingefügt. Auch hinsichtlich der beigesetzten Jahreszahlen läßt sich, von den zahlreichen Irrtümern abgesehen, kein bestimmtes Prinzip in der Auswahl erkennen; meist bezeichnen sie das Todesjahr des betreffenden Fürsten.

Diese Unzulänglichkeiten treten jedoch der hohen künstlerischen Vollendung der Ahnenreihe gegenüber völlig in den Hintergrund. Es ist nicht anzunehmen, daß der jugendliche Meister ganz unvorbereitet an eine derartige Aufgabe herantreten ist; beruft er sich doch auch selbst bei den Verhandlungen darauf, daß er »zu München bereits habe helfen fürstliche Bilder machen«. Mit sicherem Gefühl ist die ganze Arbeit angepackt, mit bewunderungswürdiger Meisterschaft in der verhältnismäßig kurzen Zeit von drei bis vier Jahren vollendet worden. Schoch und Götz waren kongeniale Naturen. Von der derben Charakteristik der Bauformen ist etwas in die kräftigen Wittelsbacher Recken übergegangen; die Anpassung des Figürlichen an das Architektonische ist unübertrefflich.

Man denke sich die markigen Gestalten des Friedrichsbaues mit den schwächlichen Figuren des Ottheinrichsbaues vertauscht, und die Wirkung beider Fassaden ist dahin.

Die Nischen des Friedrichsbaues sind offenbar zu klein geworden für die Reckengestalten, die sie aufnehmen sollten. Es ist deutlich zu sehen, wie die Vorderseiten der Konsolen, auf denen dieselben stehen, nachträglich »vorgeschuht« worden sind, um genügenden Standraum zu geben. Also auch hier die Enge, die wir in bezug auf die architektonische Entwicklung der Einzelteile am Bau als charakteristisch hervorgehoben haben, dasselbe Überquellen der Kraft aus dem gegebenen Rahmen heraus.

Auch im einzelnen verdient die Arbeit des Churer Bildhauers alles Lob. Welche Auffassung der Persönlichkeiten eines Otto von Wittelsbach, Rupertus senior oder eines Fridericus Victoriosus (s. Abbildung Fig. 316); welche Charakterisierung bei dem Ungarnkönig; welche Hoheit in der Erscheinung eines Ludwig des Bayern oder König Ruprecht! Dabei eine natürliche Abwechslung in den Stellungen und Bewegungen und eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes. Die Behandlung des Stofflichen erscheint hier und da etwas massig, aber im ganzen doch gut und übersichtlich in der Faltengebung. Nicht am wenigsten Lob verdient die Ausarbeitung der Köpfe, besonders in der unteren Reihe, wo es sich um Porträts handelt. Man trete näher heran, und man wird staunen über das Leben in dem Antlitz eines Fridericus Pius und Ludovicus VI. Selbst arge Verstümmelungen, wie z. B. im Gesicht des erstgenannten, haben den lebensvollen Eindruck nicht ganz zu zerstören vermocht.

Dazu kommt die vollendete technische Ausführung, die ganz vergessen macht, daß wir es nicht mit kostbarem Marmor, sondern gewöhnlichem Heilbronner Keuper zu tun haben. Mit erstaunlicher Sicherheit und Feinheit sind die Einzelheiten an Kronen und



Fig. 316. Statue Friedrichs des Siegreichen am Friedrichsbau.

Hüten, an Kleidern und Rüstungen, Waffen und Zierstücken herausgehauen. Wie mühsam die Arbeit war, erkennt man am besten an den Brokatmustern der großen Mäntel und am Schnürrocke des Ungarnkönigs. Die Vergoldung der Statuen, von der wir in den erwähnten Akten hören, erstreckte sich nicht auf die ganze Figur, sondern, wie

die vorhandenen Reste beweisen, nur auf besondere Teile der Rüstungen und Waffen, auf die Kronen, Zepter u. dgl. Natürlich, daß die jetzt in der Kapelle ebenerdig aufgestellten Originale ebensowenig zu ihrem Recht kommen, wie die Colinsschen Originale im Ruprechtsbau. Beide Bilderreihen sind auf die Wirkung am Bau berechnet. Immerhin

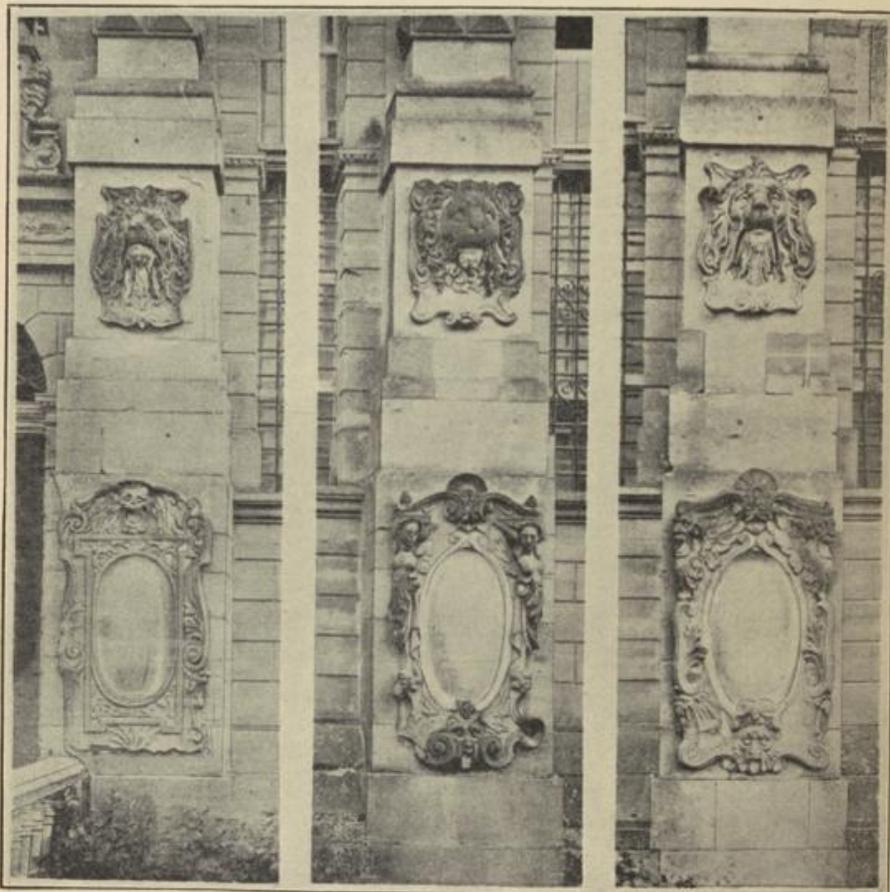
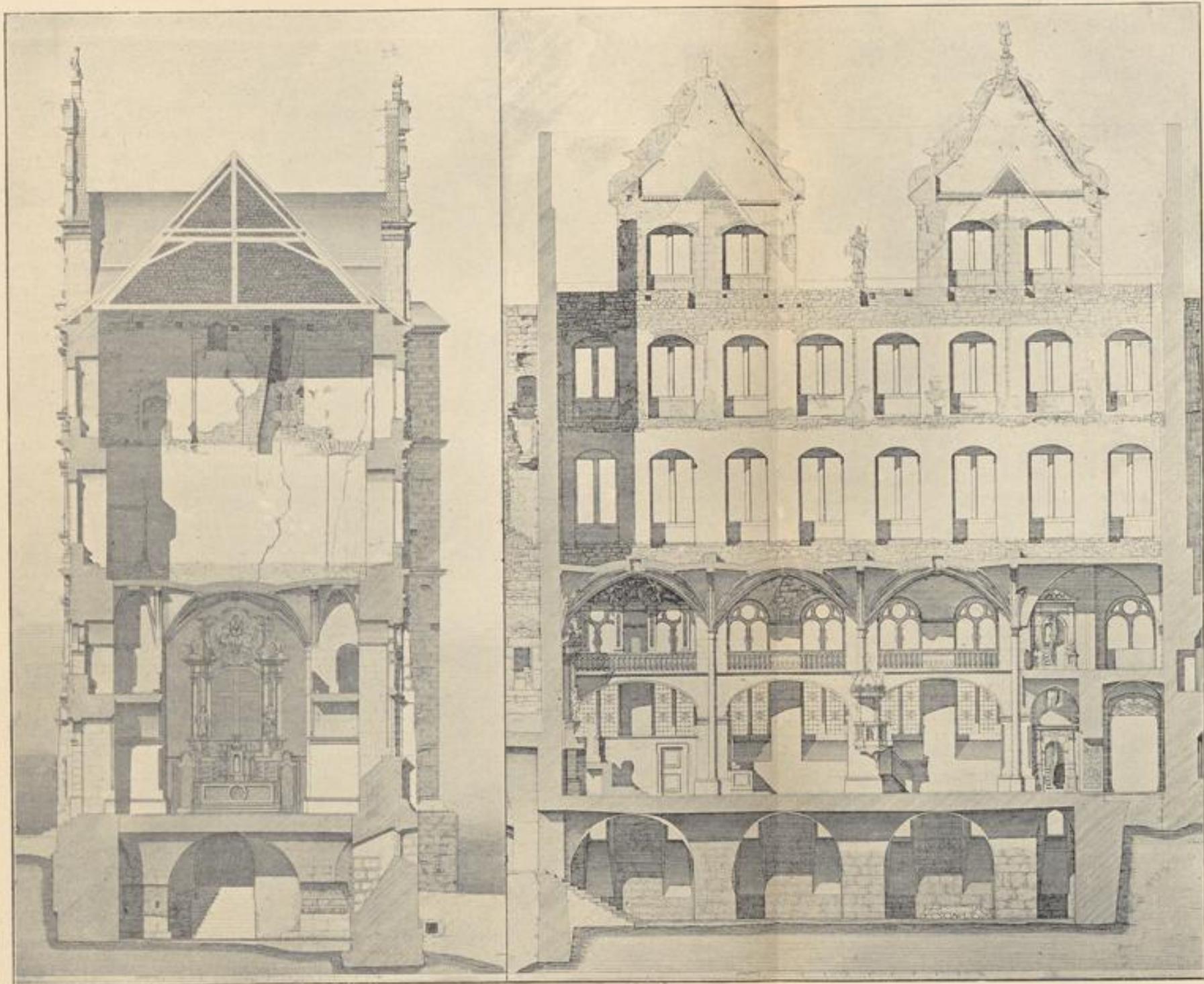


Fig. 317. Ziertafeln und Löwenköpfe an der Nordseite des Friedrichsbaues.

vertragen die Göttschen Statuen noch eher eine nahe und isolierte Betrachtung, ja lassen sogar hierbei erst manche Feinheiten der Ausführung erkennen.

Außer den Statuen in den Nischen des Friedrichsbaues rühren nachweislich, wie wir gesehen haben, von unserem Künstler auch noch die weniger gelungenen Figuren der Justitia oben zwischen den Zwerchhäusern beider Fassaden und die Genien auf den Giebeln her, ferner die acht Wappen in den Giebeln, die großen Löwenköpfe unten an den Pfeilern, die unterhalb derselben angebrachten Ziertafeln und die »Mannsbildköpfe« (es sind freilich auch weibliche Köpfe darunter), welche aus den Giebeldreiecken über den Fenstern der Hofseite in so sonderbarer Weise herausragen. Alle diese dekorativen



Band VIII², Zo Seite 488.

Fig. 318. Querschnitt und Längsschnitt des Friedrichsbaues.
(Nach Koch und Seitz.)

Badische
Landesbibliothek

Arbeiten sind ebenfalls in grauem Keuper gefertigt und in derselben kernigen und wirkungsvollen Weise behandelt wie die Statuen in den Nischen. Götz zeigt sich auch hierin auf der Höhe seiner Kunst. Unter den Köpfen in den Giebeldreiecken der Fenster sind einige wahre Prachtstücke, die an ihrem Ort leider nicht gebührend zur Geltung kommen. Einen Teil derselben möchte man für Porträts halten, so lebensfroh schauen sie auf uns herunter. Zu den schönsten gehört ein weiblicher Kopf links in der zweiten Reihe, ein wahres Sibylengesicht.

Die erwähnten Zierrafeln (s. Abbildung Fig. 317) zeigen eine von der übrigen Formgebung am Bau durchaus abweichende Behandlungsweise des Ornamentalen. Götz vermeidet die Kartusche, das Sattler- und Schmiedewerk, mit dem Schoch zu operieren liebte; er verwendet vielmehr jene schönen üppigen Barockformen, bei denen der Zusammenhang mit der Antike noch nicht ganz verloren gegangen erscheint. Eine unerschöpflich sprudelnde Phantasie läßt ihn dabei stets neue Kombinationen ersinnen, so daß, trotz der allgemeinen Übereinstimmung des Grundmotivs, keine einzige dieser als mustergültig zu bezeichnenden Zierrafeln der anderen völlig gleich ist; ebenso die kräftig profilierten Löwenköpfe, die so recht die Energie seines Meißels bewundern lassen. Wir wissen aus den Bauakten, daß Götz sich bei allen diesen Arbeiten am Friedrichsbau einer Anzahl Gesellen zur Hilfeleistung bediente; da aber nirgends eine Ungleichheit der Arbeit störend ins Auge fällt, so ist anzunehmen, daß der Meister die Gesellenarbeiten sorgfältig überwacht und die letzte Hand zumeist selbst angelegt hat. Als Werkstatt war ihm, wie bereits erwähnt, der Königssaal im Frauenzimmerbau eingeräumt worden.*)

Altan mit Torhalle

In unmittelbarem Anschluß an die Errichtung des Friedrichsbaues ist der Altan entstanden, der vor die ursprüngliche Wehranlage heraustritt und in seinem Unterbau die Torhalle mit dem darin liegenden neuen Aufstieg enthält.

Wie die Nachforschungen des Schloßbaubureaus ergeben haben, hat bereits vorher (unter Joh. Casimir?) eine Verlegung des früher an der Ostseite des Schlosses emporführenden Weges durch Anlage eines an der Westwand des Zeughauses direkt emporsteigenden und heute noch vorhandenen neuen Burgweges stattgefunden. Dieser führte zu einem zweigeschossigen Torbau mit abgerundetem westlichem Abschluß, innerhalb dessen oben zwei langgestreckte, mit Kreuzgewölben überdeckte Räume lagen. Der Weg bog innerhalb derselben scharf nach Süden um und führte direkt mittels Stufen (?) zum Eingange östlich neben dem Friedrichsbau empor (s. oben S. 470). Zwischen diesen beiden Räumen der Torburg lag das Burgtor. Der westlich anstoßende große (abgerundete) Raum war mit Scharten zur Bestreichung des Burgweges versehen. Das mit Bohlen abgedeckte Untergeschoß hatte dieselbe Einteilung. Durch Entfernung des Bohlenbelags konnte der darüber liegende Eingang unpassierbar gemacht werden.

War dieser Anlage bereits ein Teil der alten Nordwehr zum Opfer gefallen, so benutzte die neue, sich westlich anschließende Anlage Friedrichs IV. den Rest der alten

*) Vorstehende Würdigung des Baulichen und Figürlichen am Friedrichsbau ist größtenteils wörtlich dem vom Verfasser i. J. 1891 herausgegebenen, zurzeit in 2. Auflage vergriffenen bau- und kunstgeschichtlichen Führer durch das Heidelberger Schloß entnommen, der binnen kurzem in 3. Auflage bei J. Hörning in Heidelberg wieder erscheinen wird.

Wehrmauer, indem sie ihre drei großen Quermauern, auf denen die Tonnengewölbe des neuen Aufganges ruhen, stumpf gegen dieselbe anstoßen ließ. Anstatt des Knickes nach Süden innerhalb der Torburg wurde innerhalb dieses Neubaues eine bequemer emporführende Schleife nach Westen angelegt. Zu diesem Zweck mußte die Westwand der Torburg durchbrochen und eine Verbindung mit der neuen Torhalle geschaffen werden, die über den unteren Gewölben eine mäßig ansteigende Bahn enthält und vorn durch große Rundbogenöffnungen erhellt wird. Ihre Kreuzgewölbe werden von Halbsäulenvorlagen mit toskanischen Kapitälern getragen, die sich der Steigung entsprechend allmählich verkürzen. Der südliche, hintere Raum der älteren Torburg erhielt eine Abschlußmauer mit Fenster nach dem neuen Durchgang und einer Tür nach der Torhalle zu, so daß er als Wachtlokal benutzt werden konnte. An die Torhalle westlich schließen sich, von derselben aber nicht zugänglich, zwei überwölbte Räume an, von denen aus Schießscharten in die Torhalle hineinschauen. Ein dritter Raum südlich dahinter ist von dem zwischen Friedrichsbau und Altan liegenden Zwinger bzw. Burgweg aus zugänglich. Offenbar hat es sich hierbei um Unterkunftsräume für Wachen gehandelt. Die ganze, so vergrößerte Baulichkeit erhielt oben in einer Länge von über 40 m und in einer Breite von über 11 m eine flache Terrasse, den sogenannten Altan, mit Säulenbaluster und übereck gestellten Erkern an beiden Enden. Dahinter zieht sich der Burgweg, nachdem er die Torhalle verlassen, nach Osten umbiegend, im Zwinger vor der Nordfront des Friedrichsbaues in einer Breite von über 8 m herauf.

Zum Ersatz der alten durch diese Anlage zerstörten Nordwehr wurde die jetzt als Altangarten bezeichnete Aufschüttung vor dem Altan vorgenommen und hier der Raum zur Anlage einer Nordbatterie gewonnen, die aber nur vorübergehend als solche benutzt worden zu sein scheint (s. oben S. 469). Von diesem Garten gelangt man ins Untergeschoß der alten Torburg und schaut hinein in die drei vorn offenen Gewölbe-substruktionen des Altans mit der Wehrmauer des 15. Jhs. im Hintergrunde und deren teilweise vermauerten Schießscharten.

Burgwegmauer

Die *Stützmauer*, an welcher weiter unten der alte Burgweg von der Stadt sich heraufzieht, enthält vier Inschrifttafeln:

1. Pfaltzgraf Friderich Churfürst bauet mich 1552. D(e) C(oelo) V(ictoria)
2. Pfalzgraf Carl Ludwig Churfürst bauet mich 1651
3. Pfaltz Graf Carl Theodor Churfürst reparirte mich 1751
4. Kurfürst Carl Friederich v. Baden bauet mich aufs neue 1805. E. D.

Die Mauer ist mit ihren alten Inschriften aus dem Material der älteren Mauer i. J. 1805 fast ganz neu aufgeführt worden. Am obersten Teile finden sich zwei Architekturreste eingemauert, die nach K. Schäfer (vgl. oben S. 375) noch von der romanischen Burg des Kehlheimers herkommen sollen.

Der Englische (Elisabeth-) Bau

Als Friedrich V. nach seiner Verlobung mit Elisabeth Stuart, noch unmündig, i. J. 1612 (s. unten die Jahreszahl) den Plan gefaßt haben mag, für die englische Königstochter, mit der er am 14. Juni 1613 eine in Bild und Schrift vielgefeierte joyeuse entrée in Heidelberg gehalten hatte (s. W. Waldschmidt, Altheidelberg und sein Schloß, Jena 1909,

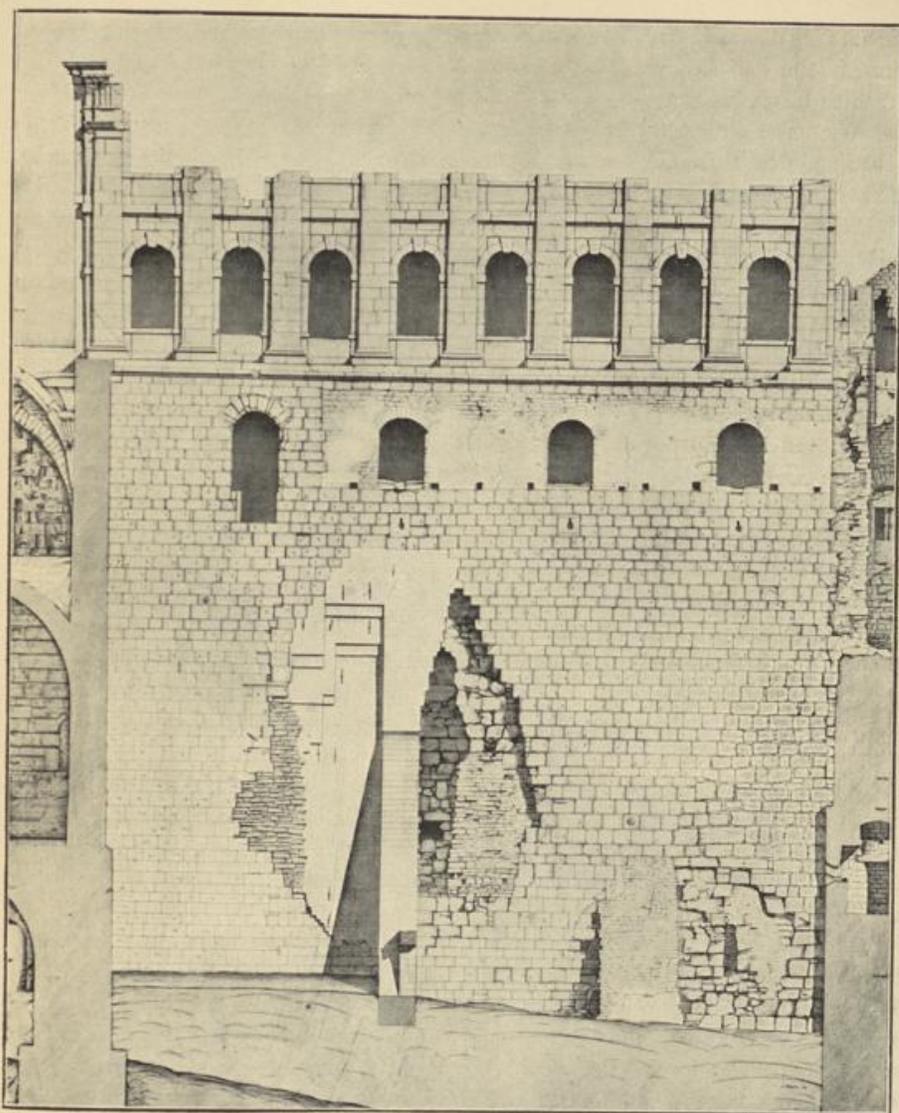


Fig. 319. Der Englische (Elisabeth-) Bau.
(Nach Koch und Seitz.)

S. 190 ff.), einen neuen Palast »ins Werk zu setzen«, fand er im Ringe der Schloßbauten weder einen freien Platz mehr, noch auch eine auffällige ältere Baulichkeit vor, die, wie die alte Rupertinische Kapelle, durch einen Neubau hätte ersetzt werden können. Die bestmögliche Baustelle außerhalb des alten Ringes bot der alte Nordwall Ludwigs V., dessen gewaltige Mauern die nötige Sicherheit für den Aufbau eines mehrstöckigen Palastes boten. Der anschließende Dicke Turm bot zugleich wie beim Gläsernen Saalbau der Glockenturm und beim Ottheinrichsbau der Apothekerturm die Möglichkeit eines

Ausbaues für Wohnzwecke, und nicht in letzter Linie mag der Umstand ausschlaggebend gewesen sein, daß sich von hier eine entzückende Aussicht ins Flußtal und nach den Bergen zu bietet.

Wie unser Grundriß (Fig. 267) zeigt, klappte damals zwischen dem neu errichteten Faßbau und dem tiefer liegenden trapezförmigen Vorsprunge des Nordwalls eine Lücke, die zunächst vorn ausgefüllt werden mußte, um den Unterbau für eine vom Faßbau bis zum Dicken Turm durchgehende Front zu gewinnen. Vom Altangarten ist diese spätere Verlängerung des Nordwallvorbaues jenseits des im 18. Jh. angebrachten Strebepfeilers (s. Abbildung Fig. 319) unschwer an der andersartigen Bearbeitung der Quader und an den ganz anders gearteten Steinmetzzeichen (Buchstaben) zu erkennen. Um diesen tiefer liegenden trapezförmigen Vorbau des Nordwalls auf die Höhe des dahinter liegenden Teiles zu bringen und ein gleiches Niveau für den Aufbau des Palastes zu schaffen, wurde eine Erhöhung der Vorderfront um fast 4 m erforderlich. Der so entstandene Raum wurde eingewölbt und mit vier großen Fenstern versehen, von denen die drei westlich gelegenen direkt über den alten noch in der Mauer sichtbaren Schlüsselscharten angeordnet sind. Das vierte Fenster liegt in dem neu aufgeführten Anschlußteile. Als Eingänge dienen die beiden oben (S. 416) erwähnten, alten spitzbogigen Türen, die einst auf den Vorbau geführt haben. Wer der Baumeister Friedrichs V. bei diesem Neubau gewesen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Daß Joh. Schoch als solcher nicht in Frage kommen kann (s. oben S. 476), steht für mich außer Zweifel. Eine solche vollkommene künstlerische Umwandlung, wie sie beim Meister des kraft- und formenstrotzenden Friedrichsbaues voraussetzen sein würde, wenn er bald darauf den in palladiesker Großzügigkeit auf Fernwirkung berechneten und aller Detailfreude baren Englischen Bau errichtet haben sollte, ist undenkbar, trotzdem Schoch damals neben Salomon de Caus nachweislich noch in kurfürstlichen Diensten gestanden hat. Für seinen Neubau hat Friedrich V. wahrscheinlich einen auswärtigen Architekten, Engländer oder Franzosen, herbeigerufen. Im Gegensatz zu M. Haupt kann ich nämlich nichts spezifisch Deutsches an den Fassaden entdecken, außer der Anlage der Zwerchhäuser, die nach dem Muster derer des Friedrichsbaues, ebenso wie die des Ottheinrichsbaues und des Frauenzimmerbaues, eine gewisse Einheitlichkeit in die verschiedenen Bauten bringen sollten. Die Vollendung des Baues wird das fürstliche Paar noch erlebt haben, ehe »Pfalz gen Böhmen zog«, im Oktober 1619. Im Dreißigjährigen Kriege hat, den Bauakten zufolge, der Palast nur wenig gelitten; erst der Orléanssche Krieg hat auch ihn in Trümmer gelegt und in den Zustand versetzt, in dem er jetzt, die kahlen Mauern gen Himmel streckend und bis auf den Nordwall herab ausgebrannt, erscheint.

Der Englische Bau besteht aus zwei 5,0 m breiten und 5,2 m hohen Stockwerken und einem Dachgeschoß mit Zwerchgiebeln. Ein breites Gesimsband trennt auf der Vorder- und Hinterfront den Palast von dem ihm als Unterbau dienenden ehemaligen Nordwall. Soweit die vorhandenen Anschlußspuren der Zwischenwände erkennen lassen, lag an der Nordseite der Korridor, von dem die nach Süden gelegenen vier (?) Wohnräume aus zugänglich waren (s. a. Mitteilungen des Schloßvereins I, 180). Der Zugang erfolgte von einer im Winkel zwischen Frauenzimmerbau und Faßbau neu errichteten geräumigen Wendelstiege aus, die in einen Vorplatz mündete und zugleich auf den Altan des Faßbaues führte. Auch im Westen scheint ein Gang gelegen zu haben, in den das Portal vom Westwall aus mündete und von dem aus man in den

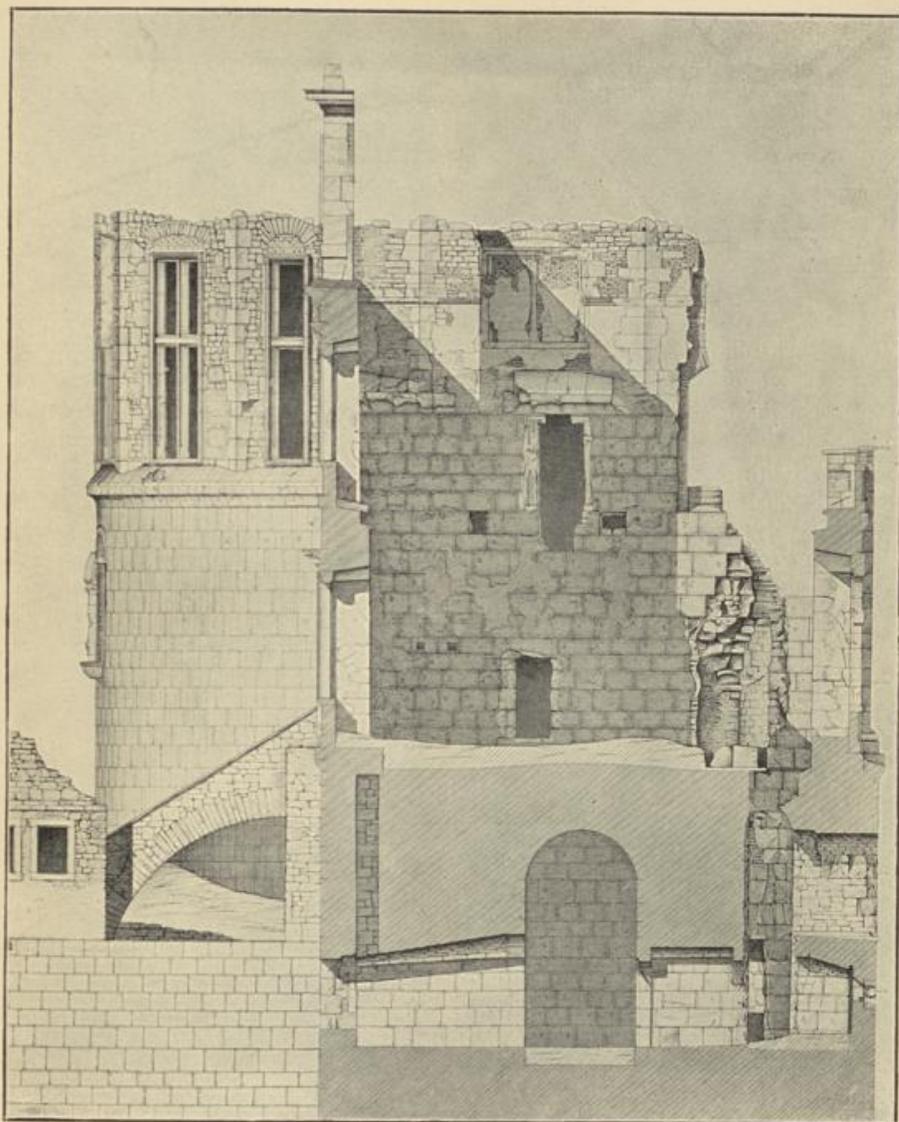


Fig. 320. Querschnitt durch den Englischen Bau.
(Nach Koch und Seitz.)

Dicken Turm gelangte. Von der reichen ehemaligen inneren Ausstattung zeugen nur noch Reste der Stuckdekoration in Fensternischen der Südseite.

Die Außenarchitektur der in Quadern ausgeführten Nordseite zeigt eine energische Vertikalgliederung durch neun über beide Stockwerke hinauf reichende Pilaster, zwischen denen die rundbogig geschlossenen Fenster, nur durch ein breites Gurtband getrennt, etwas eng eingekellt sitzen. Durch Verkröpfung der über den Pilastern liegenden Teile

des Hauptgesimses war die Vertikale nochmals besonders betont und eine direkte Verbindung mit den Pilastern hergestellt, welche die Zwerchhäuser gliedern. Die Formgebung dieser oberen Teile ist nur aus den alten Abbildungen zu ersehen, da die Frontmauer bis auf Brüstungshöhe der Fenster des zweiten Obergeschosses eingestürzt ist. Nur ein Rest des Hauptgesimses ist an der Nordostecke noch erhalten und zeigt über dem toskanischen Pilasterkapitäl Architrav, Triglyphenfries und kräftig ausladendes Gesims. Trotz völligem Verzicht auf ornamentalen Schmuck muß diese klar disponierte Fassade auf dem hohen ungliederten Unterbau einen äußerst vornehmen Eindruck gemacht haben. Die Rückseite ist wesentlich einfacher, ohne Pilastergliederung, in Putzbau gehalten. Die beiden Fensterreihen, ebenfalls durch ein Gurtband getrennt, zeigen horizontale Verdachungen mit Gewändeohren. Hier ragt auch noch das Hauptgeschoß der beiden Zwerchhäuser oberhalb des kräftig ausladenden Hauptgesimses zum Himmel empor. Die Jahreszahl, welche sich in der Umrahmung des vom Westwall in das erste Geschoß des Englischen Baues hinein führenden Portals befindet und von Koch und Seitz als 1612 entziffert worden ist, mag den Baubeginn angeben.

Festsaal des
Dicken Turmes

Unmittelbar nach der Errichtung dieses Palastes ist die Umgestaltung des obersten Teiles des Dicken Turmes zu einem *Festsaal* erfolgt, für welchen offenbar auf dem Nordwall kein Raum vorhanden war. Hierüber meldet die Bauinschrift auf der Südseite des Turmes:

LVDOVICVS · COM · PAL · R · ELEC · DVX · BAVAR ·
MOLEM HANC · EXTRVXIT · A · C · MDXXXIII ·
FRIDERICVS · V · COM · PAL · R · ELEC ·
S · R · I · VICARIVS · BAVAR · DVX ·
AD ZONAM · VSQ · DESTRVXIT ·
REFECIT · FORNICIBVS · DISTINXIT ·
COENACVLI ALTITVDINI XXXIII · PED · ADDIDIT ·
COLVMNAM · TOTIVS TECTI · MOLEM · SVSTINENTEM ·
E · MEDIO · SVSTVLIT ·
IMMOTO · INCORRVPTOQVE · TECTO ·
HAEC · MONVMENTA · POSVIT ·
A · S · MDCXIX ·

Auf deutsch: »Ludwig Pfalzgraf bei Rhein, Kurfürst und Herzog zu Bayern, hat diese Baumasse aufgeführt im Jahre des Herrn 1533. Friedrich V. Pfalzgraf bei Rhein, Kurfürst, Vikar des Heiligen Römischen Reiches, Herzog zu Bayern, hat dieselbe bis zum (jetzigen) Hauptgesims abgebrochen, neu errichtet, mit gewölbter Decke versehen, die Höhe des Speisesaales um 33 Fuß vergrößert, die in der Mitte die Last des ganzen Daches tragende Säule, ohne das Dach abzunehmen und zu beschädigen, entfernt und diese Bildwerke setzen lassen im Jahre des Heils 1619.«

Wie unsere Abbildung (Fig. 320) zeigt, hat der Abbruch des obersten Teiles des Turmes fünf Schichten betragen, so daß man vom oberen Geschoß des Englischen Baues ebenerdig in den neuen Speisesaal gelangen konnte. An Stelle der beiden untersten abgebrochenen Schichten ist außen ringsum unter Verwendung der alten Steine ein aus Hohlkehle, Platte und Schräge bestehendes neues Gesims herumgeführt worden, auf dem die großen vierteiligen Fenster aufsitzen in den Wänden des neu aufgeführten Sechzehn-

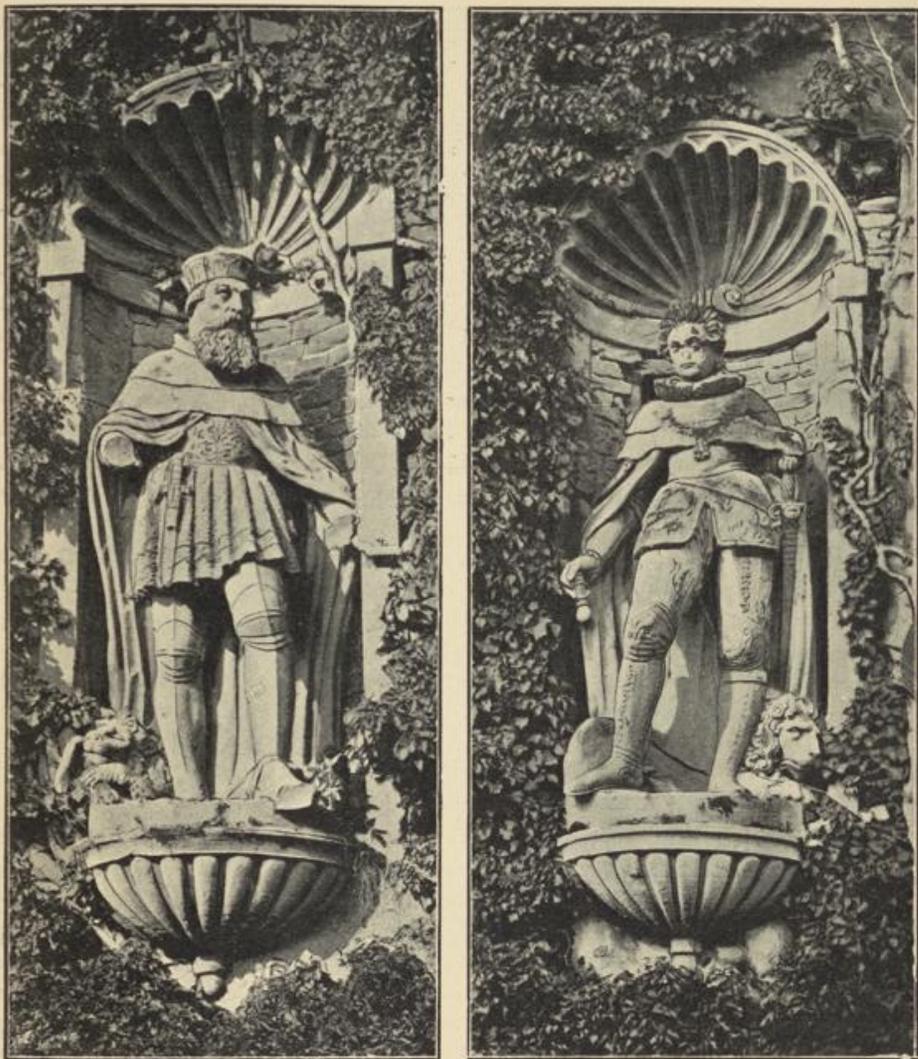


Fig. 321. Statuen Ludwigs V. und Friedrichs V. am Dicken Turm.

ecks, die diesen einzigartigen Festraum umschließen. Ein Stück des Hauptgesimses, über dem sich einst der niedrige Aufbau Ludwigs V. erhob, ist in seiner ursprünglichen Lage oberhalb der erwähnten neuen Eingangstür 2,23 m über dem neuen Hauptgesimse erhalten. Darüber sitzt noch ein zugemauertes zweiteiliges Fenster in der Mauer des ehemaligen Aufbaues. Die Umfassungsmauern des neuen Obergeschosses sind wenig über 1 m stark, wodurch die lichte Weite des Turmes hier oben auf fast 26 m gesteigert worden ist.

Wir kennen den Architekten, der das in obiger Inschrift erwähnte technische Meisterstück ausgeführt, d. h. ohne das Dach herunterzunehmen, die Höhe des Speisesaales um

33 Fuß vergrößert hat, einesteils durch die erwähnte Tieferlegung des Fußbodens und anderseits nach Entfernung der mittleren Stütze durch Errichtung hölzerner Gewölbe, die am Dachstuhl aufgehängt gewesen sein werden. Es ist ein sonst unbekannter Baumeister Peter Carl von Nürnberg. Wie Sandrart (Teutsche Akademie etc. 1675) berichtet, hat der Kurfürst diesen Meister i. J. 1616 für diese Arbeit »expresse zu sich berufen«. Er fügt hinzu, daß die »beyde Baumeistere Salomon de Chaus und Johann Schoch ihm dies nicht zugetraut hatten«. Dieser durch seine Lage und Aussicht ausgezeichnete und im Grundriß und Aufbau ganz eigenartige Saal, welcher mit seinen rund 530 qm Grundfläche nur wenig kleiner war als der Königssaal des Frauenzimmerbaues, scheint später (1671) auch als Theatersaal gedient zu haben (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 200), bis unter den Händen der französischen Mineure das gewaltige Bollwerk auseinander barst.

Das Äußere ist schmucklos. Der Umstand, daß der hohe, im unteren Teile etwas geschweifte sechzehneckige Turmhelm mit seinen zahlreichen kleinen Gauben auf dem Krausschen Stiche ganz so wie auf dem Bilde im Thesaurus picturarum (Z. 23) erscheint, bestätigt die Richtigkeit der Bauinschrift, wonach das Dach beim Umbau nicht verändert worden ist.

Die Statuen der beiden Bauherren, welche die Inschrifttafel an der Südseite des Turmes flankieren (s. Abbildung Fig. 321), sind zweifellos Arbeiten des Seb. Götz und von diesem gelegentlich seines Aufenthaltes in Heidelberg zum Zwecke der Herstellung des Grabmals Friedrichs IV. (s. oben S. 475) angefertigt worden. Als künstlerische Leistungen sind sie minderwertig, wiewohl die Charakterisierung des bärtigen, ernsten und gereiften Mannes gegenüber dem knabenhaften, weichlichen Jünglinge in den Personen Ludwigs V. und Friedrichs V. trefflich gelungen erscheint.

Stückgarten und Elisabeththor

Die Umwandlung des alten Stückgartens Ludwigs V. zu einem Lusthaine für die Kurfürstin, unter Wegnahme der Tablettmauer und Ersatz derselben durch einen Baluster, hatte zunächst die Errichtung eines in Polygonform sich um das Rondell und weiterhin am Fuße der Mauer und um den Dicken Turm herum ziehenden Außenwerks zur Folge. Als Abschluß des Gartens im Norden entstand außerdem eine mit Schießscharten versehene Mauer, welche den Eingang zum Englischen Bau deckte, als Abschluß im Süden ebenfalls eine Mauer, an welche sich das Vogelhaus anlehnte und als deren Eingang die Elisabethpforte diente. Diese südliche Mauer und das Vogelhaus, das bei Merian als ein ziemlich großes, auf fünf Bogen ruhendes Gebäude mit zwei Lichtöffnungen im Dach erscheint, sind bis auf etwas Mauerwerk von der Nordwestecke verschwunden; es steht nur noch, leidlich gut erhalten, die i. J. 1615 errichtete Elisabethpforte einsam inmitten der modernen Anlagen und unter den Bäumen, in deren Schatten Goethe so gern gewandelt ist (s. Inschrifttafel vorn an dem Mauerrest). Der Überlieferung zufolge ist dieses eigentümliche, einem antiken Triumphbogen nachgebildete Prachtthor (s. Abbildung Fig. 322) innerhalb einer Nacht zur Überraschung der englischen Königstochter hier errichtet worden. Einigermaßen sonderbar wirken die auf beiden Seiten der großen rundbogigen Durchfahrt auf niedrigen Basementen aufgestellten Säulenpaare in Form von Baumstämmen mit zahlreichen abgehauenen Astansätzen und einer tippigen Umrankung von Weinlaub und Efeu mit allerlei Getier dazwischen. Auch die



Fig. 322. Elisabeththor.

Kapitäl mit ihrer doppelten Reihe von Blättern und Blüten stimmen schlecht zu der übrigen ziemlich streng klassizistischen Architektur des Bauwerks. Auf einer Tafel über der Mitte zwischen zwei flach gelagerten Voluten befindet sich die Inschrift:

FRIDERICVS · V · ELISABETAE · CONIVGI · CARISS · A · C · MDCXV · F · C ·

Die erwähnte Abschlußmauer im Norden vor dem Dicken Turm und Elisabethbau war mit Schießscharten versehen. Ein Tor, das zu einer Art Fallbrücke führte, ver-

mittelte den Zugang zum Elisabethbau. »Unter der Tür ist eine Öffnung, wo man die Falsen, in denen die Tür auf und ab geschoben werden konnte, sehen kann, und gleich hinter ihr ist ein Gang, der ursprünglich als Verbindungsgang, zugleich aber auch zur Aufstellung der Maschinerie, vermittle deren man die Tür und Brücke in Bewegung setzen konnte, gedient haben mag« (Metzger S. 33). Der Raum zwischen Mauer und Turm war bedacht und mag als Wachtlokal gedient haben.

Inschriststein

Im Stückgarten steht eine *Steinplatte* mit folgender Inschrift: ANNO MDCLXXXI DEN XII JANVARIII VOM SCHLOSS AVF DIESEN ORT HAT WIDER ALLES HOFFEN AUS STÜCKEN CHVRFÜRST CARL MIT KVGEL KVGEL TROFFEN. Nach Metzger hat dieses Denkmal, das die wunderbare Schießleistung des Kurfürsten Karl kündigt, ursprünglich östlich am Friesenberge, vielleicht im sogenannten Hasengarten (s. unten), gestanden und ist wahrscheinlich vom »bürgerlichen Artilleriekorps«, dem der Stückgarten seit Anfang des 18. Jhs. zur Benutzung überlassen worden war, hierher versetzt worden.

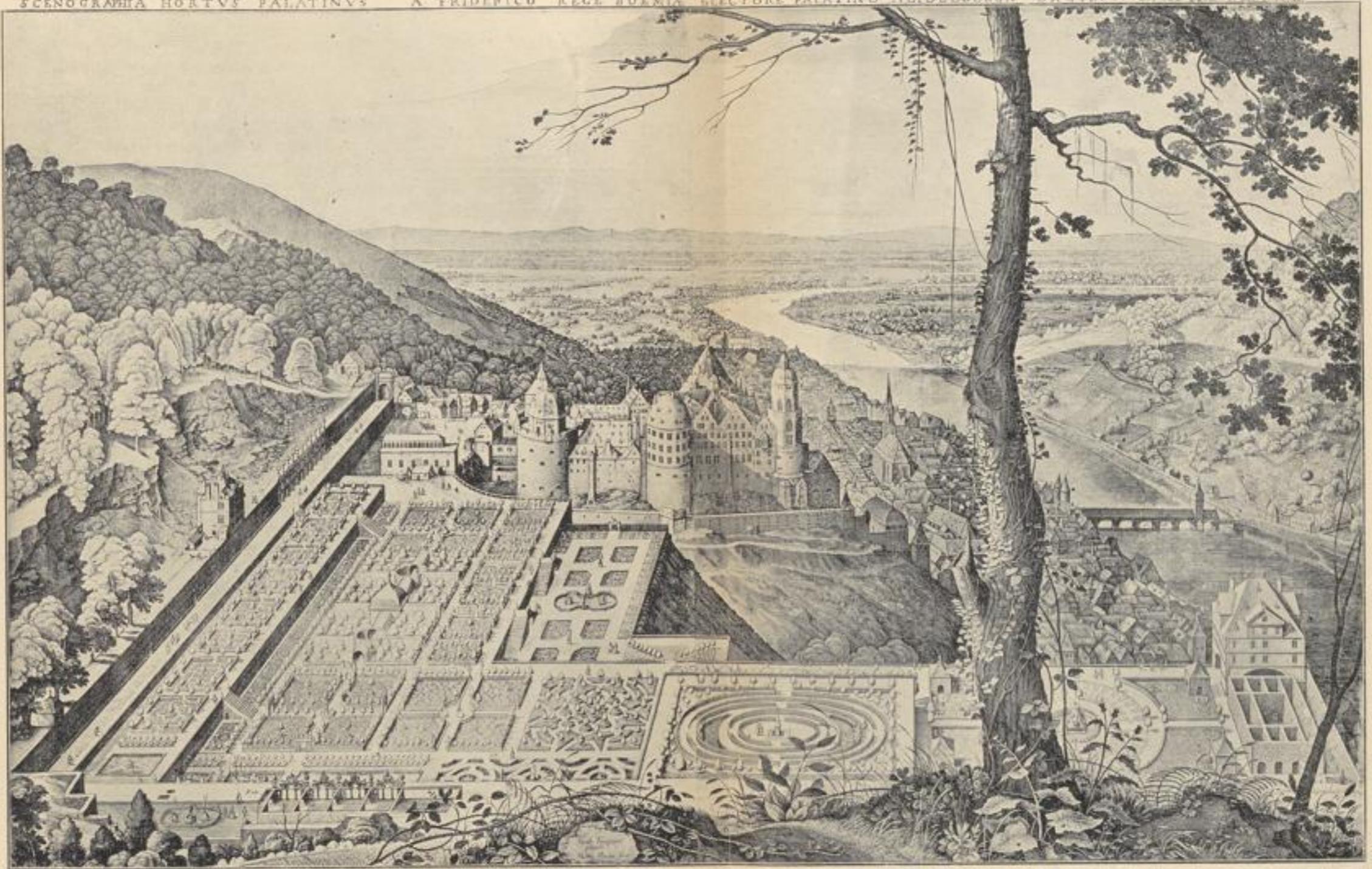
Offenbar handelt es sich bei dieser neuen Gartenanlage und dem zu derselben führenden Prachttor um ein Werk desselben französischen Architekten und Gartenkünstlers Salomon de Caus (geb. 1576), den Kurfürst Friedrich V. in England kennen gelernt und i. J. 1614 aus den Diensten des Prinzen von Wales zur Herstellung der Gartenanlagen im Süden und Osten des Schlosses nach Heidelberg berufen hat (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 144 f.).

Schloßgarten (Hortus Palatinus)

Salomon de Caus hat selbst in einem großangelegten Werk: »Hortus Palatinus a Friderico Rege Boemiae Electore Palatino Heidelbergae exstructus Salomone de Caus Architecto 1620 Frankofurti apud Joh: Theod: de Bry« über seine Schöpfung Auskunft gegeben. Sie ist niemals vollendet worden und nur als Torso und Ruine auf uns gekommen.

Das Anstellungsdekret datiert vom 14. Juli 1614; da aber erst am 27. September 1616 »uff diese Bestallung leiblich Pflicht geleistet« worden ist, so werden die Arbeiten auch kaum vorher begonnen haben.

Daß Ende 1618 der Garten bereits größtenteils fertig war, geht aus dem Bestallungsdekret des Hofgärtners Peter Leonhardt von Weihnachten 1618 hervor (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 145 ff.), in welchem über die Verwaltung der Gärten des Kurfürsten sowohl in der Stadt, als auch »uff unfern bei hoff angerichten neuen hoffgarten« Vorschriften gegeben werden. Über die Herstellung dieses ebenso für die Verschwendungssucht, wie für den Leichtsinns des jugendlichen Herrscherpaares bezeichnenden Werkes berichtete eine Inschrift unterhalb einer Bildsäule des Kurfürsten über der Abschlußnische in der südöstlichen Ecke der obersten Terrasse mit folgenden Worten: FRIDERICVS BOHEMIAE REX COM · PALAT · RHENI · EL · / SVMMA MONTIVM IN IMA VALLIVM PRAECIPITANDO · / LOCVM · DIANAЕ · OLIM · NVNC · VERTVMNO · SACRVM · / REDIDIT · AQAEDVCTIB · CAVENIS · STATVIS · PLANTIS · / FLORIB · ARBORIB · MIRAE · MAGNITVD · EX · SVBVRBANO · HORTO · SINGVLARI · ARTIFICIO · TRANSLATIS ORNAVIT · / OPVS · HVC ·



Band VIII^r. Zu Seite 491.

Fig. 323. Ansicht von Schloß und Garten aus dem Hortus Palatinus, gestochen von M. Merian 1620 (Z. 40).

12



VSQVE · PERDVXIT · A · D · MDCXIX. Außer der Ausstattung des Gartens mit Wasseranlagen und Statuen wird hierin also als besonders rühmenswerte Leistung die Verpflanzung großer Bäume aus dem städtischen (Herren-) Garten nach hier oben hervorgehoben. Diese i. J. 1619 errichtete Inschrift meldete also nicht die Vollendung, sondern nur, daß das Werk »so weit« gediehen war, als Pfalz nach Böhmen zog. Einen guten Überblick über die ganze Anlage geben das Foucquièressche Bild (Fig. 51) und der danach entstandene Meriansche Stich (Fig. 323). Vieles, was hier in reizvoller Anordnung erscheint, ist niemals ausgeführt worden oder in den Anfängen liegen geblieben, so besonders auch das dreistöckige große Bauwerk, das am nördlichen Ende der Ostterrasse dargestellt ist und auf dem Merianschen Panorama (Fig. 52) als im Bau begriffen erscheint. Reste des Unterbaues waren zu Metzgers Zeiten im Karmeliterwäldchen noch vorhanden. Als die Prager Katastrophe vom 8. November 1620 der kurzen Herrlichkeit des Winterkönigs ein Ende machte, wurden die Arbeiten sämtlich eingestellt. Salomon de Caus trat in den Dienst Ludwigs XIII. von Frankreich über.

Ist somit dieser Wundergarten des Winterkönigs ein Torso geblieben und im Laufe der Zeit zu einer romantischen Wildnis geworden (s. Abbildung Fig. 324), die erst seit Beginn des 19. Jhs. unter Fürsorge des Großh. Badischen Oberforstrats Gatterer und des Universitäts-Gartendirektors Johann Metzger sich wieder einiger Pflege zu erfreuen hatte, so zeugen doch heute noch die Anlage der weiträumigen Terrassen und die Reste der Baulichkeiten von der Großartigkeit des ganzen Unternehmens. Gewaltige Erdbewegungen waren zur Ausfüllung des sogenannten Tiergartens im Friesental unterhalb des alten, schon von Leodius (1508) erwähnten, damals bereits eingeebneten Hasengartens (an Stelle der jetzigen Restaurationsterrasse) erforderlich, und große Felspartien mußten im Süden und Westen an den Abhängen des Königstuhls und des Friesenbergs zur Herstellung der horizontalen Flächen der oberen Terrassen abgesprengt werden.

Wir unterscheiden noch die drei Hauptterrassen: 1. die untere Terrasse, welche heute die schönen Koniferengruppen enthält, einstmals durch drei doppelarmige Treppenanlagen mit der darüber liegenden Terrasse verbunden war und zwei Bassins mit den Statuen des Main und Neckar in der Mitte enthielt; 2. die mittlere Hauptterrasse, welche gegenüber dem Krautturm auf dem hohen Grabenrande beginnt, weiterhin im Osten im rechten Winkel nach Norden umbiegt, auf gewaltigen Substruktionen weit hinaus ins Neckartal über dem Karmeliterwäldchen vorspringt und einst mit Blumenparterres teils in Arabesken, teils in streng geometrischen Formen, mit Hecken, Pomeranzenfeldern, Laubengängen, außerdem mit Statuen, Bäumen, Bassins, Bänken, Gartenhäusern u. dgl. aufs reichste ausgestattet war, und 3. die Südterrasse am Abhange des Königstuhls, oberhalb der Hauptterrasse sich entlang ziehend, zu welcher man auf zwei breiten Freitreppen emporstieg, welche ebenfalls in streng französischem Stil mit Gartenanlagen und einem Wasserbassin am östlichen Ende versehen war und heute teilweise als Botanischer Garten angelegt ist. Von der vierten, das Ganze im Süden und Osten einrahmenden schmalen obersten Terrasse ist der östliche Flügel mit seinen reich verzierten »Cabinetten von Gitterwerk«, innerhalb deren große Grotten lagen, mit der darin befindlichen »Stiegen«, über die das aus den Bassins kommende Wasser herabrieselte, mit dem »großen Bassin über der Grotte«, in dessen Mitte »das Bild Venus uf Vier Delphinen« prangte, ist dieser ganze Flügel mit den im Hortus Palatinus beschriebenen und abgebildeten Herrlichkeiten offenbar nicht oder doch nur zum

kleinsten Teile zur Ausführung gelangt. Dagegen ist der rechtwinklig anstoßende südliche Flügel größtenteils ausgeführt gewesen und noch erhalten. Der am östlichen Ende angebrachten Nische mit dem erwähnten Standbilde des Kurfürsten und der Inschrift — beide verschwunden — sollte am westlichen Ende dieser obersten Terrasse eine Nische mit dem Bilde der Kurfürstin entsprechen (s. Fig. 323); sie ist aber offenbar gar nicht zur Ausführung gekommen. Dagegen sind hier oben noch die Reste der großartigen, in die Futtermauer und den Felsen hineingehenden, auch auf dem Fouquiéresschen Bilde sichtbaren Galerie zu sehen, die mit steinernen »Säulen von grobem Zierrad«, d. h. mit Rustikapilastern, verziert und oberhalb deren eine Reihe von zehn großen Reliefs, Taten des Herkules darstellend, in einer Reihe nebeneinander angebracht werden sollte, während in der Nische des Innern »unterschiedliche Brunnen, welche zu Behältern vor die Fisch zu Hoff gebraucht wurden«, projektiert waren. Die innere Halle sollte, mit Pomeranzenbäumen geschmückt, zugleich zu angenehmem, kühlem Aufenthaltsort im Sommer dienen. Dahinter lag eine Grotte, deren Gewölbe noch erhalten, deren Eingang aber ganz verschüttet ist. Die Ausstattung dieser Grotte mit »Felsenwerk, Muscheln und Corallenzinken« sowie mit »Bildern in natürlicher Größe von Steinen gehauen« ist im Hortus ausführlich beschrieben und durch Abbildungen erläutert. Westlich sollte ein großer Badesaal anstoßen. Hier war eine »Wassermaschine« oder Wasserorgel vorgesehen, welche »die drei Art und Gattungen der Alten Musik, so Sie Diatonicam, Harmonicam und Chromaticam genandt, hette hören lassen können«. In einem anstoßenden Raume wollte man »einen Wald-Götzen Satyrum aus einer Zwerchpfeifen spielen machen« und hier auch für künstliche Erwärmung des Bodens sorgen. Von aller dieser geplanten Herrlichkeit ist nichts auf uns gekommen, als die hinteren Abschlußwände mit ihren Nischen und einige Seitenmauern. Außerdem ist unten, dem Brückenhaus gegenüber, das Bauwerk in seinen hohen Umfassungswänden noch erhalten, dessen Gewölbe das westliche Ende dieser obersten Südterrasse bis zur Nische der Kurfürstin hin getragen haben. Das Gewölbe sollte zugleich wohl als Remise, Stallung, Magazin od. dgl. benutzt werden und ist vorn mit entsprechend großen Bogenöffnungen versehen. Metzger weist mit Recht darauf hin, daß »um den ehemaligen Vorhof, von dem noch die Grenzmauern innerhalb der Gewölbe zu ersehen sind, nicht zu verkleinern«, diese Gewölbe anstatt einer Futtermauer als Unterbau der obersten Terrasse angelegt worden sind. Die Wölbungen sind überall eingestürzt, soweit der Bau überhaupt vollendet war.

In der Mitte über dieser obersten Südterrasse erhob sich ein Gärtnerhaus (s. Fig. 323), von dem noch der Keller und einiges Mauerwerk vorhanden ist.

War man mit den vorstehend beschriebenen Kunstbauten auf der obersten Terrasse offenbar noch nicht weit gediehen, als Salomon de Caus Heidelberg verließ, so scheint doch die in der Südostecke der unteren großen Terrasse gelegene »große Grotte« im wesentlichen bereits vollendet gewesen zu sein. In den oberen Teilen der Fassade eingestürzt, vermag dies seltsame Bauwerk mit seinen verstümmelten Tiergestalten und seinen »Boßquadern« als Ruine kaum mehr eine Vorstellung zu geben von der phantastischen Pracht und der unsinnigen Spielerei, zu deren Dienst man die Renaissanceformen hier herabgewürdigt hatte. Unsere dem Metzgerschen Werke entnommene Abbildung (Fig. 325) enthebt uns einer weiteren Schilderung dieser mit zwölf Tierfiguren in geschmacklosester Weise überhäuftten Fassade. Auch hier handelt es sich um eine in den Felsen gesprengte Anlage. An einen mit einem »Muschelgewölbe« bedeckten, quadratischen Mittelraum schlossen

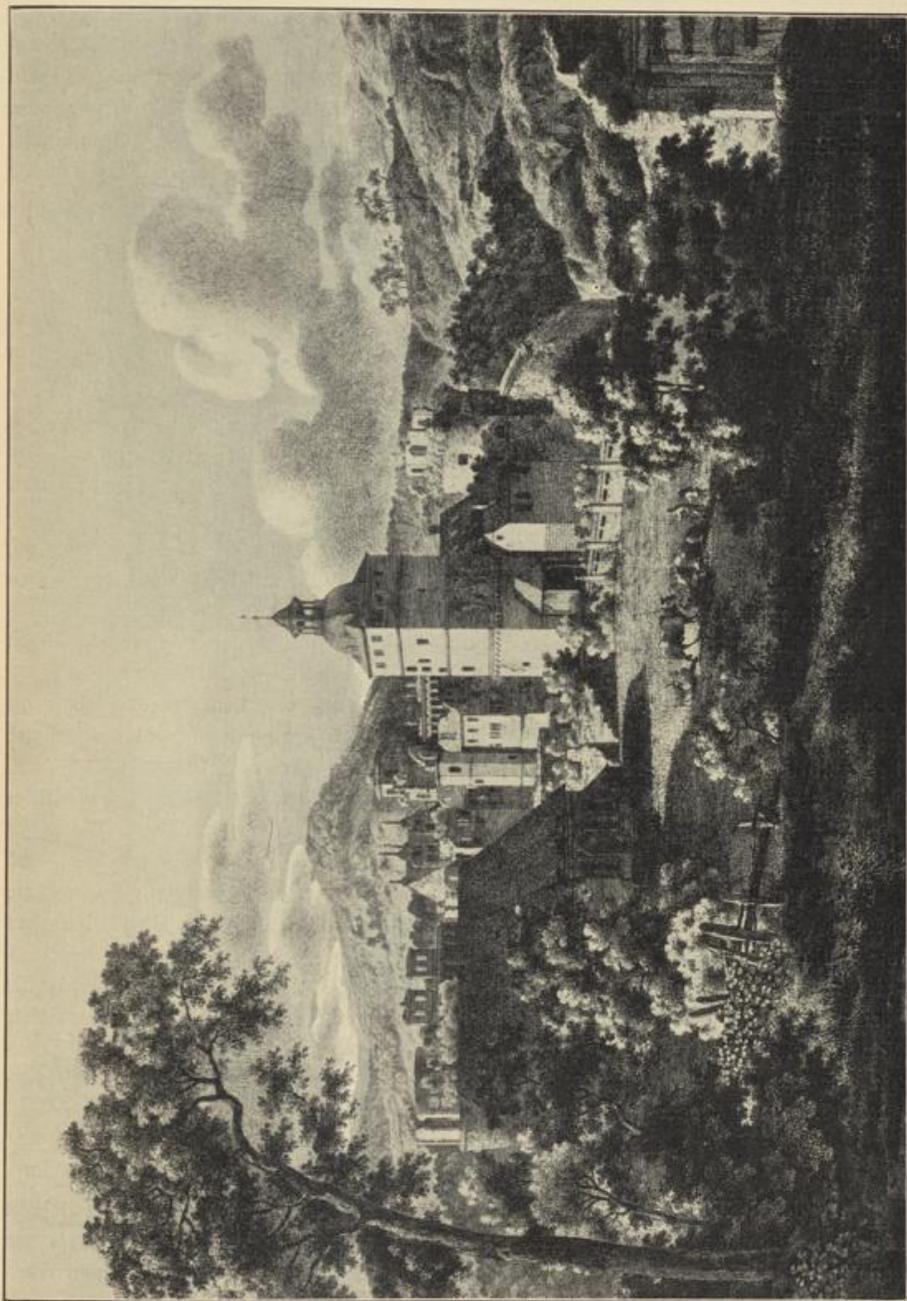


Fig. 324. Der Schloßgarten zu Anfang des 19. Jhs.

sich beiderseitig ebenso große gewölbte Nebenräume an, von denen aber nur der südliche mittels einer breiten Bogenöffnung vom Mittelraume zugänglich war, während der nördliche einen besonderen Eingang von der Terrasse aus hatte. Die beiden erstgenannten Räume waren an Wänden und Decken mit Tuffsteinen, Korallenzinken und verschiedenen Steinarten bedeckt, während die Decke mit allerlei Muscheln verziert war. An der Hinterseite des Mittelraumes springt eine viereckige Nische in den Felsen hinein, die von oben her ihr Licht erhält und heute noch in der Mitte eine auf diese Weise wirkungsvoll von oben belichtete kleine Fontäne aufweist. Der südlich anstoßende, ebenso phantastisch ausgestattete Raum enthielt in der Mitte einen Tisch, von dem aus man verschiedene Wasserkünste mittels eines Druckes springen lassen konnte. Ums Jahr 1770 wurden alle Verzierungen herausgebrochen, die Wasserleitungen zerstört und in den Schwetzingen Garten gebracht (Metzger).

Von den im Schloßgarten aufgestellten Statuen sei nur noch des großen, freilich erst später, i. J. 1719, von Karl Philipp errichteten Monumentes gedacht, welches bereits von Kayser (S. 35) erwähnt und später auch von v. Wickenburg im Thesaurus Palatinus (I pag. 25) abgebildet und ausführlich beschrieben worden ist. Diese »statua pedestris« rührte von Peter van den Branden (s. oben S. 316) her und ist i. J. 1763 zuerst nach Schwetzingen, dann i. J. 1767 als Geschenk des Kurfürsten nach Mannheim transferiert worden, wo sie jetzt den Marktplatz ziert. Nach Metzger stand sie nördlich auf dem Platze vor der jetzigen Schloßrestauration. (Näheres darüber in Mitteilungen des Schloßvereins III, 78 ff.)

Das im Hortus Palatinus beschriebene und abgebildete »große Bild, so 18 Schuch lang, welches den Rhein bedeutet« und in der Mitte eines großen »Weyers«, von springenden Wassern umgeben, als ein besonderes Zierstück geprangt hatte, ist ums Jahr 1770 abgehoben und arg verstümmelt, wie es war, an seine jetzige Stelle, glücklicherweise wieder in die Mitte eines kleinen Teiches, übertragen worden.

Metzger (a. a. O. S. 101) macht darauf aufmerksam, daß sowohl dies Bildwerk des Vater Rhein, als auch die Idee und die Formen der großen Grotte einem älteren Werke des Salomon de Caus über Gartenverzierungen (Heidelberg 1615) entnommen worden sind.

Das stattliche einstöckige Haus mit einem Altan und einer Voliere(?) in dessen Mitte obenauf, welches auf dem Fouquièresschen Bilde querüber gestellt den Hortus Palatinus vom Vorhofe des Schlosses abtrennt und in der Mitte das Eingangstor zum Garten aufweist, ist unter Kurfürst Karl, nachdem es im Dreißigjährigen Kriege sehr beschädigt worden sein mag, abgerissen und durch eine Mauer mit Graben davor ersetzt worden. (Von H. Schrieder, Ottheinrichsbau S. 15, wird diese Voliere als Lagerraum für Klüferholz aufgefaßt.) Nach Metzger ist dieser Abschluß erst bei Anlegung des jetzigen Schloßgartens i. J. 1804 wieder verschwunden.

Karlsschanze und Karlsturm

An der Stelle, wo bei Merian (Fig. 52 und 323) das von Friedrich V. errichtete und im Dreißigjährigen Kriege zerstörte »Ballspielhaus«^{*)} (im Text heißt es: Das neu Ballenhaus; als Ersatz ist, wie wir oben [S. 396] gesehen haben, im ehemaligen West-

^{*)} Die in der Schriederschen Broschüre (Ottheinrichsbau 1912) wiedergegebene aquarellierte Federzeichnung von ca. 1650 in den städtischen Sammlungen läßt den Unterbau des zerstörten Ballhauses deutlich erkennen.

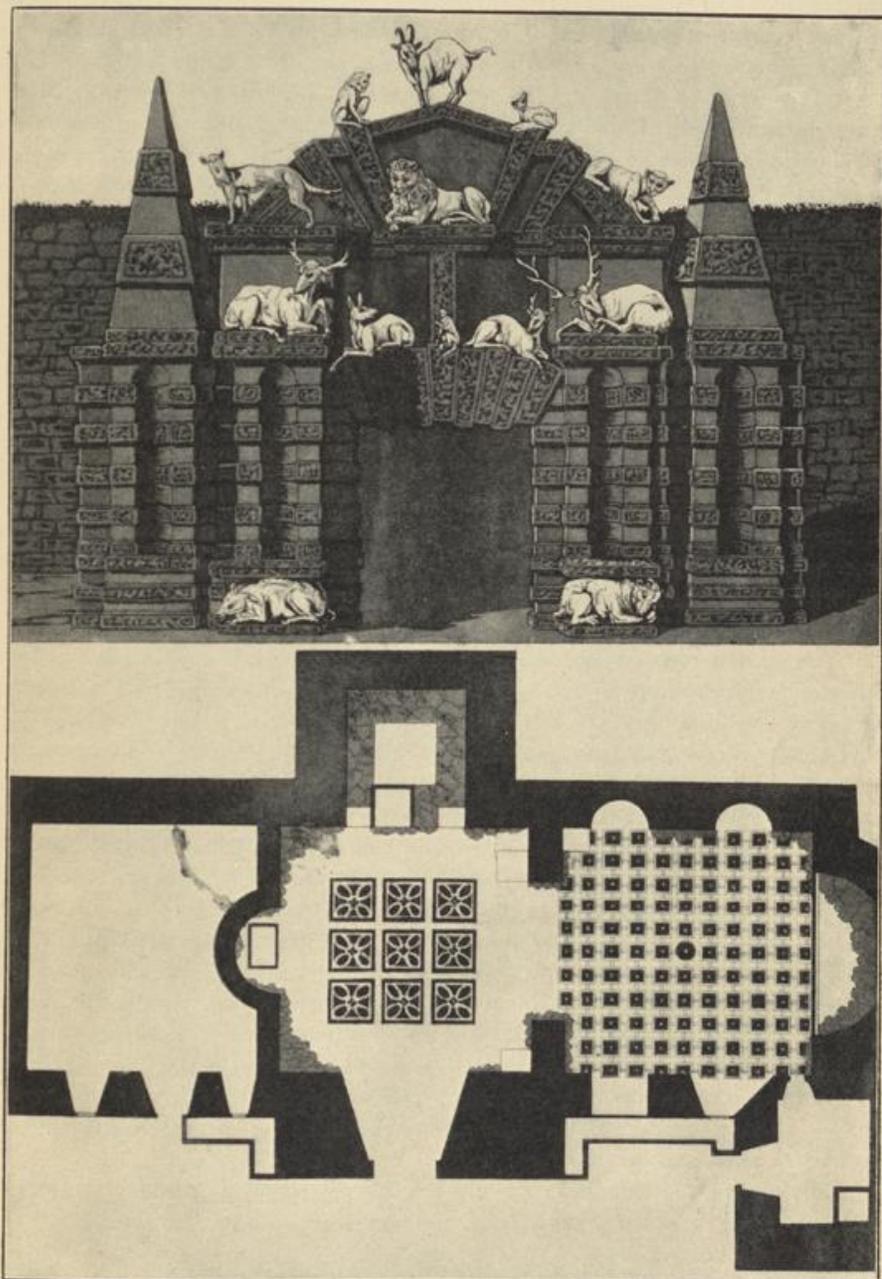


Fig. 325. Die „große Grotte“ im Schloßgarten.
 Nach dem Hortus Palatinus.)

zwinger südlich vom Bibliotheksbau ein neues Ballenhaus errichtet worden) als ein auf hohem Unterbau errichtetes Gebäude erscheint mit geschweiftem Walmdach von (hölzernen?) Arkaden getragen, und wo daran anschließend der oberste Turm der Stadtmauer, der »Blaue Hut« (s. oben S. 93), sichtbar wird, errichtete Kurfürst Karl i. J. 1681 in der Vorahnung kriegerischer Ereignisse ein neues Bollwerk an der Nordostecke des Schlosses, den Karlsturm, und gleichzeitig an der Nordwestecke vor dem Dicken Turme ein bastioniertes Vorwerk, beide sowohl zur Beherrschung des Talwegs, als zur Bestreichung der gegenüber liegenden Höhen bestimmt. Während letzteres bis auf geringe Reste nach dem Orléansschen Kriege verschwunden und nur noch aus den betreffenden Abbildungen von Kraus (Z. 114 und 129) und von Wittmann (Z. 134) (s. darüber A. von Horn in den Mitteilungen des Schloßvereins II, 45) zu erkennen ist, sind der Karlsturm und die diesen mit dem Zeughause und der großen Nordbatterie verbindende sogenannte Karlsschanze in Trümmern noch vorhanden. A. von Horn (a. a. O. S. 44) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Krausschen Zeichnungen insofern eine falsche Vorstellung geben, als hier der Karlsturm als ein selbständiges kreisrundes Bollwerk erscheint, während die noch vorhandenen Mauerreste nur ein schräg gestelltes Halbrund erkennen lassen, von welchem aus sich je ein langgestreckter Mauerzug einerseits bis zur Stützmauer des Altangartens, anderseits mit einem Knick in der Mitte bis zur Zeughausmauer tangential anschloß (s. a. a. O. Taf. IV). Auch erscheint es zweifelhaft, ob in seinen sechs Stockwerken so viel Geschütze Platz hatten, als Scharten von Kraus gezeichnet sind.

Am 12. Juli 1681 erfolgte die Grundsteinlegung, und i. J. 1683 stand der Turm vollendet da mit einer Inschrifttafel an der Nordseite, auf der die stolzen Worte standen: »Oppugna oppugnatores meos.« (Bedräue meine Bedräuer!) Als Architekten vermutet Metzger den damaligen kurfürstlichen Baumeister Wachten. Die Karlsschanze hat im Westen einen äußeren Vorhof, in den der alte Burgweg zunächst mündet. Die beiden Torpfeiler scheinen oben mit Trophäen geschmückt gewesen zu sein; die nördliche Außenmauer war niedrig, aber mit Mauscharten (s. 4a bis d auf Fig. 327) versehen. Von hier führte ein Tor mit Zugbrücke (auf Fig. 263 sichtbar) in den inneren Hof, dessen dem Terrain entsprechend höher hinaufgeführte Außenmauer ebenfalls mit Schießscharten, aber für Geschütze, durchbrochen war. Während in der Südostecke dieses fünfseitigen Raumes der Burgweg sich nach Süden wandte und durch eine weite Toröffnung in eine dem Zeughausunterbau vorgelagerte Halle führte, lag der Eingang zu den bedeckten Räumen des Bollwerkes in der schräg gegenüber liegenden Hofseite; das große Tor, über dessen Bogen das Wappen des Kurfürsten Karl, von der Kette des Hosenbandordens umschlungen, prangt, trägt die Jahreszahl 1683. Die Anlage der Schanze mit ihren terrassenförmig übereinander gelagerten Geschützständen ist in ihren Einzelheiten kaum mehr zu erkennen. —

Mit diesem Bauwerk endet die Bautätigkeit am Schlosse, soweit größere Neubauten in Frage kommen. Es erübrigt nur noch, einen Blick zu werfen auf den Schloßeingang und die Brunnenanlagen.

Schloßeingang

Der Haupteingang zum Schlosse lag von jeher im Südwesten. Die erste Vorstellung davon erhalten wir durch den Holzschnitt von Seb. Münster (Fig. 259), also aus der Zeit unmittelbar nach Ludwig V. Es scheint ein großer Torturm mit einem nördlich dahinter liegenden geräumigen Wachthaus vorhanden gewesen zu sein, also wahrscheinlich

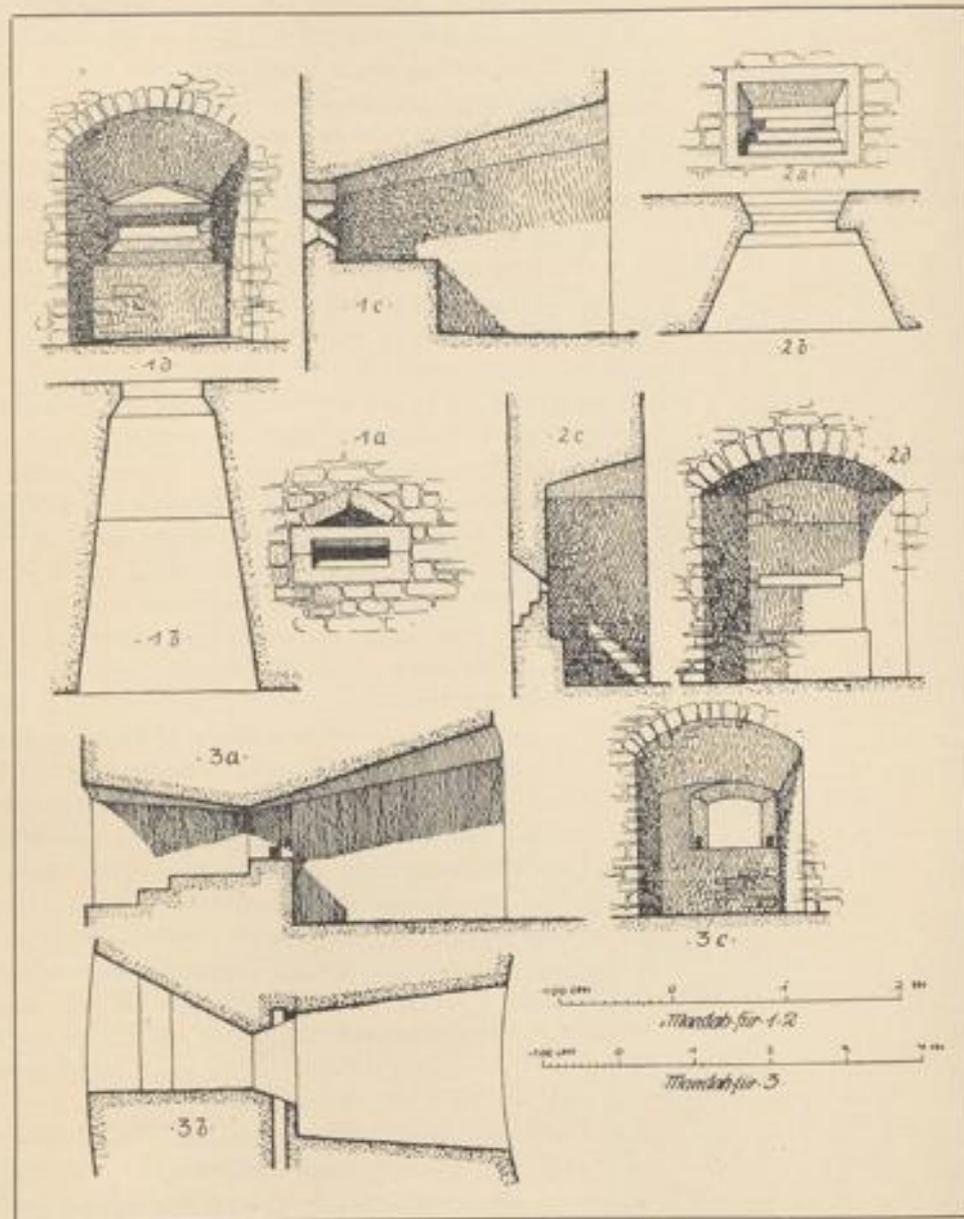


Fig. 326.

- 1a bis d. Mauercharte der Streichwehr.
 2a bis d. Abgestrepte Mauercharte am Glockenturmvorlauf.
 3a bis c. Abgestrepte Geschützcharte vom Krummst. innerstes Geschöß und Rondell.

Band VIII, Zi. Seite 104

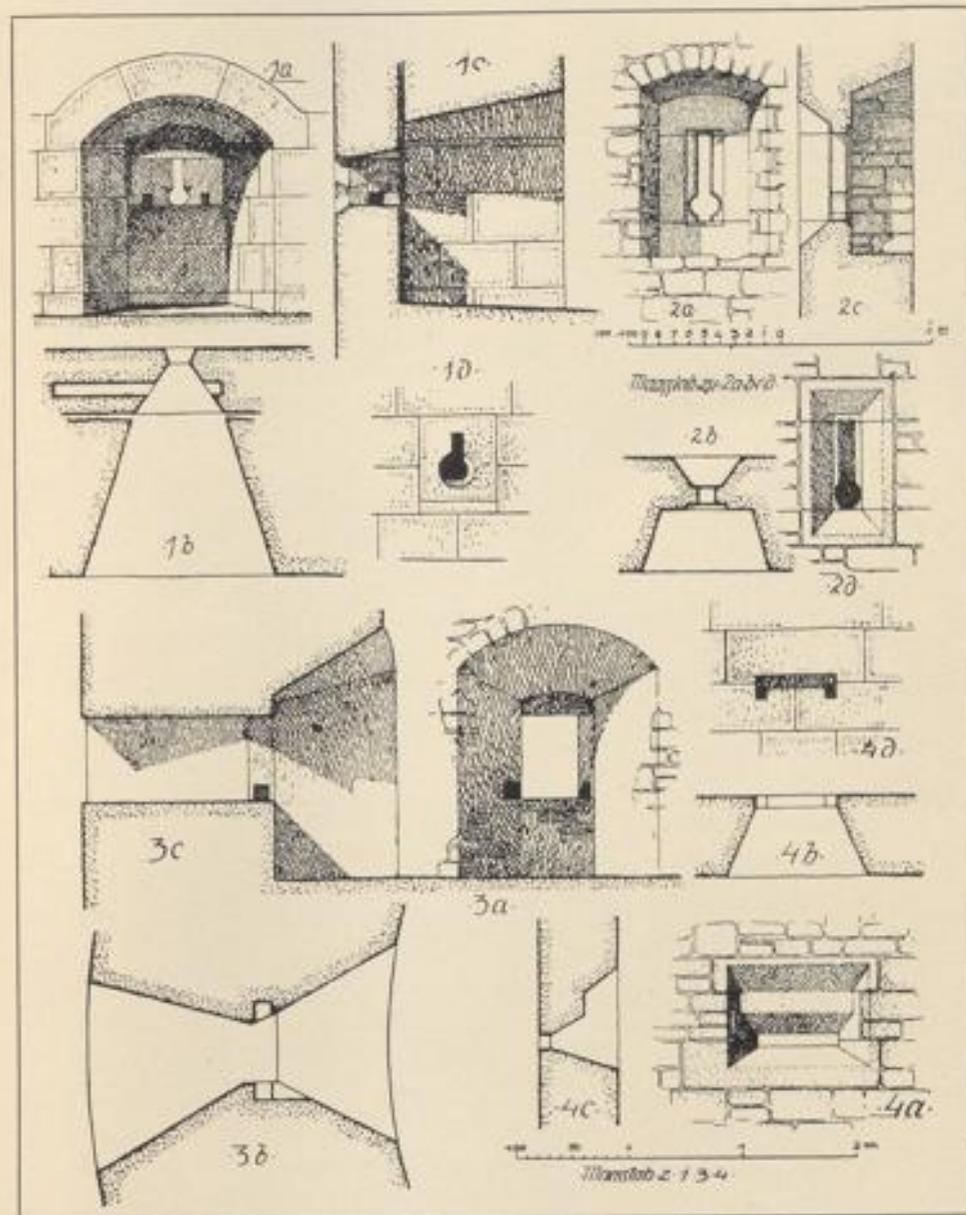


Fig. 327.

- 1a bis d. Schlüsselcharte aus der Zeit Ludwigs V. am Rondell, Dicken Turm, Nordwall, Torturm etc.
 2a bis d. Schlüsselcharte aus der Zeit Friedrichs IV. (Yoshalle).
 3a bis c. Geschützcharte vom Glockenturm aus der Zeit Friedrichs II.
 4a bis d. Mauercharte an der Karlschanze.

Badische
Landesbibliothek

505

auch Graben und Zugbrücke. Bei Merian (Fig. 52 und 323) fehlen diese Baulichkeiten; sie mögen ebenso wie die Befestigungen des Stückgartens dem Lusthain des Winterkönigs geopfert worden sein. Statt dessen erscheint dort und auf dem Foucquièresschen Bilde ein dicht an die Stützmauer der Südterrasse herangerücktes rundbogiges Tor, das in den Vorhof des Schlosses führte und heute noch den Schloßeingang bildet. Die innen angebrachte Jahreszahl 1632 mag sich auf eine von den Kaiserlichen vorgenommene Reparatur beziehen. Anschließend daran im Norden lag ein kleines Wächterhaus. Im Orléansschen Kriege zerstört, nachdem es noch am 22. Mai 1693 den anstürmenden Franzosen einen letzten Widerstand geboten hatte, ist das Tor um das Jahr 1716 wieder aufgebaut und mit dem jetzt südlich daneben liegenden neuen Torhaus versehen worden. Die Zugbrücke davor hat bis zum Jahre 1772 bestanden. Das Schilderhäuschen außen stammt (nach Metzger) aus der Zeit Karl Theodors (1751).

Während bis zum Orléansschen Kriege das Wasser des Schloßbrunnens im Hofe (s. oben S. 403), das aus der Brunnenstube oberhalb der obersten Südterrasse kam und im obersten Gewölbe des zweiten Grabenkoffers (s. oben S. 466) quer durch das Friesental in den Schloßhof geleitet wurde, den Hauptbedarf für die Schloßbewohner geliefert zu haben scheint, ließ Karl Philipp i. J. 1738 unter der Direktion des Alexander Bibbiena, seines Hofarchitekten, durch Heinrich Neeb — wie die Inschrift an der Treppe angibt — die Quelle des sogenannten oberen Fürstenbrunnens, dem Brückenhaus schräg gegenüber, neu fassen und überbauen. Über der Tür zu dem Gewölbe, an dessen hinterem Ende der steinerne Wasserkasten liegt, ist der Namenszug des Kurfürsten mit der Jahreszahl 1738 eingehauen. Der tägliche Bedarf an Trinkwasser bei Hofe wurde von hier aus lange Zeit auf Maultieren nächtlicherweile nach Mannheim gebracht. (Vgl. Mannh. Geschichtsbl. 1912 S. 92.)

Die Brunnen

Der untere Fürstenbrunnen unten auf der Südseite des Halsgrabens ist zur Ergänzung des oberen, i. J. 1767 durch Karl Theodor vermittels eines langen in den Granit getriebenen Schachtes erschlossen worden. Über der Tür des kleinen Bauwerkes ist in einer Chronostichoninschrift die Urheberschaft Karl Theodors angegeben, während über der eisernen Tür, welche den Schacht von dem mit Resten der alten Muschelbekleidung der großen Grotte (s. oben S. 500) verzierten Vorraum trennt, der Name des Schachtmeisters Thomas Breyer inschriftlich steht. Westlich daneben in der Mauer die Tür der älteren Brunnenstube, dem Krautturm gegenüber, mit der Jahreszahl 1595.

Der Schloßbrunnen inmitten des Hofes ist als Ersatz für den alten Schloßbrunnen vor dem Bibliotheksbau wahrscheinlich unter Karl Ludwig in der Ecke errichtet worden, wo die Rampenmauern der Südostecke im rechten Winkel aufeinander stoßen. Aus einem großen und tiefen viereckigen Bassin mit achtseitiger Brüstung erhebt sich eine Säule, aus der das Wasser in die Brunnenschale herabläuft. Mit dem Abzug der Franzosen scheint der Brunnen außer Gebrauch gesetzt worden zu sein.

Am Ende der östlichen Rampenmauer stand seit dem Jahre 1614 unterhalb einer Merkurstatue in einer noch vorhandenen Nische der schon von Kayser (pag. 32) erwähnte, aus Rohrbach stammende römische Motivstein, der i. J. 1763 in das Mannheimer Antiquarium verbracht worden ist. Oben auf der Mauer war der vom Heiligenberg stammende Viergötteraltar (s. unten S. 524) aufgestellt, seit 1763 ebenfalls eine Zierde der Mannheimer Sammlungen (s. Wagner, Fundstätten S. 308 und 272).

Römische Steine

DER HEILIGENBERG

A. Der Ringwall

Namen: mons Piri (?) ad a. 368; Aberinesburg ad a. 882; Abrinsberc ad a. 891, ad a. 1056 und ad a. 1159; mons Abrahae ad a. 865, ad a. 882 und ad a. 1023; Abramesberg ad a. 965; Abrinisburg ad a. 912; Habrinsberk, Hebrensberg 12. Jh.; Allerheiligenberg 1457.

Literatur bei E. Wagner, Fundstätten und Funde II, S. 271. Die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen sind von Dr. Schmidt-Heidelberg im Neuen Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg IX (1911) S. 107 ff. veröffentlicht.

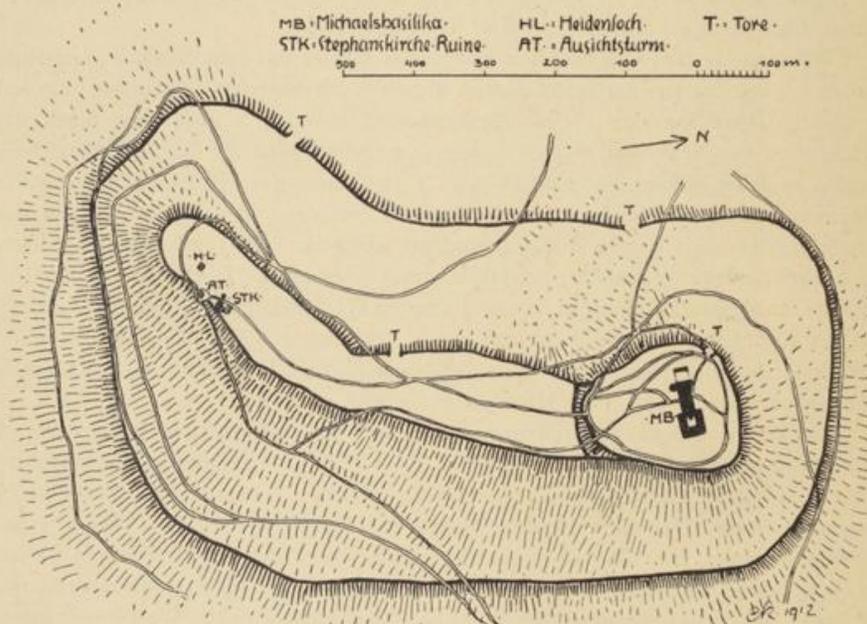


Fig. 328. Der doppelte Ringwall des Heiligenbergs.

Am rechten Neckarufer als südlicher Abschluß des die Bergstraße begleitenden Höhenzuges und zugleich als rechtsseitiger Ausläufer der das Neckartal einschließenden Höhen des Odenwaldes erhebt sich der Heiligenberg, der sowohl auf seiner südlichen niedrigeren, als auch auf seiner nördlichen höheren Kuppe etwa 320 m über der Ebene alte Klosteranlagen getragen hat und daher seit Mitte des 15. Jhs. an Stelle seiner Bezeichnung Abrinesberg obigen heute noch gebräuchlichen Namen führt. Auf der südlichen vorderen Kuppe stand das den Heiligen Stephan und Laurentius geweihte Kloster, auf der ca. 65 m höheren hinteren Kuppe das ältere Kloster des Erzengels Michael. Die von Natur wie zu einem refugium geschaffene oberste Fläche des Berges muß schon in frühesten Zeiten den Bewohnern des Tales und der Rheinebene als refugium in Kriegzeiten gedient haben, denn der doppelte Ringwall, mit dem damals beide Kuppen des Berges umzogen worden sind und dessen Verlauf in den vorhandenen bedeutenden

Überresten noch heute gut zu verfolgen ist, trägt nach den Fundgegenständen unverkennbar den Charakter jener frühen Zeit (Hallstatt und La-Tène-Periode), da Kelten oder Gallier diese Gegenden bewohnten. (Über diese altgermanischen Ringwälle s. Näher und Christ in Bonner Jahrbücher LXXIV S. 7 ff.). Den Verlauf des Doppelwalles und die Lage der beiden Klöster innerhalb desselben zeigt unsere Skizze Fig. 328. Daß hiernach die Römer hier oben eine Kultstätte gehabt haben, beweisen die zahlreichen Funde, über die unten zu berichten sein wird.

Die beiden, einst nur als leichte Bodenerhebungen erkennbaren, stellenweise aber noch als hohe Schuttwälle sich markierenden Ringwälle laufen im Abstand von 200 bis 300 m ungefähr parallel um die beiden Bergkuppen herum und sind auf der Westseite an den auf unserem Plane mit *T* bezeichneten Stellen, wo zwei Wege: der eine vom Hainsbachtal, der andere vom Siebenmühlental, hinaufgeführt zu haben scheinen, von je zwei Toranlagen durchbrochen. Ein doppelter Querwall, ebenfalls mit einer Toranlage in der Mitte, grenzt die oberste Kuppe noch besonders als letzte Zufluchtsstätte ab. Der untere dieser beiden Querwalle mag, nach den Scherbenfunden zu urteilen, römischen Ursprungs sein.

Der innere Wall ist 1960 m, der äußere 2900 m lang. Beide waren offenbar einst starke Mauern, deren Steine in sogenannter Trockenpackung, d. h. ohne Mörtelverwendung, aufeinander geschichtet waren. Zur Verankerung und Sicherung der lagerhaften Sandsteinfindlinge mögen, wie beim Altkönig und anderswo, Baumstämme oder Balken eingelegt und dagegegengestemmt gewesen sein, mit deren Zerstörung der ganze Mauerkörper allmählich in sich zusammengebrochen ist. In den beiden Toren des inneren Walles sind gelegentlich der Ausgrabungen des Jahres 1907 eingebaute Torkammern gefunden worden, bei deren Mauern Mörtel verwendet erscheint, woraus auf einen späteren Umbau der ursprünglich wohl ganz einfachen Toranlage zu schließen ist.

An Kleinfunden sind nur eine Bronzenadel, ein Bronzepfeil, eine Nadel aus Weißmetall und ein goldener Ring zu verzeichnen.

B. Die beiden Klöster

I. Das S. Michaelskloster

Von C. Koch, Heidelberg

(Vorläufiger Bericht)

Literatur: W. Schleuning, Die Michaelsbasilika auf dem heiligen Berg bei Heidelberg, Heidelberg 1887. — M. Wippermann, Michaelsbasilika und Michaelskloster, im Neuen Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, Jahrgang 1911, S. 111 bis 117. — M. Huffschild, Zur Geschichte der Kirchen und Klöster auf dem Heiligenberg, Neues Archiv VIII, 156 ff.

Literatur

Geschichte: Nach der Lorscher Chronik, die die Zeit von 764 bis 1179 umfaßt, gründete Abt Thiodroch von Lorsch (863 bis 875) ein Kloster auf dem Heiligenberg, welches i. J. 882 durch Stiftung Ludwigs des Deutschen zu ewigem Besitze an das Kloster Lorsch kam. Im Jahre 891 schenkte ein Ehepaar aus Handschuhsheim einen Acker etc. der Kirche, »quae structa est in monte nominato Abrahae mons in honore sancti Michaelis archangeli«. In diesem Jahre muß also die Michaelsbasilika schon bestanden haben. Unter Abt Reginbald von Lorsch (1018 bis 1033) fand eine Bauveränderung statt. Es wird im Chronicon Laureshamense berichtet, daß

Geschichte

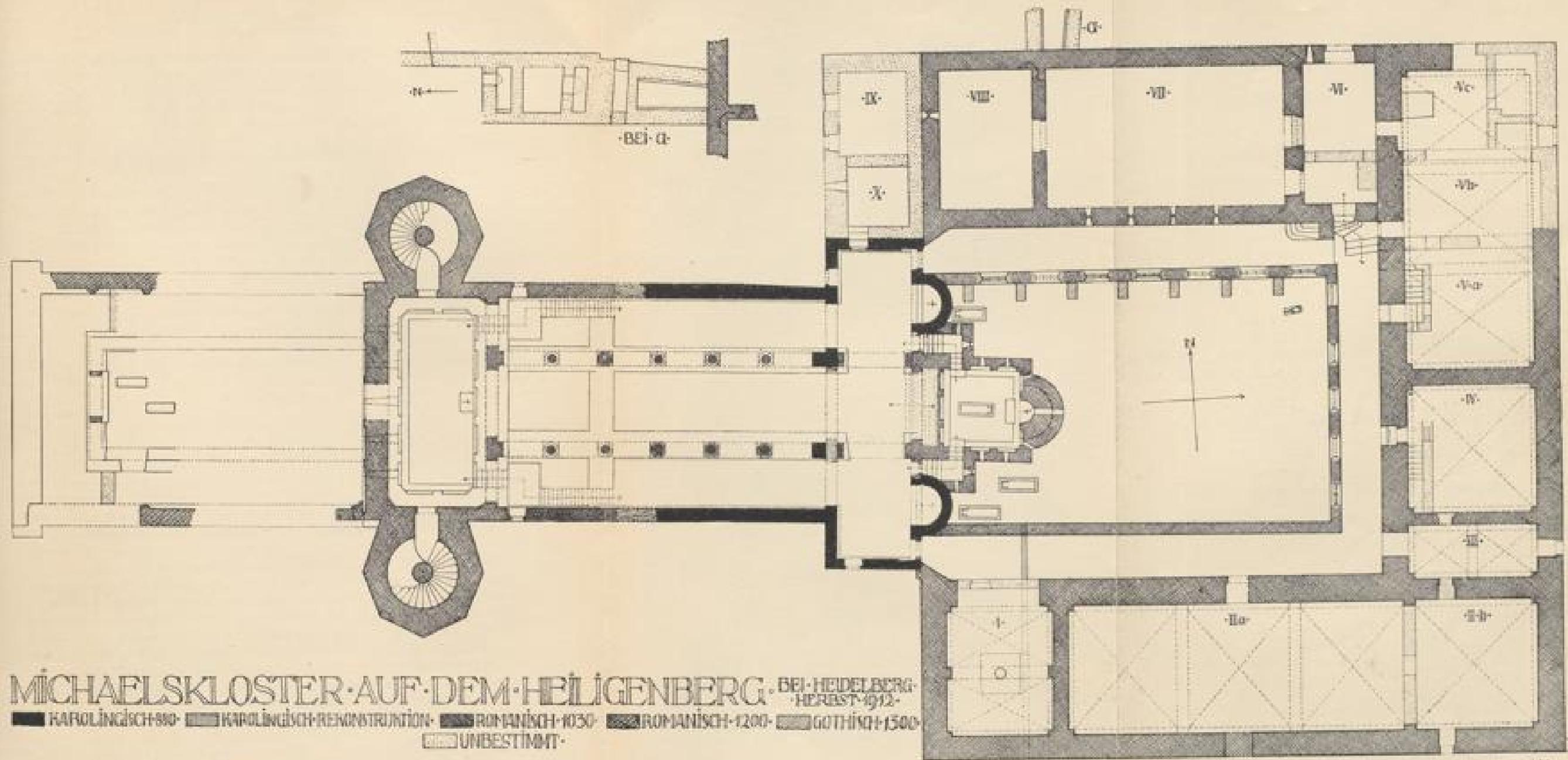
er »monasterium in Abrinsberg in honore sancti Michaelis archangeli a fundamentis inceptum aedificavit, et monasticis mansionibus congrue circumaptatis, fratribus ibidem deo militantibus necessaria affatim procuravit, ipsamque ecclesiam crucibus . . . venustavit«, und im großen Necrologium des Klosters heißt es: »Hic . . . in Ebrinesberg monasterio et claustro fundato et crucibus cum tabulis . . . decoravit, monachorum congregationem inibi coadunavit.« Von Abt Ulrich (1056 bis 1075) wird überliefert, daß er »ecclesiam monasterii in Abrinsberg libris, tabulis . . . venustissime decoravit.« (Siehe Huffschnid, a. a. O. S. 169.)

Die für die Baugeschichte der Anlage wichtigste Frage ist nun, ob wir bei der Nachricht über die Bautätigkeit des Abtes Reginbald unter »monasterium et clastrum«



Fig. 329. Ruine der S. Michaelskirche (nach Merian).

nur die Klostergebäude ohne Kirche zu verstehen haben. In letzterem Falle wäre es zu verwundern, daß die Chronik keine Nachricht enthält über den umfassenden Umbau der Kirche in dieser Zeit, während sie über deren Ausschmückung berichtet. Wir neigen mit Schleuning zu der Ansicht, daß in der Bezeichnung »monasterium« wie so oft, die Klosterkirche einbegriffen ist und daß also unter Reginbald — spätestens 1033 — der große romanische Umbau der Kirche stattfand und das eigentliche Kloster erbaut wurde. Im Jahre 1023 waren die Freiheiten des Klosters von Kaiser Heinrich II. neu bestätigt worden, und seit dieser Zeit erscheint das Kloster als zu Ehren S. Michaels und aller Heiligen (omnium supernorum civium) errichtet, wonach der Berg später den Namen Allerheiligenberg erhielt. Da die Chronik 1079 abbricht, weiß sie uns von den übrigen Bauänderungen, die sich bei der näheren Betrachtung der Anlage ergeben werden, nichts zu berichten. Die Blüte des Klosters scheint das Mittelalter nicht lange überdauert zu haben, denn in der Haller Chronik des Georg Widmann, der zu Anfang des 16. Jhs. die Stätte besucht hat, heißt es, daß hier »etwann ein klösterlein« gewesen (s. Huffschnid, a. a. O. S. 172), dasselbe also bereits vor Aufhebung der Klöster in Heidelberg i. J. 1546 verlassen gewesen ist (s. darüber auch unten S. 525). Der Stich



Hand VIII, 2a, fol. 20b.

Fig. 270. Grundriß des S. Michaelsklosters auf dem Heiligenberg.

CRohb. 1912.

Badische
Landesbibliothek

in Merians Topographie vom Jahre 1645 (s. Abbildung Fig. 329) zeigt die Anlage als Ruine. Die Außenmauern des Langhauses fehlen, die Türme sind kaum mehr so hoch wie die Mittelschiffmauern. Der Vierungsturm ist bis auf das Dach fast ganz erhalten. Die anderen uns bekannten Stiche (von Zingref, Jakob v. der Heyden, von Graimberg) gehen — wie ein Vergleich zeigt — offenbar auf den Merianschen Stich zurück. Die Ruinen wurden von den Handschuhsheimern als Steinbruch benutzt. 1886 ließ das badische Kultusministerium unter W. Schleuning die Basilika freilegen. Seit 1910 nimmt die Stadt Heidelberg unter Oberleitung von Baurat M. Wippermann Ausgrabungen im Gebiet der Klostergebäude vor, deren Aufdeckung bis Ende 1912 ihren Abschluß noch nicht gefunden hat, so daß wir nur einen vorläufigen Bericht zu geben in der Lage sind.

Das Michaelskloster besteht aus Paradies, Basilika und Kloster und erstreckt sich von Westen nach Osten mit einer den drei Teilen annähernd gemeinsamen Westostachse (s. Grundriß Fig. 330). Die Klosterbauten liegen also östlich der Kirche, nicht wie sonst üblich südlich oder nördlich. Der Grund für diese Abweichung kann mit Sicherheit auf die Geländeverhältnisse des auf einem Berge gelegenen Klosters zurückgeführt werden, wie denn bei ähnlichen Verhältnissen sich ähnliche Abweichungen in der Lage des Klosters zur Kirche finden (zum Beispiel Kastl in der Oberpfalz, Kloster östlich; Lorch in Württemberg, Kloster östlich; Großkornburg in Württemberg, Kloster westlich; Burg in der Provinz Hannover, Kloster östlich).

Gesamtanlage

A. Die Kirche

a) Anlage des 9. Jahrhunderts

Der Anlage des 9. Jhs., die wir als karolingisch bezeichnen können, gehören über Kirchenboden nur das Querhaus mit zwei Seitenapsiden, die zwei am Querhaus liegenden Pfeiler des Mittelschiffs und vielleicht bis zur Hälfte ihrer Ausdehnung die Langhausmauern an. Dagegen liegen unter dem Boden noch sämtliche Fundamente dieses frühen Kirchenbaues. Für die Angaben über letztere muß Schleuning als maßgebend gelten, da seit seinen Ausgrabungen die Grundmauern nicht wieder freigelegt wurden.

Allgemeines

Das *Querschiff* hat dieselbe Breite wie das Mittelschiff. Dieses Maßverhältnis von Querschiff zu Mittelschiff ist also schon festgelegt, obgleich hier wie bei den frühchristlichen Bauten noch keine Durchdringung der beiden Schiffe und also auch noch keine Vierung in der ersten Bauperiode vorhanden war (vgl. Hersfeld, Walbeck, Burg [S. Nikolai]). Während die beiden Seitenapsiden noch der karolingischen Anlage angehören, stammt das eigentliche Chorhaus aus dem 11. Jh. (deutliche, senkrechte Fuge zwischen den Seitenapsiden und den Kryptazugängen!). In der nördlichen Apside ist noch die Untermauerung des Altars ohne Abdeckplatte vorhanden.

Querschiff

Die Ausdehnung des karolingischen *Langhauses* ist durch die erhaltenen und von Schleuning aufgedeckten Fundamente, unter welchen sich auch die der Westmauer befinden, festgelegt. Die Mittelschiffmauern kann man sich nach dem Vorbild von Steinbach (s. Adamy, Die Einhardsbasilika zu Steinbach i. O., Darmstadt 1885) auf Pfeilern ruhend denken. Bei dem Umbau des 11. Jhs. wurden die am Kreuzschiff liegenden Pfeiler zu Vierungspfeilern durch nach dem Querhaus zu vorgemauerte Pfeiler umgebaut, hinter denen das alte Sockelprofil (attische Basis) sich noch erhalten hat.

Langhaus

Die Eingänge zu dem Langhaus lagen wohl in der Westmauer, die beim Umbau des 11. Jhs. weichen mußte. Sie führten von dem ersten Paradies aus in die Kirche.

Erstes Paradies

Die Fundamente dieses *Paradieses* wurden bei der romanischen Erweiterung für die Kirchenmauern wieder benutzt, die der Westmauer des Paradieses für die West-

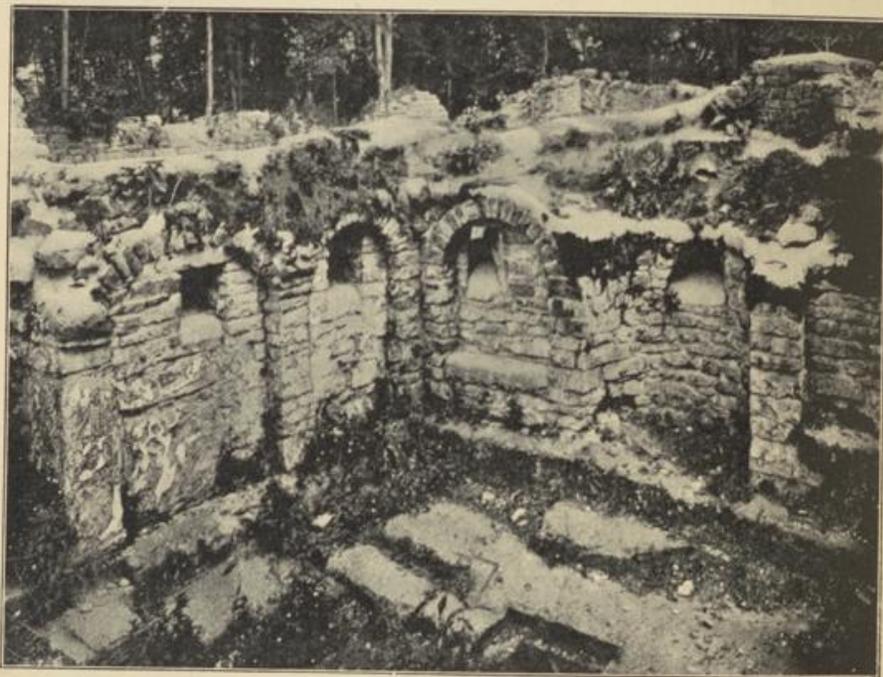


Fig. 331. Ostkrypta der S. Michaelskirche auf dem Heiligenberg.

mauer des vergrößerten Langhauses. Weitere Aufschlüsse über das erste Paradies geben uns die Baureste nicht.

Interessant sind die einfachen Maßverhältnisse der so wiedererkannten ersten Anlage. Breite und Länge des Langhauses verhalten sich wie 1 : 1; Breite des Mittelschiffs zu der des Querschiffs wie 1 : 1; Breite des Paradieses zu seiner Länge wie 1 : 1.

b) Anlage des 11. Jahrhunderts

Allgemeines

Mit dem allgemeinen Aufschwung der Kirche nach dem Jahre 1000 war wohl auch eine neue Blüte des Klosters auf dem Heiligenberg verbunden. Die Basilika wurde zu klein. Um Platz zu schaffen für die vergrößerte Zahl der Mönche, wurde, wie das schon seit langem üblich war (St. Galler Grundriß, Werden a. R.; Koblenz: S. Kastor), der Ostchor durch Anfügen eines Chorquadrates mit neuer Apsis erweitert. Aus der *crux commissa* der karolingischen Zeit wurde die *crux immissa* der romanischen. Der vermehrten Heiligenverehrung entsprechend wurden auch ausgedehnte Krypten angelegt, und zwar eine unter dem umgebauten Ostchor, die andere im Westen (vgl. S. Emmeran, Regensburg). Um Raum zu gewinnen für die Laien und die nun in

Scharen zuströmenden Wallfahrer, wurde auch das Langhaus unter Beseitigung des karolingischen Paradieses nach Westen zu erweitert. Die Westfront erhielt zwei flankierende Türme.

Der *Ostchor* der romanischen Zeit folgt nicht der Richtung der Kirchenachse, sondern ist nach Süden geneigt, eine Ungenauigkeit, die sich aus dem bei dem Umbau voraussetzenden Baubetriebe leicht erklären läßt. Von den über dem Chorfußboden aufgehenden Mauern des Ostchores ist nur noch so viel erhalten, daß die Apside in ihrer Form festzustellen ist. Die Höherlegung des Chores (8 bis 9 Stufen über den Langhausboden) war durch die darunter erstellte Krypta bedingt.

Der zweite
Ostchor

Durch zwei eigentümlicherweise mit den Nischen nach dem Kircheninnern gerichtete Türen, die zwischen den Seitenapsiden und dem neuen Ostchor in die Ostwand des Querschiffes eingebrochen wurden, steigt man über einige Stufen zu der *Ostkrypta* (s. Abbildung Fig. 331) hinab, die in ihrem unteren Teile in den gewachsenen Felsen eingearbeitet ist. Ebenso ist das Grab mit Falz für die jetzt fehlende Deckplatte und eine rings um die Wände der Krypta laufende, bankförmige Erhöhung aus dem Felsen ausgehauen. Vor einer in der massiven Untermauerung des oberen Halbrunds ausgesparten, kleinen Nische ist noch die Untermauerung des Altars erhalten. Die Wände des Raumes sind durch je zwei rechteckige Mauervorlagen in drei Felder geteilt. Auf diesen Wandpfeilern und vier mittleren Stützen ruhten die Gurtbogen, zwischen denen die Kreuzgewölbe eingespannt waren. Der Anschluß der Gewölbe und Gurtbogen an die Umfassungswände ist noch zu erkennen. Die Krypta war also dreischiffig und hatte drei Travéen. Von den vier Freistützen (Säulen) bildet Schlemming ein in der kleinen Apsis gefundenes Kapitäl ab. An diesem ist der Übergang von der Säule zum viereckigen Kämpfer nicht durch Kugelflächen versucht, wie bei den Kapitälern des Langhauses (halbkreisförmiger Schild!), sondern durch Flächen einer Pyramide, deren Spitze in der Säulenachse liegt (trapezförmiger Schild!). Erhell wurden die Krypta wie auch die mit einer Tonne überwölbten Zugänge (vgl. Limburg a. H.) durch einfache Mauerschlitze. Nur das Fenster in der Apside ist außen mit einem gemauerten einfachen Rundbogen geschlossen.

Ostkrypta

Das *Querschiff* blieb bei dem Umbau bis auf den mittleren Teil unberührt. Wie bei der Beschreibung der karolingischen Anlage schon erwähnt, wurde jetzt erst durch Vorsetzen von Mauerpfeilern vor die karolingischen Pfeiler und vor die östliche Querschiffwand die Unterlage für den nördlichen und südlichen Vierungsbogen und damit die eigentliche Vierung geschaffen. Das Querschiff war, wie der ganze Bau, flach gedeckt. Wie aus dem Merianschen Stich hervorgeht, erhob sich über der Vierung ein Vierungsturm.

Querschiff

Das *Langhaus* wurde um seine halbe Breite nach Westen zu erweitert. Mit diesem Umbau war auch eine Änderung der Arkadenstützen verbunden. Die für die karolingische Anlage etwa nach dem Vorbild der Einhardsbasilika zu Steinbach vielleicht voraussetzenden Pfeiler ersetzte man durch Säulen mit attischer Basis und Würfelkapitäl mit halbrundem glattem Schild und Halsring. Bruchstücke von Kapitälern und Säulenschäften und fünf Basen — letztere noch in situ — sind uns erhalten geblieben. Aus der Lage jener Basen läßt sich entnehmen, daß sich das Mittelschiff in je sechs Bogenstellungen nach den Seitenschiffen zu öffnete. Für die Einwölbung der Seiten-

Langhaus

schiffe sind keinerlei Anhaltspunkte vorhanden. Wir haben uns also wohl die drei Schiffe flach gedeckt zu denken.

Westchor

An das Langhaus schließt sich nach Westen zu ein Raum an von der Breite des Langhauses und halb so tief wie breit. Unter diesem Westraum liegt die Westkrypta. Schleuning bezeichnet ihn als Eingangshalle und rekonstruiert als Haupteingang der Kirche ein Portal in deren Achse. Daß hier einmal ein Portal vorhanden war, geht daraus hervor, daß das Mauerwerk etwa in der Breite von 2 m bis unter den Boden des angrenzenden Raumes fehlt und daß davor noch die Treppe festzustellen ist, die zu dieser Türe führte. Außerdem ist auf dem Stich von Merian das Portal an dieser Stelle zu erkennen. In den Plänen Schleunings fehlt nun ein Fenster der Westkrypta, das genau in der Achse der Kirche, also unter dem von Schleuning angegebenen Haupteingange liegt. Das Vorhandensein dieses Fensters, das in seiner unversehrten unteren Hälfte mit den übrigen Fenstern der Westkrypta völlig übereinstimmt, beweist, daß der Eingang zur Kirche nicht direkt darüber geplant gewesen sein kann, da die hierfür erforderliche äußere Treppe das Fenster verdeckt haben würde. Auf der Außenseite ist das Fenster vermauert, aber in anderer Technik, als sie das anstoßende Mauerwerk zeigt (s. Abbildung Fig. 332). Während nämlich dieses aus kleinen, rauh bearbeiteten Steinen besteht, ist das Mauerwerk vor dem genannten Fenster aus großen, sauber bearbeiteten Quadern zusammengesetzt. Bei dem nachträglich erfolgten Einbruch des Portals wurde also eine größere Öffnung ausgebrochen, als für das Portal nötig war, und diese wieder mit den erwähnten größeren Quadern vermauert. Wenn nun das axiale Fenster ein Beweis dafür ist, daß sich bei dem Umbau des 11. Jhs. das Hauptportal nicht in der Achse der Kirche befand, und der Zustand der westlichen Abschlußmauer die Möglichkeit eines Einganges an anderer Stelle der Westwand ebenfalls ausschließt, so ergibt sich, daß in der Anlage des 11. Jhs. dieser Westraum keinen Zugang von außen hatte. Der Raum kann also ursprünglich auch keine Eingangshalle gewesen sein, sondern er war der geradegeschlossene Westchor. Wir haben also nicht die von Schleuning behauptete und in der Tat ganz außergewöhnliche Erscheinung einer Krypta unter einer Vorhalle, sondern einen Westchor, für den sich die Anlage einer Krypta wegen des abfallenden Geländes von selbst ergab. Die dreifach gestuften Vorlagen in den vier Ecken des Westchores setzen Einwölbung desselben voraus. Entsprechend den Gewölben der Krypten müssen wir auch hier Gurtbogen mit Kreuzgewölben annehmen. Die Gurtbogen muß man sich auf aus der Mauer vorgekragten Kämpfergesimsen ruhend denken. Schleuning schlägt fünfschiffige Anlage mit zwei Travéen vor. Das würde aber eine Anlage des Westchores ergeben, die ganz ohne Analogien wäre. Es ist eher anzunehmen, daß der Westchor drei Kreuzgewölbe hatte.

Erster
Haupteingang

Wir sahen, daß ursprünglich der *Haupteingang* der zweiten Kirche nicht im Westen in der Hauptachse gelegen haben kann. Wo haben wir nun, wenn nicht dort, das Kirchenportal zu suchen? Hier bringt uns nur der Vergleich mit anderen mit Westchor ausgestatteten Bauten weiter. Hat der Westchor nur die Breite des Mittelschiffes (S. Gallener Grundriß; Mittelzell; Maria Laach usw.), so führen die Haupteingänge von Westen her in die Seitenschiffe. Nimmt der Westchor allein oder in Verbindung mit Treppentürmen die ganze Breite der Kirche in Anspruch, so liegen die Hauptzugänge an den Langseiten der Seitenschiffe (Hildesheim: S. Michael; Worms: Dom; Regensburg: S. Emmeran und S. Jakob usw.). Da der bauliche Befund Eingänge von Westen in die

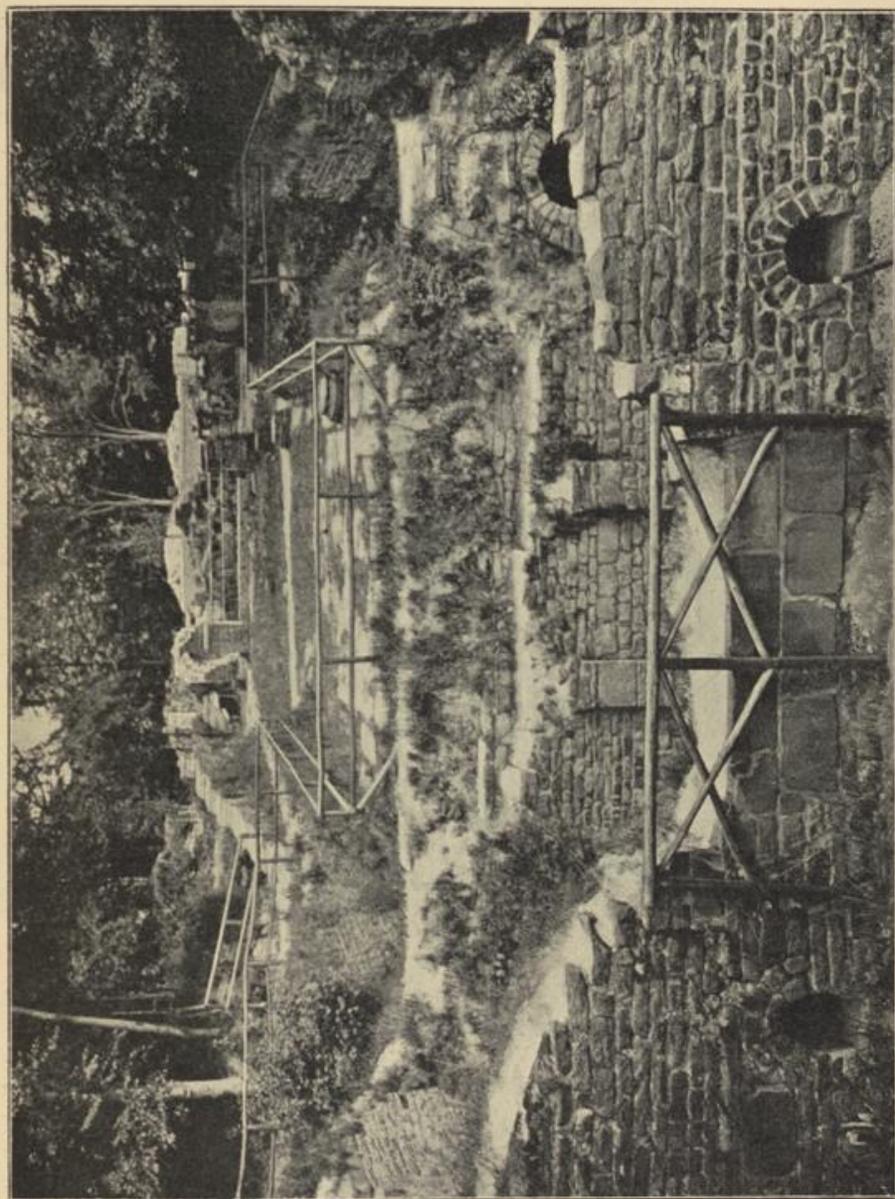


Fig. 332. Die S. Michaelskirche auf dem Heiligenberg von Westen gesehen.

Seitenschiffe ausschließt, muß der Westchor die ganze Breite des Langhauses eingenommen haben. Wir haben also bei unserer Basilika nach dem ersten romanischen Erweiterungsbau das oder die Hauptportale an den Langseiten zu suchen. In der südlichen Langhausmauer befindet sich eine 70 cm weite Öffnung mit Gewänden und einer Schwelle in der Höhe des Kirchenbodens. Als Hauptportal kann diese Öffnung nicht

in Betracht kommen, da sie zu eng ist und unmittelbar über dem südlichen Vorraum der Westkrypta liegt. Ihre Bedeutung ist nicht klar.

Westkrypta

Als Zugang zur *Westkrypta* zeichnet Schleuning in seinen Plänen zwei Treppen ein, die von den beiden Seitenschiffen aus hinabführen. Die rechteckigen Vorräume sind alt, für die Ausbildung der Treppenanlage sind keine Anhaltspunkte vorhanden. Daß aber von Osten aus der Zugang zu der Krypta war, geht ja aus den erwähnten

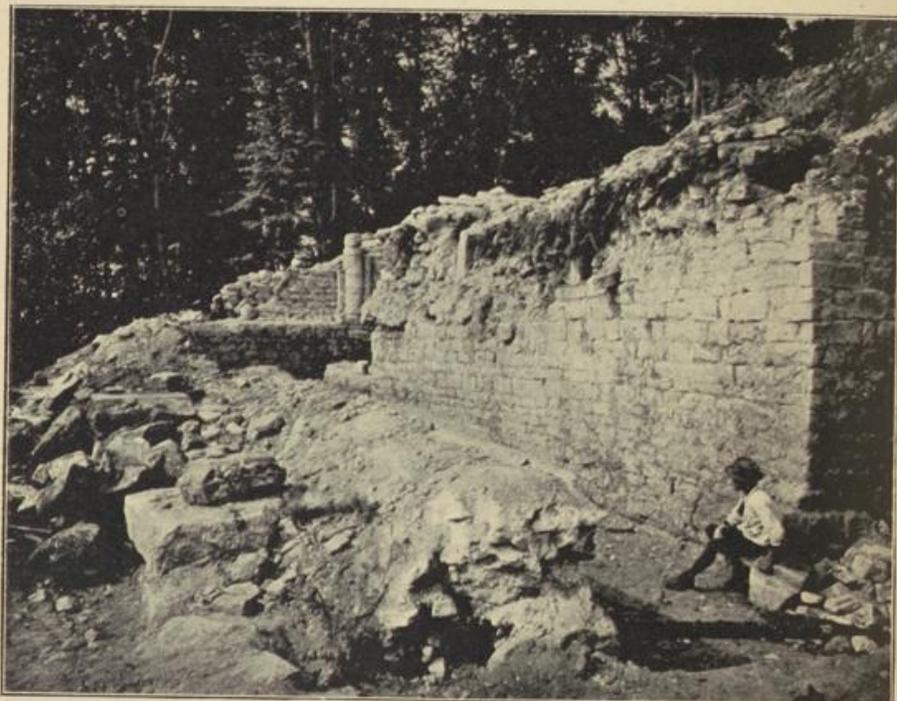


Fig. 333. Westmauer des Paradieses der S. Michaelskirche auf dem Heiligenberg.

rechteckigen Vorräumen hervor, die offenbar nach oben offen waren. Es lassen sich nämlich keine Spuren eines Gewölbes feststellen, obwohl das Gemäuer bis fast unter den Kirchenboden erhalten ist. Von den Vorräumen aus führen durch die dicken Fundamente hindurch in Tonnen gewölbte Gänge nach der eigentlichen Krypta. Diese zeigt genau die gleiche Ausbildung wie die Ostkrypta. Auch der bankförmige Sockel ist vorhanden, nur ist er hier gemauert. Die Wölbung ist — nach den vorhandenen Resten zu schließen — dieselbe gewesen wie dort: Kreuzgewölbe zwischen Gurtbogen bei fünfschiffiger Anlage mit zwei Travéen. Zwei von Schleuning hier gefundene Kapitäle zeigen ganz ähnliche Bildung wie das Kapital der Ostkrypta. Die Fenster sind hier jedoch größer und anders gebildet. Bei der tieferen Lage der Westkrypta steigen die Fenster nach außen schräg an. Auf der Außenseite sind sie mit zwei konzentrischen Rundbogen geschlossen (s. Abbildung Fig. 332).

Von dem Westchor aus führen Türen nach den zwei flankierenden achteckigen Treppentürmen (s. Abbildung Fig. 329). Diese sind im Verband mit den angrenzenden

Treppentürme

Mauern aufgeführt. Ca. 1,5 m breite Wendeltreppen, mit steigender Tonne überspannt, führen nach oben. Rechteckige Mauerschlitze erhellen die Treppen. Ihre Breite deutet darauf hin, daß sie noch einem anderen Zwecke dienten, als nur dem, die Glocken und das Dachwerk zugänglich zu machen. Wir haben über dem Westchor eine Empore anzunehmen.

Westlich vor der Kirche stieß man bei den letzten i. J. 1912 angefangenen Ausgrabungen auf Mauerzüge, die als Reste eines *Paradieses* angesprochen werden müssen. Bis jetzt sind erst der Unterbau der Westmauer, daran anschließend ein Teil der Längsmauern, der stumpfe Anschluß derselben an die Basilika und die westlichen Fundamente der Innenmauern freigelegt (s. Abbildung Fig. 333). Die Gesamtanlage ist rechteckig, von der Breite des Langhauses und hat eine Länge von 21,6 m. Offenbar umschlossen Hallen einen Hof in der Art der Atrien altchristlicher Bauten, wie zum Beispiel in Deutschland die Vorhöfe von Aachen, Lorsch und Steinbach und aus späterer Zeit noch Maria Laach solche Anlage zeigen. Innerhalb des Hofes fanden sich mehrere Plattengräber (s. Grundriß Fig. 330). Am westlichen Teil der äußeren Längsmauern wurden in gleichmäßigen Abständen Mauervorlagen bloßgelegt (rechteckige Pfeiler mit vorgelegter halbkreisförmiger Wandsäule, vgl. Maria Laach!). Diese Pfeiler setzen eine Wölbung in Kreuzgewölben zwischen Gurtbogen voraus. Ihre Form deutet auf das 12. Jh.

Paradies

Mit der Anlage des zweiten Paradieses muß der Einbruch des besprochenen Portals in der Kirchenachse stattgefunden haben.

Bei der Freilegung des Unterbaues der Westmauer kamen stellenweise eine Art Grätenmauerwerk (*opus spiccatum*) und größere Quader zum Vorschein, woraus man auf römischen Ursprung dieser Teile schließen zu dürfen geglaubt hat. Hierzu liegt aber keine Veranlassung vor, da solche schräg gestellte Bruchsteinreihen vielfach in romanischer Zeit nachzuweisen sind und die Verwendung größerer Quader durch die Stärke der Untermuerung bei dem stark abfallenden Gelände an sich erklärlich erscheint. Als die Römer sich hier oben festgesetzt haben, worauf die Inschriftsteine (s. unten S. 524) deuten, haben sie sich sicher nicht an dem steilen Abhang, sondern auf der Höhe angesiedelt.

B. Die Klausur

Wie uns die am Anfang erwähnte Chroniknachricht über Abt Reginbald berichtet, stammen die *Klostergebäude* aus der ersten romanischen Bauperiode der Basilika, also aus der ersten Hälfte des 11. Jhs. Das Kloster schließt sich mit seiner Achse die der Kirche fortsetzend an den Ostchor an. Von dem Querschiff führen zwei Türen nach dem Kreuzgang, der mit drei Flügeln und gemeinsam mit dem Ostchor der Kirche — der vierte Flügel fällt bei der besonderen Lage des Klosters aus — einen rechteckigen Klosterhof umgibt und selbst wieder von den Klosterbauten rings umschlossen wird. Treten wir durch die Türe im südlichen Querschiff in den Kreuzgang, so öffnet sich gleich rechts eine Türe nach dem im Plane mit I bezeichneten Raum. Dieser ist rechteckig, hat in den Ecken und in der Mitte der längeren Seiten je eine, offenbar für eine Wölbung in zwei Kreuzgewölben vorgesehene Mauervorlage. Auf dem Boden, etwa in der Mitte des Raumes, zeigt sich ein kreisrundes Loch von 60 cm Durchmesser, das sich im Scheitel eines unter dem Raum liegenden Gewölbes befindet. Dieses mißt 2,52 m auf 2,66 m und ist bis zum Scheitel 2,52 m hoch. Der Boden besteht aus rechteckigen Tonplatten, die nach dem Grätenmuster verlegt sind. Nach oben ist der Raum

Allgemeine

Raum I

mit einem Tonnengewölbe abgeschlossen. Wände und Decke sind verputzt. In den Putz wurden vor der Erhärtung mit einem scharfen Gegenstand Rillen eingezogen: parallele Senkrechte werden von parallelen Wagrechten gekreuzt, und diese sind wieder von parallelen Schrägen durchschnitten. Die Westwand war mit Inschriften in weißer Farbe bedeckt, die aber nach der Aufdeckung rasch verblaßten. Die Zahl 1539 will man entziffert haben. Bei näherer Betrachtung der Eingangswand des oberen Raumes zeigt sich, daß diese Wand spätere Zutat ist (senkrechte Fugen) und daß ursprünglich der Raum sich fast in der ganzen Breite nach dem Kreuzgang zu öffnete.

Raum IIa

Der anstoßende *Raum IIa* ist der größte der Klosteranlage. In der Mitte seiner Langseite liegt der Eingang vom Kreuzgang her. Gegenüber an der Außenwand zeigt sich heute auch eine Öffnung. Sie wird aber wohl als ein in späterer Zeit hergestellter Durchbruch aufzufassen sein, wenn auch noch eine Schwelle (?) mit einer runden Vertiefung — wohl ein Zapfenloch — vorhanden ist. Die Schwelle liegt tiefer als der Boden in Raum IIa. Wie Raum I hat auch dieser Raum an der westlichen Schmalseite Eckvorlagen, während sie an der östlichen Seite zunächst zu fehlen scheinen. Sehen wir uns die Ostwand näher an, so zeigen sich auf jeder Seite ca. 28 cm von der Innenflucht der Längswände senkrechte, durchgehende Fugen, die sowohl von Raum IIa als auch von Raum IIb aus zu erkennen sind. Daraus folgt, daß die Trennungswand zwischen Raum IIa und Raum IIb ursprünglich nicht vorhanden war. An ihrer Stelle befanden sich nur rechteckige Mauervorlagen, zwischen die die Trennungswand eingesetzt wurde. Eigentümlicherweise sind nur an dieser Stelle und sonst an der Längsmauer keine Vorlagen vorhanden. Da, nach den Vorlagen zu schließen, eine Wölbung des Raumes vorausgesetzt werden muß, wird man zwischen den beschriebenen Wandvorlagen und den Eckpfeilern je zwei höher, als das Mauerwerk heute erhalten ist, gelegene Kragsteine annehmen müssen. Es kann sich bei der Wölbung nur um durch die ganze Raumtiefe sich erstreckende Kreuzgewölbe gehandelt haben, denn eine genaue Durchforschung des Bodens, stellenweise bis auf den gewachsenen Felsen, brachte keinerlei Mauerreste zu Tage, die für eine mittlere Stützenreihe sprechen würden.

Raum IIb

Raum IIb ist fast quadratisch und gehörte ursprünglich, wie oben gezeigt, zu Raum IIa. An der Ostseite hat er Eckvorlagen. Nach Süden in der Außenwand befindet sich eine Türe, und mit dem ersten im Ostflügel folgenden Gelaß — Raum III — ist er durch eine gleiche, nachträglich vermauerte Türe verbunden. Raum IIa und IIb bildeten einen großen langgestreckten, mit vier Kreuzgewölben eingewölbten Saal.

Raum III

Raum III hat die Form eines Ganges. Vom Kreuzgang aus ist er durch eine Öffnung ohne Anschlag, also auch ohne ehemaligen Türverschluß, zugänglich. Ob freilich diese restaurierte Öffnung auch ehemals genau so gewesen ist, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, nach Lage der Dinge aber anzunehmen. In der östlichen Außenwand ist eine Türe festgestellt. An seiner südlichen Wand zeigt Raum III die mehrerwähnten Eckvorlagen, während sie an der Nordwand fehlen. Da offenbar das ganze Erdgeschoß des Süd- und Ostflügels des Klosters gewölbt war, ist auch für diesen Raum eine Wölbung anzunehmen. Bei dem gangartigen Grundriß würde man zuerst an ein Tonnengewölbe denken, das ja trotz der Eckvorlagen auch vorhanden gewesen sein kann, diese hätten aber dann keinen rechten Zweck mehr gehabt. Vielleicht darf man zwei Kreuzgewölbe und in der Mitte der Längswände je einen Kragstein voraussetzen. In der Nordwand des Raumes ist eine nachträglich vermauerte Türe nach dem angrenzenden Raum IV vorhanden.

Das anstoßende *Gelaß IV* ist quadratisch. In drei Ecken sind bereits die Eckvorlagen sicher festgestellt, während die vierte noch unter der Erde liegt. Es ist klar, daß der Raum ein quadratisches Kreuzgewölbe gehabt hat. Vom Kreuzgang aus führt eine, mindestens später veränderte Türe in den Raum. In der Mauerstärke liegt eine Türschwelle, über die man auf den Podest einer zum Obergeschoß führenden, schmalen Treppe gelangt, von dem aus man den eigentlichen Raum IV betritt. Die Stufen wie die Untermauerung der Treppe sind von minderwertiger Arbeit. Die Untermauerung steht nicht im Verband mit den Raummauern. Die Treppeneinbauten sind spätere Zutaten, und Raum IV war vielleicht ursprünglich nur von Raum III aus zugänglich.

Raum IV

Die nun folgenden *Räume Va, b, c* bildeten ehemals einen großen Saal. Raum Va hat ähnliche Zugangsanlage wie IV. Vom Kreuzgang aus gelangt man auf den Podest einer nach Norden zu ansteigenden Treppe ähnlich der in Raum IV. Von dem Podest aus tritt man durch ein Türchen in den Raum Va, nach dem das schmale Treppenhaus noch einen gerade abgeschlossenen Lichtschlitz hat. Die Treppenhauswände, nur 52 cm stark, sind nicht im Verband mit den Raummauern aufgeführt. Die Treppe ist also auch hier eine spätere Zutat, und wahrscheinlich auch die Türe vom Kreuzgang aus. In der Südwestecke des Raumes ist wieder die Eckvorlage vorhanden, die Südostecke ruht noch unter dem Schutte. Nach Norden ist der Raum Va durch die Reste einer 67 cm starken Mauer begrenzt, die ohne Verband mit den angrenzenden Mauern errichtet ist. Diese Mauer hat eine Türe und ein eingemauertes, spitzbogiges Fenster, aus einer Platte herausgearbeitet, mit glatter Schräge. Sie war nicht die ursprüngliche nördliche Begrenzung des Raumes Va. Ein Blick auf den Plan zeigt, daß die nordöstliche Gebäudeecke starke bauliche Änderungen erfahren hat. Die Außenmauern sind auffallend schwach. An der Nordostecke geht die Stärke der nördlichen Außenmauer auf eine kurze Strecke bis auf 67 cm herab. Das kann natürlich nicht die ursprüngliche Außenmauer sein, die vielmehr wie sonst am Kloster 1,60 m stark gewesen sein muß. Auch ein Vergleich der Mauertechnik zeigt uns, daß wir in den schwachen Mauern Umbauten zu erblicken haben. Die starken Mauern bestehen, wie die Mauern frühromanischer Bauten, aus kleinen, rechteckigen Bruchsteinen. Die schwächeren Mauern sind als unregelmäßig geschichtetes Mauerwerk aufgeführt. Wie schon gesagt, bildeten Va, b, c einen einzigen Raum, dessen Abschlußwand die nördliche Außenwand war. In der Nordwestecke ist auch wieder eine Eckvorlage vorhanden, der eine gegenüber liegende Vorlage entsprochen haben muß. Der große Raum V war sicher auch gewölbt; wir dürfen drei Kreuzgewölbe annehmen. Die westliche Begrenzungsmauer ist in ihrem Zuge noch ganz erhalten, nur durch Einbrüche und Einbauten verändert. In der nordwestlichen Ecke des Raumes V ist eine rechteckige Untermauerung erhalten, die für den Herd einer in späterer Zeit hier eingebauten Küche ausgeführt worden sein mag. Gerade jene Ecke soll bei der Freilegung von Ruß ganz geschwärzt gewesen sein.

Raum Va, b, c

Im Nordflügel des Klosters grenzt an den besprochenen Raum V *Raum VI*, der die Form eines Ganges aufweist. Die oft erwähnten Vorlagen fehlen gänzlich. Er liegt tiefer als der Kreuzgang. Über sieben Stufen steigt man zu diesem empor. Eine Quermauer, durch das Fehlen des Verbandes mit den angrenzenden Mauern als spätere Zutat erwiesen, teilt den Raum VI in zwei Teile. Der Anschluß der südlichen Außenmauer an die westliche des Ostflügels ist stumpf, ohne Verband. Ob die nördliche Außenmauer ebenfalls keinen Verband mit dem Ostflügel hat, ist augenblicklich

Raum VI

nicht festzustellen, da diese Stelle an der Außenseite noch nicht freigelegt ist und an der Innenseite nach der stattgehabten Ausfugung mit Zement der Verband nicht mehr zu erkennen ist. Doch da die nördliche Außenmauer von der Westwand des Raumes V ab schwächer wird (statt 1,6 m Stärke im Süd- und Ostflügel hat sie nur 1,1 m Stärke), steht zu vermuten, daß auch hier der Verband fehlt. Es ist also der Nordflügel wohl später — wenn auch nicht um vieles — als der Süd- und Ostflügel, und das Kloster war vor der Erbauung des Nordflügels mit einer einfachen Mauer geschlossen. Der Raum VI ist von außen her durch die größte erhaltene Türe zugänglich. Neben ihr

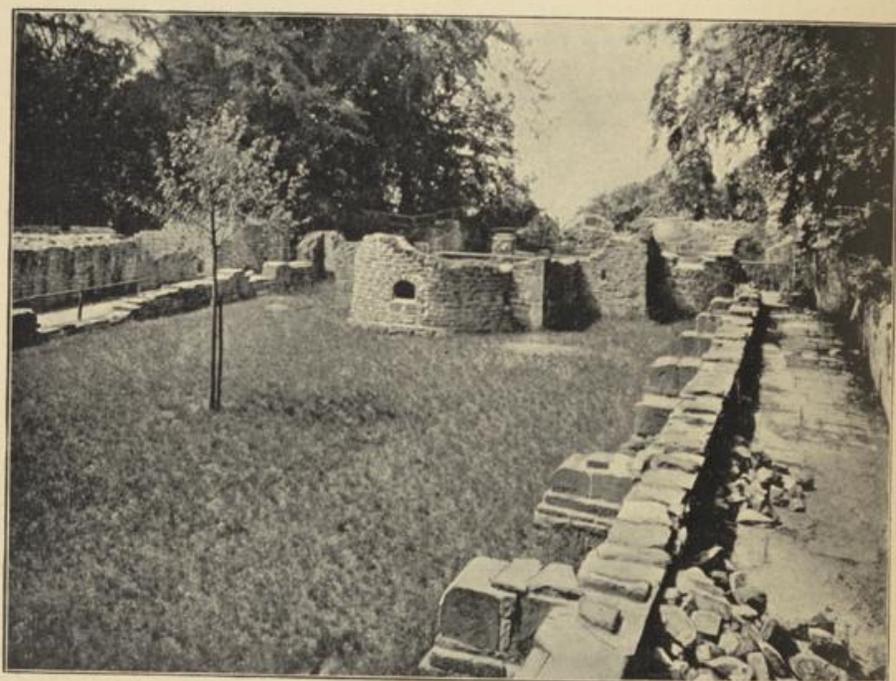


Fig. 334. Kreuzgang des S. Michaelsklosters auf dem Heiligenberg.

befindet sich ein geradegeschlossener Lichtschlitz. Die Kombination von Türe und Fensterchen zeigt, daß wir es hier mit dem Haupteingang zum Kloster und dem Fenster des Pfortners zu tun haben.

Raum VII

Zu dem westlich angrenzenden *Raum VII* gelangt man durch zwei weite Öffnungen; die nördliche — heute wieder zugemauert — ist ihrer Bildung nach die ältere, die südliche ist bei den Umbauten der Nordostecke des Klostergebäudes eingebrochen. Der Nordflügel harrt noch zum größten Teile der Ausgrabung. Es läßt sich aber doch folgendes feststellen: Im Raum VII fehlen wie in VI die Eckvorlagen. Er liegt in etwa gleicher Höhe mit jenem, d. h. bedeutend tiefer wie der Kreuzgang. Einen Zugang von letzterem aus hat er nicht, doch erhält er von ihm durch vier (drei sind erhalten) Schlitz sein Licht. Diese sind geradegeschlossen und werden nach der Mitte der Mauer zu, wo eine durchbrochene Steinplatte sitzt, enger.

Auch *Raum VIII* hatte vom Kreuzgang aus keinen Zugang, also deshalb vermutlich von Raum VII aus. In der Westwand sitzt ein Lichtschlitz ähnlich den beschriebenen in Raum VII. Auch hier fehlen die Eckvorlagen. In der Nordostecke sind die Reste einer runden Nische erhalten, die trotz ihres nur geringen Durchmessers eine Treppe enthalten haben wird. Während der Ost- und Südflügel der Klostergebäude gewölbt war, wird der Nordflügel eine Balkendecke gehabt haben.

Raum VIII

Die Mauer, die die folgenden Gelasse von VIII trennt, besteht aus zwei Schalen, d. h. sie hat eine durchgehende Längsfuge. Die Mauer von IX ist vor den erwähnten Lichtschlitz von VIII gesetzt. *Raum X* hat über drei Stufen hinweg Verbindung mit dem Querschiff der Basilika. Auch gegen die Querschiffsmauer hat Raum X eine eigene

Raum IX, X

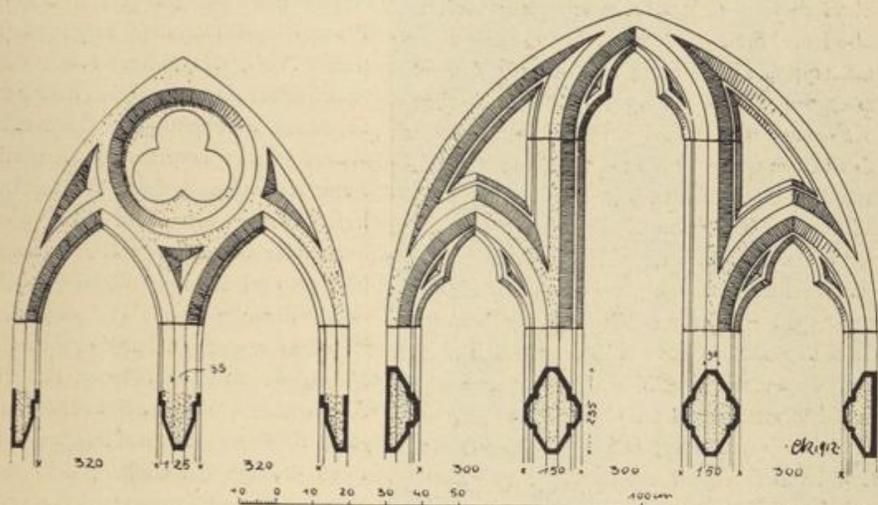


Fig. 335. Fenster vom Kreuzgange des S. Michaelsklosters auf dem Heiligenberg.

Mauer, so daß auch hier wieder eine durchgehende Längsfuge vorhanden ist. Zwischen IX und X ist nachträglich (kein Verband!) eine Mauer errichtet worden. Raum IX hat eine vermauerte und eine offene Türe nach Westen zu, die aber beide wohl spätere Zutat sind.

Der Kreuzgang, dessen Boden aus Sandsteinplatten besteht, hat bei seiner besonderen Lage zur Kirche nur drei Flügel, einen südlichen, östlichen und nördlichen. Die äußere Mauer ist im Ost- und Nordflügel noch bis zur Fensterbankhöhe vorhanden, im Südflügel sind keine Anhaltspunkte für die Fenster zu finden. Vor Raum I führt eine Steinrinne quer über den Kreuzgang. In der Außenmauer des Nordflügels hat sich noch die Schwelle einer Türe und die Bank eines zweiteiligen Fensters erhalten; der Mittelposten ist 15 cm breit, das Plättchen 6 cm. Es ist kein Anschlag vorhanden, die Öffnungen waren also nicht verglast. Mehr von dem alten Zustand ist im Nordflügel auf uns gekommen (s. Abbildung Fig. 334). Fensterbänke — es sind deren vier — und Strebepfeiler — bis zur Bankhöhe — geben ein klares Bild dieses Bauteiles. Diese Strebepfeiler haben keinen Verband mit der Längsmauer, gehören also — wie übrigens selbstverständlich ist — nicht der ursprünglichen Anlage an. Innerhalb des Kreuzganges an der Ecke, die die Außenmauern des Nord- und Ostflügels miteinander

bilden, befindet sich in situ ein romantisches Sockelprofil. Der obere Wulst ist erhalten, während der untere abgearbeitet ist. Die Fenster — sieben auf dem ganzen Flügel — sind dreiteilig (s. Abbildung Fig. 335). In der Südwand des nördlichen Klosterflügels ließ Schleuning das Maßwerk eines zweiteiligen Fensters, das auf die Bänke des nördlichen Klosterflügels paßt, einmauern (s. Abbildung Fig. 336). Danach endigten die drei Teile der Fenster in Spitzbogen, von denen der mittlere die beiden anderen über-



Fig. 336.

Südwand des nördlichen Klosterflügels auf dem Heiligenberg.

Klosterhof

Innerhalb des *Klosterhofes* wurden mehrere gut erhaltene Plattengräber von 2 m Länge, 45 cm Breite und 40 cm Höhe gefunden, alle mit einer Aushöhlung für den Kopf des Beizusetzenden. Die i. J. 1910 im Klosterhof gefundenen »Ziegel und Scherben, ferner Bronzenadeln, Pfeilspitzen, Eisen- und Glasteile aller Art, Schlüssel, Eberzähne, Bleikränze mit Nuten usw.« befinden sich in den städtischen Sammlungen. Die Scherben stammen aus allen Perioden von der jüngeren Steinzeit an, während typisch römische Dachziegel und Ziegelsteine mit dem Stempel der XXIV. Kohorte auf die Anwesenheit der Römer an dieser Stätte hinweisen. Auch von den mittelalterlichen Hohlziegeln, mit denen die Klosterbauten bedeckt waren, sind mehrere Stücke gefunden worden (s. Wippermann, a. a. O. S. 114).

Reste
außerhalb des
Klosters

Soweit die Außenseite des Klostersvierecks freigelegt ist (Südseite und südlicher Teil der Westseite) zeigt die Außenmauer einen dreifach gestuften Sockel. Außerhalb

ragt. Alle drei zeigen nasenartige Bildungen. Es sind aber keine eigentlichen Nasen, sondern jene Vorläufer, die als ein Charakteristikum der Architektur von 1300 gelten können. Pfosten und Gewände zeigen doppeltes Profil, das äußere bildet den Spitzbogen, das innere den darin liegenden Kleeblattbogen. Für eine Wölbung des ursprünglich romanischen Kreuzganges sind keinerlei Anhaltspunkte vorhanden. Bei der Schwäche der äußeren Gangmauern (nur 68 cm) ist eine Wölbung auch nicht wahrscheinlich. Der Gang hatte in seiner ursprünglichen Form flache Decke oder sichtbares Dachwerk (vgl. Allerheiligenkloster in Schaffhausen: Jung S. Peter in Straßburg). Um 1300 erfolgte ein Umbau, dem die eingebrochenen Fenster und die eingesetzten Strebepfeiler angehören und bei dem eine Wölbung zweifellos beabsichtigt war, wenn sie auch nicht zur Ausführung kam (es sind keinerlei Reste von Rippen etc. gefunden worden).

der Klostergebäude, südlich von Raum I, wurde ein tonnengewölbtes Gelaß von $3 \times 2,36$ m aufgedeckt, dessen Boden durch rechteckige Tonplatten gebildet wird und dessen Wände verputzt sind. Innerhalb des Raumes etwa im Scheitel des Gewölbes ist das Ende einer Wasserinne sichtbar von dem Querschnitt der obenerwähnten Steinrinne im südlichen Kreuzgangflügel. Es wurde offenbar das Tagwasser vom Klosterhof in dieses Gewölbe geleitet. Im Norden des nördlichen Klosterflügels wurde eine eigenartige Kette von Räumen ausgegraben. Wie verschiedene durchgehende Fugen zeigen, ist es kein Bau aus einem Gusse. Im Grundriß erstreckt er sich als schmaler Streifen nach Norden (ca. 14×4 m). Die Längsmauern haben mit der Nordmauer des Klosters keinen Verband. Sechs Räume von verschiedenen Größen reihen sich aneinander an, von denen zweimal je zwei Gelasse durch rundbogige Öffnungen miteinander in Verbindung stehen. Im Osten des östlichen Klosterflügels stieß man in ca. 14 m Entfernung von ihm auf einen etwa in der Richtung des Ostflügels sich erstreckenden Mauerzug. Ungefähr in der Flucht der südlichen Außenmauer des Südflügels biegt der Mauerzug um und verläuft bis an die Südostecke des Klosters.

Auch sonst fand man an verschiedenen Stellen außerhalb der beschriebenen Klosteranlage Mauerreste, die noch der vollständigen Ausgrabung und der Deutung harren.

Das Herz einer Klosteranlage bildet die Kirche. Durch die Beziehungen einzelner Klosterräume zu dem kirchlichen Dienst ist ihre Lage zum Kirchengebäude bestimmt (dormitorium, capitulum). Die Vorschriften für das Klosterleben geben den übrigen Räumen, die mit dem Gottesdienst direkt nichts zu tun haben, eine bestimmte Lage zueinander und zu den genannten Räumen. Diese gegenseitigen Beziehungen der Räume zur Kirche und untereinander erleiden auch keine Änderung, wenn, wie in dem vorliegenden Falle, unter dem Zwange der Bodenbeschaffenheit die Klostergebäude der Himmelsrichtung nach anders zur Kirche liegen, als es im allgemeinen üblich ist. Wenn wir daran festhalten, ergibt sich unter Berücksichtigung der Bauvorschrift von Farfa (erste Hälfte des 11. Jhs.) und durch Vergleich mit den Klostergrundrissen von St. Gallen (820), Hirsau (Ende des 11. Jhs.) für die Bedeutung der Klosterräume folgendes Ergebnis: Raum I war der Kapitelsaal, der sich auf seine ganze Breite nach dem Kreuzgang öffnete, also gewissermaßen nur eine Erweiterung des Ganges bildete. Es stellt sich der Kapitelsaal also als ein interessantes Glied in der Entwicklungsreihe dieses Raumes dar, der auf dem Grundriß von St. Gallen durch den nördlichen Kreuzgangflügel selbst gebildet wird, in Hirsau, Comburg, Alpirsbach und Schaffhausen aber schon als besonderer Raum vorhanden ist, der durch eine von einer fortlaufenden Reihe von Fenstern durchbrochene Wand vom Kreuzgang getrennt ist. Der Kapitelsaal von S. Michael steht also zwischen dem von St. Gallen und denen der meisten von Cluny (Hirsau) aus beeinflussten Benediktinerklöstern. Die ehemalige Bedeutung des unter Raum I gelegenen Gewölbes ist nicht klar. Eine Zisterne kann es wohl kaum gewesen sein, denn es läßt sich keine Zuleitung feststellen, und durch Sickerwasser hätte der Brunnen bei seiner Lage auf dem Berggipfel und bei der geringen Tiefe von 2,50 m auch nicht gespeist werden können.

In dem angrenzenden Raum II haben wir den Tages- und Sprechraum der Mönche vor uns (domus calefactoria des St. Galler Grundrisses; auditorium des ordo Farfensis; auditorium iuxta capitulum der usus ord. Cist.), für dessen eine Funktion (Tagesraum) die frateria (Brüdersaal) der Cisterzienser geschaffen wurde. Die Türe in der Südmauer führte wohl nach einem necessarium, dessen Obergeschoß vom Dorment aus zugänglich war.

Deutung der
Räume

Über den beiden Räumen im Obergeschoß des Südflügels befand sich — wie immer in naher Lage zum Kapitelsaal und zur Kirche — das dormitorium (St. Gallen und alle späteren Klöster). Die Treppe zum Dorment — vermutlich eine einfache Holzterre — lag wohl, wie dies auch für den Riß von St. Gallen anzunehmen ist, im Kreuzgangflügel an der Wand des auditoriums und führte durch das offene Dach des Kreuzganges und über die Gewölbe des auditoriums ins dormitorium.

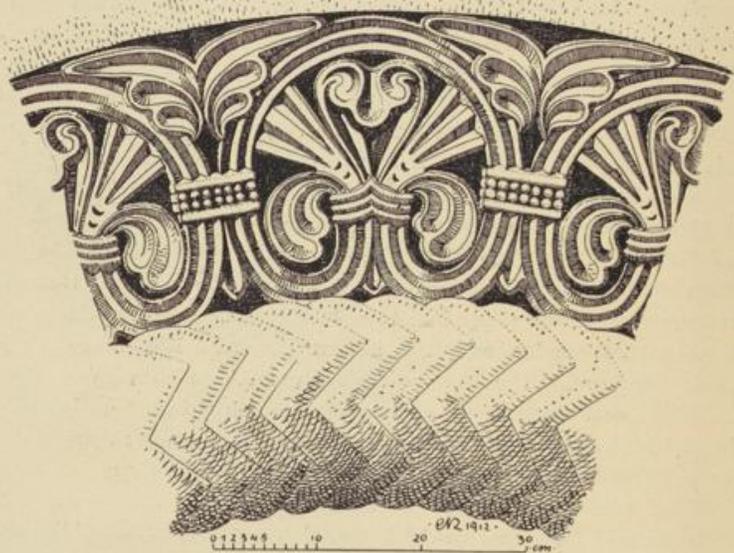


Fig. 337. Bruchstück, angeblich von einem Portalbogen der S. Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg. (Städtische Sammlungen.)

Raum III war der Durchgang nach den östlich von dem Kloster gelegenen Gebäuden (Krankenhaus, Mauerreste!).

Raum IV ist als calefactorium anzusprechen. Bei weiteren Grabungen werden sich wohl Heizvorrichtungen irgendwelcher Art ergeben (Kamine wie in St. Gallen, Eberbach, Bronnbach; Luftheizung wie in Ilzburg, Maulbronn etc.).

Raum V (a, b, c zusammen) war vor dem Umbau das refectorium.

Über dem Ostflügel dürfte sich der Vorratsraum des Klosters für Kleider, Schuhe etc. (vestiarium der reg. Bened. [St. Gallen]; camera des ordo Farf.; vestiarium der usus ord. Cist.) befunden haben.

Raum VI war der Zugang zur Klausur und der Aufenthaltsort des Pförtners und diente gleichzeitig als auditorium hospitum und als aelemosynarium.

Den weiteren Teil des Nordflügels nahm das cellarium ein (Raum VII, VIII).

Die Küche lag wie im St. Galler Grundriß außerhalb des claustrums, da innerhalb kein Platz mehr vorhanden war, und wurde erst bei einem späteren Umbau in die Nordostecke des eigentlichen Klosters verlegt.

Raum IX und X sind die Reste einer später angebauten Sakristei. In den städtischen Sammlungen zu Heidelberg befinden sich schön skulptierte Bruchstücke einer

romanischen Bogenleibung (s. Abbildung Fig. 337 und 338) und ein leider arg verstümmeltes Kapitälstück (vielleicht von dem Gewände desselben Portals stammend), welche einst von unserer S. Michaelsbasilika nach Handschuhsheim gebracht worden sein sollen (s. Abbildung Fig. 339 und oben S. 285). Zwei Säulenreste von ebendaher, ebenfalls in den städtischen Sammlungen (s. oben S. 285).

Die karolingische *Basilika* von S. Michael steht ihrer Grundrißbildung nach zwischen der ersten Kirche von Hersfeld (es wird angenommen, daß bei dem Neubau von 1030 für das Querhaus die Fundamente der alten ersten Anlage [831 bis 850] benutzt wurden) und der Kirche des Grundrisses von St. Gallen. Mit der alten Kirche

Kunstgeschichtliche Stellung der Gesamtanlage Basilika

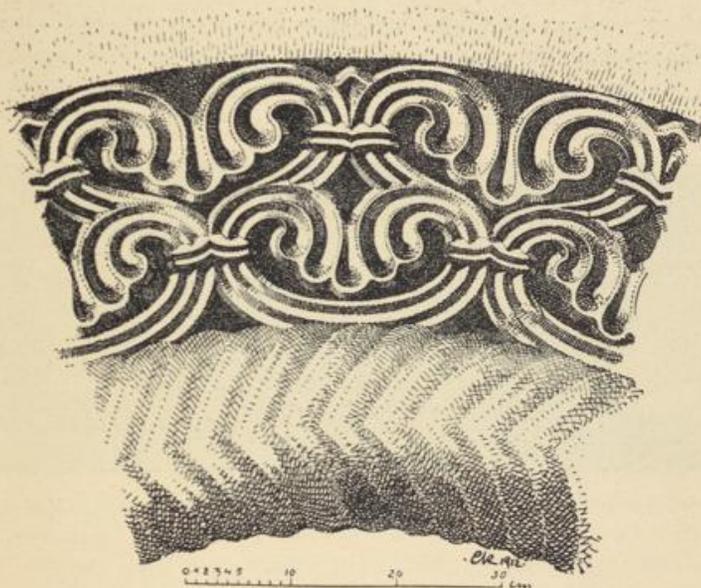


Fig. 338. Bruchstück, angeblich von einem Portalbogen der S. Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg. (Städtische Sammlungen.)

von Hersfeld und den altchristlichen Basiliken hat die Michaelsbasilika das Fehlen einer Vierung gemeinsam, doch zeigt sie insofern eine Weiterentwicklung, als die Breite des Querhauses gleich der des Mittelschiffes ist. Mit St. Gallen als frühem Beispiel des romanischen quadratischen Schemas verglichen erscheint das Querhaus mit einer Länge von dreieinhalb Vierungsquadraten statt deren drei zu lang.

Mit den *Klostergebäuden* von S. Michael ist ein Zwischenglied in der Entwicklungsreihe des Klosterbaues festgestellt, das zwischen St. Gallen und den Cluniacenser Klöstern (Hirsau, Schaffhausen, Alpirsbach, Großkornburg) steht. Die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses Fundes ist eine außerordentliche, da ein monumentales Zeugnis für die Anlage eines Benediktinerklosters der frühen Zeit (erste Hälfte des 11. Jhs.) bisher gänzlich fehlte. Als auffallende Tatsache ist festgestellt, daß diese ganze Klosteranlage auf Einwölbung berechnet war. Für die Entwicklungsgeschichte des Kapitelsaales ist hier ein bisher fehlendes Übergangsstadium gefunden, das dessen Entstehung aus dem an der Kirche gelegenen Kreuzgangflügel beweist.

Kloster

Römische Fundgegenstände

Römische
Fundstücke

Wie oben (S. 507) bemerkt, sind seit dem 16. Jh. im Lauf der Zeiten auf dem oberen Gipfel des Heiligenbergs teils innerhalb der Klosterräume, teils außerhalb derselben acht römische Inschriftsteine gefunden worden, von denen die drei älteren Stücke in den Jahren 1763 und 1764 in das Mannheimer Antiquarium gekommen sind, während die fünf in neuerer Zeit wieder ans Licht gekommenen Steine in den städtischen Sammlungen in Heidelberg aufbewahrt werden. (Nachdem Schleuning [a. a. O. S. 47 ff.] diese Denkmäler zuerst zusammengestellt hatte, sind sie von F. Haug in E. Wagners Fundstätten und Funde [II S. 271 bis 274 und 283 f.] eingehend beschrieben und zum Teil abgebildet worden. Im Corpus inscr. latin. XIII tragen sie die Nummern: 6395, 6398 bis 6400, 6402, 6404, 6409, 6412, 6413. Dasselbst auch vollständige Literaturangaben.) Sie legen die Annahme nahe, daß »an der Stelle oder in nächster Nähe der S. Michaelskirche in römischer Zeit ein Merkurheiligtum gestanden haben muß«,



Fig. 339. Bruchstück einer Kapitälreihe, angeblich von einem Portal der S. Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg.
(Städtische Sammlungen.)

in dem die »Neckarschwaben«, unten in Neuenheim, zahlreiche Votivsteine errichtet haben. Wie an vielen anderen Orten ist also auch hier S. Michael an Stelle des Merkur getreten. Der Beiname *Cimbrius*, der sich auf einem Stein der Heidelberger Sammlung befindet, hat sich bisher nur noch in Miltenberg (*Cimbrianus*) nachweisen lassen. Vielleicht, daß versprengte Reste des Cimbernvolkes hierbei in Frage kommen. Daneben scheint aber auch hier oben ein besonderer Tempel für den keltischen Gott *Visucius*, der gewöhnlich mit Merkur identifiziert wird, vorhanden gewesen zu sein, wie dessen Bildsäule mit der Weihschrift im Mannheimer Antiquarium nahelegt. Der bereits im 16. Jh. bekannte, seit 1763 in Mannheim befindliche Viergötterstein, der in der Klosterkirche, oben ausgehöhlt, als Weihwasserbecken gedient (M. Freher: *intus paulum excavatus, aquae lustrali servandae*) hatte, war oben auf dem Heidelberger Schlosse am Ende der Rampenmauer dem Portal des Ottheinrichsbaues gegenüber gestanden (s. oben S. 505). Die Inschrift desselben deutet auf die Verehrung des Juppiter hin. Der Heidelberger Humanist Heroldus (geb. 1511) will um die Mitte des 16. Jhs. noch bedeutende Reste eines römischen (?) Bauwerkes (*praetorii seu palatii*) hier oben an der Stelle, »ubi nunc nescio cuius sodalitatis domus magnificae exstant«, gesehen haben (s. M. Freher, *Orig. Palat. I Cap. VIII*). So wenig glaubwürdig diese Nachricht erscheint

aus einer Zeit, die überall römischen Ursprung witterte, so mögen doch noch einige ältere Mauerzüge außerhalb des Klosters damals vorhanden gewesen sein. K. Christ fand vor mehreren Jahren in den Ruinen der S. Michaelskirche das Bruchstück einer Inschriftplatte, die sich jetzt im Keller der städtischen Sammlungen in Heidelberg befindet und folgende Reste einer (romanischen?) Inschrift enthält:

..... MVS · IACE · (iacet)
 NI · DIVAM · REQVIE · O · (divam requiem obtinet?)
 IN · DECIM ·

II. Das S. Stephanskloster

Das auf der vorderen, niedrigeren Kuppe des Heiligenbergs einst vorhandene zweite Kloster ist dem von Huffschild (a. a. O. S. 166 ff.) veröffentlichten großen Necrologium des Klosters Lorsch zufolge am 25. Juni 1094 von Abt Anshelm von Lorsch, als ein Filial des oberen Klosters, zu Ehren des hl. Stephan errichtet worden (s. auch Freher, Orig. Pal. I cap. VIII). Beim Tode des Abtes (1102), der daselbst begraben worden ist, war es vollendet. Einer zweiten Eintragung zufolge hatte der Diakon — in einer Urkunde von 1094 heißt er Prior (praepositus) — Arnold des Michaelsklosters das »oratorium sancti Stephani in Ebrinesberc« gegründet und mit einer Hube in Handschuhsheim dotiert. Über die weiteren Schicksale dieses mit zehn Brüdern besetzten Klosters im Mittelalter erfahren wir so gut wie nichts. Als der Verfasser der Haller Chronik, Georg Widmann (s. oben S. 508), zu Anfang des 16. Jhs. hier oben war, fand er dies Kloster — er nennt es freilich »Allerheylligen« — »auch nur unbesetzt und in der brach liegend«, da er aber »keine gründliche gewießheit habe bekommen mögen, zue wes zeithen oder wer solchs gestiftet«, gibt er nur der Vermutung Ausdruck, »daß es ein alt closter sey, doch nicht so alt, alß St. Michaels klösterlein dabey liegendt«. Auffällig ist, daß er die untere, offenbar kleinere Anlage als Kloster und die obere, größere als Klösterlein bezeichnet. Es wäre somit auch möglich, daß er S. Michael mit S. Stephan verwechselt, denn die obere Anlage war später außer S. Michael auch Allerheiligen geweiht. Das »heydnische Gewölb«, das dort noch zu sehen sei, wäre dann das Heidenloch (s. unten), das ja auch auf dem Merianschen Holzschnitt (s. oben Fig. 329) erscheint, hier freilich in der Nähe der oberen Kirche. In diesem Falle wäre also die Zerstörung der unteren Anlage der der oberen vorausgegangen, das untere, kleinere Kloster aber, nach Widmanns irriger Ansicht, das ältere von beiden gewesen.

Im Reformationszeitalter scheinen die Ruinen an die Universität gefallen zu sein, denn nach den Senatsakten (Annales Universitatis cod. Heidelb. 362, 14 fol. 207) wurde am 20. August 1589 darüber beraten, daß »die kirch uff St. Michelsberg welche auch dem Dioniß gehörig« abgebrochen werden solle. Der Senat beschließt (fol. 208): »templum in monte St. Michaelis destruendum et lapides vendendos« (s. Mitteilungen des Schloßvereins I, 54, Anm. 1). Zangemeister hat diese Stelle auf das untere Kloster bezogen, aber auch hier ist die Frage, ob nicht das obere Kloster gemeint sei, kaum abzuweisen. Denn wenn auch bei Merian (s. oben Fig. 329) noch bedeutende Überreste von Kirche und Kloster auf der oberen Kuppe erscheinen, so würde damit nur bewiesen, daß die vom Senat beschlossene Zerstörung, d. h. Abtragung bis zum Jahre 1622 nur eine teilweise gewesen ist. Das untere Kloster müßte aber dann damals schon ganz ver-

schwunden gewesen sein, da nur von einem Kloster in den Senatsakten die Rede ist. Die Zerstörung des unteren Klosters ist auch keine vollkommene gewesen, denn als i. J. 1886 der Aussichtsturm daneben errichtet worden ist, war noch genug Steinmaterial dafür in der Ruine vorhanden. (Im Volksmunde hat übrigens von jeher [nach K. Christ] die untere Kirche den Namen S. Michaelskirche geführt, während die obere den Namen Heiligenkirche führte; daher obige Verwechslung leicht erklärlich.) Die Trümmerstätte harret noch der Untersuchung. In ihrem jetzigen Zustande läßt sich immerhin vermuten, daß es sich um eine recht bescheidene Anlage gehandelt hat.

Heidenloch

Das westlich von dem ehemaligen S. Stephanskloster gelegene *Heidenloch* ist offenbar nichts, als eine alte ehemals zum Kloster gehörige Zisterne, wie solche sich noch mehrere auf dem Berge finden.

Denkmäler in der näheren Umgebung von Heidelberg

Zollstock

Östlich vom sogenannten *Zollstock*, dem Sattel, der die oberste Kuppe des Heiligenbergs nach Osten zu mit dem nur wenige Meter niedrigeren »Heidenknörzel« verbindet und über den eine alte Straße vom Siebenmühlental nach der Hirschgasse führt, schneidet ein Stück Wall den Zugang zum Heiligenberg ab, vielleicht ein Überrest aus derselben Zeit, in welcher der doppelte Ringwall des Heiligenbergs entstanden ist. Derselbe ist nicht zu verwechseln mit der wenige Schritte davon nördlich von der Zollstockshütte gelegenen *Freischarenschanze* vom Jahre 1849, wie eine solche auch oben auf dem Heidenknörzel damals gegen die anrückenden Preußen errichtet worden ist. Wie K. Christ aus den Akten des GLA. nachgewiesen hat, bildete der Zollstock einst die Waldgrenze der Cent Schriesheim und hieß damals »Eselsbildstock«, wahrscheinlich nach dem Palmesel, der darauf abgebildet war und an dem vorbei am Palmsonntag die Prozession zum Heiligenberg hinauf ging. (Die Holdermannseiche führt den Namen von einem gewissen Holdermann aus Handschuhsheim, der sich i. J. 1764 hier erschossen hat.)

Hügelgräber

In der Nähe, wenn man vom Zollstock über den Stickersplatz (bei der Holdermannseiche) auf den Heidenknörzel geht, finden sich auch mehrere vorgeschichtliche *Hügelgräber*. Ein solches ebenfalls, wenn man vom Zollstock den Gebirgsgrat gegen das obere Kloster zu geht beim sogenannten Almen- (Almend-) Stein, einem Grenzstein mit dem Handschuh, dem Wappen von Handschuhsheim (*K. Chr.*).

Judenhütte

Die sogenannte *Judenhütte*, ein in Trümmern liegendes kleines Bauwerk an der Ecke, wo der Philosophenweg nach Norden in die Hirschgasse hinein umbiegt, scheint aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jhs. zu stammen und hat bis vor kurzem noch Skulpturen im Renaissancestil enthalten. Vielleicht früher ein Lusthaus — entzückende Aussicht —, soll es später eine Herberge für fahrendes Volk, das in der Stadt keine Unterkunft gefunden, gewesen sein. Auf der oberhalb gelegenen *Engelswiese* will man Grabsteine und Fundamente eines Kirchleins, der »Engelskirche«, gefunden haben (*K. Chr.*).

Hirschgasse

Die *Hirschgasse* trägt ihren Namen vom Hirschenwirt (s. oben S. 261) Heinrich Eckhard, der ungefähr an der Stelle des jetzigen gleichnamigen Biergartens zu Ende des 16. Jhs. einen Garten mit Lusthaus und Fischweihern angelegt hat. Der mittelalterliche Name war: »in dem Darsbach«. Ein Steinpfeiler, der einzige Überrest von einer ehemaligen Brunnenanlage daselbst, mit der Jahreszahl 1583 und dem redenden Wappen

des Hirschwirtes befindet sich jetzt an der Rückseite der Villa Nr. 37 eingemauert, die an der Stelle des ehemaligen Lusthauses steht (s. Mannh. Geschichtsbl. IX (1908) Sp. 182, Anm.).

Der *Kohlhof* im Heidelberger Stadtwalde, oben am südlichen Abhänge des Königstuhl gelegen, hieß früher *Busenbrunner Hof*, nach dem Busenbrunnen, dessen alter Brunnenstock mit der Jahreszahl 1727 jetzt am Eingange zur alten Wirtschaft aufgestellt ist. Den jetzigen Namen mag er von den Kohlenbrennern führen. Der neue von der Stadtgemeinde errichtete Hof ist i. J. 1718 verpachtet worden. An der Rückseite der zur alten Kohlhofwirtschaft gehörigen Scheuer steht die Jahreszahl 1760 mit den Initialen P und R · F. Am Hofort steht: J · H · S 1798.

Der Kohlhof

Im Walde nördlich vom neuen Hotel ein Grenzstein mit der Jahreszahl 1748 und dem Buchstaben A als Bezeichnung des Almend, d. h. des Gemeindeguts (s. K. Christ in Mannh. Geschichtsbl. IX (1908) Sp. 146 ff.).

Von den »Jagd- und Walddenkmälern« im Heidelberger Stadtwalde, über die K. Christ ebenfalls im IX. Jahrgang der Mannheimer Geschichtsblätter ausführlich berichtet hat, seien hier erwähnt:

Jagd- und
Walddenkmäler

Die *Schneiderscher*, ein kleiner Felsen mit der Jahreszahl 1729 und einer eingemeißelten Schneiderschere, zwischen dem Blockhaus und den drei Eichen am alten Gaiberger Weg.

Schneiderscher

Im Heidelberger Stadtwald bei den »drei Eichen« steht auf einem barocken Sockel innerhalb einer von einem steilen Giebel überragten Nische ein arg zerstörtes steinernes *Bildwerk* ohne Kopf, der Inschrift am Sockel zufolge i. J. 1747 vom damaligen Stadtforstmeister Leonard Schreiber zu Ehren des S. Nikolaus errichtet (s. Mannh. Geschichtsbl. 1908 Sp. 179).

S. Nikolausbild

Unterhalb der »Kanzel« befindet sich in einem alten, schon bei Merian sichtbaren Steinbruch, an einem zu den sogenannten *Riesensteinen* gehörigen Felsen die Figur eines stehenden Mannes mit einem Spitzhammer in der Rechten und einer (neuerdings mit einer Fahne versehenen) Stange in der Linken in rohen Umrissen eingemeißelt. K. Christ (Mannh. Geschichtsbl. 1908 Sp. 248) glaubt hauptsächlich aus der Tracht auf mittelalterlichen Ursprung schließen zu dürfen; ich möchte es eher für das Erzeugnis einer ungelübten Hand, für eine Spielerei aus neuerer Zeit halten.

Riesenstein

Im Flußbett des Neckars zwischen Jakobsgasse und Hirschgasse liegt eine *Felsplatte*, die nur bei kleinem Wasserstand zu tage tritt. Es finden sich darauf die Jahreszahlen 1842 (mit Anfangsbuchstaben des Steinmetzen), 1893 und 1911 eingemeißelt. Eine weitere Zahl 58 könnte auf 1558 gedeutet werden, indem die 5 liegend, wie gewöhnlich bei Inschriften im 16. Jh., erscheint, doch ist auch i. J. 1858 ein ungewöhnlich tiefer Wasserstand gewesen. (Eine ebensolche Steinplatte mit der Jahreszahl 1842 liegt auch gegenüber dem neuen Schulhause von Schlierbach im Neckar [K. Chr.]

Wasserstein

In unmittelbarer Nähe der nach Wiesloch führenden Römerstraße, in der Ecke, die von dieser und der Alleestraße gebildet wird, stieß man bei den Arbeiten zur Verlegung des Heidelberger Bahnhofs auf die aus Sandstein aufgemauerten Fundamente des früheren *Heidelberger Galgens*. Die 2 m im Quadrat starken massiven Pfeiler waren im Dreieck aufgeführt (s. Neues Archiv IX, 1911, S. 72). Auf unserem oben Fig. 73 abgebildeten zweiten Kupferstich von Merian (1622) ist der Galgen an dieser Stelle deutlich zu sehen.

Alter Galgen